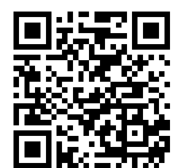




Zeitschrift

für

Völkerpsychologie

und

Sprachwissenschaft.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. **M. Lazarus** und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Dreizehnter Band.

Berlin,

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Harrwitz & Gossmann.

1882.

WEIMAR, - HOF-BUCHDRUCKEREI.

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes und zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Ueber den Accusativ und sein Verhältnis zu den übrigen Casus.

Ein Beitrag zur indogermanischen Casuslehre

von Gerh. Heinr. Müller.

Vorbemerkung.

Vorliegende Schrift ist aus Studien über den Accusativ entstanden. Daher die Einleitung damit beginnt, die Unhaltbarkeit der bisherigen Accusativerklärungen nachzuweisen. Aber ich erkannte bald, dass es mir unmöglich sein würde, den Casus außer dem Zusammenhang mit den anderen zu behandeln und sah mich gezwungen, die Erklärungen, welche die vergleichende Sprachwissenschaft über die anderen Casus aufgestellt hat, heranzuziehen. Da ich nicht nur für Sprachforscher, sondern auch für altclassische Philologen schrieb, so gab ich einen Ueberblick über die Geschichte der Casuslehre, wie sie sich in Europa sowohl im classischen Alterthum, und bei den Philologen, als auch in der vergleichenden Sprachwissenschaft entwickelt hat und fügte dem ursprünglichen Titel: über den Accusativ, das Uebrige hinzu.

In der Geschichte der Casuslehre habe ich mich an Rumpel, Benfey und Hübschmann angeschlossen. Wer aber unbefangen prüft, wird bemerken, dass ich dabei die Quellen nicht unbenutzt gelassen und eigenes Urteil zu gewinnen und darzulegen bemüht war.

Die Ungleichmäßigkeit in der Ausarbeitung der einzelnen Teile bitte ich mit der bei einem Schulmanne nur zu häufi-

gen Unterbrechung und Wiederaufnahme der Arbeit zu entschuldigen. Unerlaubte Aneignung der Gedanken andrer wird man mir hoffentlich nicht vorwerfen. Wo sie vorzukommen scheint, ist mangelhafte Litteraturkenntnis der alleinige Grund, ein nicht zu vermeidender Uebelstand für jeden, der fern von den litterarischen Centren sich auf die Benutzung auswärtiger Bibliotheken angewiesen sieht. Den Herren Universitätsbibliothekaren von Greifswald und Breslau sage ich für ihre Zuvorkommenheit und Gefälligkeit in der Besorgung der von mir gewünschten Bücher meinen herzlichsten Dank.

Wongrowitz, Sommer 1880.

Der Verfasser.

Si recte conclusi, teneo.
Cic. acad. II, 30 extr.

I.

Die bisherigen Erklärungen des Accusativs.

Auf den ersten Blick könnte nichts leichter erscheinen, als eine Erklärung des Accusativs. Die nächstliegenden Sätze: ich trinke das Wasser, ich schreibe den Brief, werden jeden grammatisch einigermaßen Geschulten ihn sofort als den Casus des sogenannten grammatischen Objects erkennen lassen. Aber schon die anderen Beispiele seiner Gebrauchssphäre: ich bleibe einen Tag unterwegs, die Wunde ist einen Zoll lang, beweisen, dass obige Definition zu eng und folglich unzulänglich ist. Zudem ist diese Definition nicht bloß zu eng, sondern auch falsch, wenn man von der neuhochdeutschen und überhaupt von den modernen Sprachen zum Gotischen und Althochdeutschen, sowie zu den altclassischen, derselben indogermanischen Familie angehörigen Sprachen, der griechischen und lateinischen, übergeht. Denn in ihnen bezeichnet dieser Casus außerdem noch das natürliche Subject des Infinitivs in der bekannten Construction des sogenannten Accusativus cum Infinitivo. Freilich ist dies nicht mehr die herrschende Ansicht der Sprachforscher, sondern

weil man das Wesen des Accusativs als das eines Objectscasus auffasst, so sucht man nach einer Erklärung dieser Construction, welche der vorgefassten Meinung vom Casus entspreche. Nach dem Vorgange des alten Apollonius Dyscolos fasst man den Accusativ in dieser Verbindung als Object des Hauptsatzes und vergleicht Sätze, wie: ich lasse dich gehen, ich heiße dich tun, ich sehe ihn fallen, ich höre ihn singen. Man beruft sich darauf, dass der Accusativus cum Infinitivo bei Homer noch nicht in so ausgedehntem Maße gebraucht werde, wie in der späteren Graecität, muss aber zugestehen, dass er bei den verbis sentiendi und dicendi regelmäßig vorkomme. Man unterscheidet dabei nicht zwischen zwei, wenn auch in der Form übereinstimmenden, aber doch in ihrer Bedeutung völlig verschiedenen Constructionen, der einen, wo, wie in den obigen Sätzen, der Accusativ und der Infinitiv die Objecte des regierenden Verbums, und der anderen, wo der Acc. und der Inf. Subject und Prädicat der vom Hauptverbum abhängigen Aussage sind. Ebenso gut könnte man behaupten, die Verba, welche mit einem Acc. des Objects und des Prädicats sich verbinden, seien nach Analogie der Verba construirt, welche einen doppelten Objectsaccusativ regieren. Gleiche Formen und Constructionen mit verschiedener Bedeutung sind bekanntlich sowohl in der Formenlehre, wie in der Syntax oft durchaus unabhänig von einander entstanden. Und auch diese beiden in ihrer Bedeutung so grundverschiedenen Constructionen können schon deshalb nicht die eine aus der andern hervorgegangen sein, weil der Acc. c. Inf. auch unabhängig von einem Transitivum als Subject eines Passivums oder Intransitivums und als sogenannter Acc. c. Inf. des Ausrufes zum Ausdrucke der Verwunderung, Entrüstung und Klage verwendet wird. Vgl. die bekannten Worte der entrüsteten Juno bei Virgil, Aen. I, vv. 37 f.:

mene incepto desistere victam
nec posse Italia Teucrorum avertere regem?

Dieser eigentümliche und in der lateinischen Sprache so gewöhnliche Gebrauch des Acc. c. Inf., der auch im Grie-

chischen nicht selten vorkommt, vgl. R. Kühners ausführliche Grammatik der griechischen Sprache, 2. Aufl. Bd. II p. 595 f., führt uns auf den Gebrauch des nicht prädicirten, sondern attributirten Accusativs in solchen Fällen, huncine hominem, me miserum. Es nutzt wenig, nach dem etwas veralteten Mittel eines Lambert Bos zu greifen, nämlich eine Ellipse anzunehmen, in diesem Falle etwa die eines Verbum sentiendi, sondern man muss sich ehrlich eingestehen, dass mit der landläufigen Erklärung des Accusativs als eines Objectscasus hier gar nichts anzufangen sei. Wäre der Accusativ der Casus des Objects und als solcher der gerade Gegensatz des Subjectscasus, des Nominativs, so hätte nicht im Dual und Plural der Accusativ dieselbe Form erhalten wie der Nominativ. Es könnte unmöglich in zahlreichen Fällen in den slavischen Sprachen der abhanden gekommene Nominativ des Plurals durch den Accusativ Pluralis ersetzt werden. Vgl. über diesen grammatischen Gebrauch Fr. Miklosich, vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen, IV. Bd. Syntax, p. 344 und 371. Ja, ist nicht im Lateinischen der Nomin. Plur. der Substantiva dritter Declination regelmäßig durch den Acc. Plur. vertreten? Oder wie will man die Länge des e in hominēs u. s. w. anders erklären, als auch hominem-s entstanden, der ursprünglichen Form des Acc. Plur.? Erscheinen ferner nicht die Neutra der Adjectiva zweiter und erster Declination auch im Nominativ mit der Endung des Accusativs? Sind nicht Formen, wie aeol. *ἐγών*, altind. ahám, boeot. *τούν*, altind. tvám u. s. w. Accusative der Form und Nominative der Bedeutung nach? Im Zend vollends steht öfter der Accusativ als Prädicatscasus und sogar als Subjectscasus. Vgl. Fr. Spiegel, Grammatik der altbactrischen Sprache, Accusativ p. 270—278. Betrachten wir endlich doch einmal diese Definition etwas genauer! Was soll das heißen: der Accusativ ist der Objectscasus, er bezeichnet das Object eines Verbums? Was ist hier ein Object? Ein Object als grammatischer Terminus technicus ist ein nomen concretum oder abstractum, welches entweder von einer Thätigkeit betroffen, afficirt, oder von

einer solchen geradezu bewirkt, hervorgebracht oder efficirt wird. Hier fällt uns sogleich die Doppelsinnigkeit dieses Ausdruckes auf. Wenn ich sage: ich trinke das Wasser, ich schlage den Hund, so ist das offenbar etwas anderes, als wenn ich sage: ich schreibe einen Brief, ich erhebe eine Anklage u. s. w. In letzterem Falle wird durch die Tätigkeit des Subjectes etwas Neues hervorgebracht, in dem ersteren ein vor der Aussage schon vorhandener Gegenstand nur berührt. Die Tätigkeit des Subjects erstreckt sich nur auf den schon bestehenden Gegenstand. Aber auch der Genetiv und Dativ bezeichnen Gegenstände, die von der Tätigkeit eines Subjects betroffen werden und wir finden in der Entwicklung speciell der griechischen und der deutschen Sprache, dass der Accusativ immer mehr die anschaulicheren und eine speciellere Art der Afficirung eines Objects ausdrückenden Casus, Genetiv und Dativ, verdrängt. Wir sind daher genötigt zu unterscheiden zwischen sogenanntem näheren Object und entfernteren Object, je nachdem ein von einer Tätigkeit betroffener Gegenstand unmittelbarer oder mittelbarer betroffen wird und wiederum das Accusativ-Object zu zerlegen in ein sogenanntes inneres oder äußeres Object, je nachdem durch eine Tätigkeit etwas hervorgebracht oder nur betroffen wird. Man wird mir entgegenhalten, dass eben wegen dieser Bedenken schon längst die Verba geschieden sind in transitiva und intransitiva, Verba, deren notwendige Ergänzung im Accusativ steht und solche, welche durch den Dativ und Genetiv nur näher bestimmt werden oder gar keiner näheren Bestimmung bedürfen. Aber erstens bedürfen auch Verba, die den Genetiv und Dativ regieren, zur Vervollständigung ihrer Aussage, also zur notwendigen Ergänzung der Angabe des afficirten Gegenstandes, z. B. ich begegne (Wem) dem Bruder, ich bedarf (Wessen) des Arztes und zweitens heißt das doch nur die Unbestimmtheit der Erklärung etwas beschränken, im übrigen aber inneres und äußeres Object noch immer als etwas gleiches behandeln. Gehen wir doch einmal dem Begriff und Ausdruck Verbum transitivum auf den Grund! Verbum transitivum bezeichnet

eine Tätigkeit, welche auf einen anderen Gegenstand übergeht, im Gegensatz zu einem Verbum transitivum, welches eine Tätigkeit bezeichnet, die nicht auf einen andern Gegenstand übergeht. Wo bleiben wieder die Verba, deren Tätigkeit sich gar nicht auf einen Gegenstand erstreckt, sondern etwas neues schafft? Stehen endlich nicht die Verba transitiva häufig intransitiv ohne Object in sogenannter absoluter Bedeutung, nicht bloß in der deutschen und griechischen, sondern namentlich in der lateinischen Sprache? Waren nicht ursprünglich alle Verba intransitiv? Wir können sogar noch in historischer Zeit den Uebergang der intransitiven Bedeutung eines Verbums in die transitive verfolgen. So wandelten sich beispielsweise nicht nur in der älteren Latinität, sondern auch erst zu Ciceros Zeit viele lateinische intransitiva in transitiva um. Vgl. die fleißige Dissertation, de obiecto interno apud Plautum et Terentium atque de transitu verbalium notionum, scripsit Alfr. Biese. Kiel, 1878. Der Accusativ kann also nicht ursprünglich die notwendige Ergänzung eines an und für sich unvollständigen und des vollen Verständnisses bedürftigen Verbums bezeichnen. Sätze wie: der Mensch trinkt, der Knabe schreibt, sind völlig verständlich und setze ich die Accusative: Wasser und Brief hinzu, so wird die Tätigkeit der Subjecte: Mensch und Knabe nur näher bestimmt, nicht ergänzt, das eine Mal, indem der von der Tätigkeit des Subjects betroffene Gegenstand, das andere Mal, indem der durch die Tätigkeit des Subjects hervorgebrachte Gegenstand genannt wird. Die Definition des Accusativs als Casus des grammatischen Objects *κατ' ἐξοχήν* ist daher einesteils zu eng, denn sie erklärt nicht die intransitiven oder adverbialen Gebrauchsweisen desselben, andernteils zu unbestimmt, denn sie scheidet ihn nicht genug von den übrigen Objectscasus, dem Genetiv und Dativ, und lässt selbst den Unterschied des inneren und äußeren Objects unberücksichtigt, endlich falsch, insofern ganz abgesehen von seinem anderweitigen Gebrauch der Accusativ im Griechischen und Lateinischen das natürliche Subject des Infinitivs ist und sogar sowol in dieser Verbindung als auch allein

völlig unabhängig von einem transitiven Verbum stehen kann.

Andre erklären daher den Accusativ als den Casus, welcher die Richtung der Tätigkeit eines Subjects auf einen Gegenstand bezeichne oder ausdrücke, dass sich die Tätigkeit eines Subjects über einen Gegenstand hin erstrecke. Diese Definition ist aber ebenso einseitig, wie die erste von uns oben widerlegte. Denn sie erklärt ganz und gar nicht, wie die Sprachen dazu gekommen, das durch eine Tätigkeit Hervorgebrachte im Accusativ auszudrücken. Und je weiter hinauf wir eine Sprache verfolgen, desto mehr tritt uns gerade dieser Gebrauch zur Bezeichnung des inneren Objects entgegen. Aber auch die Construction und der Gebrauch des Acc. c. Inf., sowie der Gebrauch des Accusativs allein beim Ausruf und seinen andern Verwendungen werden mit Nichten dadurch erklärt. Letztere Definition ist deshalb so wenig zulässig, wie die erste.

Daher verzweifelt der Altmeister der slavischen Grammatik, Fr. v. Miklosich, geradezu an der Erklärung dieses Casus und behauptet in seiner Abhandlung über den Acc. c. Inf., Sitzungsberichte der kaiserlichen Academie der Wissenschaften, philos. histor. Classe, 59. Bd. 3. H. p. 505, Wien 1868, dass die ursprüngliche, d. h. die mit seiner Entstehung zusammenhängende Bedeutung des Accusativs ein Geheimnis sei und auch für alle Zukunft ein solches bleiben werde. Und in der Tat schien sich dies bis jetzt zu bewahrheiten. Denn so hervorragende Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Syntax wie H. Hübschmann und B. Delbrück ließen bei ihrer Erklärung des Casus seinen Subjectsgebrauch außer Acht und gingen, wie alle bisherigen andern Grammatiker von seiner Verwendung als Verbalcasus aus. Ersterer in seiner vortrefflichen Schrift: Zur Casuslehre, München, 1875, und sich ihm anschliessend Delbrück, syntaktische Forschungen, Bd. IV, p. 29, Halle, 1879, fassen den Accusativ als »nähere Bestimmung des Verbalbegriffs«. Nach ihnen gibt der Casus mit dem m-Suffixe, der Accusativ, das Wort in seiner allgemein abhängigen, obliquen Stellung im Satze,

durch die es ganz allgemein als zum Prädicate gehörig bezeichnet wird. Und da sich dem Accusativ des äußeren Objects gegenüber die sämmtlichen andern Gebrauchsweisen desselben leicht zu einer Gruppe vereinigen lassen, so macht Hübschmann zwei große Abteilungen, den notwendigen (ergänzenden) oder Objectsaccusativ p. 161 ff. und den freiwilligen Accusativ p. 196 ff., das Uebrige umfassend. Wenn diese Erklärung gegenüber den beiden älteren, welche den Casus einseitig entweder als Objectscasus oder als adverbialen Casus bestimmen, insofern ein Fortschritt ist, als sie diese seine beiden Gebrauchsweisen zusammenfasst, so berücksichtigt sie doch nur seinen Gebrauch als abhängigen Verbalcasus und wir haben oben gesehen, dass er auch unabhängig gebraucht wird. Zugleich vermisst man hierbei die Begründung der seltsamen Erscheinung, warum das eine Mal der Accusativ die notwendige Ergänzung transitiver Verba und das andere Mal nur die nähere Bestimmung der Verba sein soll. Diese Erklärung ist mithin weiter nichts, als ein Versuch, die beiden so weit auseinander gehenden Gebrauchsweisen des Accusativs zusammenzufassen, ohne irgend welchen Grund dafür anzugeben, noch abgesehen davon, dass die Entstehung der Form des Casus dabei nicht berücksichtigt ist. Delbrücks Schüler, Carl Gaedicke, der Accusativ im Veda, Breslau 1880, liefert zwar einen werthvollen Beitrag zur Accusativ-Litteratur; er gibt nämlich eine vollständige und detaillirte Uebersicht über den Gebrauch des Casus im Veda nebst den Belegstellen und füllt damit eine bisher schmerzlich empfundene Lücke aus; aber für die einheitliche Auffassung des Accusativs bietet er außer seinem reichhaltigen Materiale nichts. Sich stützend auf Brugman, nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache (in G. Curtius Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik, Bd. 9, Leipzig 1876, p. 300 ff.), welcher nach E. Sievers, Grundzüge der Lautphysiologie p. 24 f. zwischen nasalis sonans und consonans unterscheidet und behauptet in ped-em u. s. w. sei m nasalis sonans und e Hilfsvocal, allmählich entstanden aus ped^{e}**m**, erklärt Gaedicke die Accusativendung als durch

Nasalirung der a-Stämme entstanden. Dies nasale m verdanke nicht syntactischen, sondern rein lautlichen Motiven, vielleicht auch solchen nicht einmal, seine Entstehung und sei dann auf die andern consonantischen und halbvokalischen Stämme übertragen. Er sagt diesbezüglich p. 18: Vermied man doch, indem man die Lippen schloss, während man den Stimmton forttönen ließ, eine abrupte Hemmung der Stimme und gewann einen bequemeren Uebergang. p. 21: Allein es ist vielleicht nicht einmal nötig, besondere Motive für die erste Schöpfung des Nasals im Auslaut der a-Stämme aufzusuchen, u. s. w. Die Bedeutung des indogermanischen Accusativs gibt er dahin an, dass derselbe an sich keine syntaktische Beziehung ausdrücke. p. 22: Er behauptet, man habe gesehen, dass es unmöglich sei, die verschiedenen Gebrauchsweisen des Accusativs zu vereinigen oder auseinander zu entwickeln, sobald man für das -m eine bestimmte positive Bedeutung annehme, und führt die bekannte, auch von Hübschmann citirte Definition Madvigs an, nach welcher der Accusativ an sich nur bezeichne, dass das Wort nicht Subject sei, aber es übrigens (wie der Nominativ) ganz allgemein benenne, ohne ein besonderes Verhältnis anzugeben, Lateinische Sprachlehre, § 222. Da nach Gaedicke der Accusativ nichts andres ist, als eine Veränderung des Stammes durch Nasalirung, im Uebrigen synonym mit dem Stamme, so bestimmt er den Gebrauch des Casus negativ, p. 25. Nach seiner Ansicht musste der Accusativ eintreten für alle Beziehungen minus diejenigen, welche durch die sogenannten logischen Casus und den Nominativ ihren Ausdruck gefunden hatten. Es stehe also ein Nomen im Accusativ, p. 32, wenn der Verbalbegriff den Nominalbegriff

I. afficire (Objectsaccusativ),

II. hervorbringe

  a) als einen selbständigen und unabhängig von ihm fortbestehenden (Accusativ des Resultats),

  b) als einen im Verbalbegriff zu Tage tretenden, vom Substantivbegriff des Verbs mehr oder minder verschiedenen (Accusativ des Inhalts),

III. erreiche als Ziel oder Endpunkt (Accusativ des Ziels),
IV. dauere (Accusativ der Zeit).

Aber es ist ein Widerspruch, zu behaupten, der Accusativ sei nichts als der nasalirte Stamm, also kein Casus und ihm doch eine ganze Reihe casueller Functionen beizulegen. Bei der Untersuchung über die Entstehung und Bedeutung des Accusativs kann es sich nur darum handeln, ob der Accusativ ein einfacher oder ein sogenannter Mischcasus ist, entstanden aus der Vereinigung zweier oder mehrerer der Form oder Bedeutung nach ähnlicher Casus. Tertium non datur. Da ferner, außer dem Vocativ, sämmtliche anderen Casus, auch der Nominativ, sich als Composita einer nennenden und deutenden Wurzel herausgestellt haben, so ist von vorn herein die Behauptung, der Accusativ sei kein Compositum, sondern der nasalirte Stamm, abzuweisen und anzunehmen, er sei ebenso wie die andern Casus und insbesondere wie sein Antipode, der Nominativ, ein Compositum von Nominalwurzel, resp. Stamm, und Pronominalwurzel. Die Gaedickesche Erklärung des Casus ist mithin, da sie ihn lediglich negativ auffasst, ein Rückschritt gegen die von Hübschmann und Delbrück aufgestellte.

Nachdem also durch Gaedicke das Material des Accusativgebrauchs im alten Sanskrit auf das reichhaltigste uns gewährt worden, zugleich aber Miklosichs Behauptung lediglich bestätigt ist, dürfte es sich verlohnen, noch einen Versuch zu machen, unter gleichmäßiger Berücksichtigung der Psychologie und vergleichenden Grammatik die einheitliche Bedeutung des Accusativs als Casus festzustellen. Bevor wir aber die eigene Ansicht entwickeln, sei es uns gestattet, eine kurze und unserem Zwecke besonders dienende Geschichte der Casuslehre voraufzuschicken, nicht nur um eine Uebersicht der bisherigen Behandlung und Deutungen derselben zu geben, sondern vor allem um den Accusativ im Zusammenhange mit den andern Casus zu betrachten. Und zwar begnügte ich mich aus der älteren Geschichte der Casuslehre nach Darlegung der Entstehung und Bedeutung des Casusnamens selbst nur die verschiedenen Deutungen des Accusativs her-

vorzuheben, so weit sie uns noch heute interessiren können oder gar noch in den gangbaren Grammatiken vorkommen. Breiter musste meine Darlegung der Casuslehre werden mit dem Beginne der vergleichenden Sprachforschung, welche es uns erst eigentlich ermöglicht hat, durch Vergleichung und Erklärung der Formen und Funktionen der Casus in ihr Wesen zu dringen. Hier habe ich nicht gezögert, selbst eine kleine Geschichte der Sprachwissenschaft in nuce, natürlich in Bezug auf ihre Verdienste um die Casuslehre zu geben. Galt es doch, getreu der Dispositionsvorschrift für die Definition eines Begriffes, zuvor das genus proximum des breiteren zu entwickeln, um dann die differentia specifica unseres Themas desto schärfer bestimmen zu können.

II.

Geschichte der Casuslehre, insbesondere des Accusativs, bei den Griechen, Römern, Byzantinern und classischen Philologen der Neuzeit.

Die Geschichte der Casuslehre beginnt, da die indischen Grammatiker Pâṇini u. s. w. auf dem Gebiete der Syntax sich darauf beschränkten, die Abweichungen vom regelmäßigen Gebrauch der syntaktischen Verbindungen, allerdings sehr sorgfältig, zu verzeichnen und jede sprachphilosophische Untersuchung ausschlossen, erst unter den europäischen Völkern und mit Aristoteles. Nachdem etwa in der Sophistenzeit die Redeteile in *ὄνομα* und *ῥῆμα* geschieden waren, vgl. G. F. Schömann, die Lehre von den Redeteilen nach den Alten dargestellt und beurteilt, Berlin, 1862, p. 2 f., bezeichnete Aristoteles mit *πτῶσις* nicht bloß einen Casus, sondern auch einen Numerus, einen Gradus, das Tempus eines Verbums, ja Wörter einer gemeinsamen Wurzel, also jegliche flectirte oder abgeleitete Form eines Wortes. Die Aristotelischen Stellen über die Casus hat Classen, de gram. graec. primordiis, p. 64, zusammengestellt. So sind ihm *δικαίως* und *δικαιοσύνη* die *πτώσεις* des Adjectivums *δίκαιος* u. s. w. Vgl. Leo Magentinus in Aristot. *περὶ ἑρμην.*

p. 104 a. 48 Br. — *πάσας τὰς παραγωγὰς καὶ τοὺς σχηματισμούς, οἷον τὸ δίκαιον καὶ δικαίως καὶ δικαιότερον καὶ δικαιότατον καὶ ὁ δίκαιος καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα* —. Vergleichen wir mit diesem Substantiv den Gebrauch seines Verbums in der Verbindung *πίπτειν ὑπό τι* bei den griechischen Philosophen: in eine Categorie, unter einen Begriff fallen*), so erhellt, dass *πτῶσις* bei Aristoteles die specielle Wortform im Satze bezeichnet, welche unter den Begriff des betreffenden Wortes fällt, also die bestimmte Form eines Begriffes, welche dessen Verhältnis zur Aussage, zum betreffenden Satze, bezeichnet. Wenn der Ausdruck in einer Beziehung sehr klar und bestimmt ist, so ist er andrerseits noch sehr weit. Bemerkenswert ist noch, dass der Nominativ teils als *πτῶσις* vom Philosophen aufgefasst wurde, insofern er im Satze als Teil desselben erscheint, teils als *κλῆσις*, insofern er ohne irgend welches Verhältnis zu einer Aussage die bloße Benennung eines Gegenstandes anzeigt. Dem Aristoteles folgten, namentlich darin dass sie *πτῶσις* auch von der Verbalform angewandt wissen wollten, die Peripatetiker, seine Schüler; nur erklärten sie ziemlich mechanisch die *πτώσεις* des Nomens dahin, dass der Nominativ gleichsam als gerade *(ὀρθή)* auf einer Ebene stehender Stift keine eigentliche *πτῶσις* sei, sondern erst durch eine Neigung desselben zur Ebene die übrigen Casus, *πτώσεις πλάγιαι*, aus ihm hervorgingen. Im Gegensatz zu ihnen beschränkten die Stoiker den von Aristoteles geschaffenen Terminus technicus auf die Nominalformen im Satze,**) betrachteten aber den Nominativ ebenfalls als eigentliche *πτῶσις*, welcher vom

---

*) *αἱ ὑπ᾽ἀντίλαψιν μὴ πίπτουσαι κινάσιες* Tim. Locr. p. 100 B, vgl. Plut. mor. 1145 A, *πίπτειν ὑπὸ τὸ αὐτὸ γένος*, Plat. defin. p. 416 *τὰ διαφέροντα πίπτει ὑπὸ τὸν αὐτὸν ἀριθμόν*, Arist. metaph. B, 6, *αἱ ἀρχαὶ πίπτουσιν εἰς γένη ταῦτα*, die Principien fallen unter diese Kategorien, ibid. 3, 2, *ὁ λόγος πίπτει ὑπὸ τέχνην οὐδεμίαν*, id. eth. 2, 2, u. s. w.

**) Die Stoiker erkannten als wesentlichen Unterschied des Hauptwortes vom Zeitworte das *πτωτικόν* an und indem sie letzteres als *μέρος λόγου ἄπτωτον* definirten, schieden sie es mit Bestimmtheit aus und nun erst waren Forschungen über die Anzahl der Casus möglich. Lersch, die Sprachphilosophie der Alten, Teil II, p. 185. Bonn 1840.

allgemeinen Begriff in die *ἰδιότης* gefallen sei. *Καθὸ γὰρ πέπτωκεν ἀπὸ τοῦ κοινοῦ εἰς τὴν ἰδιότητα, ὀνομάζεται πτῶσις.* Sie hielten ebenfalls an dem Bilde des senkrecht auf einer Ebene stehenden Stiftes und seiner Neigung fest; nur behaupteten sie, auch der Nominativ sei vom Begriff gefallen: *εἰ ὀρθή, πῶς πτῶσις; ὅτι πέπτωκεν ἐκ τοῦ ἀσωμάτου καὶ γενικοῦ εἰς τὸ εἰδικόν.* Die Stoiker fassten also *πτῶσις* nicht im aristotelischen Sinne, sondern als Einzelbezeichnung eines allgemeinen Begriffs, vgl. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, 1863, p. 297. Der Fortschritt in der Erkenntnis der Casus war aber der, erstens, dass *πτῶσις* nur die Nominalformen im Satze bezeichnete und zweitens die Einteilung der Casus in *ὀρθή* oder *εὐθεῖα* und in *πλάγιαι*, hergenommen von dem Bilde eines gerade und aufrecht stehenden Stiftes und dessen Neigung zur Ebene. Ein andres Bild, welches auch auf die Genera verbi angewandt wurde, war dem Ringkampfe entlehnt und sowie das Activum *ὀρθή* und das Passivum *ὑπτία* genannt wurde, »weil der mit seinem Gegner ringende Kämpfer aufrecht in seiner Tätigkeit dasteht, aber wenn er unterliegt, rückwärts gebeugt unter dem übermächtigen Gegner leidet«,*) so wurde der Nominativ als Casus des tätigen Subjects *ὀρθή* und im Gegensatz dazu die obliquen Casus *ὑπτίαι* genannt als die der leidenden, von der Handlung betroffenen Person oder Sache. Vgl. Lersch, Sprachphilos. d. Alten, II, p. 196. Nach Diogenes Laertius, VII, 65, im Leben Zenons, wo die Grundlinien der Stoischen Lehre auseinandergesetzt werden, stellten die Stoiker vier *πτώσεις* auf, die *εὐθεῖα, γενική, δοτική, αἰτιατική.* Als fünfter Casus tritt der Vocativ, *προσαγορευτική* oder *κλητική,* bestimmt erst seit Dionysius Thrax, Schüler des Alexandriners Aristarch, erstes Jahrh. v. Chr., auf,**) während durch Chrysippus

---

*) *Λέγεται δὲ ἡ μὲν ἐνεργητικὴ πρὸς τῶν φιλοσόφων ὀρθή, ἡ δὲ παθητικὴ ὑπτία ἐκ τῆς τῶν παλαιόντων μεταφορᾶς,* Schol. z. Dionys, Thr. p. 886.

**) *Πτώσεις δέ εἰσιν ὀνομάτων πέντε· ὀρθή, γενική, δοτική, αἰτιατική καὶ κλητική.* Bekker, anecdot. Graec. II p. 636.

das Adverbium in seiner Schrift *περὶ πέντε πτώσεων* den vier älteren als fünfter Casus hinzugefügt zu sein scheint, vgl. Steinthal, p. 295, Anm.

Aristoteles und die Stoiker befassten sich mit der Sprache nur als dem Ausdrucke des Denkens vom philosophischen Standpunkte aus und im Interesse der Logik ihres Systems erforschten sie die Redeteile und Formen derselben im Satze. So gewann bekanntlich nach Trendelenburgs Entdeckung der Erstere seine Dekade logischer Kategorien durch Zergliederung des grammatischen Satzes. Das Resultat dieser ihrer Beschäftigung war die Begründung und Ausbildung der grammatischen Terminologie, es war gleichsam »die philosophische Vorarbeit« der Grammatik. Das sprachliche Material für diese geschaffenen Termini technici sammelten die sogenannten Alexandriner, nicht zu dem bestimmt ausgesprochenen Zweck das grammatische Studium zu fördern, sondern zum Zweck der Kritik und Erklärung der classischen Schriftsteller, deren Schriften sie in den großen Bibliotheken aufbewahrten, namentlich aber des Dichters *κατ᾽ ἐξοχήν*, des Homer. So verfuhren ein Zenodot, 284—247 v. Chr., Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz, Aristarch und andre Gelehrte, die sich um den Text und die Erklärung der alten Schriftsteller, insbesondre des Homer, die größten Verdienste erworben haben. Erst Apollonius Dyskolos und sein ebenso berühmter Sohn Herodian, welche in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. unter Marcus Aurelius Antoninus lebten, beschäftigten sich mit der Grammatik um ihrer selbst willen, der Vater mit der Syntax, der Sohn mit der Formenlehre. Ihre Behandlung der Grammatik ist der Höhepunkt der grammatischen Forschung des Altertums. Indem sich Apollonius einerseits in der Einteilung und Gliederung seines grammatischen Systems an die Stoiker anschloss und deren Ausdrücke annahm, andrerseits die Fülle des von den Alexandrinern beigebrachten Materials sich zu eigen machte, versuchte er die Syntax als etwas Ganzes und in sich abgeschlossenes methodisch darzustellen. Er geht im Gegensatz zur pergamenischen Schule von der Analogie aus und sieht

überall die bestehende Ordnung und Reihenfolge z. B. der Buchstaben, der Wortformen u. s. w. als eine notwendige und vernünftige zu beweisen. Daher versucht er auch die von den Stoikern festgestellte und überlieferte Folge der Casus als natürlich und sinngemäß darzustellen. Mit welchen Mitteln und welchem Erfolge, ist für uns auf höherer Stufe grammatischer Ausbildung stehende Neuere unschwer zu errathen. Im 32. Capitel des dritten Buches seiner Grammatik, *τῶν περὶ συντάξεως*, unternimmt es Apollonius, nachzuweisen, welche Verba und warum sie einen der drei abhängigen Casus, *γενική, δοτική, αἰτιατική*, regieren. — *τοῖς μέντοι γε μετὰ πάσης ἀκριβείας ἐπεξιοῦσι τὰ τῆς συντάξεως τοῦ λόγου προσγενήσεται ἐπιστῆσαι, τίνα τῶν ῥημάτων γενικὴν ἀπαιτεῖ καὶ τί τούτου τὸ αἴτιον, καὶ τίνα δοτικήν, συνόντος πάλιν τοῦ αἰτίου τὸ αὐτὸ κἀπὶ τῆς αἰτιατικῆς.* Seine Erklärung ist eine sehr empirische und wo er in die Construction der Verba nach logischen Principien einzudringen sich bemüht, sehr oberflächliche. Den Accusativ erklärt er im Gegensatz zum Nominativ, als dem Casus des tätigen Subjects, für den Casus des die Handlung erleidenden Objects. *αἱ μὲν οὖν ἐκ τῆς εὐθείας ἐγγινόμεναι δράσεις σχεδὸν ἐπὶ αἰτιατικὴν ἅπασαι συντείνουσι, παρυφισταμένου καί τοῦ ἐνεργοῦντος καὶ τοῦ τὸ πάθος ἀναδεχομένου, ὡς ἐν τῷ δέρω σε, τύπτω σε. — Καὶ ὡς προείρηται, πολυμερεστάτη ἐστὶν ἡ κατ' αἰτιατικὴν σύνταξις, ἑνὶ συμφωνοῦσα τῷ ἀναδέχεσθαι τὴν ἐξ εὐθείας ἐνεργητικὴν διάθεσιν.* In der Construction des Acc. c. Inf. lässt er den Accusativ unmittelbar vom Verbum abhangen, die Constructionen der Verba des Affects mit dem Accusativ erklärt er durch Annahme einer Ellipse, *τρέμω σε* = *τρέμω διὰ σέ.* Vgl. *ἔστι δὴ οὖν καὶ ἡ προκειμένη σύνταξις ἐν πλήρει λόγῳ καθισταμένη οὕτω· τρέμω διὰ σέ, φεύγω διὰ σέ. ὁ αὐτὸς λόγος κἀπὶ τοῦ φρίσσω, φοβοῦμαι καὶ τῶν ὁμοίων.*

Von den römischen Grammatikern genügt es Varro, 116—27 v. Chr., als den Grund legend zur Erforschung der lateinischen Grammatik, und Priscian, 512—560 n. Chr., als den Höhepunkt und den Abschluss derselben bezeichnend,

anzuführen. Im Allgemeinen begnügten sich die römischen Grammatiker die Terminologie der Griechen zu übersetzen, leider nicht immer richtig, und im übrigen sie einfach auf die lateinische Sprache anzuwenden, ohne Neues hervorzubringen. Varro übersetzte *κλίσις* mit declinatio, allerdings noch im weiteren Sinne von der Veränderung jedes Wortes eines Nomens, Verbums u. s. w. Im engeren Sinne der Biegung der Nomina kommt es erst bei den späteren Grammatikern vor, vgl. Donat, pag. 174 P. *Πτῶσις* giebt er durch casus wieder, *εὐθεῖα* durch rectus, *πλάγιαι* durch obliqui etc., leider aber auch *αἰτιατική* mit accusativus. Den Ablativus nannte er Casus sextus, qui est proprius Latinus, Varro, ed. O. Müller, X, 62. Der Name Ablativ erscheint sicher erst bei Quintilian, der auch die seitdem gebräuchlichen Casusnamen auf -ivus hat: Nominativus, genetivus, dativus, accusativus, ablativus, Namen, welche durch den Einfluss der römischen Litteratur wol für alle Zeit in der Grammatik verbleiben werden. Priscian folgte in der Darlegung seines grammatischen Lehrgebäudes durchaus dem von ihm hochverehrten Apollonius. Er ist ihm summus auctor artis grammaticae. Casus erklärt er als die Veränderung, welche die Endsilbe eines Wortes in der Declination erleidet, die Casus sind ihm gleichsam die Stufen der Declination, durch welche das Nomen aus seiner ersten Stellung im Nominativ herunterfällt. Denn das Bild vom senkrecht gefallenen Stifte behält er, auch in der Erklärung des casus rectus, bei. Wie dem Apollonius, so ist auch ihm die Reihenfolge der Casus, im Gegensatz zu andern römischen Grammatikern, vgl. grammatici latini, ed. Henr. Keil, V, p. 350, nicht eine zufällige, sondern durch ihre Beschaffenheit begründete.

Von den Byzantinern fasste Joannes Glycas, Patriarch zu Konstantinopel 1316, den Accusativ als Gegensatz zum Genetiv und erklärte als seine Eigentümlichkeit, dass er etwas Ganzes als Ursache bezeichne, *ἡ τῆς αἰτιατικῆς ἰδία σήμανσις, ὁλόκληρόν τι καὶ ἀκέραιον ἢ πρόσωπον ἢ πρᾶγμα εἰς τὴν αἰτίαν ἐπιφέρειν.* Sodann bezeichne er auch ein Ganzes überhaupt. Drei andre byzantinische Grammatiker,

Philemon, Theodosius und Maximus Planudes versuchten es, vielleicht einer älteren, aber jedenfalls byzantinischen Quelle folgend, die Casus localistisch zu erklären. Nach ihnen entspricht dem *πόθεν* der Genetiv, dem *ποῦ* der Dativ, dem *πῇ* der Accusativ. Dabei ist es natürlich und der Bedeutung der Casus entsprechend, *κατά τινα φυσικὴν ἀκολουθίαν,* dass der Dativ zwischen dem Genetiv und Accusativ steht, »denn ein sich bewegender Körper kommt von einem Orte, befindet sich an einem Orte und geht an einen Ort«. Vgl. Hübschmann, z. Casuslehre, p. 26.

Während man in Constantinopel die Traditionen der Griechen, eines Dionysius Thrax und in zweiter Linie des Apollonius Dyskolos und seines Sohnes Herodian, pflegte und die oben Erwähnten sich sogar bemühten eigene Ansichten über einzelne Teile der Grammatik aufzustellen, traten die Grammatiker des westlichen Europa völlig in die Fußtapfen der römischen Grammatiker, Priscians und Donats. Nur dass zwei heut zu Tage gäng und gäbe gewordene Ausdrücke aufkamen und immer mehr Anwendung fanden: regieren statt des lateinischen exigere und absolut, Priscians Uebersetzung des griechischen *ἀπόλυτος*. Vergl. Hübschmann, Casusl. p. 36 f.*)

Durch Petrarca, 1304—1374, Boccaccio, 1313—1375, und andere wurde in Italien das Studium der römischen und griechischen Literatur wieder erweckt und verbreitet. Boccaccio war seit mehreren Jahrhunderten der erste Nichtgrieche, welcher den Homer in der Ursprache las. Durch ihn wurde Leontius Pilatus als Professor der griechischen Sprache in Florenz ange-

*) L'expression se trouve pour la première fois dans Pierre Hélie (Commentator Priscians, 12. Jahrh.); il dit à propos de sole ascendente dies fiet, si vero quaeratur, a quo regitur sole vel ascendente, dico quod absoluti sunt. Ch. Thurot, révue archéol. X, 1864 p. 279 f.

Ubi grammatici huius temporis dicunt: dictio regit dictionem, ibi Priscianus dicit: dictio exigit dictionem.

Thurot, extraits de divers manuscrits latins pour servir à l'histoire des doctrines grammaticales au moyen âge. Paris, 1869, p. 239.

stellt. Seit 1395 wirkte Emanuel Chrysoloras zuerst in Florenz, dann in Mailand, Venedig, Pavia und Rom für die Verbreitung des Griechischen und versammelte einen großen Kreis von Schülern um sich. Das Interesse an griechischer Literatur war schon so stark geworden, dass Abendländer zu diesem Zwecke nach Konstantinopel zu ziehen anfingen. Da sahen sich durch die Türken eine Menge gelehrter Griechen gezwungen von Konstantinopel, dem damaligen Mittelpunkte griechisch-byzantinischer Gelehrsamkeit nach den Städten Nord- und Mittel-Italiens zu flüchten. Vgl. Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. München, 1869, p. 205 ff. Das schon vorher erwachte Interesse für die griechische Literatur wurde hierdurch nicht wenig gefördert und verbreitete sich bald von Italien nach Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, Spanien und England aus. Es wurde durch die Gelehrten dieser Länder dorthin getragen, nachdem diese von den Griechen in Italien deren Sprache erlernt hatten. Constantin Lascaris, Theodor Gaza, der Italiener Aldus Manutius schrieben griechische Grammatiken zum Zweck der Erlernung dieser Sprache. Andere folgten ihnen aus demselben Grunde. Hatten Aristoteles und die Stoiker sich mit der Grammatik beschäftigt der Philosophie wegen, die Alexandriner der Literatur wegen, so wurde nunmehr griechische Grammatik betrieben, um sich diese Sprache anzueignen. Einerseits hatte man dabei den Vortheil der Sprache als einem fremden Objecte entgegenzutreten, anderseits den Nachtheil des unmittelbaren Sprachgefühls der griechischen Grammatiker zu entbehren. Die grammatische Forschung erhebt sich daher trotz des allgemeinen Aufschwunges der sogenannten humanistischen Studien nicht über eine mehr oder weniger praktische Zusammenstellung der durch die Lectüre erworbenen Gebrauchsweisen und Verbindung der Wörter und musste in größeren Werken geradezu in eine Unmasse lexicalischer und grammatischer Notizen ohne inneren Zusammenhang ausarten. So geht der bedeutendste Grammatiker dieser Zeit, Lascaris, welcher seit 1454 in Mailand docirte, bei der Darstellung der

Casuslehre *κατὰ τὸν δεινὸν Ἀπολλώνιον* vom Verbalbegriff aus und zählt die Verba nach ihrer Bedeutung in eine große Zahl von Klassen geordnet auf, welche z. B. den Accusativ regieren. Erstens *τὰ εἰς σωματικὴν διάθεσιν ἀναφερόμενα ῥήματα*, wie *γυμνάζω, τρίβω*, zweitens *τὰ εἰς ψυχικὴν καὶ ἠθικὴν διάθεσιν, φιλῶ*, drittens *ἐπιδεικτικὰ καὶ ἐγκωμιαστικά, ὑμνῶ, ᾄδω,* viertens *σεπτικά, σέβομαι, τιμῶ*, fünftens *διακρουστικά* u. s. w. Es folgen die Verba des Ausdenkens, Fragens, Glaubens, Ermahnens, Rufens u. s. w., so dass sechzehn Kategorien der den Accusativ regierenden Verba aufgeführt werden. Vgl. Th. Rumpel, die Casuslehre in besonderer Beziehung auf die griechische Sprache dargestellt. Halle, 1845, p. 23 u. 78. Einen höheren Standpunkt nehmen die Latinisten ein, da den Gelehrten die lateinische Sprache schon gleichsam die Muttersprache war und sie diese in ganz anderer Weise beherrschten als die griechische. Vom philosophischen Standpunkte aus untersuchte Jul. Cäs. Scaliger, de causis linguae latinae l. XIII. Lugd. Batav. 1540, die überlieferten Kategorien der Grammatik, vorzugsweise in der lateinischen Sprache, ohne jedoch die griechische gänzlich unbeachtet zu lassen. Er verwarf, lib. IV. c. 80, casus, Priscians Definition des Casus, unterschied zwischen recta = *εὐθεῖα* und erecta = *ὀρθή (πτῶσις)*. Der Nominativ bezeichnet ihm die kleinste Ausdehnung des Nomens, wie die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist. Darum heiße er rectus, *εὐθεῖα,* weil er aber nicht gebeugt ist, sondern steht, sei er erectus, *ὀρθή*. Hinc Nominativum vocabimus *εὐθεῖαν* Rectum, quia brevissima nominis extensio est: ut linea recta; *ὀρθήν* autem quia stat, neque dum flexa est rectum dicas, si lubet. Dem Rectus ständen gegenüber die obliqui, dem Erectus die Casus. Caeteras autem partes inflexi nominis a Recto quidem Obliquas, ab Erecto autem casus. Getadelt wird der Ausdruck obliquus, weil er nicht gleich curvus sei. Sed rectius fiat, ut obliquorum nomen omittas; nullo enim modo potest competere ratio curvitatis. Fünf Casus erklärt er für nothwendig. Quinque casus fuere necessarii; Agens Rectus, quod fit Secundus, cui fit, id est

finis, Tertius, quod recipit Quartus, privatio Sextus. Die Namen der Casus seien zu verwerfen, da sie nicht ihr Wesen erklärten, und dieselben sollten nur nach ihrer Reihenfolge mit den Ordinalien primus etc. bezeichnet werden. Sapientius autem a nobis fit, quam sit factum ab antiquis, cum ordinis nomen indimus casibus Primum, Secundum, Tertium, non autem officiorum etc. Bemerkenswert ist, dass er sich besonders gegen die Benennung Accusativ erklärt und auf griechische Tradition zurückgeht. Accusativum pessime Latini, Graeci mitius *αἰτιατικήν,* ut causa sit, non accusatio. Mit großem Scharfsinn und teilweise glücklicher Divination suchte F. Sanctius (Sanchez) den logischen Zusammenhang der lateinischen Syntax darzulegen in seiner Minerva seu de causis linguae latinae commentarius, Amst. 1587. So erkannte er schon von seinem philosophischen Standpunkte aus, dass die Pronomina älter seien als die Nomina, p. 25 f., eine Wahrheit, für welche erst die vergleichende Sprachforschung den historischen Beweis erbracht hat. Er definirt den Accusativ als Casus in quem finem tendat actio. Derselbe hängt außer in Verbindungen wie me amari und amo litteras stets von einer Präposition ab und wo dieselbe fehlt, ist eine Ellipse anzunehmen. Es war eben die Zeit, wo man alles, was man in der Syntax unregelmäßig nannte, entweder als Ellipse oder als Pleonasmus oder als Enallage bezeichnete. Denn man nahm an, es sei der Abwechselung wegen in der Darstellung und um Eintönigkeit zu vermeiden, etwas entweder zu wenig oder zu viel oder gar anders, als es sollte, gesagt. Eine Annahme, welche schließlich in die Ellipsenjägerei eines Lambert Bos auslief, vgl. Lamberti Bosii ellipses Graecae sive de vocibus quae in sermone Graeco supprimuntur. 1712. Zuletzt nach 1808 aufgelegt.

Erst ein Gottfried Hermann war es, welcher nach einigen vorhergegangenen schwachen Versuchen Anderer es unternahm, die Grammatik rationeller vom philosophischen Standpunkt aus zu erklären in seinem Epoche machenden Werke, de emendanda ratione graecae grammaticae pars prima. Lips. 1801. Sie sollte nicht blos zum Verständnis der

Schriftsteller dienen, nicht mehr nur eine Dienerin der Lectüre sein, sondern eine selbständige Wissenschaft werden. Er war nach langer Zeit der erste, welcher die Theorie der Grammatik wieder besonders untersuchte und ist der geistige Urheber der neueren wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der altclassischen Grammatik. Aber indem er die Kategorien des strengphilosophischen Denkens und der Sprache eines Volkes als adaequat annahm und die Grammatik auf das Prokrustesbette der Kantischen Kategorien streckte, beging er den für die Grammatik folgenschwersten Irrtum.*) Im achten Capitel seiner Schrift, de casibus, setzt er auseinander, dass der Nominativ zum Ausdruck des Begriffes an sich diene. Igitur primum quaeque notio, quae aliquo nomine comprehensa est, nuda per se cogitari potest. Isque modus exprimitur casu *nominativo,* quo nihil nisi ipsa nominis notio, eaque omnis rationis expers, indicatur. p. 139. Der Genetiv bezeichne die Substanz, der Dativ die Wirkung, der Vocativ die subjective Relation, der Ablativ die Ursache und der Accusativ die Accidenz. Plane contraria ratio cernitur in eo casu, quo accidentia, quae dici solent, notantur. Isque est accusativus. Ut in hoc exemplo, *teneo librum.* Quo significatur, librum esse accidens eius, qui tenet. Est autem in hoc quoque casu, ut in caeteris omnibus eadem illa cautio adhibenda, de qua dicimus in genitivi explicatione. Neque enim res ipsa, de qua quis loquitur, qualis sit quaerimus, sed quo pacto cogitetur. Atque accusativum consideranti pateat necesse est, quotiescunque hic casus adhibetur, rem ita cogitari, ut nulla sui parte libera sit et suapte quadam vi et potestate constet, sed penitus atque omnino pendeat ex alia

*) Vgl. de emendanda rat. graec. gram. p. 1, est sermo quasi imago quaedam humanae rationis, cuius cum exprimendis cogitationibus inserviat, eadem notitiarum genera, easdem formas, differentias, rationes complectatur necesse est, quibus cogitationum multiplex distinguitur varietas, p. 127, cum omne linguarum officium eo contineatur ut animi cogitationes signis quibusdam declarentur, totidem quaeque lingua signorum formas habeat necesse est, quot sunt partes cogitationum.

re. Sic etsi re ipsa nihil differant *donare alicui aliquid* et *donare aliquem aliqua re,* longe diversa tamen ratione utrumque cogitatur. Nam cui aliquis aliquid donat, is etsi, quatenus ei aliquid donatur, simul tamen in ipso illo donandi negotio ut liber ab alieno arbitrio cogitatur. Quem vero aliquis aliqua re donat, is, quatenus eum aliquis donat, penitus fingitur huius arbitrio et voluntati subjectus, p. 140 f. Auf diese Weise beweist er, dass es nicht weniger und nicht mehr als sechs Casus gebe und geben könne. Schade, dass die vergleichende Sprachforschung deren acht allein in der indogermanischen Sprachfamilie aufgefunden hat. Aber die innere Unwahrheit des Hermannschen Systems brauchte nicht erst von andern dargetan zu werden. Der Widerspruch, in welchem sich Hermann stets befand, wenn er in seinen zahlreichen Commentaren und in eben dieser seiner Abhandlung de emend. rat. gr. gr. die Kantischen Categorien im Stiche lassen musste, um nur die lebendigen Gebrauchsweisen der griechischen Sprache, welche er in seltenem Maße beherrschte, leidlich zu erklären, war zu auffällig, als dass es auch nur seinen Zeitgenossen genügte.

Ganz im Gegensatz zu Hermanns strenglogischem System kam Anfang des zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts eine diesem gerade entgegengesetzte Erklärungsweise der Casus auf, welche namentlich in den Kreisen der practischen Schulmänner ihrer anscheinenden Einfachheit und Naturgemäßheit halber bis auf die jüngste Zeit viele Anhänger fand. Es ist der noch immer nicht ganz entschwundene sogenannte Localismus. Nachdem Dölecke 1814 und 1826 den Genetiv, Ablativ und Dativ, und Wüller 1827 den Genetiv, Dativ und Accusativ den Fragen Woher, Wohin und Wo entsprechen ließ, unternahm es Joh. Adam Hartung, über die Casus, ihre Bildung und Bedeutung in der griechischen und lateinischen Sprache, Erlangen, 1831, die locale Grundbedeutung der Casus des Weiteren zu begründen. Da jede Wahrnehmung durch die Sinne geschehe und der geistigen vorangehe, darum auch ursprünglich die Sprache nur sinnliche Ausdrücke besäße, welche erst durch Metapher von geistigen

Dingen ausgesagt würdcn, so könnten auch die Casus ursprünglich nur räumliche Bedeutungen gehabt haben, aus welcher sich dann erst durch die Metapher die geistige entwickelt hätte. Schon C. Michelsen wies 1837, historische Uebersicht des Studiums der lateinischen Grammatik seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, und 1843, Philosophie der Grammatik unter steter Leitung der Geschichte entworfen. I. Casuslehre der lateinischen Sprache vom causallocalen Standpunkte aus, die localistische Theorie für die lateinische Sprache zurück. Dasselbe tat für die griechische Th. Rumpel in seiner bereits von uns angeführten Casuslehre u. s. w. und 1866 in einem Programm des Gymnasiums zu Gütersloh: Zur Casustheorie mit solchem Erfolge, dass Dr. R. Kühner in der zweiten Auflage seiner ausführlichen Grammatik der griechischen Sprache von der früheren localistischen Auffassung der Casus, welche er noch in der ersten Auflage dieser Grammatik vertreten hatte, abging und die Rumpelsche annahm. Aber noch auf der Meißner Philologenversammlung 1863 tauchte der Localismus, wenn auch in veränderter Gestalt, wieder auf. In der Berliner Gymnasialzeitschrift vom Jahre 1872, p. 305 ff., behauptet und verteidigt ihn Bornhak. Selbst ein Tycho Mommsen im Programm des Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Ostern 1874, Entwicklung einiger Gesetze für den Gebrauch der griechischen Präpositionen. *Μετά, σύν* und *ἅμα* bei den Epikern, p. 11, behauptet, dass den Casus eine räumliche Vorstellung zu Grunde liege; freilich nicht eine nach den drei Beziehungen des Wo, Wohin und Woher, sondern nach den allgemeinen Ortsvorstellungen: Punkt (Dativ), Linie (Accusativ) und Fläche (Genetiv). In der Tat, wenn es nicht mehr als drei oblique Casus gäbe und in jeder der stammverwanten Sprachen jeder dieser drei Casus obliqui mit Präpositionen verbunden würde und zwar genau den drei Ortsfragen Woher, Wo und Wohin entsprechend, so könnte man die ursprünglich allein räumliche Bedeutung dieser Casus als möglich zugeben. Aber erstens haben die indogermanischen Sprachen sechs oblique Casus, zweitens haben sie einen be-

sonderen Locativ, der erst später mit andern Casus, im Griechischen dem Dativ, im Lateinischen dem Ablativ verschmolz; drittens regieren allerdings in der griechischen Sprache Präpositionen die drei Casus Genetiv, Dativ, Accusativ, aber schon nicht mehr im Lateinischen, wo nur Accusativ und Ablativ, nie aber Genetiv und Dativ mit eigentlichen Präpositionen sich verbinden. Viertens entsprechen selbst im Griechischen die Casus in Verbindung mit Präpositionen nur im Allgemeinen der angenommenen localen Grundbedeutung. Denn beispielsweise schon der Genetiv steht nicht ausschließlich auf die Frage Woher, sondern auch auf die Fragen Wohin und Wo, vgl. *ἐπ' οἴκου πλεῖν* und *ἐπὶ νεὼς εἶναι* u. s. w. Fünftens liegt die locale Bedeutung mehr in den Präpositionen, localen Adverbien, als in den Casus. Sechstens, wo die Casus auch rein local gebraucht werden, wie bei den griechischen Dichtern, da ist es Prägnanz des Ausdruckes, wie die Dichter ja auch lieber das Simplex eines Verbums prägnant gebrauchten statt seines Compositums. Siebentens, endlich beweist auch die bekannte Construction der lateinischen Städtenamen in der Poesie und Prosa nichts für die ursprünglich locale Bedeutung der Casus. Denn die Genetivformen der Städtenamen auf die Frage Wo sind alte Locative und auf die Fragen Wohin und Woher stehen im älteren Latein häufiger die Präpositionen in mit dem Accusativ und ex mit dem Ablativ der Städtenamen. Vgl. F. Holtze, Syntaxis priscorum scriptorum latinorum. 1861, I p. 50 f., p. 205 f., A. Dräger, historische Syntax der lateinischen Sprache, Leipzig 1874, I p. 455 f. Die präpositionslose Construction der Städtenamen in localem Sinne ist also lateinische Eigentümlichkeit und hat sich hier erst allmählich herausgebildet.

Michelsen und Rumpel, die entschiedenen Gegner des Localismus, beurteilten die Casuslehre, der Eine zu sehr vom Standpunkte des Lateinischen, der Andre zu einseitig nach der griechischen Sprache, beide nach einem zu engen Gesichtskreise. Außerdem fassten sie die Sprache nicht als etwas Werdendes, sondern als ein abgeschlossenes und fertiges

Ganze. Ihnen ist der Accusativ der eigentliche Casus des grammatischen Objects transitiver Verba. Nur ist der Fortschritt in der Auffassung des Casus durch Rumpel zu constatiren, dass er die große Anzahl der Accusativbedeutungen in der ältern Grammatik verwarf und neben dem Accusativ als Objectscasus alle andern Gebrauchsweisen desselben im »paratactischen Accusativ« zusammenfasste und in dieser Beziehung als Vorgänger von Hübschmann und Delbrück zu betrachten ist.

III.

Geschichte der Casuslehre in der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Schon oben bei Widerlegung des localistischen Systems sahen wir uns genötigt, die vergleichende Sprachforschung zu Hülfe zu nehmen. In der Tat hat diese die schwersten Schläge gegen ihn geführt. Denn sie war es, welche durch Heranziehung der verwanten Sprachen bewies, dass es acht Casus gegeben habe, außer Nominativ und Vocativ sechs oblique, nicht drei, wie der Localismus vom Griechischen ausgehend annahm und annehmen musste der drei Ortsbeziehungen wegen, welche er für die Casus statuirte. Damit war ihm schon der Boden unter den Füßen entzogen. Aber nicht bloß den ältern Localismus hat sie überwunden, sondern auch die ganze bisherige Art und Weise, die Grammatik zu behandeln. Bis jetzt war die Sprache als *ἔργον* und als Ausdruck der reinen Logik betrachtet worden. Daher auch Hermann ganz consequent sich die Kantischen Kategorien als Typen für die Grammatik nahm. Denn ist die Sprache nur die Form der Logik, so ist kein Grund vorhanden, warum nicht die logischen Kategorien die Grundlage der grammatischen abgeben sollen. Das wurde, wie gesagt, anders. Die Sprache ist nach Wilhelm v. Humboldt*)

*) »Die Sprache in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst. ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Unterhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man

nicht ein fertiges ἔργον, sondern eine ἐνέργεια, die sich bei jedem sprechenden Menschen und bei jedem Volke im Sprechen selbst betätigt; sie ist nichts abgeschlossenes, sondern befindet sich in stetem Flusse der Entwicklung entweder in aufsteigender oder in absteigender Linie. Daher gehen wir bei der Erforschung einer jeden Spracherscheinung historisch zu Werke und gewinnen hierdurch erst die rechte Einsicht in die ursprüngliche, durch die Entwicklung der Sprache stets erweiterte Bedeutung der Sprachformen. Vgl. Dr. Langes gedankenreichen Vortrag: Andeutungen über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung in den Verhandlungen der Göttinger Philologenversammlung 1853, p. 96 ff.: die Sprachwissenschaft fasst die Sprache als ein in historischer Entwicklung und in fortdauerndem Werdeprozesse begriffenes organisches Wesen auf, nicht als kunstvollen Mechanismus.«

Drei Männer waren es, welche nach Anregung Fr. von Schlegels diesen Umschwung in der grammatischen Forschung bewirkten: Franz Bopp, der Gründer der formalen Methode, Jacob Grimm, der Begründer der historischen Methode und Wilhelm von Humboldt, welcher diese beiden Methoden mit philosophischer Betrachtung der Sprache verband und der eigentliche Urheber der rationellen Sprachphilosophie ist. Vgl. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft u. s. w. Bopp verglich den grammatischen Bau des Sanskrit mit dem der übrigen verwanten Sprachen in seiner Schrift: über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windischmann, Frankfurt a/M., 1816. Bedeutend erweitert und umgearbeitet unter dem Titel: Analitical comparison of the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic languages, shewing the original identity of their

---

dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (ergon), sondern eine Tätigkeit (energeia). Die wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.« Gesammelte Werke, Bd. VI p. 41 f.

grammatical structure by Fr. Bopp, London u. s. w. Durch die Vergleichung der Flexionsformen dieser Sprachen gelangte er zur Ansicht, dass sie nebst der slavo-lettischen und keltischen eine Familie bilden, welche nach den beiden Endpunkten ihrer geographischen Verbreitung, Indien und Island, die indogermanische genannt wurde. Sein Hauptwerk ist: Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Littauischen, Altslavischen, Gotischen und Deutschen, seit 1833. Die dritte Auflage erschien 1868 und fand ihren Abschluss 1871. Sechs Abteilungen in drei Bänden. Jacob Grimm gab in seiner deutschen Grammatik, seit 1819, das unübertroffene Muster einer historischen Grammatik, welche das Bild der Entwicklung, des Wachstums und des Verfalls einer Sprache lieferte, so dass sie eher eine Geschichte der deutschen Sprachen, als eine Grammatik im gewöhnlichen Sinne des Wortes genannt zu werden verdient. Er führte überraschend neue großartige Gesichtspunkte und eine streng wissenschaftliche Methode ein, deren Einfluss sich schnell über das ganze Gebiet der Sprachwissenschaft und Philologie, ja der Geschichte und selbst der Rechtskunde erstreckte. (Friedr. Müller).*) Humboldt verdanken wir die scharfe Unterscheidung der Sprachen nach der in ihnen herrschenden materiellen oder formalen Bezeichnung grammatischer Kategorien, die eindringliche Hinweisung auf den Zusammenhang zwischen der Sprache und Eigenart eines Volkes, auf die Notwendigkeit, die tiefere Betrachtung einer Sprache mit der sorgfältigsten Erforschung des Charakters des Volkes zu verbinden, welches sie spricht (Benfey). Dreifach ist insbesondere das Verdienst, welches Humboldt sich um die Sprachforschung erworben. Erstens erkannte er die Sprache als Organismus, also als lebendiges

---

*) Moritz Haupt sagt in seiner Gedächtnisrede auf Jacob Grimm opp. III, 173: Was Jacobs und Wilhelms wissenschaftliche Arbeiten bedingt und ihren innersten Kern bildet, das ist die Betrachtung der Erscheinungen der Sprache und Poesie als eines Werdens und Sichgestaltens, nicht nach der Willkür Einzelner, sondern aus und in dem fortlebenden Geiste des gesammten Volkes.

Ganze, nicht als todten Mechanismus, schon in einem Briefe an Schiller vom 14. September 1795. »Nicht bloß dass die Sprache ein organisches Ganze ist, so hängt sie auch mit der Individualität derer, die sie sprechen, so genau zusammen, dass dieser Zusammenhang schlechterdings nicht vernachlässigt werden darf.« Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, Stuttgart und Tübingen 1830, p. 201. Vgl. »Auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen und man muss sie als solches behandeln.« Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. Gesammelte Werke Bd. III, p. 249 ff. Zweitens stellte er das Verhältnis zwischen der Sprache und der Logik richtig in dem Satze: »Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens.« Ueber die Kawisprache, Bd. I, Einleitung, p. LXVI. Er sprach damit eine Ansicht aus, welche heute von sämmtlichen Sprachphilosophen und Sprachforschern als Wahrheit anerkannt ist, dass nämlich an und mit der Sprache sich das Denken erst entwickelt hat. Damit bewies Humboldt die Unabhängigkeit der Sprache von der Logik. Die Sprache wurde von nun an nicht mehr vom einseitig logischen Standpunkt, sondern vom psychologischen aus betrachtet, der natürlich darum noch kein unlogischer ist, ebenso wenig, wie die Sprache darum unlogisch ist, weil sie nicht mehr die Logik zur Voraussetzung hat, sondern umgekehrt sie der eigentliche Ausgangspunkt des Denkens ist und die Logik, die Lehre von den Begriffen u. s. w., erst die reife Frucht eines durch die Sprache hoch entwickelten Denkens ist. Die Sprache ist demnach Ausdruck unseres gesammten Seelenlebens, unserer Warnehmungen, Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe einerseits und andrerseits ebenso unserer Gefühle und Empfindungen und der aus allen diesen resultirenden Begehrungen. Drittens unterschied er zwischen der Lautform, dem Ausdruck, welchen die Sprache dem Gedanken erschafft und der inneren Sprachform. Er handelt über letztere

im elften Paragraphen der Einleitung zu seinem letzten und gewaltigsten Werke: über die Kawisprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, Berlin, 1836. Die innere Sprachform ist ihm die Anschauung, welche sich mit der Lautform verbindet, die Bedeutung der letzteren, der äußeren Sprachform. Sie herrscht nicht nur in der Bezeichnung der Begriffe, sondern auch in den Gesetzen der gesammten Redefügung, in der Grammatik. Man vergleiche folgende Stellen: »Ohne die Sprache in ihren Lauten und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwicklung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besaß. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein andrer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet.« — »Dass aber intellectuelle Begriffe und aus innerer Warnehmung geschöpfte den sie bezeichnenden Lauten im fortschreitenden Gebrauche einen tieferen, seelenvolleren Gehalt mitteilen, zeigt die Erfahrung an allen Sprachen, die sich Jahrhunderte hindurch fortgebildet haben. § 11. Es erhellt, wie fruchtbringend diese Unterscheidung für die Erforschung der Sprache ist. Es ist die Erkenntnis, dass jedes Wort nicht den ganzen Gegenstand bezeichnet, sondern nur die bei der Wortschöpfung vorhandene Anschauung von demselben. Die Anschauungen des Menschen aber vermannigfaltigen und erweitern sich durch fortwährende Warnehmungen und Beobachtungen; daher die spätere Bedeutung eines Wortes oft ganz verändert und von seiner etymologischen sehr verschieden ist. Beispiele dazu hat die Sprachforschung in Hülle und Fülle gebracht. Nächst obigen drei Männern ist der hervorragendste Sprachforscher Aug. Fr. Pott. Seine »etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprache mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen Lateinischen Littaui-

gefolgert werden dürfe. Denn die Casus könnten immerhin eine unbestimmte Localbedeutung gehabt haben. Durch die zusammengreifende Wirksamkeit der nach dem Urteile der modernen Psychologen, z. B. eines Lotze, wichtigsten Sinne, des Auges und des Tastsinnes, seien wahrscheinlich die Casus-Aussagen zuerst aus räumlichen Anschauungen hervorgegangen und zwar nicht aus präcisirten, wie Hartung wolle, sondern aus unbestimmten Anschauungen. Durch eine Art von Metapher seien dann diese auf geistige Beziehungen übertragen. Locativ und Dativ erklärte er für ursprünglich identisch und nur insofern verschieden, als bei dem Locativ das Locale mit Entschiedenheit überwiege, während beim Dativ das Locative schon auf das geistige Gebiet übertragen wäre. Der Instrumentalis, dessen locale Bedeutung Curtius besonders in Abrede gestellt hatte, sei gewiss local, da er auf die Frage Womit stehe und in ziemlich ausgedehnter Weise sich Fälle dieses Gebrauches fänden, den Bopp als sociativen oder auch comitativen bezeichne. Dieser Comitativ sei die Grundlage des Instrumentalis. Selbst im Deutschen drücke man beide Verhältnisse auf dieselbe Art und Weise aus, z. B. ich gehe mit meinem Freunde spazieren und ich schlage den Hund mit dem Stocke. Im Gegensatz zu Curtius verteidigte er die Ansicht, dass mit Ausnahme des Nominativs und Accusativs die übrigen Casus durch virtuelle Präpositionen gebildet seien. Curtius selbst nämlich hatte die Suffixe für Pronominalwurzeln erklärt, aber dabei nicht umhin gekonnt, den Nominativ und den Accusativ, freilich ohne es zu wollen, local zu erklären. Die Nominativendung -sa, so behauptete Curtius, weise auf das Nomen, dem sie angefügt, hin als auf das persönliche Subject und bedeute: hier. Die Accusativendung -m oder -am sei nach Bopp und Schleicher gleich dem sanskritischen Pronominalstamm amu und dieser bedeute: jener. Die Accusativendung weise daher im Gegensatze zu der des Nominativs auf das entfernter Stehende und entspreche unserem: da. Ein Satz also wie deu-s donu-m da-t hieße eigentlich: Gott hier Gabe da geben er. So waren eigentlich alle Casus local; nach

Langes Ansicht außer Nominativ und Accusativ die übrigen, nach Curtius Herleitung selbst jene. Professor Ahrens, welcher die Casus nicht wie Curtius nach ihrer Bildung, sondern nach ihrer Bedeutung schied, teilte sie in logische und topische ein. Ablativus, Locativus und Instrumentalis seien topische Casus und zeigten deutlich die locale Bedeutung des Woher, Wo und Womit. Ein topischer Casus auf die Frage Wohin komme in abgesonderter Gestalt in der Sprache gar nicht vor. Genetiv, Dativ und Accusativ dagegen seien logische Casus und dass sie notwendig seien, erkenne man daran, dass sie in allen Sprachen sich erhalten hätten, auch in denen, in welchen gar keine andern Casus mehr da wären. Professor Steinthal hob gegenüber Lange hervor, dass es mit der lebendigen Sinnlichkeit eines Wilden und eines Urmenschen nicht übereinstimme, unbestimmte Raumanschauungen zu hegen, derselbe hätte vielmehr mit aller Bestimmtheit allemal individuelle Raumverhältnisse im Sinne gehabt. Er sondere, wie schon Andre, die drei Casus Nominativ, Accusativ und Vocativ unbedingt von den übrigen Casus ab, weil diese nicht bloß formell, sondern auch ganz entschieden der Bedeutung nach von ihnen verschieden wären. Ohne diese drei Grundcasus seien Casus überhaupt nicht zu denken. Denn eigentliche Casus müssten allemal ein begriffliches Verhältnis bezeichnen. Daher das Finnische, Ungarische u. s. w., Sprachen, welche so viele Casus zur Bezeichnung aller möglichen Raumverhältnisse aufwiesen, in Wahrheit gar keine Casus besäßen, weil sie eines Nominativs und eines bestimmten Accusativs entbehrten. Gegen Curtius' Behauptung, der Nominativ sei ursprünglich ein Casus der Nähe, der Accusativ ein Casus der Ferne, bemerke er, dass aus solchen immerhin materiellen und rohen Verhältnissen feine, begriffliche Formen sich gar nicht hätten entwickeln können. Das s des Nominativs sei onomatopöetisch und es bezeichne dieser Casus die Tätigkeit, die Bewegung, die Lebendigkeit oder so etwas, während das m des Accusativs das Stumpfere, Todte, Leidende ausdrücke, weswegen im Neutrum der Nominativ und Accusativ nicht

unterschieden wären. Die ursprüngliche Bedeutung vom Nominativ und Accusativ sei allerdings noch tiefer als die, welche sich im Unterschiede des Masculinum und Neutrum ausspreche. Davon ausgehend sei man zum Nominativ und Accusativ übergegangen. Neben diesen beiden Casus und dem Vocativ habe es im Indogermanischen ursprünglich wahrscheinlich gerade so viele Casus gegeben, wie im Finnischen. Denn jedes Verhältnis, das wir durch Präpositionen bezeichnen, sei wahrscheinlich durch einen Casus ausgedrückt. Diese Casus seien von der Sprache zur Entwicklung der Präpositionen erweitert und damit diese immerhin unbestimmten Anschauungen zu vollen Wörtern entwickelt oder durch vollere Wörter ersetzt. Der Pronominalstamm sei mit ursprünglich halbe oder falsche Casus bedeutenden Casusendungen versehen. So wären Präpositionen gebildet, um diese falschen Casus zu entbehren und dadurch die drei formellen Casus abzurunden. Da man aber gemeint habe, mit diesen drei nicht ausreichen zu können und geneigt war, einige uns materiell erscheinende Verhältnisse formell aufzufassen, so habe man noch zwei andere Casus, Genetiv und Dativ, gebildet. Lange wendete noch gegen Steinthal ein, dass die Sprache im Zusammenhange mit der Gesticulation gedacht werden müsse und durch diese wären die Aussagen der Menschen nicht so unbestimmt gewesen, wie die unbestimmten Suffix-Ausdrücke es bezeichnet hätten.*) So hatte man in Meißen nunmehr vier verschiedene Casustheorien kennen gelernt,

---

*) Die Ansicht über die Wichtigkeit der Hand für die Entwicklung der Sprache wird besonders von Dr. Sobczyk vertreten. Vgl. dessen philosophische Aufsätze I, über die geistigen Entwicklungsgründe der Menschheit, Breslau 1879. »Die durch den aufrechten Gang geschaffenen physiologischen Bedingungen zur Hervorbringung articulirter Laute genügen aber nicht allein zur Schöpfung einer Sprache, wie sie der Mensch besitzt. Die hinweisende Beziehung zwischen den Lauten und Gegenständen kann und muss erst durch die Hand bewerkstelligt werden. Auf diese Weise erhalten die Laute einen gegenständlichen Inhalt u. s. w.« p. 13 f. »Ohne Hände und ihre zeigende und räumliche Verhältnisse nachmalende Tätigkeit wäre die Gegenständlichkeit und Bedeutsamkeit der menschlichen Sprache nicht möglich.« p. 28.

ohne zu einem einheitlichen Resultate zu kommen. Die Schulmänner, welche der Versammlung beiwohnten, zeigten sich in hohem Grade unbefriedigt von dem Ergebnis dieses Meinungsaustausches und erklärten bestimmt und entschieden im Interesse der practischen Einübung in der Schule und wegen der Widersprüche der Sprachforscher und der Schwäche ihrer Argumente bei der localen Theorie verbleiben zu wollen.

Im Jahre 1867 erschien Delbrücks Ablativus localis instrumentalis im Altindischen, Lateinischen, Griechischen und Deutschen. Ein Beitrag zur vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen, Berlin. Das Buch ebnete den Boden für die Schlichtung des Streites zwischen localer und nichtlocaler Auffassung der Casus, zwischen Recht und Unrecht der soviel berufenen und gar in verjüngter Gestalt in Meißen aufgetauchter Localtheorie. Allerdings war das nicht die nächste Absicht des Verfassers, er wollte vielmehr durch seine Schrift die Frage beantworten, was aus den drei, respective zwei verloren gegangenen Casus im Griechischen, Lateinischen und Deutschen geworden sei und beweisen, dass die verlorenen Casus ihre Functionen auf die übrig gebliebenen Casus übertragen hätten. Das Buch sollte also die Entstehung der sogenannten Mischcasus oder, wie sie Pott genannt hatte, der synkretistischen Casus erklären. Aber die Ergebnisse desselben machten es leicht, die früheren Casustheorien von einem richtigeren Standpunkte aus zu beurteilen. Ausgehend vom Altindischen und in steter Vergleichung mit den jüngeren Schwestersprachen, weist der Verfasser nach, dass der Ablativ die Trennung von der durch ihn ausgedrückten Sache bezeichne, dass er der eigentliche Wohercasus sei.*) Er werde im Griechischen vertreten durch den Genetiv, in der ältern Sprache bei Homer noch

*) Vgl. auch dessen syntakt. Forschungen IV, die Grundlagen der griechischen Syntax, Halle 1879, p. 46: »Der Ablativ bezeichnete, wie aus der Vergleichung der indogermanischen Sprachen unzweideutig hervorgeht, dasjenige, von dem etwas weggeht oder ausgeht, den Trennungs- oder Ausgangspunkt.«

schen und Gotischen«, erschienen etwa gleichzeitig mit dem Anfang von Bopps vergleichender Grammatik in Lemgo 1836. Beide Werke ergänzen sich vielfach, da die Gegenstände teils viel kürzer, teils viel weitläufiger bei Pott als bei Bopp behandelt sind.

Freilich wurde die junge Wissenschaft anfangs nicht wenig über die Achsel angesehen von der traditionellen zünftigen Philologie. Gottfried Hermanns Abneigung gegen die Jünger der neueren Richtung brach sich Bahn in der Aeußerung: Sanscrite balbutiunt, Latine loqui nesciunt! Aber wie erfrischender Thau wirkte das Neue auf das fast schon verdorrte Alte. Selbst der Localist Hartung ließ sich von Humboldt beeinflussen, Rumpels Werk beweist trotz seines Festhaltens an der griechischen Sprache als dem Ausgangspunkt für die Erklärung der Casus das sorgfältige Studium der bis zu seiner Zeit erschienenen sprachvergleichenden Schriften, insbesondere Humboldts und Bopps. In die Fußtapfen der Führer traten oder es schlugen selbständige Bahnen ein eifrige Jünger, deren Namen heutigen Tages guten Klang in der Wissenschaft haben. Die Resultate waren überraschend. Die Etymologie, über welche noch Voltaire spottete, sie sei eine Wissenschaft, in welcher die Consonanten sehr wenig und die Vocale gar nichts bedeuteten, erhielt nunmehr ihre bestimmten Gesetze der Consonantenveränderung, später die der Vocalveränderung. Der Zusammenhang der Formenlehre mit der Syntax wurde erkannt u. s. w. Auch für die Casuslehre wurden bald Resultate gefunden. Schon die einfache Vergleichung der verwanten Sprachen ergab, dass die gemeinschaftliche Ursprache der Indogermanen mindestens acht Casus besessen habe. Es sind außer den schon früher aus dem Lateinischen bekannten sechs Casus nach der Instrumentalis, auch Comitativus oder Sociativus genannt, und der Locativus. Die alte Streitfrage, ob der Nominativus Casus sei oder nicht, ist dahin erledigt, dass er durch das s, welches jeder persönliche oder persönlich gedachte Nominalstamm im Nominativ erhielt, als Casus characterisirt ist. Wo dies s nicht mehr

erscheint, wie z. B. im Deutschen und bei den Liquidastämmen der griechischen und lateinischen Sprache u. s. w., ist es abgefallen, nicht ohne teilweise seine Spur zurückzulassen, z. B. in der sogenannten Ersatzdehnung, Stamm *πατερ*, Nominativ *πατήρ* statt *πατέρς* u. s. w. Die Annahme, die Reihenfolge der Casus sei eine natürliche (Apollonius, Priscian, Scaliger) oder es könne nicht mehr oder weniger Casus geben als die der classischen Sprachen (G. Hermann, die Localisten) ist hinfällig geworden durch die Erkenntnis, dass es in den indogermanischen Sprachen deren acht, in den agglutinirenden z. B. der finnischen deren zwölf oder gar mehr gebe. Natürlich wurde vor Allem die Bildung der Casus untersucht. Der Altmeister der Sprachenvergleichung selbst, Bopp, fasste die Casus als Composita auf, aus dem Nominalstamme und einer Demonstrativwurzel gebildet, und erklärte diese Demonstrativwurzeln selbst als nahe verwant, ja fast identisch mit echten Präpositionen. Siehe dessen vergleichende Gliederung des Sanscrit und der mit ihm verwanten Sprachen. Dritte Abhandlung, über das Demonstrativum und den Ursprung der Casuszeichen, Berliner Academie der Wissenschaften 1826. Ihm schließt sich Pott, etymologische Forschungen, 2. Th., p. 620 ff., in der Erklärung des Nominativzeichens an, behauptet aber, die Suffixe der obliquen Casus seien nachgestellte Präpositionen. Einen eigentümlichen Standpunkt nahm Grassmann ein, Kuhns Zeitschrift XII, 1863, p. 241. Nach ihm sind die Suffixe des Nominativs und des Accusativs deutende Suffixe, die der übrigen Casus dagegen teils zeigende, teils zeigende und deutende unter einander verbunden.

Aber damit hatte man wieder einen Localismus, nur nach den Umständen modificirt, in die Hände gearbeitet. Als Curtius 1863 auf der schon oben erwähnten Meißner Philologenversammlung die Hartung'sche Theorie widerlegte, entgegnete ihm Professor Dr. Lange aus Gießen, dass er in der Opposition gegen Hartung mit Curtius vollkommen übereinstimme, dass aber aus der Widerlegung d i e s e r Localtheorie noch nicht die Unrichtigkeit ihrer Grundgedanken

unterschieden wären. Die ursprüngliche Bedeutung vom Nominativ und Accusativ sei allerdings noch tiefer als die, welche sich im Unterschiede des Masculinum und Neutrum ausspreche. Davon ausgehend sei man zum Nominativ und Accusativ übergegangen. Neben diesen beiden Casus und dem Vocativ habe es im Indogermanischen ursprünglich wahrscheinlich gerade so viele Casus gegeben, wie im Finnischen. Denn jedes Verhältnis, das wir durch Präpositionen bezeichnen, sei wahrscheinlich durch einen Casus ausgedrückt. Diese Casus seien von der Sprache zur Entwicklung der Präpositionen erweitert und damit diese immerhin unbestimmten Anschauungen zu vollen Wörtern entwickelt oder durch vollere Wörter ersetzt. Der Pronominalstamm sei mit ursprünglich halbe oder falsche Casus bedeutenden Casusendungen versehen. So wären Präpositionen gebildet, um diese falschen Casus zu entbehren und dadurch die drei formellen Casus abzurunden. Da man aber gemeint habe, mit diesen drei nicht ausreichen zu können und geneigt war, einige uns materiell erscheinende Verhältnisse formell aufzufassen, so habe man noch zwei andere Casus, Genetiv und Dativ, gebildet. Lange wendete noch gegen Steinthal ein, dass die Sprache im Zusammenhange mit der Gesticulation gedacht werden müsse und durch diese wären die Aussagen der Menschen nicht so unbestimmt gewesen, wie die unbestimmten Suffix-Ausdrücke es bezeichnet hätten.*) So hatte man in Meißen nunmehr vier verschiedene Casustheorien kennen gelernt,

*) Die Ansicht über die Wichtigkeit der Hand für die Entwicklung der Sprache wird besonders von Dr. Sobczyk vertreten. Vgl. dessen philosophische Aufsätze I, über die geistigen Entwicklungsgründe der Menschheit, Breslau 1879. »Die durch den aufrechten Gang geschaffenen physiologischen Bedingungen zur Hervorbringung articulirter Laute genügen aber nicht allein zur Schöpfung einer Sprache, wie sie der Mensch besitzt. Die hinweisende Beziehung zwischen den Lauten und Gegenständen kann und muss erst durch die Hand bewerkstelligt werden. Auf diese Weise erhalten die Laute einen gegenständlichen Inhalt u. s. w.« p. 13 f. »Ohne Hände und ihre zeigende und räumliche Verhältnisse nachmalende Tätigkeit wäre die Gegenständlichkeit und Bedeutsamkeit der menschlichen Sprache nicht möglich.« p. 28.

ohne zu einem einheitlichen Resultate zu kommen. Die Schulmänner, welche der Versammlung beiwohnten, zeigten sich in hohem Grade unbefriedigt von dem Ergebnis dieses Meinungsaustausches und erklärten bestimmt und entschieden im Interesse der practischen Einübung in der Schule und wegen der Widersprüche der Sprachforscher und der Schwäche ihrer Argumente bei der localen Theorie verbleiben zu wollen.

Im Jahre 1867 erschien Delbrücks Ablativus localis instrumentalis im Altindischen, Lateinischen, Griechischen und Deutschen. Ein Beitrag zur vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen, Berlin. Das Buch ebnete den Boden für die Schlichtung des Streites zwischen localer und nichtlocaler Auffassung der Casus, zwischen Recht und Unrecht der soviel berufenen und gar in verjüngter Gestalt in Meißen aufgetauchter Localtheorie. Allerdings war das nicht die nächste Absicht des Verfassers, er wollte vielmehr durch seine Schrift die Frage beantworten, was aus den drei, respective zwei verloren gegangenen Casus im Griechischen, Lateinischen und Deutschen geworden sei und beweisen, dass die verlorenen Casus ihre Functionen auf die übrig gebliebenen Casus übertragen hätten. Das Buch sollte also die Entstehung der sogenannten Mischcasus oder, wie sie Pott genannt hatte, der synkretistischen Casus erklären. Aber die Ergebnisse desselben machten es leicht, die früheren Casustheorien von einem richtigeren Standpunkte aus zu beurteilen. Ausgehend vom Altindischen und in steter Vergleichung mit den jüngeren Schwestersprachen, weist der Verfasser nach, dass der Ablativ die Trennung von der durch ihn ausgedrückten Sache bezeichne, dass er der eigentliche Wohercasus sei.*) Er werde im Griechischen vertreten durch den Genetiv, in der ältern Sprache bei Homer noch

*) Vgl. auch dessen syntakt. Forschungen IV, die Grundlagen der griechischen Syntax, Halle 1879, p. 46: »Der Ablativ bezeichnete, wie aus der Vergleichung der indogermanischen Sprachen unzweideutig hervorgeht, dasjenige, von dem etwas weggeht oder ausgeht, den Trennungs- oder Ausgangspunkt.«

durch die Nominalformen auf -θεν, im Deutschen durch den Genetiv oder Instrumental. Der Locativ bezeichne den Ort einer Handlung und stehe auf die Frage Wo, im Griechischen und Lateinischen nur noch in einzelnen Formen erhalten, sonst vertreten, im Lateinischen durch den Ablativ, im Griechischen durch den Dativ, im Deutschen durch den Dativ-Instrumental. Der Instrumental bezeichne das Zusammensein eines Gegenstandes mit einer Handlung, dann das Instrument oder Mittel derselben. Er werde vertreten im Lateinischen durch den Ablativ, im Griechischen durch den Dativ, im Deutschen durch den Instrumental oder, wo dieser fehle, durch den Dativ. Daraus folge, dass der lateinische Ablativ drei Casus in sich vereinige und daher die übrigen Casus der lateinischen Sprache rein und unvermischt den ursprünglichen Casus sehr nahe ständen. Der griechische Genetiv zerfalle erstens in den reinen Genetiv, zweitens in den Genetiv-Ablativ, drittens in den Genetiv-Localis, viertens in den Genetiv-Instrumentalis. Jedoch modificirt Delbrück in seinen syntaktischen Forschungen, IV, p. 44 diese Ansicht dahin, dass er im griechischen Genetiv nur den alten Genetiv, vereinigt mit großen Stücken des alten Ablativ, findet. Der griechische Dativ ist nach Delbrück erstens der reine Dativ, zweitens der Dativus localis, drittens der Dativus instrumentalis. Der deutsche Genetiv ist erstens reiner Genetiv, zweitens Genetiv-Ablativ. Der Dativ ist erstens reiner Dativ, zweitens Dativ-Ablativ, drittens Dativus instrumentalis und viertens Dativus localis. Die Frage nach dem Grunde der Verminderung der Casus im Verlaufe der Sprachgeschichte wird dahin beantwortet, dass zwar die Casus die verschiedenen Verhältnisse einer Tätigkeit ziemlich genau ausgedrückt hätten, aber wegen der allmählichen Verblassung der Casusbedeutungen und dem Absterben ihrer Endungen zum genaueren Ausdrucke Präpositionen angewandt worden wären, wodurch der Schwerpunkt zur Bezeichnung eines Verhältnisses nicht mehr in die Casusform eines Substantivs, sondern in die Präposition gelegt worden sei.

Nach den Ergebnissen der Delbrückschen Arbeit haben also die Localisten Recht, wenn sie locale Casus annehmen, denn auf die Frage Woher stand der Ablativ, auf die Frage Wo der Locativ, auf die Frage Womit der Comitativus oder Instrumentalis. Recht haben sie, wenn sie die Möglichkeit der Uebertragung räumlicher Verhältnisse auf geistige Beziehungen in der Anwendung eines Casus behaupten, denn das beweist die Entwicklung des Comitativus zum Instrumentalis. Aber Unrecht haben sie, wenn sie den localen Gebrauch der griechischen Mischcasus, Genetiv und Dativ, als ursprünglich annehmen. Denn Delbrück hat bewiesen, dass diese Functionen erst nach dem Absterben der localen Casus auf die betreffenden Casus übergegangen sind.

In einer zweiten Arbeit, de usu dativi in carminibus Rigvedae, Halis 1867, umgearbeitet in Kuhns Zeitschrift XVIII, p. 81—106, bezeichnet Delbrück den indischen Dativ als Casus der Neigung nach etwas hin, also als localen Wohincasus. Er stehe bei Verben wie gehen, streben, sich beugen nach, werfen, zeigen, bringen, geben, sprechen zu, gnädig sein und zürnen, und als sogenannter Dativus commodi, possessivus und finalis. Dem gegenüber macht Hübschmann, zur Casuslehre p. 86, auf die Aehnlichkeit im Gebrauche des lateinischen Dativs mit dem vedischen aufmerksam, auf die Reinheit des lateinischen Dativs und den Umstand, dass der eigentliche Dativ sich nicht mit Präpositionen verbinde und folgert daraus, dass es kein localer, sondern ein grammatischer Casus sei. Indessen schwankt er wieder p. 131, wo er das Resultat seiner bisherigen Untersuchungen gibt und lässt es zweifelhaft, ob der Dativ seiner ursprünglichen Bedeutung nach zu den grammatischen oder nichtgrammatischen Casus gehöre. Auch in der Lehre von den Casus des Avesta, p. 213 f., ist er in der Auffassung des Casus unentschieden, wenn er sich auch hier mehr geneigt zeigt, ihn als den Casus des beteiligten Gegenstandes, des Gegenstandes, dem die Aussage gilt, zu erklären. Die Bedenken Hübschmanns haben denn auch Delbrück bewogen, in seinen syntaktischen Forschungen IV

p. 53 von seinem localistischen Standpunkte in der Erklärung dieses Casus zurückzukommen. Er sagt hier: »Ich habe a. a. O. (Kuhns Zeitschrift XVIII, p. 81 ff.) mit mehr Sicherheit, als ich jetzt vertreten möchte, behauptet, die Grundbedeutung des Dativs sei ‚die Neigung nach etwas hin.' Ich gebe jetzt Hübschmann Recht, der die Auffassung des Casus als eines rein grammatischen Casus für ebenso oder vielleicht für mehr berechtigt erklärt. Darnach wäre der Dativ der Casus, dem die Aussage gilt. Ich vermag zwar ebenso wenig wie Hübschmann eine Entscheidung zwischen den beiden Möglichkeiten mit Sicherheit zu treffen, neige aber jetzt mehr zu der Auffassung des Dativs als eines rein grammatischen Casus, weil mit dem echten Dativ keine Präpositionen verbunden werden.« Und in der Tat, dass der Dativ ein Wohincasus sei, ist schon aus dem Grunde nicht möglich, weil er im Griechischen mit dem Locativ verschmolzen ist und als solcher mit Präpositionen sich auf die Frage Wo verbindet. Im Altpersischen gar ist der Dativ verschwunden und seine Functionen sind auf den Genetiv übergegangen, sowie im späteren Sanskrit allerhand Functionen des Dativs ebenfalls auf den Genetiv übertragen sind. Delbrück, syntakt. Forsch. IV, p. 50. Wäre der Dativ der Wohincasus, so hätte er sich im Griechischen nicht mit dem Locativ vereinigen und im Sanskrit nicht teilweise und im Altpersischen völlig in den Genetiv, den Casus der Verbindung und Zusammengehörigkeit, aufgehen können. Denn ein Casus kann wohl seine ursprüngliche Bedeutung erweitern, aber sie nicht völlig verändern. Hiergegen darf man nicht den lateinischen Ablativ, die Verbindung des Wohercasus und des Locativs, anführen. Denn es ist bekannt, dass der Lateiner in zahlreichen Fällen den Ort einer Handlung als Ausgangsort, von wo eine Handlung geschah, auffasste. Beispiele hierzu giebt jede Schulgrammatik. Diese Anschauung war so verbreitet, dass in den wenigen Fällen, wo nur der Ort der Handlung selbst nach der Anschauung des Lateiners zu bezeichnen, war, nach dem Gesetze der Analogie auch der Ablativ eintrat und dieser so schließlich beide Kategorien, die des Wo-

her und Wo, bezeichnete, ohne seine Grundbedeutung irgendwie verändert zu haben. Der Dativ bei den oben nach Delbrück angeführten Verben ist ebenso gut nach der alten Erklärung der sogenannte Dativ des indirecten Objects, also der Casus, dem die Aussage gilt. Auch in der littauischsn Sprache, welche im Gebrauch der Casus ihre Ursprünglichkeit in hohem Grade bewahrt hat, kann der Dativ nur in sehr einzelnen Fällen als Casus der Richtung aufgefasst werden; in fast allen Fällen ist er als Casus des indirecten Objects von A. Schleicher, littauische Grammatik, Prag, 1856, p. 265 f. § 127 ohne allen Zwang erklärt worden. Derselben Meinung ist Jolly in seiner Geschichte des Infinitivs. Wo also der bloße Dativ etwa als Casus der Richtung auf die Frage Wohin steht, da ist eine Uebertragung der finalen Bedeutung desselben auf die locale anzunehmen, wie etwa später bei den lateinischen Dichtern der Casus gebraucht wurde, z. B. it clamor caelo. Vgl. Kühner, ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache, Bd. II, 1. Abteilung p. 235 g, Hannover 1878. Niemand wird wegen dieses Gebrauchs den lateinischen Dativ als einen localen auffassen. Es bezeichnet also der Dativ die Beziehung einer Handlung auf eine Person und demnächst auf eine Sache und weil er sich mit dem so häufigen Verbum des Gebens verband, wurde er von den indischen Grammatikern Sampradāna d. h. Gabe genannt. Dieser Name stimmt mit dem der Stoiker *δοτική* und dem der Römer Dativus überein. Vgl. Trendelenburg, acta societatis graecae I p. 121, Lips. 1836: »Dativus a dando, quem ad modum *δοτική* a verbo *διδόναι*, appellatus est; quo quidem nihil ad rem accommodatius fieri potuit. Dativus enim personae, ad quam verbi actio pertinet, indicandae inservit. Quod verbi actione quasi porrigitur et datur, id a persona, quae in casu dativo ponitur, tanquam suum accipitur.« Wie der reine Dativ von diesem Standpunkte aus in allen seinen Anwendungen folgerichtig als Dativ des persönlichen oder persönlich gedachten Objects und als Dativ des sächlichen Objects zur Bezeichnung des Zweckes erklärt werden kann, hat Kühner in seiner

oben citirten lateinischen Grammatik, II, 1 p. 226 ff. gezeigt.*)

Während die Sprachforscher noch über die Bedeutung des Dativs als eines localen oder grammatischen Casus schwanken, herrscht über die des Genetivs völlige Uebereinstimmung unter ihnen. Schon A. Höfer, zur Lautlehre, 1839, erklärte den Genetiv für ein Beziehungsadjectiv, M. Müller wies in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache nach, wie nahe der Bedeutung nach Genetiv und Adjectiv ständen, A. Kuhn, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. XV, Jahrgang 1868, pp. 420 ff. fasste den Genetiv als ursprüngliches Adjectiv auf, Steinthal, Typen des Sprachbaues, p. 306, und Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache, p. 312, leiten das Genetiv-Suffix der a-Stämme -sya vom Relativpronomen her, eine Ansicht, welche dahin berichtigt worden, dass dies kein Relativ, sondern das Demonstrativ ist, weil jenes aus diesem erst entstand. Bekannt ist die Zusammenstellung des homerischen Genetivs *δήμοιο* = *δημοσιο* mit dem Adjectiv *δημόσιο-ς*. Darnach ist der Genetiv aufzufassen als Casus des Attributs und ebenso wie durch das attributive Adjectiv, so wird auch durch den Genetiv ein Substantiv lediglich näher bestimmt, das Wie ergibt allemal der Zusammenhang. Die indischen Grammatiker nannten daher den Casus, weil durch ihn ein Substantiv mit einem andern verbunden wurde, Sambandhas d. i. Verbindung, die Stoiker genauer *πτῶσις γενική*, das ist nicht der Genetivus der Römer, denn der entspräche etwa einer *πτ. γεννητική*, sondern der Generalis, welchen Namen

*) Nach Dr. A. Franke in den Verhandlungen der Leipziger Philologenversammlung 1873, p. 231, lassen sich in der geistigen Anschauung des Dativs zwei Elemente nachweisen, das Causale, welches eben die Zweckvorstellung als die bewegende, die Tat hervorlockende Person, und daneben das locative, welches dieselbe zugleich als Ziel, d. i. zugleich als End- oder Ruhepunkt der durch sie selbst hervorgelockten Bewegung stempelt. So versteht es sich von selbst, dass in dem Suffixe dieses Casus mit dem allgemein-causalen Lautelemente á das locative Element ĭ sich verbunden zeigen müsse — wie das ja denn auch in dem gegebenen Dativ-Suffixe (aî) in der Tat der Fall sei.

außer Charisius noch Priscian anführt, aber freilich falsch erklärt. (Generalis casus, ex quo fere omnes derivationes et maxime apud Graecos solent fieri.) Schömann in Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache I p. 79 f. verwarf zuerst die traditionelle Uebersetzung der Römer als unrichtig, aber Steinthal in seiner Geschichte der Sprachwissenschaft, p. 296, erklärt zuerst den Stoischen Ausdruck als Casus zur Bezeichnung der Gattung, des *γένος*. Der Genetiv ist also der Casus der Verbindung zweier Substantiva und dient wie das Adjectiv dazu, ein Substantiv näher zu bestimmen. Er bezeichnet das Allgemeine, wozu ein Besonderes gehört, was schon der Byzantiner Joannes Glykas erkannte. Vorzugsweise ist er also im Gegensatz zu den adverbialen Casus, dem Ablativus, Locativus, Instrumentalis, Dativus, ein adnominaler Casus und, wo er bei Verben steht, seiner Natur gemäß Genetivus partitivus.

Der Vocativ wurde bisher von sämmtlichen Grammatikern als Interjection und Casus des Rufes betrachtet. Daher er ohne das s des Nominativs den bloßen Stamm zeige. Erst Th. Benfey bewies das Unrichtige dieser Ansicht und der indischen Grammatik folgend, welche den Vocativ als unselbständige Form, als eine bloße Verwendung des Nominativs in einer besondern Bedeutung darstellt, bestimmte er ihn als Casus der Anrede, der aus dem Nominativ durch Zurückziehung des Accents entstanden sei. Vgl. über die Entstehung des Indogermanischen Vocativs von Theodor Benfey, Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Bd. XVII, 1872. Seine Gründe sind unter andern etwa folgende: Der Vocativ dient ganz so, wie speciell der Nominativ und Accusativ, um an einer Person oder Sache eine casuelle Beziehung auszudrücken. Es ist ferner keine Aehnlichkeit zwischen einer Interjection und dem Vocativ zu erkennen. Denn jene ist unmittelbar und absichtslos hervorbrechender Ausdruck des Allgemeinsten, was articulirte Laute zu verstehen zu geben vermögen, eines Gefühls oder einer Stimmung, dieser dient — zumal wenn Vocativ eines Eigen-

namens — zur allerindividuellsten Beziehung einer Person oder Sache. Auch der Imperativ, 2 ps. sing., hat durch die Zurückziehung des Accents seine ursprüngliche Endung verloren (-dhi, vgl. das griechische -θι). Im Indogermanischen erscheint die Vocativform nur im Singular und auch hier nur in wenigen Nominalkategorien und selbst da nicht selten mit dem Nominativ wechselnd, welcher im Dual und Plural stets als Vocativ verwendet wird. Die indischen Grammatiker geben dem Nominativ, wenn er als Vocativ gebraucht wird, den terminus technicus Sambuddhi, d. i. Anrufung. Das Verhältnis des Vocativs zum Nominativ in den indogermanischen Sprachen zeigt, dass jener mit diesen als wesentlich identisch auftrat. Der ursprüngliche Unterschied des Vocativ vom Nominativ bestand einzig im Wechsel des Accents, um die Anrufung deutlich zu veranschaulichen; wo aber schon der Nominativ so accentuirt war, trat gar kein Unterschied zwischen ihm und dem Vocativ ein. Wenn das Sprachbewusstsein irgend einen wesentlichen Unterschied zwischen diesen Casus gefühlt hätte, so konnte die Uebereinstimmung der beiden Casus im Dual und Plural nicht eintreten. Es entstand daher der Vocativ Singularis aus dem entsprechenden Nominativ überaus vielfach durch Einbuße der Nominativendung -s. Diese Einbuße hatte verschiedene Gründe: erstens die Unmöglichkeit aus phonetischen Gründen das -s zu bewahren, zweitens die bloße, durch den Vocativ-Accent nur geförderte Neigung auslautendes -s einzubüßen, drittens durch eine gewisse Absichtlichkeit, bloß durch die Analogie, um besondere Vocative zu bilden, wurde das auslautende -s des Nominativs auch dann abgeworfen, wenn es nicht das s dieses Casus war, sondern zum Stamme gehörte. In der Grundsprache diente ursprünglich höchstwahrscheinlich der Nominativ in allen drei Numeri unverändert auch zur Bezeichnung des Vocativs. In letzterer Verwendung aber bewirkte der häufige Gebrauch als Anrufung, dass nach und nach der Accent auf die erste Silbe gezogen ward. Diese Accent-Differenzirung wurde beim Gebrauche des Nominativs als Vocativ im Singular entschieden, und wahrscheinlich

auch im Dual und Plural, Regel, sodass nachdem sich diese Differenz zum Gesetz erhoben, der Vocativ als eine besondere Form dem Sprachbewusstsein gegenüber lebendig geworden war. Die Vorziehung des Accents, durch welche der Auslaut des Wortes schutzlos geworden war, bewirkte dann, dass in den geschlechtigen Vocativen Singularis der Stämme auf a, i, u das nominativische s eingebüßt ward.

IV.

Erklärung des Nominativs und Accusativs.

So wären denn sämmtliche Casus erklärt mit Ausnahme des Nominativs und Accusativs. Man könnte einwenden, die Natur des Nominativs wäre so durchsichtig, wie die des Vocativs und wie dieser der Casus der Anrede, so sei jener der Casus des Subjects. Aber so einfach ist die Sache denn doch nicht. Wenn es wahr ist, dass, wie wir in der Einleitung gesehen haben, auch der Accusativ der Subjectscasus sein kann, so folgt daraus, dass ursprünglich der Nominativ nicht der alleinige Subjectscasus, dass seine Bedeutung also von Anfang an eine speciellere war, als die des Subjects im Allgemeinen. Was bedeutet also der Nominativ? Gehen wir gemäß dem Ausspruch Platos: *ὅς ἂν τὰ ὀνόματα εἰδῇ, εἴσεται τὰ πράγματα,* auf seine Entstehung zurück, so finden wir, dass er zur Bezeichnung von Personen oder persönlich gedachten Gegenständen gebildet wird durch Anfügung des Suffixes -sa, abgekürzt -s, an den Stamm, resp. die Wurzel. — Sa ist aber nach der Ansicht sämmtlicher Sprachforscher Pronominalwurzel mit der Bedeutung: hier oder dort. Altindisch açva-s, griechisch *ἵππος*, lateinisch equo-s heißt Pferd hier, resp. da, und derjenige, der dieses Wort oder das diesem in der indogermanischen Ursprache entsprechende Wort aussprach, wies auf ein Pferd hin, welches er wahrnahm. Es steht also nichts im Wege, den Nominativ als Casus der Warnehmung zu bezeichnen. Damit ist aber noch nicht erklärt, warum dieses Suffix nur an Stämme angehängt wurde, welche Personen oder persönlich aufgefasste Gegenstände bezeichneten; ein Umstand, den die in Meißen

versammelten Sprachforscher sich nur daraus erklären konnten, dass sie diesem demonstrativen Suffixe zugleich eine symbolische, personificirende Bedeutung beilegten, die an und für sich gar nicht in ihm selbst liegt. Ich glaube, das Personificirende lag weniger im Suffixe als vielmehr in der Anschauung der ersten sprechenden Menschen. Man hat glücklich und unglücklich zur Erklärung vieler sprachlichen Erscheinungen die Analogie des Kindeslebens herangezogen. Ich glaube, in diesem Falle kann man es auf das glücklichste, da außerdem noch eine andere Tatsache zur Bestätigung hinzukommt. So wie nämlich das Kind allen Gegenständen, mit welchen es in Berührung kommt, dasselbe Leben zuschreibt, welches es in sich selbst fühlt, so auch die alten, oder sollen wir sagen? die jungen Menschen. Wie wäre auch sonst der Ursprung der Mythologie zu erklären? Alles was der Mensch um sich herum warnahm, hielt er für ebenso beseelt wie sich selbst. »Der sprachschöpfende Naturmensch, noch unfähig, den Unterschied zwischen sich und den Dingen außer ihm zu erkennen, schaut diese als das an, was er selbst ist, nämlich als menschlich denkende und empfindende Wesen: er belebt, verpersönlicht die Dinge der ihn umgebenden Welt.« Miklosich, slavische Grammatik IV, p. 18, nach Humboldt, Dualis, 186. Das Personificirende u. s. w. des Nominativs liegt also nicht im Suffixe, sondern im Menschen selbst und durch den Nominativ wurde nur auf den wargenommenen Gegenstand hingewiesen. Man darf nicht einwenden, dass wenn auch ursprünglich noch nicht das Femininum vom Masculinum differenzirt war, so doch schon der Gegensatz zwischen persönlichem und unpersönlichem Geschlecht bestanden hätte, da in der ältern Declination der consonantischen und halbvocalischen Stämme persönliche oder persönlich gedachte Gegenstände durch -s als solche bezeichnet wurden, das Neutrum dagegen, also doch das Sächliche, Nicht-Lebendige und auch als solches nicht Gefühlte im bloßen Stamm erschien. Das ist nicht richtig. Das concrete Neutrum als grammatisches Geschlecht hat sich später entwickelt als selbst das Masculinum und

Femininum. Den Beweis dafür gibt die Sprachvergleichung. Nur die Sprachen der kaukasischen Rasse haben grammatische Geschlechtsbezeichnung, alle andern nur materielle. Die nächst den Indogermanischen am höchsten entwickelten Sprachen der kaukasischen Völker, die der Hamiten und Semiten (Aegyptisch, Arabisch, Hebräisch u. s. w.) haben wohl ein Masculinum und Femininum geschaffen, es aber zu einem Neutrum als grammatischen Geschlecht nicht gebracht. Bei der Lehre vom Genus werden wir sehen, was für ein Abstractionsvermögen die Bezeichnung des Neutrums von dem phantasiereichen, alles um sich belebenden Menschen erforderte. Daher ist auch Scherers Annahme, dass dem todten Neutrum gegenüber das Nominativ- oder Subjectszeichen -s der Masculina und Feminina das Lebendige bezeichnen müsse, zu verwerfen und seine Vermutung, der Nominativ sei entstanden aus der Verbindung des demonstrativen Locativs ásāu von ásu Lebenshauch, leben, und dieser bezeichne: im Leben befindlich, lebendig, schon aus diesem Grunde hinfällig. Aus formellen Gründen ist sie schon widerlegt von A. Kuhn in seiner Recension des Schererschen Buches: zur Geschichte der deutschen Sprache. Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XVIII, p. 381 f., Berlin 1869. — Durch den Nominativ wurde also ein vom Menschen außerhalb seiner selbst wargenommener Gegenstand bezeichnet und gemäß seiner psychologischen Entwicklung natürlich ebenso persönlich aufgefasst, wie er sich selbst als Person auffasste. Der Nominativ war also in erster Linie ein Casus der Warnehmung und wir können ihn ohne jedes Bedenken so nennen, da wir ja auch einen Modus der Warnehmung haben, den Indicativ.*) Noch specieller können wir ihn den

*) Als einfacher Casus zur Bezeichnung eines wargenommenen Gegenstandes steht der Nominativ noch außerhalb aller grammatischen Verbindung im Altpersischen. Dort werden die Eigennamen, denen eine erklärende Apposition folgt, einfach in den Nominativ gesetzt, vgl. Hübschmann, p. 289. Ebenso gebrauchten ihn die Griechen gern bei Anführung eines Namens oder auch eines Gegenstandes, vgl. Kühner, griechische Grammatik II, p. 40 f. Wir begreifen daher, warum Aristoteles ausdrücklich den Nominativ als *πτῶσις* und als *κλῆσις* schied.

Casus des wargenommenen Subjects nennen. Denn dadurch, dass ein wargenommener Gegenstand und seine Tätigkeit, welche vorher in den suffixlosen Wurzeln und Stämmen nicht von einander geschieden waren, bei fortschreitender geistiger Entwicklung der Menschen begrifflich getrennt und in der Aussage verbunden wurden, entstand der erste Satz, der Ausdruck eines psychologischen Urteils, im Nominativ und Indicativ, natürlich vorerst nur praesentis activi.*) Auf den Gegenstand wurde besonders hingewiesen durch das attributive Suffix -sa und ebenso besonders auf dessen Tätigkeit durch das prädicative Suffix -ta. Aber auch eine Tätigkeit, welche der wargenommene Gegenstand nicht in der Wirklichkeit vornahm, die also nicht augenblicklich an ihm wargenommen wurde, konnte man sich gleichwohl als von ihm geschehend vorstellen, weil man sich erinnerte, den Gegenstand in dieser Tätigkeit wargenommen zu haben. So

*) Allerdings suchte G. Curtius in seiner Schrift: zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung, Abhandlungen der philos. histor. Classe der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften V, Leipzig 1870, p. 187 ff., die Reihenfolge der Entwicklung der sprachlichen Formen des sanskritischen Sprachstammes so zu bestimmen, dass er die Periode der Casusbildung mit der Adverbialperiode als letzte Entwicklungsstufen hinstellte, denen die Periode der zusammengesetzten Verbalformen vorherginge und noch viel früher, durch die Periode der Themenbildung getrennt, die primäre Verbalperiode, p. 201—258. Aber ich glaube mit Steinthal, Pott und Schleicher annehmen zu müssen, dass Nomen und Verbum sich parallel entwickelten. Der Erstere sagt in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft V, Heft 3, p. 352: »Also weil Verbum und Nomen als die beiden Pfeiler des Sprachbaues erschienen und weil es mir unwahrscheinlich vorkam, dass der Sprachgeist zuerst den einen sollte völlig ausgestaltet haben, während er den andern immer noch völlig nackt ließ, und weil der Ausbau des Nomens wesentlich in der Casusbildung und so wenig in der bloßen Themenbildung lag, dass sogar Nominalstämme als Verbalstämme verwendet wurden; darum hatte ich angenommen, dass Verbum und Nomen sich so weit als möglich parallel entwickelt hatten, dass also erstlich Verbal- und Nominalthemen gleichzeitig gebildet waren, Typen des Sprachbaues, p. 286, und dass zweitens, als die Nominalthemen verbal verwendet wurden, sie auch im Gegensatz hierzu mit Casuszeichen versehen wurden.

entstand der Modus der Vorstellung, der Coniunctivus. Wenn Delbrück, syntaktische Forschungen I, der Gebrauch des Conjunctivs und Optativs im Sanskrit und Griechischen, 1871, und Julius Jolly, ein Capitel vergleichender Syntax, der Conjunctiv und Optativ u. s. w. im Zend und Altpersischen, 1872, behaupten, der Grundbegriff des Conjunctivs sei der Wille und der des Optativs sei der Wunsch, so deckt diese ihre Hypothese durchaus nicht alle Gebrauchsweisen der beiden Modi, beispielsweise nicht die von Jolly, p. 43 f., angeführten sogenannten Conjunctive der Verallgemeinerung. Das beweist schon die Unrichtigkeit ihrer Erklärung. Aber noch andere Gegengründe kommen dazu. Delbrück gibt, syntaktische Forschungen IV, p. 116, selber zu, dass er seine Annahme mit der Form des Conjunctivs nicht in einen etymologischen Zusammenhang zu bringen vermöge und dass auch die Analyse der Optativform nicht so fest stehe, dass er auf ihr ein syntactisches Gebäude zu errichten vermöge. Eine andere Möglichkeit wäre daher nach ihm, in beiden Modi den futurischen Sinn zu finden und zwar im Conjunctiv die Bezeichnung der nahen, im Optativ die der ferneren Zukunft. Aber auch das scheint mir eine willkührliche Unterscheidung der beiden Modi zu sein. Ich möchte auf folgende sprachgeschichtliche Tatsache hinweisen und daran einige psychologische Bemerkungen knüpfen. Im Zend bezeichnen Imperfect und Aorist Indicativ auch den Conjunctiv dieser Tempora, vgl. Jolly a. a. O. p. 21 ff. Das Altpersische setzt in Prohibitivsätzen mit mâ (= μή) statt eines Conjunctiv Aor. oder Impf. ein Impf. mit abgeworfenem Augment. Derselbe Gebrauch findet sich im Sanskrit und zwar im classischen Sanskrit, wie im Altpersischen, auf die Sätze mit mâ beschränkt, im Vedischen aber ebenso ausgedehnt, wie im Zend. Es ist der von Delbrück sogenannte unechte Conjunctiv, der sich von dem Präteritum nur durch den Wegfall des Augments unterscheidet, im Zend auch nicht einmal dadurch, da diese Sprache das Augment für die Präterita überhaupt fallen ließ. Man hat zur Erklärung dieser eigentümlichen Tatsache zu ebenso eigentümlichen Erklärungen

seine Zuflucht genommen. Vgl. Jolly a. a. O. p. 23 f. Ich glaube eine ziemlich einfache geben zu können. Jede Vergangenheit existirt nur in der Erinnerung, also in der Vorstellung. Daher eine Verbalform wie z. B. vacam (vac) die Vorstellungsform für die von der ersten Person ausgesagte Tätigkeit des Redens ist. Wurde diese Form durch das Augment oder vielmehr den demonstrativen Pronominalstamm a (da, auf die Zeit übertragen: damals),*) präfigirt und dadurch näher bestimmt a-vacam, da reden ich, so war damit das Tempus der Vergangenheit geschaffen, während die nicht augmentirte Form noch immer die Vorstellung der Tätigkeit als Conjunctiv bezeichnete. Als der neue, nach Analogie des Conj. Praes. gebildete Conjunctiv der Vergangenheit an Stelle dieses älteren sich vordrängte, wurde dieser allmählich bei Seite geschoben, so dass er schon im Nachvedischen Sanskrit, im Altpersischen auf die Prohibitivsätze beschränkt wurde, in den verwanten Sprachen, z. B. im Griechischen, spurlos verschwand. Dass der Conjunctiv so überaus häufig die gewollte und zukünftige Handlung bezeichnet, ist psychologisch sehr erklärlich. Der Conjunctiv bezeichnet die Handlung eines Subjects nicht als wargenommen, sondern im Gegensatz dazu als innerlich vorgestellt. Was lag also näher, als die Willensregung, welche die Vorstellung zu begleiten pflegte, mochte sie nun ruhiger Wille oder lebhafter Wunsch sein, durch denselben Modus der Vorstellung zu bezeichnen. Auch die Zukunft wird nicht wargenommen, sondern vorgestellt, daher es eben so nahe lag, vorläufig auch diese durch den Modus der Vorstellung zu bezeichnen. Ferner sind Wille und Wunsch ebenso sehr Folge einer Vorstellung, wie einer Warnehmung. Worauf es hier aber vor allem ankommt, ist der Gegensatz zu der äußeren Warnehmung, das ist die Vorstellung sammt allen mit ihr unwillkührlich verbundenen Seelentätigkeiten, der

*) Vgl. das Sanskrit-Wörterbuch, herausgegeben von der Kaiserl. Academie der Wissenschaften, bearbeitet von O. Boethlingk und R. Roth, I. Th., St. Petersburg, 1855, p. 1 und 2: a) 1. interject., 2. Pronominalstamm, 3. Negativpartikel, 4. Augm. d. Impf., Aor., Condit.

Empfindung und Begehrung, mag man sie nun innere Warnehmung oder sonstwie nennen. Ich ziehe es vor, den Gegensatz zur äußeren Warnehmung einer Tätigkeit oder eines Dinges einfach als Vorstellung zu bezeichnen, obwohl ich mir des engeren Begriffes der Vorstellung wohl bewusst bin. Es trennten die Menschen aus der Periode der Sprachschöpfung gewiss noch nicht mit philosophischer Schärfe unsere seelischen Tätigkeiten Gefühl, Vorstellung, Wollen, geschweige denn gar Wille und Wunsch,*) empfanden aber klar den Unterschied zwischen Warnehmung außerhalb ihrer selbst und Vorstellung innerhalb ihrer selbst. Was lag daher näher, als dass die Vorstellungsform des Verbums auch benutzt wurde, die gewollte, gewünschte und zukünftige Handlung zu bezeichnen? Der Optativ, dessen Moduszeichen i, ya, yâ sind, ist der Conjunctiv der Vergangenheit, daher seine historischen Personal-Endungen und entspricht unserem deutschen Conjunctiv der Vergangenheit, welcher ja ebenfalls zum Ausdruck des Wunsches verwendet wird, ohne darum der reine Wunschmodus zu sein. Also hat Kühner, griech. Grammatik II, p. 165 f., Recht, welcher im Conjunctiv den Modus der Vorstellung sieht im Gegensatz zum Indicativ, dem Modus der Warnehmung und ebendaselbst p. 181 den Optativ als den Conjunctiv der historischen Tempora bestimmt. Weiter die Modi der Conjugation zu verfolgen, kann nicht im Zweck dieser Arbeit liegen.

Es waren also die Gegensätze der Warnehmung und der Vorstellung im Geiste der Menschen entstanden und in der Conjugation durch besondere zu diesem Zwecke geschaffene Modi bezeichnet. Aber nicht bloß hier, sondern auch für die Verneinung der Aussage schuf, je nachdem eine Warnehmung oder eine Vorstellung verneint werden sollte, die Sprache besondere Formwörter ná und mâ, vgl. griechisch *οὐ* und *μή*, lateinisch non und ne. Ja in den Formen des lateinischen

*) Vgl. die Bedeutungen der indogermanischen Wurzel ma in *μέμαα*, *μέμονα*, *μένος*, altindisch manas, memini, mens u. s. w. de graeca radice *man* cognatarum linguarum ratione habita, scr. Jonas Rabad. diss. inaug. Wratisl. 1874.

Pronomen indefinitum hat sich dieser Gegensatz der Warnehmung und Vorstellung besonders ausgeprägt. Vgl. aliquis neben quispiam und quisquam. Sollte nun, was in der Conjugation und bei der Verneinung der indogermanischen Sprachen überhaupt und beim Pronomen indefin. wenigstens im Lateinischen geschah, nicht auch in den Casus geschehen sein? Ebenso wie eine Tätigkeit aus der Erinnerung im gegebenen Momente vorgestellt wird, weil der Mensch eine bestimmte Anschauung von ihr hat, die er aus wiederholten Warnehmungen sich gebildet, ebenso wird ein Gegenstand, den wir früher wiederholt wargenommen haben, im gegebenen Momente von uns vorgestellt, weil wir eine bestimmte Anschauung von ihm in unserer Erinnerung besitzen. Es muss also im Gegensatze zum Nominativ, dem Casus der Warnehmung, einen Casus der Vorstellung gegeben haben, mittels dessen man einen Gegenstand bezeichnete, den man früher wargenommen, von dem man sich in Folge dessen eine Anschauung gebildet hatte, die natürlich desto klarer war, je wiederholter und schärfer die Warnehmungen desselben gewesen waren. Das ist, behaupte ich, der Accusativ! Wie ist der Accusativ gebildet? Bopp vergleicht das m des Accusativs mit dem obliquen Stamme des Sanskrit-pronomen demonstrativum amu jener und erklärt es für ein Pronomen, gleichsam für einen nachgesetzten Artikel, zur Personificirung, Belebung des Gegenstandes, aber in geringerem Grade personificirend, weniger energisch und lebendig als das -s des Nominativs. Ihm folgt Curtius sowohl auf der Meißner Philologenversammlung, als auch in seiner Chronologie, 1867. Nur gibt er hier den Suffixen des Nominativs und Accusativs eine andere Deutung als in Meißen. Er vergleicht die Sanskrit-pronomina aha-m, tva-m, aja-m, welche m als Suffix des Nominativs hätten und glaubt daher annehmen zu können, dass ursprünglich vielleicht nur Vocativ und Accusativ als Casus existirt hätten, um aber den Begriff des Wortes als einen lebendigen hervortreten zu lassen, habe man das -s Suffix angewandt, woraus sich dann erst der Unterschied zwischen dem Subject als hervortretenden und

dem Object als dem zurücktretenden Satzteile entwickelt habe. Man sieht, Curtius fasst die Suffixe des Nominativs und des Accusativs rein symbolisch, ohne die Schwäche seiner Beweisführung recht zu bedenken. Wie? Die Pronomina personalia sollten etwa weniger persönlich empfunden worden sein als dritte Gegenstände? Wenn irgendwo, hätte dies anscheinend personificirende s an das Pronomen der ersten und zweiten pers. angehängt werden müssen. Dass es nicht geschehen, ist ein Beweis, dass diese symbolische Auffassung unrichtig ist und die beiden Casus-Suffixe anders erklärt werden müssen. Dass das Nominativ-Suffix -s an und für sich nicht personificire, sondern die geistige Anschauung der früheren Menschen, haben wir schon oben bei der Erklärung des Nominativs gesehen. Also hat auch das m-Suffix eine andere Bedeutung. Ich habe oben behauptet, der Accusativ sei der Casus der Vorstellung und wenn meine Behauptung richtig ist, muss sie sich auch durch die Bildung des Casus beweisen lassen. Der Casus ist gebildet durch die Anhängung des Pronominalstammes der ersten pers. sing. ma. Es ist schwierig zu bestimmen, ob diese Pronominalwurzel ursprünglich ma oder ama gelautet habe. Allerdings scheinen die griechischen Formen *ἐμέ*, *ἐμοί*, *ἐμοῦ*, dorisch *ἐμίν*, *ἐμέος*, *ἐμοῦς*, altjonisch *ἐμεῖο*, *ἐμεῦ*, *ἐμέθεν*, ferner die Dehnung des a vor m im Sanskrit in der Conjugation, vgl. bôdhâmi ich weiß, bôdhâmas wir wissen, im Gegensatz zu bôdhasi, bôdhati, du weißt, er weiß u. s. w. für das letztere zu sprechen. Aber der Umstand, dass außer der griechischen sämmtliche stammverwante Sprachen, auch die älteren, die altindische, das Zend, die littauische, die Formen auf ma zeigen, macht diese Annahme bedenklich. Dazu kommt noch, dass nach Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, 4. Aufl. 1876, p. 626, Anm., die verwante Verbalwurzel ma denken, messen, vgl. man, Mensch, ebenfalls ohne den Anlaut a erscheint. Endlich kann zu dem in *ἐμέ* u. s. w. vorgeschlagenen *ε* verglichen werden sowohl die allgemeine Neigung der griechischen Sprache, namentlich

vor Doppelconsonanten, aber auch vor einfachen Liquiden und Nasalen die Vocale *α*, *ε*, *ο* und *ι* vorzuschlagen, als auch die lesbisch-äolischen Pronominalformen *ἄσφι*, *ἄσφε* = *σφί*, *σφέ* und neugriechisch *ἔσυ* = *σύ*. Und die Dehnung des a vor den ersten Personalendungen des Verbums erklärt Pott folgendermaßen: »Im Sanskrit unterscheiden sich z. B. die Patronymika, meist in Begleitung von Ableitungssuffixen, zuweilen anch ganz allein, durch jenen stärksten Ausdruck, Vriddhi geheißen, den man auf den Vocal legt, von ihren Primitiven. Nach ähnlichem Principe erhalten die e r s t e n Personalpronomen des Verbums durch Steigerung des Bindevocals a zu â eine zu ihrer gleichsam selbstischen Characterisirung mitwirkende Auszeichnung vor den beiden übrigen Personen.« Ist also ma und nicht ama die Wurzel, so wurde sie an die Stämme gehängt und zwar ohne weiteres an die vocalischen, unter Zutritt von a an die consonantischen, um den Accusativ zu bezeichnen.*)

Dass übrigens das Pronomen der ersten Pers. sing. nicht bloß als Verbalsuffix, sondern auch im Accusativ als Nominalsuffix verwendet wurde, darf keinen Anstoß erregen. Es war keine Verwechslung des Accusativs zu besorgen. Denn die mit -ma verbundenen Verbalformen erhielten im Präsens die Steigerung vor dem Suffix, im Präteritum genügte das Augment a- (*ε*-) Verwechslungen vorzubeugen und der unechte Conjunctiv, der allein mit dem Accusativ verwechselt werden konnte, verschwand vielleicht aus eben diesem Grunde immer mehr aus der Sprache, so dass er im Griechischen u. s. w. schon gar nicht mehr erscheint. Zudem wurde

---

*) Bopp erklärt in seiner vergleichenden Grammatik, 2. Aufl. II, p. 101 f. den flexivischen Unterschied zwischen ahá-m, tva-m und den übrigen Pronominalnominativen auf am, ay-ám, iy-ám, svay-am, vay-ám, yû-y-ám so, dass dem eigentlichen Casuszeichen noch ein a vorgeschoben wird, im Fall nicht schon ein a im Stamm vorhanden ist und vergleicht zu den ersten Singular-Personen abar-a-m, adadâ-m, dad-yâ-m im Gegensatze zu Formen wie astṛṇav-am. Einschub von Vocalen, sogenannten Bindevocal, ist man zwar im Allgemeinen anzunehmen wenig geneigt, aber er findet gleichwohl statt vor r, l, m, n, vgl. Curtius, griech. Etymologie p. 717, 4. Aufl.

umgekehrt auch das Verbalsuffix der dritten pers. sing. -ta als Nominalsuffix verwendet. So im Germanischen zur Bezeichnung des Neutrums der Adjectiva und Pronomina und im Lateinischen als Suffix des Neutrums der Pronomina illu-d, i-d, istu-d, quo-d, qui-d. Ebenso im Sanskrit und Zend. Im Griechischen erscheinen bekanntlich die Neutra der Pronomina deshalb im bloßen Stamm, weil das -τ nach den Auslautgesetzen dieser Sprache abfallen musste. Die treffendste Analogie zur Form des Accusativs — Verbindung eines Nominalthemas mit der Wurzel des ersten pron. pers. — bieten uns das Altbaktrische und die übrigen êranischen Sprachen. Die sogenannten Pronomina suffixa — enclitische Formen der pron. pers. — treten an Nomina und Verba und Partikeln. Vgl. Spiegel, altbaktr. Gramm., p. 305 ff. Die dadurch bezeichneten Casus sind Dativ, Genetiv und Accusativ. Spiegel glaubt, dass diese Pronomina zunächst den Dativ ausdrückten und erst nach und nach auf andere Casusverhältnisse übertragen wurden.

Es bedeutet also altindisch mātár-am (matrem), açvā́-m (equum) Mutter, Pferd in mir im Gegensatze zu den wargenommenen Gegenständen, auf die durch das Suffix -sa als außerhalb des Sprechenden hingewiesen wurde, in meiner des Sprechenden Vorstellung, wie ich, der den betreffenden Satz spreche, diese Gegenstände in mir fühle, vorstelle, erstrebe. Der Accusativ bildete also allerdings gleich ursprünglich einen scharfen Gegensatz zum Nominativ, nur nicht wie Subject und Object. Bezeichnete dieser etwas wargenommenes, so bezeichnete jener etwas vorgestelltes. Dass die Sprache schon früh durch besondere grammatische Formen Wargenommenes und Vorgestelltes schied, haben wir schon oben gesehen. Und wie sie Indicativ und Conjunctiv schied, um wargenommene und vorgestellte Tätigkeit besonders zu bezeichnen, so schied sie also auch zwischen wargenommenem und vorgestelltem Gegenstande und bezeichnete ganz natürlich jenen durch das demonstrative Pronominalsuffix -sa, diesen durch das Pronominalsuffix -ma der ersten pers. sing.

Ist also der Accusativ der Casus der Vorstellung und bezeichnet er als solcher einen im gegebenen Falle vorgestellten Gegenstand, so erklären sich leicht und zwanglos erstens eine Reihe grammatischer Erscheinungen, die bisher den Sprachforschern ein Rätsel waren und zweitens wie er sich, ohne seiner ursprünglichen Natur, welche sich in seinem adverbialen Gebrauche erhielt, untreu zu werden, durch fortwährend weiter greifende Analogie zum sogenannten Objectscasus entwickeln konnte.

Wir begreifen nun, warum das Pronomen der ersten pers. die Accusativendung als Subject erhalten konnte. Das Ich ist nicht Gegenstand der Warnehmung, sondern der Vorstellung, daher also die Pronominalformen altindisch sing. ahám, griechisch ἐγών, dual. avám, plur. vajám, altbaktrisch sing. azem, plur. vaēm. Ebenso natürlich schloss sich das Suffix der Vorstellung dem zweiten pers. Pronomen an. Denn das Du ist nichts anderes als die Vorstellung eines anderen Ich. Vgl. Delbrück, syntakt. Forsch., Gebrauch des Conjunctiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen, p. 80: »Das Pronomen der ersten Person bezeichnet den Sprechenden als den Herrn der Situation, das der zweiten den Angeredeten, das dem Sprechenden ebenbürtige Wesen der Umgebung.« Also altindisch sing. tvam, dual iuvam, plur. jujám, altbaktrisch sing. tūm, plur. jūžem, böotisch τοῦν. Auch dass das altindische Reflexivum selbst svayám lautet, ist leicht erklärlich. Nach Analogie dieser Pronomina der ersten und zweiten Person und des Reflexivums erhielt auch das Pronomen der dritten Person im masculinum, femininum und neutrum die Accusativendung ayám, iyám, idám, während die Demonstrativa êshá, syás, adaṣ oder vielmehr asâu das s des Nominativs oder statt dessen die Ersatzdehnung haben. Im Lateinischen sind schon durch den syntaktischen Gebrauch als Accusative der Vorstellung gekennzeichnet quispiam und quisquam, vielleicht auch idem und quidam, vgl. W. Corssen, über Aussprache, Vocalismus und Betonung der lateinischen Sprache, 1858/59 II, p. 148, 282. Desselben kritische Beiträge zur lateinischen Formenlehre,

1863, p. 498, 502 ff. Desselben kritische Nachträge zur lateinischen Formenlehre, 1866, p. 154 ff.

Spiegel in seiner altbaktrischen Grammatik lehrt, dass im Avesta nicht nur das Prädicat im Accusativ, das Object im Nominativ, sondern auch das Subject im Accusativ stehe. Das würde meine Auffassung, dass Nominativ und Accusativ ursprünglich gar nicht im Gegensatze zu einander der eine das Subject, der andere das Object bezeichneten, nur unterstützen. Aber diese so auffallenden Casusvertauschungen, welche sich in der Tat zum größten Teile durch Stellen belegen lassen, finden gewaltigen Anstoß bei den Sprachforschern, da sie den bisherigen Begriffen vom Nominativ als alleinigen Subjectscasus und dem Accusativ als Objectscasus κατ' ἐξοχήν schnurstracks widersprechen. Daher urteilten Roth, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Bd. XXV, und G. Orterer, Beiträge zur vergleich. Casuslehre des Zend und Sanskrit, doctordiss. 1873, die Texte der Avesta seien verderbt und müssten nach den grammatischen Regeln, wie sie etwa im Altpersischen beobachtet würden, corrigirt werden. Aber mit Recht hebt Hübschmann, Casuslehre p. 150, hervor, dass die Texte in Spiegels und Westergaards Ausgaben sich im besten Einklange mit den Handschriften und der alten Pehlevi-Uebersetzung befinden und nicht viel von den Texten abweichen, welche unter den Sassaniden gesammelt und redigirt, hierdurch wiederum die heiligen Schriften des persischen Volkes wurden und die der Parsis bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Wenn freilich Spiegel diese Casusvertauschungen durch die Annahme zu erklären sucht, dass die Sprache bereits in Verfall war, als die Texte niedergeschrieben wurden und Hübschmann sich ihm hierin zum Teil anschließt, so möchte ich im Gegenteil auf die hohe Altertümlichkeit des Zend hinweisen, auch auf den Umstand, welchen Hübschmann hervorhebt, dass wir den Text des Avesta erst halb verstehen, da ein großer Teil des Wortschatzes seiner Bedeutung oder Abstammung nach noch dunkel und das grammatische Material noch nicht genügend gesammelt und

gesichtet ist, und es empfehlen, falls meine Hypothese über die ursprüngliche Bedeutung des Nominativs und Accusativs Beifall findet, von meinem Standpunkte der Erklärung aus den Text des Avesta zu erforschen. Gewiss würden sich Stellen finden, die als verderbt zu corrigiren oder als interpolirt zu eliminiren sind, aber im Großen und Ganzen würden sich, wenn meine Hypothese richtig ist, die anscheinend so auffallenden Casusvertauschungen als sehr natürlich und dem von mir angenommenen Wesen der beiden Casus entsprechend erklären lassen. Mindestens glaube ich mit Sicherheit behaupten zu dürfen, dass im Zend Accusativ und Nominativ noch nicht einseitig Object und Subject bezeichneten, da sonst unmöglich diese so einzig in ihrer Art dastehende Vertauschung und wenn man will, Verwechslung der beiden Casus hätte eintreten können. Die Abschreiber, welche nicht mehr die scharfe Unterscheidung der alten Sprache im Gebrauche dieser beiden Casus besaßen, verwechselten die Casus aus dem Grunde öfter mit einander, weil sie sie in einer ihrer grammatischen Bildung unfassbaren Weise in der alten Ueberlieferung angewandt fanden.

Nach meiner Auffassung des Accusativs lässt sich auch die Construction des Acc. c. Inf. am ungezwungensten erklären. Er ist das natürliche Subject des Infinitivs, weil, wie der Infinitiv die Tätigkeit eines Verbums nur in der Vorstellung, so der Accusativ den Gegenstand in derselben bezeichnet. Soll daher die Vorstellung einer Aussage ausgedrückt werden, so tritt am natürlichsten zum Infinitiv, der Verbalform der Vorstellung, der Accusativ als Casusform derselben. Alle Einwürfe, welche die Sprachforscher gegen die Annahme, der Accusativ sei der natürliche Subjectscasus des Infinitivs, richten, sind nur äußerlich und rühren im Grunde daher, dass sie den Accusativ nur als Objectscasus auffassen, welcher nie als Subject hätte verwendet werden können. Die jedem classisch Gebildeten so geläufige Construction kommt bekanntlich im Rigveda und Zendavesta trotz der großen Fülle mannigfacher Infinitivformen noch

nicht vor,*) weil einerseits die erstarrten Casusformen der Verba, die den Infinitiv darstellen, Dativ, Accusativ und Locativ, ihrer Grundbedeutung nach sehr nahe stehen und andererseits der lose parataktische Satzbau des Sanskrit und Zend die oratio obliqua, das eigentümliche Gebiet des Acc. c. Inf., noch nicht kennen. Auch im Homer, wo Parataxe und Hypotaxe noch häufig ungeschieden nebeneinander vorkommen und von dem alten Formenreichtum des Infinitivs noch *-μεναι* und *-μεν* neben den allgemein gebräuchlichen sich erhalten haben, ist der Acc. c. Inf. noch nicht so häufig, wie im späteren Griechischen und es ist das Verdienst Langes, dies erkannt und hervorgehoben zu haben. Aber je ärmer die Sprache an Infinitivendungen wurde und je fester die übrig gebliebenen auf bestimmte Genera und Tempora verteilt wurden, desto mehr schwand die ursprüngliche Bedeutung der Infinitivformen als Casus, desto mehr befestigte sich im Sprachgefühl eine einheitliche Bedeutung des Infinitivs, es ist die der Vorstellung einer Handlung ohne Bezug auf ein bestimmtes Subject, nur in Zeit und Art beschränkt. Sollte nun eine vorgestellte Handlung im Infinitiv von einem Gegenstande ausgesagt werden, welcher ebenso wie die Handlung von dem Sprechenden nur vorgestellt wurde, so war nichts natürlicher, als dass der Casus der Vorstellung, der Accusativ, zum Infinitiv trat. Im Altslovenischen, der Sprache der pannonischen Slaven, in welche um 850 n. Chr. die liturgischen Bücher übersetzt wurden, steht der Dativ beim Infinitiv, auch bei einer Menge von Verben, welche nie mit dem Dativ verbunden werden, vgl. Miklosich, slav. Gramm. IV, p. 619, n. 19 und Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe der Kaiserl. Academie der Wissenschaften, Bd. X, p. 491 (über den Acc. c. Inf.). Er kann schon aus dem Grunde überhaupt nicht vom regieren-

---

*) Vgl. Eugen Wilhelm, de infinitivi linguarum sanscritae, bactricae, persicae, graecae, oscae, umbricae, latinae, goticae forma et usu, 1873: mirum sane videri potest, quod in Rigveda et Zendavesta in tanta variorum infinitivorum ubertate nullum accusativi cum infinitivo conjuncti vestigium appareat, p. 64 f.

den Verbum abhängen, weil auch die abstracten Verbalnomina, welche von dem Partic. praeteriti passivi mittels des Suffixes -ije abgeleitet werden, vgl. Miklosich ebendaselbst p. 493 f., ebenfalls das Subject im Dativ zu sich nehmen. Man sieht sich daher gezwungen einzuräumen, dass im Slavischen, wo die Construction statt des Acc. c. Inf. in der Regel, und im Gotischen, wo sie statt desselben ausnahmsweise vorkommt, der Dativ das Subject des Infinitivs ist, wahrscheinlich weil die Verbalform selbst noch lebhaft als Dativ gefühlt wurde. Dass aber der Accusativ das Subject des Infinitivs sei, leugnet man, weil, wie schon bemerkt, man ihn zu einseitig als Verbalcasus auffasst. Was steht denn im Wege, dass zu einer Verbalform, welche, mochte sie nun Dativ oder Locativ feminini generis eines Verbums sein, jedenfalls aber als solche nicht mehr gefühlt wurde, sondern nur noch als die Form für die Vorstellung, resp. die Empfindung oder Begehrung, dass, sage ich, einer solchen Form als Subject sich der Accusativ anschloss? Dass der Accusativ auch als Subject verwandt wurde, haben wir oben gesehen und dass er im Griechischen und Lateinischen noch voll und ganz als Casus der Vorstellung vom Sprachgefühl aufgefasst wurde, ist teils schon bewiesen, teils wird es aus der folgenden Darlegung noch hervorgehen. Daher schließen wir uns Miklosich an, der in seiner schon erwähnten Abhandlung über den Acc. c. Inf., p. 505, obwohl er selbst die Grundbedeutung des Accusativs zu finden verzweifelt, gleichwohl nach Widerlegung der gegnerischen Ansichten behauptet, dass in der Syntax des Griechischen, Lateinischen, Gotischen, Althochdeutschen und Altslavischen die Regel zu registriren sei: »der Accusativ kann das Subject des Infinitivs bezeichnen«, und benutzen auch diesen Gebrauch des Casus als Stütze für unsere Erklärung desselben. Unnötig erscheint nach unserer Deutung nunmehr die Annahme der Ellipse im Gebrauche des unabhängigen Acc. c. Inf. im Griechischen und Lateinischen zum Ausdruck einer die Seele des Redenden beherrschenden Vorstellung, resp. Empfindung, welcher aber auch zum Ausdruck des Willens im Griechischen wird

bei Wünschen, Geboten, Vorschriften und Verträgen. Vgl. Kühner, griech. Gramm. II, p. 589 f., latein. Gramm. II, 1, p. 531 f. Anm. 16.

Als Accusative der Vorstellung sind ferner anzusehen diejenigen Accusative, welche bisher durch die Ellipse eines regierenden Verbums erklärt wurden. Vgl. die von Gädicke, Accusativ im Veda, p. 213, die Ellipse, angeführten Beispiele. Accusative der Vorstellung, resp. der Empfindung sind die schon in der Einleitung berührten sogenannten Accusative des Unwillens mit und ohne Interjectionen. Gädicke, p. 210, Kühner, griech. Gramm. II, p. 283, latein. Gramm. II, 1, p. 203.

Als Casus der Vorstellung wurde nun der Accusativ vor allem der Casus des Prädicats und trat auch als solcher in einen gewissen Gegensatz zum Nominativ, welcher sich zum Subjectscasus entwickelte. Denn wie in der Conjugation der Modus der Warnehmung, der Indicativ, nicht bloß dazu verwandt wurde, um allemal wirklich Wargenommenes, sondern auch nur als wirklich Behauptetes zu bezeichnen, so der in allen Indicativsätzen regelmäßig als Subject verbundene Nominativ. Nominativ und Accusativ also traten gleichsam in den Satzteilen der Aussage auseinander, um ein jeder die eine der beiden psychologischen Urteilsformen zu bezeichnen, welche seit Kant auch von den Psychologen Substantialität und Causalität genannt werden und sich von denselben logischen Kategorien unterscheiden, wie die psychologischen Tätigkeiten Warnehmung und Vorstellung von den logischen Producten derselben, Anschauung und Begriff. Vgl. Volkmar, Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus und nach genetischer Methode. Cöthen, 1876, Bd. II p. 263 ff. Zur Erklärung dieser Uebertragung oder dieses Ueberganges von den Sprachformen der Warnehmung zum Ausdruck der Anschauung und der erkannten Wirklichkeit dient uns wieder die Psychologie, welche lehrt, dass die Anschauungen, welche wir von den wargenommenen Dingen und deren Tätigkeiten in uns haben, die Producte dieser Warnehmungen sind. Es lag daher nahe, nicht bloß die vorübergehende Warnehmung, sondern auch deren Product, die Anschauung, welche sich im

gegebenen Momente des Urteils uns vorstellt, mit der nämlichen grammatischen Form zu bezeichnen. Dadurch verschob sich nunmehr das ursprüngliche Aussage-Verhältnis. Was als wirklich wargenommen und erkannt war, wurde durch die Formen der Warnehmung ausgedrückt und die Formen der Vorstellung wurden nun dazu verwandt, nicht allein Vorstellungen, sondern auch vor allem deren begleitende Seelentätigkeiten, Fühlen und Begehren auszudrücken. Eine Spur dieses Ueberganges hat sich vielleicht noch in der Entwicklung der Flexion erhalten. Bekanntlich giebt es beim Homer noch sogenannte Conjunctive mit verkürztem Bindevocal und in der Sprache des Zendavesta, die, wie wir oben gesehen, auch im Gebrauche des Nominativs und Accusativs manche nach der bisherigen Auffassung dieser beiden Casus unerklärliche Eigentümlichkeiten aufweist, herrscht in Bezug auf den Conjunctiv regelmäßiges Schwanken zwischen den Formen mit kurzem und langem thematischen Vocal, vgl. Jolly, ein Capitel vergleichender Syntax, p, 13. Auch im vedischen Sanskrit, nicht aber im nachvedischen, gibt es nach Delbrück, das altindische Verbum, p. 193, wenige Beispiele dieser Conjunctivformen. Curtius, zur Chronologie, p. 49 ff. und das Verbum der griechischen Sprache, II p. 56, nimmt nun, weil Bildungen, welche sich äußerlich vollkommen gleichen, auch innerlich und von Haus gleich wären, als höchst wahrscheinlich an, dass das a (ε, ο) des thematischen Indicativ und des primitiven Conjunctivs ursprünglich demselben Zwecke dienten. Indem ich mich dieser Ansicht, wenn auch nicht deren Begründung anschließe. möche ich gleichwohl die Tatsache etwas anders erklären und auch die Declination zur Vergleichung heranziehen. Wir haben in der Conjugation und Declination eine ältere und jüngere Bildung zu unterscheiden, eine solche, welche die Suffixe ohne weiteres an die Stämme hängt, Declination der consonantischen und halbvocalischen Stämme, alter Indicativ ohne thematischen Vocal, und eine jüngere, welche sie an die erst durch den Vocal a erweiterten Stämme hängt, Declination der a-Stämme, primitiver Conjunctiv mit kurzem thematischen

Vocal. Ferner haben wir in beiden Flexionsarten die zu a erweiterten Stämme noch einmal durch a erweitert, im Conjunctiv mit dem sogenannten gedehnten Modusvocal und in der ersten Declination der ā-Stämme. Woher dieser auffällige Parallelismus? Die Erweichung und Erweiterung der consonantischen Stämme zu a-Stämmen sowohl in der Nominal-, wie in der Verbalflexion halte ich für den sprachlichen Ausdruck des oben erwähnten Ueberganges und der Verschiebung der Aussage. Der thematische Vocal bezeichnete das Angeschaute und Erkannte und zur Bezeichnung der erkannten Wirklichkeit wurde das -s des Nominativs und die Personalendungen auch an diese so erweiterten Stämme angehängt. In der Declination trat diese Stammerweiterung durch a nur teilweise ein. Man begnügte sich in vielen Fällen mit der inneren Sprachform, ohne der entwickelteren Anschauung überall eine entsprechende Lautform zu schaffen. Denn der Teil der Aussage, welcher in der Form der Substantialität bezeichnet werden musste, das Subject, konnte bei dem Bestreben der Sprache, die geschaffenen Formen zn verwenden, auch nach älterer Weise ausgedrückt werden. Etwas anderes war es mit dem Prädicat. Dieser Teil der Aussage, die Form der Causalität, wurde, je weiter die Sprache fortschritt, desto mehr durch den eigentlichen Modus der Vorstellung, den primitiven Conjunctiv mit kurzem thematischen Vocal, bezeichnet und zwar in so durchgreifender Weise, dass nur wenige und zwar die gebräuchlichsten Verba sich diesem durch Sprachgefühl und Analogie begünstigten Gebrauche entziehen konnten. Vgl. unter anderem die Geschichte der Conjugation der Verba auf -μι im Griechischen und deren allmähligen Uebergang in die der Verba auf -ω, so wie die vereinzelten Beispiele des lateinischen Indicativs ohne thematischen Vocal in den einschlägigen Formen von fero, volo und edo. In Folge dessen wurde zur Bezeichnung der vorgestellten und erstrebten Handlung im Gegensatz zur erkannten der neue Conjunctiv mit langem thematischen Vocal geschaffen. In der Declination wurden zur Bezeichnung der Feminina die

ă-Stämme zu ā-Stämmen gedehnt, wie ja auch bei den consonantischen Stämmen des Genus femininum durch Vocalisation derselben bezeichnet wurde. Hierüber und über das grammatische Geschlecht im Allgemeinen vgl. unten meine Bemerkungen über das Neutrum. Wurde von der Sprache das Prädicat vor allem als Ausdruck unserer Vorstellungen, welche wir von den Dingen u. s. w. haben, gefühlt und durch die Form des thematischen Indicativs in der Regel besonders ausgedrückt, so erklärt es sich leicht, warum der Accusativ in so hervorragendem Grade der Casus des Prädicats wurde, dass er im Laufe der Zeit völlig dazu geworden ist. Musste noch der Grieche, Römer u. s. w. sagen, *πένητα εἶναι, γενέσθαι,* mendicum esse, fieri, weil ihm der Accusativ noch als Casus der Vorstellung das natürliche Subject des Infinitivs war, so sind wir Neuere gezwungen, in solchen Verbindungen den Nominativ zu setzen: ein Bettler sein, werden, weil der Accusativ nach unserem Sprachgefühle nicht mehr der Subjectscasus sein kann. Bevor noch die prädicative Zugehörigkeit eines Nomen zu einem Subjectsnomen nach Analogie der Attributiva sich durch die Congruenz der Form in allen Casus festgesetzt hatte, vgl. pater est bonus, patrem esse bonum, utor te amico u. s. w., eine Congruenz, welche sich im Griechischen selbst bis zu den prädicativen Bestimmungen eines Infinitivs und Particips erstrecken kann, vgl. *οἱ σοφοὶ εἶναι δοκοῦντες, τῶν σοφῶν εἶναι δοκούντων, τοῖς σοφοῖς εἶναι δοκοῦσι, τοὺς σοφοὺς εἶναι δοκοῦντας* u. s. w. — so war vorher der Accusativ eines Abstractums der natürliche Prädicatsausdruck, wenn von einem Subject eine Eigenschaft oder ein Zustand ausgesagt werden sollte. Noch im Homer sind so die Verbindungen *ἄκην ἔσαν, ἄκην ἐγένοντο σιώπῃ* zu erklären. Derselbe Prädicatsaccusativ steht im Sanskrit und Zend statt eines Particips oder Adjectivs in gleichem Casus, Genus und Numerus beim Verbum substantivum »sein«, Sanskrit as, Zend aṅh, vgl. Hübschmann, Casusl. p. 196, Gädicke, p. 165. Nach Miklosich, slav. Gramm. IV, p. 384 steht auch im Slavischen der Accusativ des Prädicats nicht nur beim

Verbum jes sein, sondern auch bei den Verben verwanter Bedeutung, wie manere, integrum relinqui, servari u. s. w.*) Von solchen Gebrauchsweisen war die Verwendung des Accusativs als Casus näherer Bestimmung der Verba überhaupt nicht weit, zumal da auch seine Bedeutung hierzu leitete. Jede nähere Bestimmung der Tätigkeit eines Subjects ist eine

*) Noch in neueren Sprachen, z. B. im Französischen, Dänischen, Niederdeutschen und in der englischen Volkssprache wird der Accusativ als Prädicatscasus gebraucht. Herr Gymnasiallehrer Dr. Jungfer aus Rogasen hatte die Güte, mich bei einer gelegentlichen Besprechung meiner Arbeit darauf hinzuweisen und mir folgende Citate zu liefern: Französ. Gramm. von B. Schmitz, 3. Aufl. 1876, p. 160: »Accusativ der Eigenschaft bei être (prädicativer Accusativ). Die prädicative Bestimmung congruirt in der Regel mit dem Subject im Falle: beide stehen im Nominativ, z. B. er ist ein Lügner. — Es gibt aber Sprachen, welche sagen: er ist einen Lügner (so z. B. das Plattdeutsche, vgl. auch J. Sirach 18,23). Ob im Französischen in Il est un menteur, Il est libraire die prädicative Bestimmung als Nominativ oder als Accusativ zu fassen sei, mag dahingestellt bleiben. Indessen werden die Accusativformen le (sächliches und männliches Personalpronomen) und que (sächliches Relativum und Interrogativum) ausschließlich, niemals die Nominativformen il und qui, und die persönlichen Fürwörter la und les neben lui, elles, eux und elles als prädicative Bestimmungen gebraucht.« Studium und Unterricht der französischen Sprache. Von H. Breitinger, 1877, p. 44: Prädicative Fürwörter stehen bei être im Accusativ (auch das Plattdeutsche sagt: er ist einen Lügner) und man kann schlechterdings nicht beweisen, dass menteur in Il est menteur, ein Nominativ und nicht ein Accusativ sei. Je le suis. Sont-ce là vos gents? Oui ce les sont. En honnête homme qu'il était. Malheureuse que je suis. So lässt sich auch que in: Qu'est-il, qu'-arrive-t-il, que te semble etc.? auffassen. So sagt auch das Volk in England: It is him, it is her, it is them.« Diez, Gramm. der roman. Sprachen, 3. Th., 1872, p. 50 f. verweist außer auf das Englische auch auf das Dänische und führt die Wendung det er mig an. Allerdings nennt E. Maetzner, französ. Gramm. mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen, 2. Aufl., 1877, p. 143 diese Accusative Nominativformen. Ich glaube aber nach dem oben im Texte Entwickelten annehmen zu dürfen, dass man eher Schmitz und Breitinger beizustimmen habe. Mätzner bringt übrigens noch folgende Belegbeispiele über diesen Gebrauch: Etes-vous la maitresse du logis? Oui, je la suis. Etes-vous les maitres? Oui, nous les sommes. p. 154: Voilà ce qu'est devenu l'un. Voilà ce que c'est. Je sais ce que vous êtes et ce qu'ils sont (acad.).

Vorstellung von der Tätigkeit desselben im Geiste des sprechenden Menschen, die allerdings je nach der geistigen Entwicklung desselben bestimmter oder unbestimmter sein kann. Daher der Accusativ, der Casus der Vorstellung, so verbreitet war in der Verwendung als Verbalcasus. Je bestimmter freilich die Vorstellungen im Menschen sich gestalteten, desto genauerer Bezeichnungen bedurfte es und an Stelle des früheren bloßen Casus der Vorstellung traten nun teils neuere Casus (Dativ, Ablativ, Locativus, Instrumentalis), teils besondere präpositionale Ausdrücke. Und jetzt bewegen wir uns in breiterem und gewohnterem Fahrwasser und befinden uns in der Erkläruug des so weit verbreiteten adverbialen Accusativgebrauches in Uebereinstimmung mit der Ansicht der Sprachforscher, nach welcher er der eigentliche Casus zur Bezeichnung aller möglichen obliquen Verhältnisse war. Warum er es war und wurde, glauben wir durch unsere Hypothese und deren Herleitung hinreichend erklärt zu haben. Nur einige seiner Gebrauchsweisen wollen wir hier noch hervorheben, die übrigen als selbstverständlich und durch unsere Hypothese leicht erklärlich übergehend.

Wird ein Verbum näher bestimmt, so kann dies bekanntlich durch bloße Casus von Substantiven, die teils flüssig, teils erstarrt sind, und welche letzteren wir Adverbien nennen, oder genauer und sorgfältiger durch präpositionale Ausdrücke, d. h. durch Casus in Verbindung mit Präpositionen geschehen. Abgesehen von den anderen Casus geschieht dies, namentlich in den älteren Sprachen, auch durch den sogenannten adverbialen Accusativ. Ein Satz, wie etwa ***Κῦρος τῶν φίλων ἐπεμελεῖτο πάντα τρόπον*** (die genaueren Ausdrücke dafür sind der Instrumentalis ***παντὶ τρόπῳ*** oder präpositional ***κατὰ πάντα τρόπον*** u. s. w.) heißt Cyrus pflegte für seine Freunde zu sorgen auf alle Weise, wie ich, der diesen Satz ausspricht, es mir vorstelle, oder nachdem man vergessen, dass der Accusativ ein Compositum mit der Pronominalwurzel der ersten Person Sing. war, und ihn allgemeiner als Casus der Vorstellung überhaupt auffasste, nach seiner, des Cyrus, Vorstellung. Ebenso sind

sämmtliche Accusativ-Adverbia, deren es im Griechischen und Lateinischen eine nicht geringe Anzahl gibt, zu erklären. Beispiele aus dem Sanskrit siehe bei Gädicke, p. 171 f. und p. 215 f. Derselbe führt p. 216 dem sogenannten Accusativus Graecus entsprechend aus dem Veda den Accusativ nāma (*ὄνομα,* namens) an, welcher nach p. 218 auch im Zend und Altpersischen adverbial erscheint. Wenn er aber p. 31 behauptet, Constructionen wie *Σωκράτης τὴν γνώμην σοφώτατός ἐστιν*, er ist zehn Jahr alt u. s. w. habe es in der Grundsprache nicht gegeben und daraus folgert, der Accusativus Graecus sei eben für das Griechische speciell zu erklären und ebenso seien die Accusative des Maßes nach Adjectiven, des Raumes u. s. w. erst auf dem Boden der Einzelsprachen erwachsen, so scheint er mir damit zu weit zu gehen. Das Sanskrit ist, wie Gädicke als Sanskritist es selbst wohl am besten weiß, durchaus nicht die Mutter der übrigen stammverwanten Sprachen, so dass es die Norm für unsere grammatische Auffassung geben müsste, nicht einmal die altertümlichste Schwestersprache seiner Entwicklung nach. Das ist eher noch die Zendsprache vermöge ihrer vielen altertümlichen und ursprünglichen Syntax-Erscheinungen.*) Ich erinnere nur an den Gebrauch des Nominativs und des Accusativs, in der Conjugation an den Gebrauch des Conjunctivs neben und an Stelle des Indicativs u. s. w. Wenn wir nun einen Gebrauch des Accusativs in mehreren verwanten Sprachen gleichmäßig entwickelt sehen, so sind wir berechtigt, ihn auch für die gemeinsame Ursprache anzusetzen und brauchen höchstens die speciellere Ausbildung des betreffenden grammatischen Gebrauches für die Specialsprachen zuzugestehen. Es war ein Jugendirrtum der vergleichenden Sprachwissenschaft, das Sanskrit in seiner Wichtigkeit für die Erklärung der indogermanischen Formenlehre zu überschätzen und als die Mutter der übrigen Sprachen hinzustellen. Und doch war dieser Irrtum noch sehr verzeihlich,

*) Einer der ausgezeichnetsten Zendgelehrten, Dr. Haug, nennt das Zend die ältere Schwester des Sanskrit. Aufsätze über die heilige Sprache, die Schriften und Religion der Parsis. Bombay, 1862.

da der Formenreichtum des Sanskrit, der durchsichtige altertümliche Bau derselben, die hohen Verdienste der indischen Grammatiker, eines Paṇiṇi u. s. w. um die Formenlehre eine Fülle von Aufklärungen für die der anderen Sprachen ergab. Etwas anderes aber scheint es mir mit der Sanskrit-Syntax zu sein. Das Sanskrit, wie es in seiner ältesten Gestalt im Veda vor uns liegt, ist schon eine hochentwickelte Literatursprache mit ihren Vorteilen und Nachteilen, durch Analogie und conventionellen Dichterbrauch nach bestimmten syntaktischen Richtungen hin ausgebildet. Was hindert uns anzunehmen, dass diese Dichter- und Priestersprache einzelne Seiten des Accusativs freiwillig oder durch die Natur ihrer Dichtungen dazu gezwungen, unausgebaut ließ? Sollen wir uns denn die allen Indogermanen gemeinsame Ursprache in syntaktischer Beziehung nur ärmer als das Sanskrit vorstellen und was in diesem nicht vorkommt, wohl aber in den Schwestersprachen, für die Ursprache leugnen? Lieber möchte ich mit Benfey, Vorwort zu Ficks Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache, 1868, behaupten: »Durch Vergleichung der indogermanischen Sprachen in grammatischer und lexicalischer Hinsicht ist der Schluss begründet, dass die indogermanische Grundsprache eine im Wesentlichen fertige Sprache war, die sich nur in ihrer Besonderheit weiter zu entwickeln nöthig hatte. Die indogermanischen Stämme gingen bei ihrer Abtrennung nicht aus einem wilden, sondern aus einem verhältnismäßig hochgebildetem Volke hervor.« Wenn demnach im Zend, Griechischen, Lateinischen und Deutschen der Accusativ zur Bezeichnung der Ausdehnung in Raum und Zeit verwendet wird, so stehen wir nicht an, dies als eine der indogermanischen Gemeinsprache, wenn auch vielleicht nur in den Anfängen angehörige Gebrauchsweise des Casus zu bezeichnen, zumal da sie der von uns angenommenen Grundbedeutung desselben vollkommen entspricht. Der Accusativ bezeichnet in diesen Verbindungen die Vorstellung, welche der Sprechende von den räumlichen und zeitlichen Verhältnissen und Eigenschaften eines Gegenstandes hegt. Bisher war es die bloße

petitio principii zu sagen, der Accusativ bezeichne ein Erstrecken im Raume u. s. w. Klar hervor tritt die Bedeutung des Accusativs als Vorstellungscasus im Acc. Graecus, wie überhaupt der ausgedehnte Gebrauch des Accusativs im Griechischen mir zu beweisen scheint, dass man ihn dort noch lebhaft als Form der Vorstellung für das Substantivum empfand. Vgl. *Ἕλληνές εἰσι τὴν γενεὰν* heißt: sie sind Hellenen, wenn man ihre Abkunft sich vorstellt u. s. w.

Sodann steht in den indogermanischen Sprachen und zwar gerade in den ältesten uns überlieferten Sprachperioden der Casus so häufig auf die Frage Wohin, dass G. Authenrieth in seiner Schrift: Terminus in quem. Syntaxis comparativae particula, 1868, unter Vorbringung zahlreicher Beispiele aus den verwanten Sprachen ihn geradezu zu einem Wohincasus zu stempeln versuchen konnte. Wenn der Accusativ den Gegenstand der Vorstellung bezeichnete, so ist damit auch schon der Grund angegeben, warum er in so vielen Fällen nicht bloß den vorgestellten, sondern auch den erstrebten Gegenstand und damit das Ziel u. s. w. bezeichnen konnte. Eine schlagende Analogie hierzu aus späterer Zeit ist der Gebrauch der Präposition *ὡς* im Griechischen, um die Richtung nach einer Person und diese als Ziel der Tätigkeit des Subjects zu bezeichnen. Diese vorzüglich erst in der attischen Sprachperiode häufiger angewante, aber auch schon bei Homer, Od. XVII, 218, und anderen früheren Schriftstellern vereinzelt vorkommende Präposition ist nichts anderes als die bekannte Partikel, welche in so mannigfacher Weise zur Bezeichnung der Vorstellung u. s. w. verwendet wurde. Wie es dem Attiker genügte, beim Accusativ statt einer Richtungspräposition die Partikel der Vorstellung zu gebrauchen, um das persönliche Ziel auszudrücken, so diente dazu dem Indogermanen der bloße Casus der Vorstellung. Professor Ahrens aus Hannover hatte also Recht, wenn er auf der Meißner Versammlung erklärte, die Sprache habe keinen besonderen Wohincasus geschaffen. Das Ziel schwebt dem Menschen als Vorstellung vor und es genügt, dies durch die Casusform der Vorstellung angegeben zu haben. Später,

als die Sprache genauere Ausdrücke forderte, wurde dies durch Verbindung von Präpositionen mit dem Accusativ ausgedrückt. Wenn die Sprache, weil sie den Accusativ besaß, eines besonderen Wohincasus nicht bedurfte, so lässt sich auch hieraus begreifen, warum, abgesehen von anderen Gründen, der Dativ kein Wohincasus war.

Wie kam es aber, dass der Casus der Vorstellung, der zur näheren Bestimmung eines Verbums adverbial verwandt wurde, sich zum Objectscasus entwickelte und damit eine von der bisherigen anscheinend so verschiedene, ganz neue Gebrauchssphäre sich aneignete? Es kann nicht im Zwecke dieser Abhandlung liegen, alle möglichen Verba, welche in den indogermanischen Sprachen mit einem Objectsaccusativ verbunden sind, aufzuzählen. Wenn irgendwo, so muss auch hier das Gesetz der Analogie gelten. Ueber das Recht, dieselbe in ausgedehntem Maße für jede Sprachperiode anzunehmen, vgl. Brugman in Curtius' Studien, Bd. IX, p. 317 Anm. 33. Auch dies kann nicht des breiteren besprochen werden, warum die einzelnen Sprachen desselben Stammes in der Construction der Verba gleicher oder ähnlicher Bedeutung von einander abweichen und solche Verba teils mit dem Objectsaccusativ, teils mit anderen Casus oder mit Präpositionen verbinden. Es dürfte vielmehr genügen, einzelne Kategorien von Verben hervorzuheben und an ihnen zu zeigen, warum der Accusativ als Casus der Vorstellung sich ihnen am natürlichsten anschloss und sie zu sogenannten Transitiven machte. Dass alle Verba ursprünglich Intransitive waren, ist eine ziemlich feststehende Tatsache und schon in der Einleitung von mir hervorgehoben worden. Erst ihre gewohnheitsmäßige Verbindung mit dem Accusativ schied sie von den anderen Verben und ließ sie als eine besondere Gruppe von Verben erscheinen, welche, weil bei den meisten die Tätigkeit derselben gleichsam auf den im Accusativ gesetzten Gegenstand überzugehen schien, Transitiva genannt wurden nach dem Brauche a potiori fit denominatio.

Sehr erklärlich nach meiner Hypothese ist der Accusativ nach den Verbis der Affecte, im Neuhochdeutschen nicht

mehr gebräuchlich, wohl aber wie in den anderen älteren Sprachen noch im Althochdeutschen, vgl. Grimm, deutsche Grammatik, IV, p. 612 f. n. 3. Weit verbreitet war seine Anwendung, um die Wirkung der Tätigkeit eines Subjectes zu bezeichnen und zwar in solchem Grade im Sanskrit und Griechischen, dass die indischen Grammatiker ihn geradezu Karman d. i. Wirkung nannten,*) und unabhängig von ihnen, jedoch übereinstimmend die Griechen ihn als *πτῶσις αἰτιατική* bezeichneten. Diesen Ausdruck übersetzten die Römer fälschlich durch Accusativus, einen Namen, welcher zu den ergötzlichsten Erklärungen späterer Grammatiker führte. So erklärt Isidorus, origin. I, 6: accusativus, quia per eum aliquem accusamus. Alcuinus, gramm. p. 2100, Putsch: accusativus quartum sibi locum usurpat, quia ad inimicos saepius profertur. Daher Martianus Capella, III p. 55, ihn umgekehrt den Laudativus genannt haben soll. Wohl überliefert Priscian den richtigen Namen Causativus, erklärt diesen aber ebenso ungenau und unklar, wie den Generalis, die richtige Uebersetzung des griechischen *γενική*. Quarto loco est accusativus sive causativus, accuso hominem et in causa hominem facio. Schon Scaliger, vgl. oben Capitel II, nahm Anstoß an dem nunmehr eingebürgerten Namen Accusativus. Aber erst F. A. Trendelenburg, accusativi nomen quid tandem sibi velit, acta societ. graec., vol. I, p. 117—124, Lips. 1836, bewies, dass und warum die Uebersetzung der Römer falsch ist. Er leitet *αἰτιατική* nicht von *αἰτιᾶσθαι* oder von *αἰτία* ab, sondern von *αἰτιατόν* und dieses wieder von *αἴτιον*. *αἰτιατικόν* ita a vocabulo *αἰτιατόν* descendit, sicut *νοητικόν*, *αἰσθητικόν*, *γευστικόν* et alia a vocabulis *νοητόν, αἰσθητόν, γευστόν,* p. 122. Er vergleicht Hesychius *αἰτιατά· τὰ ἐκ τοῦ*

*) Lediglich der Name, den die indische Grammatik dem Accusativ gibt, verdient Beachtung; sie nennt ihn Karman oder Object und trifft dadurch ganz mit derjenigen Auffassung zusammen, aus der heraus die Griechen zu ihrer *αἰτιατική* gelangt sind. — Dagegen sind die vier Unterarten von Karman, welche die indischen Nationalgrammatiker (Pâṇiṇi) unterschieden, wertlose logische Spitzfindigkeiten. Jolly, Geschichte des Inf., 1873, p. 120.

αἴτιον γενόμενα und Schol. zum Dionys. Thrax, Bekker, anecdot. Graec., p. 659: *κατὰ πᾶσαν λέξιν αἴτιον ὁρᾶται καὶ αἰτιατόν,* weist auf seine feststehende Bedeutung bei den Schöpfern der grammatischen Terminologie, den Stoikern, hin und folgert daraus: quae quum ita sint, *αἰτιατική*, si ab *αἰτιατῷ*, ut debet, ducitur, is erit casus, qui ad actionis effectum indicandum natus est, ut eum non accusativum, sed potius effectivum reddi opportuerit, p. 123. Der Gebrauch nun als Effectivus entspricht völlig meiner Auffassung des Casus. Denn die von dem Subjecte vorgestellte oder gewollte Wirkung seiner Tätigkeit musste durch den Casus der Vorstellung wiedergegeben werden. Die Wirkung einer Tätigkeit kann eine nur vorübergehende, mit der Tätigkeit selbst aufhörende, eine Schlacht schlagen u. s. w. Accusativ des Inhalts, oder unabhängig davon dauernde, bleibende sein, ein Buch schreiben u. s. w., Accusativ des Resultats. Es leuchtet ein, wie weit in letzterem Falle die Analogie greifen konnte und der Accusativ des Resultats ist nicht nur in den älteren Sprachen, sondern auch in den neueren sehr verbreitet. Noch weiter griff der Accusativ um sich als Accusativ des Ziels. Im Veda und Altbaktrischen steht er so nach Gädicke p. 125 ff. und Hübschmann p. 197 ohne Präposition auf die Frage Wohin, vgl. auch die schon oben angeführte Abhandlung Autenrieths. Da das Ziel der Tätigkeit dem Subjecte als Vorstellung vorschwebt, so kann fast jedes Verbum mit dem Accusativ verbunden werden, sobald ausgedrückt werden soll, dass die Tätigkeit sich auf einen Gegenstand erstreckt, ihn gleichsam als Ziel erstrebt. Der Objectsaccusativ also, wie er in fast allen indogermanischen Sprachen in so großem Umfange angewendet wird, ist teils aus dem Accusativus effectivus, teils und in hervorragendem Grade aus dem Accusativ des Ziels entstanden. Je länger eine Sprache Zeit fand, sich zu entwickeln, desto mehr griff diese Analogie um sich. Die früheren, genaueren Constructionen der Verba mit dem Genetiv und Dativ, geschaffen und dazu verwendet, um die nur teilweise Afficirung des in Rede stehenden Gegenstandes oder die Beziehung der Aus-

sage auf einen Gegenstand zu bezeichnen, mussten vielfach der immer mehr sich verbreitenden, bequemeren Construction mit dem Accusativ weichen. Während auf der einen Seite Zeit, Raum u. s. w. der Tätigkeit eines Subjectes immer genauer bestimmt und ausgedrückt wurden, begnügte man sich, den Gegenstand, worauf sich die Tätigkeit des Subjectes erstreckte, im Accusativ, dem Casus der Vorstellung oder vielmehr wie er nunmehr vorwiegend gefühlt wurde, dem Casus des Ziels auszudrücken. Man konnte die Verba scheiden in Verba transitiva, deren Tätigkeit, gleichgiltig wie, auf einen Gegenstand übergeht, und in deren Gegensatz, Verba intransitiva, deren Tätigkeit nicht übergeht, sondern sich auf das Subject beschränkt. Unter letztere fallen natürlich die Verba transitiva zurück, sobald sie absolut gebraucht werden. Dabei bildete sich in einzelnen Sprachen, z. B. im Deutschen und Griechischen eine eigentümliche Gebrauchsweise des Casus aus, je nach der Literaturgattung, welcher die Rede angehörte, der Prosa oder Poesie. Während in der Prosa der Accusativ der eigentliche Objectscasus wurde, aber auch immer häufiger mit den Präpositionen sich verband, vgl. in Bezug auf das Griechische Tycho Mommsens Frankfurter Programm des Jahres 1874, p. 15, für das Deutsche genügt es im Allgemeinen auf Grimms deutsche Grammatik, IV, Cap. VI, zu verweisen, wo diese Erscheinung, wenn auch nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, doch aus den unter III Genetiv und IV Dativ beigebrachten Beispielen zur Genüge hervorgeht; gebrauchten umgekehrt die Dichter zur Bezeichnung des Objects und in Verbindung mit Präpositionen, sich auf den älteren Sprachgebrauch stützend, die anschaulicheren Casus, den Genetiv und Dativ, dagegen in viel ausgedehnterem Maße als die Prosaiker nach älterer Weise den Accusativ zur Bezeichnung mannigfacher adverbialer Bestimmungen des Verbums. Ein lehrreiches Beispiel dieser Art gibt der Meister der attischen Tragödie und eigenartige Beherrscher und Schöpfer der poetischen Sprache, Sophocles. Vgl. darüber Ed. Escher, der Accusativ bei Sophocles u. s. w. Leipzig, 1876. Nach dem oben Gesagten wird sich auch leicht

erklären lassen, wie zwei Accusative, ein adverbialer und ein Objectsaccusativ, ein Accusativ des Objects und des Prädicats, sowie zwei Objectsaccusative (doceo aliquem aliquid u. s. w.) zu einem Verbum treten konnten.

Was ist nun der Accusativ bei den Verbis impersonalibus, z. B. mich friert, u. s. w.? Ist er Subject, also Gegenstand der Verbalaussage, oder Object, Ziel der Verbaltätigkeit? Es gibt bekanntlich, abgesehen von solchen anscheinenden Impersonalien, zu denen ein Infinitiv, ein Satz oder darauf hinweisend ein Pronomen neutri generis das Subject ist, accidit, es geschieht u. s. w., zwei Classen von Impersonalien, solche welche Naturereignisse bezeichnen und nur uneigentliche Impersonalien sind, deren Subject als selbstverständlich allmählich ausgelassen wurde, z. B. *ὕει*, sc. *Ζεύς*, und darnach analog *σημαίνει*, *κηρύττει*, *ἐσάλπιγξε* u. s. w., und eigentliche, welche die eine Person beherrschende Empfindung und Vorstellung ausdrücken, z. B. mich friert, mich hungert u. s. w. Während im Griechischen diese Classe gar nicht vertreten ist, hat das Lateinische noch als Impersonalien die Verba der Empfindung: miseret (miseretur, miserescit, commiserescit), paenitet, piget, pudet (suppudet, dispudet, depudet, pudescit), taedet (distaedet, pertaedet, pertaedescit, taesum est, pertaesum est, obtaedescit, pertaedescit), veretur (veritum est, reveretur), welche mit dem Accusativ der Person und dem Genetiv des die Empfindung erregenden Gegenstandes verbunden werden. Kühner erklärt den Genetiv aus dem in diesen Verben liegenden substantivischen Elemente, also misereor alicujus rei = habeo misericordiam alicuius rei, und behauptet, in den unpersönlichen trete sowohl das substantivische, als auch das verbale Element deutlich hervor, das substantivische in dem hinzugefügten Genetive, das transitiv-verbale in dem hinzugefügten Accusative, z. B. me civitatis morum taedet = taedium civitatis me cepit oder me tenet. Ich halte diese Erklärung für zu weit hergeholt und verfehlt. Wie sollte die Sprache dazu kommen, statt der so einfachen Aussage taedium me tenet alicujus rei oder nach Analogie des in der älteren Sprache auch gebrauchten

res aliqua me paenitet, piget, pudet, oder endlich, wie bei Plautus, Terenz, Symmachus und Hieronymus vereinzelt vorkommt, pudeo, pigeo, taedeo, den so eigentümlichen, durch eine natürliche Wendung erst zu erklärenden, unpersönlichen Ausdruck regelmäßig zu gebrauchen? Nach meinem Dafürhalten konnte das nur geschehen, weil der Accusativ vermöge seiner Entstehung und Bedeutung der Casus der Vorstellung, resp. Empfindung, wenn man will, der innerlichen Warnehmung, Gegensatz zum Nominativ, dem Casus der äußeren Warnehmung war. Wie in me miserum u. s. w. die Person im Accusativ ausgedrückt wurde, als Person, welche von der betreffenden Empfindung beherrscht wurde, so trat zu diesen Impersonalibus die von der genannten Empfindung beherrschte Person in den Accusativ. Das sogenannte logische Subject in dem oben citirten Satze me civitatis morum taedet ist die im Accusativ stehende Person, von der das Prädicat taedet mit seiner näheren Bestimmung civitatis morum ausgesagt wird. Der Genetiv des die Empfindung hervorrufenden Gegenstandes steht analog dem griechischen Genetiv bei den Verbis affectuum. Auch im Sanskrit werden die unpersönlich gebrauchten Verben der Empfindung: tan, tand, tam, çram, tap mit dem Accusativ der Person verbunden. Vgl. Gädicke, p. 63. Reicher als das Latein an Impersonalien der Empfindung und Vorstellung ist die deutsche Sprache und zwar in ihren älteren Perioden mehr als in den späteren. Grimm führt in seiner Grammatik, IV. Bd. p. 227—249 uns die große Menge deutscher Impersonalia an. Nach den Ausdrücken für Naturereignisse und denen des bloßen »Ereignisses« folgen p. 231 f. die Impersonalia der innerlichen Empfindungen, des Hungers und Durstes, des Schläferns, des Schwindels, der Ohnmacht, des Ekels, Verdrusses, der Reue, des Mitleids, aber auch der Lust, des Behagens und Verlangens, p. 239 f. die Impersonalia der inneren geistigen Empfindungen, des Scheinens, Dünkens, Ahnens, Zweifelns, Erinnerns, Träumens, Wunderns. Die deutsche Sprache besitzt nicht nur eine größere Anzahl dieser unpersönlichen Ausdrücke als die lateinische, sondern

sie weicht auch darin von ihr ab, dass sie diese Verba teils mit dem Accusativ, teils mit dem Dativ der Person verbindet und zwar derart, dass teils bestimmte Gruppen dieser Impersonalien sich mit dem einen oder andern Casus verbinden, teils mit beiden. Im Ganzen aber zeigt das Althochdeutsche die größere Neigung zum Accusativ, das neuere Deutsch zum Dativ. Je mehr nämlich der Accusativ zum Objectscasus im Deutschen wurde, mit Ausnahme und Beibehaltung der älteren Functionen zur Bezeichnung der räumlichen und zeitlichen Bestimmungen einer Tätigkeit, desto mehr trat der Dativ an Stelle des Accusativs zu diesen Verben, um die Beziehung ihrer Aussage auf die jedesmalige Person auszudrücken. Oder es trat mit der Trübung des Sprachgefühls für die ursprüngliche Bedeutung des Accusativs in vereinzelten Fällen gar die persönliche Construction ein: ich friere, ich träume, ich bereue u. s. w. So wurde schon vorher von mir hervorgehoben, dass wir aus diesem Grunde nicht mehr entsprechend dem Griechischen und Lateinischen die Construction des Acc. c. Inf. gebrauchen können. Wir sind gezwungen, entweder außerhalb des Zusammenhanges der Rede den Nominativ mit dem Infinitiv zu setzen, oder im Zusammenhange derselben einen Dass-Satz oder Nominativ mit dem Conjunctiv anzuwenden.

Ueber die Impersonalia des Slavischen vgl. Miklosich, slav. Grammatik IV, p. 353, 3.

V.

Ueber das grammatische Genus und das Neutrum insbesondere.

Ich habe oben p. 44 darauf hingewiesen, dass das Neutrum als grammatisches Genus erst nach dem Masculinum und Femininum entstanden und p. 61 behauptet, dass Femininum und Conjunctiv sich parallel entwickelt hätten. Endlich habe ich noch zu erklären, warum das Accusativ-Suffix -m sich im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen an die a-Stämme zur Bezeichnung des Genus Neutrum angeschlossen. Ich kann daher nicht umhin, auch etwas über das Genus,

zwar nicht eingehend und erschöpfend — denn das dürfte bei der Schwierigkeit und dem Umfange dieses Themas wieder eine eigene Arbeit erfordern — sondern nur soweit es mit dem Plane dieser Abhandlung zusammenhängt, zu sprechen. Indem ich daher im Allgemeinen auf die Schriften von so hervorragenden Forschern wie J. Grimm, Deutsche Grammatik, III. Bd., Cap. VI Genus, p. 311 ff., Pott, Artikel Geschlecht (Grammatisches) in der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, I. Sect., 61. Thl., p. 396 ff., Steinthal, Recension des Pottschen Artikels in Kuhn und Schleichers Beiträgen, Bd. I, p. 292 ff., Schleicher, die Genusbezeichnung im Indogermanischen, Beiträge, Bd. III, p. 92 ff., und Miklosich, slav. Grammatik IV, p. 17 ff. verweise und nach denen einen kurzen Ueberblick über das Genus gebe, will ich versuchen, die Entstehung des Genus nach den meiner Arbeit zu Grunde liegenden Gedanken zu entwickeln.

Das grammatische Geschlecht (genus) ist zunächst vom natürlichen (sexus) wohl zu unterscheiden. Während die natürliche Geschlechtsbezeichnung der Wirklichkeit lebender Wesen entspricht, existirt das Grammatische nur in der Anschauung des Menschen und ist nicht Ausdruck für die Wirklichkeit, sondern Form seiner Auffassung der Dinge, der lebenden und unbelebten, der wirklichen und geistigen Welt. Das natürliche Geschlecht ist also in der Wirklichkeit zu Hause, das grammatische in der alles um sich her belebenden und personificirenden Anschauung des Menschen. Letzteres ist eine schon im früheren Zustande vor sich gegangene Ausdehnung oder Uebertragung des natürlichen Geschlechts auf alle und jede Nomina. Nur die wenigsten Sprachen besitzen es und zwar die am höchsten entwickelten, flectirenden der Hamiten, Semiten und Indogermanen. Denn wenn auch die Sprachen der Bantu-Neger reich sind an verschiedenen Unterscheidungen derselben Gattung, so sind das nur specielle Ausdrücke für ganz specielle Warnehmungen sinnlicher Gegenstände, z. B. rote Kuh, braune Kuh, weiße, unfruchtbare u. s. w. und mit unserem Genus schon deshalb nicht

zu vergleichen, weil sie ebenso verschiedene Ausdrücke für specielle Arten einer Tätigkeit besitzen. Die lebendige und scharfe Sinnesauffassung des Wilden entbehrt der Fähigkeit, Eigenschaft und Gegenstand, sowie Ort oder Art und Weise und Tätigkeit begrifflich zu sondern und begnügt sich, die besondere Warnehmung durch den besonderen Ausdruck zu bezeichnen. Während aber die Hamiten und Semiten der Natur der Dinge entsprechend nur Masculinum und Femininum besitzen, haben die Indogermanen darüber hinaus noch eine dritte Genus-Bezeichnung geschaffen, das Neutrum *(οὐδέτερον)*. Das Masculinum hat als sexus potior kein besonderes Genuszeichen und aus ihm erst movirt sich das Femininum, im Indogermanischen durch Verlängerung des auslautenden Stammvocals. Das Neutrum erscheint in den drei gleichen Casus des Singulars, dem Nominativ, Vocativ und Accusativ, entweder im bloßen Stamm oder im Sanskrit, Zend, Griechischen und Lateinischen bei den a-Stämmen mit dem Accusativsuffix -m. Außer späteren besonderen Ableitungssilben ist das Characteristicum des Femininums nach Pott â, entstanden aus a + a, î, entstanden aus i + â, vgl. kanî und kanjâ Mädchen, und û, entstanden aus u + â, also eigentlich nur â. Da die Genusbezeichnungen secundärer Natur sind, so muss es nach Schleicher eine ältere Lebensperiode der indogermanischen Ursprache gegeben haben, wo das Genus noch gar nicht lautlich ausgedrückt wurde. Vgl. dêvî, aus dêvjâ, Fem. zum älteren Masc. dêva-s Gott. Zu welchem Zwecke wurde nun zunächst das Femininum, dann gar noch das Neutrum geschaffen? Um der vorgeschritteneren geistigen Anschauung der Menschen einen adäquaten Ausdruck zu geben. Nominal- und Verbalwurzeln, resp. Stämme wurden vielfach erweitert durch a resp. ja um die Bedeutung derselben zu modificiren. Im Sanskrit sind beispielsweise die Mehrzahl der Substantiva durch a erweiterte Themen und dadurch der a-Declination angehörig geworden. Die Stammbildung, resp. Erweiterung durch a mit und ohne Steigerung des inlautenden Vocals ist überhaupt eine der häufigsten und schon in der indogermanischen Ursprache

muss es zahlreiche a-Stämme gegeben haben, wie die Vergleichung der einschlägigen Sprachen ergibt. Von Verbalstämmen gehören unter anderen fast alle Präsensstämme und demnächst alle Conjunctivstämme hierher. Diese durch a erweiterten Themen sind nicht als Composita aufzufassen, sondern es ist diese Erweiterung Lautsymbolik, die nach Grimm und Pott nicht bloß im Innern der Stämme, sondern auch am Ende derselben eine nicht unwichtige Stelle einnimmt. Die Modification und Entwicklung der Lautform war Folge und Ausdruck der Modification und Entwicklung der inneren Sprachform. Vgl. noch die deutschen Wörter Rohr und Röhre, Hirt und Heerde u. s. w. Die einmal durch a erweiterten Nominal- und Verbalthemen + sa und + ta bezeichneten die aus der Warnehmung gewonnene Anschauung, die nochmals so erweiterten Stämme auf â wieder etwas aus der gewonnenen Anschauung abgeleitetes, gleichsam eine neue Anschauung des betreffenden Gegenstandes, sie bezeichneten denselben nicht mehr vom älteren überhaupt personificirenden Standpunkte aus, sondern gleichsam als daraus hervorgegangen, gegenüber der lebendigeren, ursprünglichen Anschauung etwas zurücktretend und davon abstrahirt, mit einem Worte im Gegensatz zum Männlichen mehr als weiblich. Es fand somit durch die â-Erweiterung die Differenzirung des Femininums vom Masculinum in der Anschauung der Menschen ihren Ausdruck in der Form. In der Conjugation bezeichnet der alte Conjunctiv mit kurz a ebenfalls die aus der Warnehmung gewonnene Anschauung und wurde dadurch zum Indicativ, dem Modus der erkannten Wirklichkeit, der neue Conjunctiv mit lang a wurde zum Unterschiede hiervon der Modus der bloßen Vorstellung der Tätigkeit. Hier konnte natürlich nicht, wie beim Substantiv, die Tätigkeit personificirt und als weiblich aufgefasst werden, sondern die doppelte a-Erweiterung bezeichnete das, was sie ursprünglich auch nur beim Substantiv bezeichnen sollte, aber vermöge der Phantasie der Menschen personificirte, die doppelte Abstraction. Die Verwantschaft übrigens des Femininums mit der Abstraction beweist schon der Umstand,

dass in den indogermanischen Sprachen das Femininum im Gegensatz zu dem Masculinum vorzugsweise zum Ausdruck von Abstractis verwendet wurde. Aber es lag noch immer eine poetisch-phantasievolle Auffassung der Nominalbedeutungen in ihrer Bezeichnung als Masculina und Feminina und der weiter dringende Zug der Sprache zur verstandesmäßigen Auffassung der Dinge bei den Indogermanen konnte sich nicht wie bei den Semiten und Hamiten mit der Schöpfung dieser zwei Genera befriedigt fühlen. Die indogermanische Sprache tat einen Schritt weiter und schuf zum verstandesgemäßen Ausdruck das Neutrum. Und zwar war schon in der älteren consonantischen und halbvocalischen Declination der Unterschied zwischen sinnlichen und damit persönlichen oder als sinnlich und persönlich aufgefassten Gegenständen und deren bloßer Bedeutung oder Begriff dadurch ausgedrückt worden, dass jene im Nominativ das s-Suffix erhielten, dieser dagegen durch den bloßen Stamm bezeichnet wurde. Dies wurde bei der Schaffung des Neutrums, um Abstracta etc. zu bezeichnen, zur Regel erhoben. Dagegen hatten sich in den abgeleiteten a-Stämmen zwei Genera entwickelt, das Masculinum, welches nach Analogie der älteren Declination das concrete s-Suffix erhalten, und das Femininum, welches als eine Art Abstractum kein s erhielt, sondern im bloßen Stamm mit â erschien, aber immerhin noch, wenn auch schwächer, personificirende Bedeutung hatte. Wie sollte nun bei diesen Stämmen der bloße Begriff ohne jede Personification bezeichnet werden? Doch wohl am natürlichsten durch das Suffix des Casus der Vorstellung -m. Denn der Begriff ist das Resultat der Vorstellung. Daher erhielt also das Neutrum der a-Stämme das Accusativzeichen zur Differenzirung vom Masculinum und Femininum der a-Stämme. Was bei der älteren Declination nicht nötig war, denn dort herrschte nur der Gegensatz zwischen Concretum und Abstractum, erwies sich als notwendig für die jüngeren a-Stämme. Denn hier hatte sich auch der Gegensatz zwischen Masculinum und Femininum gebildet. Hier genügte nicht der bloße Stamm zur Bezeichnung des ver-

standesmäßigen Begriffs. Hatte doch schon das Femininum im Gegensatze zum Masculinum das concrete s nicht angenommen. Es musste daher zu einem andern Mittel gegriffen werden und ein besonderes Zeichen für das Neutrum von der Sprache entweder geschaffen oder aus dem vorhandenen Vorrate entnommen werden. Die Sprache wählte das Letztere, weil sie ein Suffix schon besaß, welches die Vorstellung bezeichnete. Wie nahe und verwant die Sprache den Accusativ eines Nomens seinem Stamme auffasste, ergibt auch die Tatsache, dass im Sanskrit in vielen zusammengesetzten Nominalthemen statt des Thema die Accusativform oder eine analoge erscheint. Vgl. Benfey, Sanskrit-Gramm. I, § 653, p. 265. Während also in der älteren Declination Stamm + concretes s und bloßer Stamm sich gegenüber standen, erhielten in der jüngeren im Gegensatz zum Femininum, welches im bloßen Stamm erschien, die Masculina das concrete s und die Neutra das Zeichen der subjectiven Vorstellung -m. Dass die â-Stämme von vorn herein kein s erhielten, ist schon von Benfey in Orient und Occident I, p. 298, und M. Müller, Essay's, übers. von Dr. Fritsche, IV, p. 417 ff., gegen Bopp und Schleicher hervorgehoben und von Delbrück, syntakt. Forschungen, IV, p. 4 ff., für das Griechische des Näheren bewiesen. Der Letztere weist ebendaselbst die ursprüngliche abstracte und collective Natur vieler späterer Concreta der â-Stämme nach. Auch das Neutrum bezeichnete ursprünglich nur das Abstracte, aber im Fortschritt über das Femininum hinaus ohne jegliche Personification. Vgl. Brugman in Kuhns Zeitschrift, XXIV, p. 35. Ebendaselbst p. 45, Anm. 1, nennt Brugmann es höchst wahrscheinlich, dass die Geschlechtsendungen ursprünglich mit dem Geschlechtsunterschied nichts zu tun hatten, spricht also das als wahrscheinlich aus, was ich hier als gewiss behaupte. »In dem Femininum, sagt Grimm, liegt eine größere Abstraction, als in dem Masculinum. Ihr Gipfel ist gleichwohl nicht in dem Femininum, sondern in der dritten und letzten Stufe des Genus, dem Neutrum zu suchen.« Die innere Verwantschaft des Femininums und Neutrums ergibt sich auch

daraus, dass im Altbaktrischen, der an syntaktischen Besonderheiten und Altertümlichkeiten so reichen Sprache, geradezu eine Verschmelzung des Neutrums mit dem Femininum zu constatiren ist, etwas, was die Sprachforscher als Semitismus zu betrachten verleitet. Aber diese Uebereinstimmung des Neutrums mit dem Femininum haben auch andere indogermanische Sprachen. So endigt der Nom. Plur. der Neutra des Partic. praes. act. im Sanskrit auf î (aus jâ geschwächt) gleich dem Nom. Sing. femin. gen. dieser Wörter. Im Lateinischen stimmt der Nom. Sing. fem. gen. der Pronomina demonstrativa und relativa mit dem Nom. plur. der Neutra überein. Die Pluralendung des Nom. neutri generis der Adjectiva ist im Griechischen und Lateinischen α, a, gekürzt aus ā, der auch im Latein, aber nicht im Griechischen gekürzten Endung des Nom. sing. fem. gen. Ja, das Griechische construirt noch folgerichtig das Neutrum im Plural, weil es doch nur eine, wenn auch von der Griechischen differenzirte und geschwächte Femininform des Singulars ist, mit dem Singular des Verbums und nur, wo die Bedeutung dieser Form als lebendige Mehrheit hervorgehoben werden soll, wird der Plural des Verbums gesetzt nach der in dieser Sprache so häufigen constructio **κατὰ σύνεσιν.** Es ist demnach anzunehmen, dass nur das s des Nominativs den wargenommenen und erkannten Gegenstand bezeichnete, das Femininum dagegen schon das Abstracte, wenn auch noch immer personificirend, so doch weniger und schwächer, mehr dem Weiblichen als dem sexus potior, dem Männlichen entsprechend, das Neutrum endlich das Abstracte ohne jede Spur von Personification bezeichnete. Wie sehr das Neutrum die Bezeichnungsart (genus) für das Abstracte, Collective u. s. w. war, ersieht man u. a. aus dem Gebrauch des Sanskritwortes Brahman. Es ist Masculinum als erste Gottheit in der indischen Trias, aber Neutrum, sobald man der pantheistischen Ansicht zufolge das Urwesen, **τὸ θεῖον**, das All überhaupt, bezeichnen wollte, wofür man auch einfach tat (es) setzte. Mit dem später vielfach eintretenden Bedeutungswandel der ursprüng-

lich abstracten Feminina und Neutra entstanden die Concreta feminini und neutri generis. Concret gewordene Neutra traten sogar in die geschlechtige Declination ein, vgl. Brugman, Kuhns Zeitschrift, XXIV, l. c. Es fand Uebertritt von einem Genus in das andere statt, u. s. w. u. s. w. Dies des breiteren auszuführen, gehört nicht hierher.

Ueber Analogiebildungen insbesondere im Ugrischen

von Prof. Franz Misteli.

Als ich Bd. XI dieser Zeitschrift von S. 421 an meine bescheidenen Bemerkungen über einzelne Sprachformen des Ungarischen*) und Finnischen niederschrieb, konnte ich nicht erwarten, dass ein auf diesem Gebiete so anerkannter Forscher wie Jos. Budenz dieselben in den Nyelvtud. Közlemények (Sprachwissensch. Mittheilungen) XV unter der Rubrik Ismertetések és Birálatok (Anzeigen und Beurteilungen) von S. 468—476 einer einlässlichen Besprechung würdigen werde. Weil es sich nicht bloß um Erklärung dieser oder jener Formen der beiden genannten Sprachen handelt, sondern an ihnen beispielweise sich zeigen soll, ob und wie die analogische Erklärung auch außerhalb der indogermanischen Sprachen Anwendung findet, und Budenz' Meinung über diesen Punkt die Leser dieser Zeitschrift nicht gleichgiltig lassen kann: teile ich seine Besprechung vollständig in deutscher Uebersetzung mit und glaube dadurch, dass ich

*) Für den von Zufälligkeiten abhängigen Wechsel von »Ungarisch« und »Magyarisch« bitte ich den Leser um Entschuldigung. Unter »ugrisch« sind auch die finnischen Sprachen mitbegriffen.

sie einem weitaus größeren Leserkreis zugänglich mache, als das ungarische Original finden kann, mir zugleich das Recht zu erwerben, eine ausführliche Begründung meiner Ansichten anzuschließen. Dieser Aufsatz bildet somit zur methodologisch-psychologischen Hauptabhandlung eben so eine Ergänzung nach sprachlicher Seite, als sie im vorangehenden Aufsatz »Ueber Herbarts Sprachauffassung« eine tiefere philosophische Begründung findet (Bd. XII S. 407—451).

»Fr. Mistelis gelegentliche Bemerkungen über die ungarische und die finnische Sprache in seiner Abhandlung »Lautgesetz und Analogie« u. s. w.

»In dieser langen Abhandlung, die noch fortgesetzt werden soll, erörtert und beurteilt Misteli die Methode einer neueren deutschen Schule der indogermanischen Sprachwissenschaft. Die methodischen Principien dieser Schule sind natürlich nicht ganz und gar neu, sondern wesentlich diejenigen, welche die Praxis der indogermanischen Sprachvergleichung bis jetzt schon befolgt hat, nur weniger systematisch und selbstbewusst. Die neuere Schule (deren Hauptträger Leskien, J. Schmidt, Brugman, Osthoff sind) hat sie nur strenger formulirt und verfährt strenger bei deren Anwendung. Misteli fasst sie in folgende vier Punkte zusammen u. s. w. (Diese Zeitschr. XI S. 366). Die Consequenz der Lautgesetze *(hang-törvény)* und die Macht der Analogie *(hasonlat hatása)* lässt sich natürlich auch in beliebigen anderen Sprachen warnehmen und innerhalb der betreffenden besonderen Sprachgebiete die Anwendung dieser Grundprincipien nicht vermeiden. Nur kann man eben fragen, ob auch in jedem anderen Sprachgebiet die Consequenz des Lautgesetzes so streng und ausnahmslos gilt, wie die erwähnte neuere Schule rücksichtlich der indogermanischen Sprachen es behauptet. Und muss man wirklich das, was mit dem aufgestellten Lautgesetz nicht vereinigt werden kann, immer analogischer Wirkung *(hasonlati hatás)* zuschreiben, und nicht vielmehr auch jene Möglichkeit zugeben, dass wir die genaueren Bedingungen des tatsächlich wirksamen Lautgesetzes noch nicht genügend haben erkennen

können?*) Aber es ist jetzt nicht meine Absicht, diese Fragen vom Gesichtspunkte unserer altajischen und im besonderen ugrischen Sprachforschung aus zu erörtern; nur das werde ich zur Anzeige bringen und mit Bemerkungen begleiten, was schon Misteli selber in seiner die indogermanische Sprachforschung berücksichtigenden Besprechung obiger zwei Grundprincipien (»Lautgesetz und Analogie«) gelegentlich aus zwei ugrischen Sprachen, der ungarischen und der finnischen, als beachtungswerthes Beispiel von Analogie-Erscheinung beigebracht hat. Den interessantesten *(leg-érdekesebb)* derartigen Excurs finden wir bei ihm S. 421 f., wo er sich bemüht, Analogie-Bildungen *(hasonlati alakulás)* des Ungarischen und Finnischen nachzuweisen. In den einleitenden Zeilen dieses Abschnittes fordert er auch geradezu die nicht-indogermanischen Sprachforscher auf, sich auszusprechen, und dass das nur von Nutzen sein könne, sollen eben jene etlichen Beispiele beweisen, welche er aus den genannten Sprachen (und außerdem aus dem Koptischen) beibringt. —

1. »Im Magyarischen ist eine sichere Analogiebildung u. s. w. (diese Ztschr. XI S. 421 unt.). Misteli folgert sonst richtig, nur dass er mit zu wenig Daten rechnet. Er hätte an der Identität von *vagynak-vannak* nicht gezweifelt, die sicher vor Riedl auch nie ein ungarischer Grammatiker in Zweifel gezogen**) hat, hätte er gewusst, dass auch *hannak hanni* (für *hagynak hagyni*) und mehr dergleichen Assimilationen in der volkstümlichen Aussprache *(népnyelvi-ejtés)* (z. B. gehört auch *en nagy* = *egy nagy* »ein großer« hierher)***) existiren, und berücksichtigt, dass das sehr häufige

*) Auf diese Möglichkeit ist schon S. 380 des XI. Bd. dieser Ztschr. hingewiesen. Mi.

**) »Révai (Gramm. S. 837 drückt sich so aus: *pronunciandi mollitie vel pigritia potius illatum*: *vattok vannak pro vagytok vagynak.*« —

Riedl (Gramm. S. 188) erklärt *vannak* gerade wie Budenz, wie ich S. 422 auch angeführt, so dass ich des letzteren Aeußerung über ersteren nicht verstehe. Mi.

***) Es konnte mir das aus Riedls Grammatik S. 29 bekannt sein, der so sagt: Oft assimilirt sich ein auslautendes *gy* dem consonantischen Anlaute des folgenden Wortes, so: *ekkis* statt *egy kis* »ein kleiner«,

Vorkommen in der Form *vagynak* gleichfalls die Assimilation zu *vannak* unterstützen musste, und schließlich die Abschleifung am Wortende bemerkt, d. h. dass das aus *vagyon* »ist« zusammengezogene *van* eigentlich für *vann* steht, gerade so wie *-ban -ben* (*házban* »im Hause«, *kertben* »im Garten«) für *-bann, -benn* (vergl. *bennem**) »in mir«). Uebrigens verdient M.'s Zweifel bezüglich der Beschaffenheit von *men (mén)* »geht« 3. Sg. Beachtung *(figyelmet).*

2. »Auch das beim präsent. Conjunctiv-Imperativ u. s. w. (diese Ztschr. XI S. 422). In dergleichen Formen wie *várjál* ist freilich auch Analogiebildung möglich, insofern nämlich diese jünger sind als die Bildungen mit bloßem *j* (was man indessen vorher constatiren muss); aber als anziehenden Teil würden wir dann nicht die Formen *várál vártál várnál* betrachten, sondern die gleichfalls sehr zahlreichen Formen der 2. Pers. Sing. Imper., welche früher (und teilweise auch noch heute)**) ausnahmslos auf *-jál -jél* endigen, z. B. *igyál* »trink«, *egyél* »iss«, *szokjál* »gewöhne dich«, *haragudjál* »zürne«, *vetközzél* »zieh dich aus«, *gondolkodjál* »denke nach« u. s. w. Misteli selbst bemerkt auch, dass sogar was ins System passt doch nicht immer die volle Form zu schützen vermag; wir fügen hinzu, dass in einem anderen Falle auch das Suffix

---

eszszó statt *egy szó* »ein Wort«, *naffa* statt *nagy fa* »großer Baum« u. s. w. Warum ich nun trotzdem nicht Assimilation bei *vannak* annahm und auch für *hannak hanni* nicht annehme, darüber ausführlich später. Mi.

*) Sollte nicht Riedl Recht haben, der S. 47 ob. *bennem benned benne* u. s. w. »in mir, in dir in ihm« u. s. w. durch Schärfung des Accentes erklärt, so wie die ebenfalls von ihm beigezogenen *te-nni* »tun« *le-nni* »werden sein« u. s. w. ihr *nn* auch nur diesem Umstande verdanken? (cf. finn. *lie- vie-* = mag. *le- ve-*). Und wenn *-bann -benn* auch dem Auslaute zukommt, wie kann es in der Volkssprache schwinden nach Riedl S. 73: *házba* = *házban*, *kertbe* = *kertben* oder liegt eine Vertauschung des Wo und Wohin vor, deren letzteres durch *házba kertbe* »in das haus« »in den Garten« beantwortet wird? Bei italien. *dánno* = lat. *dant*, *stánno* = *stant* gegenüber *ámano* = *amant* hat ebenfalls der Accent eingewirkt. Mi.

**) Es sind die *ik*-Verben, die man Deponentien nennen könnte, gemeint, zu denen die aufgezählten Beispiele alle gehören. Mi.

der 2. Pers. verschwunden ist, mochte es auch noch so gut passen: *vagy* 2. Pers. Einz. Ind. Präs. (neben 1. *vagyok* »ich bin«, 3. *vagyon* »ist« statt *vagyol*); und ebenso *mégy* »gehst« statt *mégyel*.

3. »Bei der Flexion der Nomina gehören die Possessivformen u. s. w. (diese Ztschr. XI S. 423). Interessant und sinnreich *(érdekes és leleményes)* ist die Erklärung, aber doch stoßen wir dabei auf eine Schwierigkeit. Die Deutung wendet sich hauptsächlich der Beschaffenheit der Form *napjaik* »ihre (plur.) Tage« zu, und in diesem Punkte können wir nicht mit M. einig gehen. Ihr inneres *ja* kann nämlich unmöglich die 3. Pers. des Besitzers bezeichnen, weil es durch das Mehrzahl des Besitztums bezeichnende *i* von seinem eigenen Mehrheitszeichen *k* abgetrennt wird; sondern die Formen der 1. und 2. Pers. *(aink, aitok* oder *jaink, jaitok)* zeigen, dass unmittelbar vor *k* ein pronominales Element *(nk* für *m-k)* zur Bezeichnung des Besitzers steht; demgemäß ist *napjaik* aus **napja-jok* oder lieber **napjai-jok* zusammengezogen, und *ja* schließlich auch in *napjaik* gerade so verständlich oder unverständlich wie in *napjaink* »unsere Tage«, *napjaim* »meine Tage«. Ferner aber ist auch, genau genommen, nicht *i* Characteristicum für die Mehrzahl des Besitzes (*kivánságim* »meine Wünsche« ist nur aus *-aim* zusammengezogen) auch in *halaim* »meine Fische« nicht, sondern der vor *i* sich einstellende Hiatus, welcher dasselbe vom Wortstamme abtrennt, und in der anzusetzenden älteren Form jener Consonant, welcher an der Stelle des Hiatus ausgedrängt worden ist. Der Münchener Codex weist an dieser Stelle im Worte *fialim* = *fiaim* »meine Söhne« *l**) auf, welches der magyarischen Lautentwicklung gemäß auf älteres *d* zurückgebracht werden kann, und in ihm können wir das Mehrheitszeichen *d* der ugrischen Sprachen erkennen, das am Wortende eventuell auch als *t* erscheint: finn. *kive-t* »Steine«, wog. ostj. *kavet,*

---

*) Auf diese Form hatte Budenz schon in Bezzenbergers Beitr. IV S. 252 hingewiesen. Mi.

kevet, mord. *keft kevt,**) im Esthnischen ist noch *d* : *kived;* das vorausgehende *ja* halte ich für ein mit jenem *l* = *d* zusammen gekoppeltes pleonastisches Mehrheitszeichen, wie ein solches das *i* des finn. *-ide-***) ist. Und dieser zweite Mehrheitscharacter kann schwerlich etwas anderes sein, als das großenteils außer Gebrauch gekommene Dualzeichen der ugrischen Sprachen, welches in einigen ugrischen Sprachen noch als *i, j,* oder als *gutturalis explosiva g,* und eventuell auch in der Gestalt k, χ vorkommt.

4. »Analogiewirkung ist's ferner, wenn nach der veränderten Nominativform u. s. w. (diese Ztschr. XI S. 424). Wenn wir in Berücksichtigung ziehen, dass *ava*, *ova* auch sonst leicht sich zu *ó* zusammenzieht (wie ja auch *jó* »gut« u. s. w. aus *java* entstanden ist; *ajtó* »Thür« und andere auf *ó* endende Verbalnomina können auf früheres *ovo* zurückgebracht werden; neben***) *savanjú* »sauer« existirt *sónjú*), so ist es nicht ganz sicher, dass nur wegen der Anziehungskraft des Nomin. die Accus. *jót, sót* u. s. w. hervorgingen. Es finden sich doch auch andere Sprösslinge z. B. von *só* »Salz«: *sóz-* »salzen«, *sós* »salzig«, *sótalan* »ungesalzen«, die sich an den kürzeren Stamm anschließen.

5. »Dem letzteren ganz ähnlich bestimmt auch im Finnischen u. s. w. (diese Ztschr. XI S. 424 m.). Auch hierin findet sich eine kleine Täuschung. Die finn. Partitivformen *isointa* »größter«, *viatonta* »unschuldig, *vierasta* »Gast«, *vastausta* »Antwort« entstehen nach Beseitigung des Schlussvocales des Stammes *(isoimpa-, viattoma, vieraha-, vastaukse-)* ganz so wie z. B. Partitiv *lunta* statt *lume-ta* »Schnee« (während doch der Nomin. *lumi* lautet), oder *tointa* statt

---

*) Mag. *köve-t* ist Acc. Sg., Nom. Sg. *kő* ist contrahirt, Nom. Plur. *köve-k*, Acc. Pl. *köve-ket*; *ö* ist durch den Lippenlaut hervorgerufen wie Löwe = mhd. *lewe*. Mi.

**) Erscheint im Gen. Plur. z. B. *puiden* von *puu* »Baum«, *maiden* von *maa* »Erde«, *töiden* von *työ* »Arbeit« u. s. w. Mi.

***) *ava* = *o* häufig im Prakrit; so werden die Präpositionen *ava* und *apa* zu *o*: *o-dāredi* = *ava-tārajati*, *o-vāria* = *apa-vāria*, *ṇo-māliā* = *nava-mallikā*, *osāa* = *avaçjāja* »Reif, Thau«; s. Bezzenbergers Beitr. III S. 238. Mi.

toimeta »Sorgfalt« (wieder mit abweichendem Nomin. *toimi*) oder Infin.*) *juosta'* »laufen« statt *juokse-da'*, Partitiv *lasta* »Kind« statt *lapse-ta* (aber Nomin. *lapsi*). In solcher Gestalt tritt auch**) der Genet. Plur. (mit der Silbe *-ten*) auf: *isointen* (auch *isoimpien*), *viatonten* (auch *viattomien*), *vierasten, tointen, lasten.* Der Grund davon ist, weil sich das Gesetz, welches die Laute des Wortendes beschränkt, auch auf das Silbenende bezieht.

6. »Diese seine Bemerkung begleitet Misteli noch mit einem eigentümlichen Zusatze: dadurch wird der gute Eindruck, welchen Wörter u. s. w. (diese Ztschr. XI S. 424 unten). Also wäre nur das der vollkommene Nominativ, welcher entweder abgeschliffener als der Stamm, oder durch irgend ein äußeres Determinativ länger ist (dahin würde das indogerm. Nomin. *-s* gehören, welches indessen gleichfalls nicht an jede Form antritt, die Nominativbedeutung hat); hat die Sprache den Wortstamm vielleicht nur deswegen erschaffen, nicht um ihn als Bestandteil des Satzes zu verwenden, sondern damit ihn der Grammatiker aus den flectirten Formen ausschälen könne? Dann vergisst auch M., dass die heutige Einförmigkeit keine ursprüngliche ist, und zudem auch nicht das Bewusstsein der Kategorien stört; gerade so wie z. B. im Deutschen das Wort »Menschen« gar vielfachen Sinn bietet, ja sogar noch »den Menschen« einen doppelten, so steht's auch im Finnischen mit *ihmisen,* nur dass es teils *hominis*,

---

*) Die Aspiration, welche viele finn. Formen schließt, wird bedeutsam in Fällen wie *anna'* »gib« *antavat* »sie geben«, *sido'* »binde« *sitovat* »sie binden«, *lue'* »lies« *lukevat* »sie lesen« u. s. w., und erscheint assimilirt an Partikeln in *maltappas* »warte zu« 2. Sg. aus *malta' pa s*, *ollakkaan* aus *olla'* »sein« und Partikel *kaan*, *ollakkin* aus *olla'* und *kin*, *tiedustappas* »erkundige dich« aus *-sta' pa s* u. s. w. Ja selbst *autas tuota lasta* »hilf diesem Kinde«, und in Nomin. wie *mies* »Mann«, *vieras* »Gast« (Stamm: *miehe- vieraha-*). Es ist also diese Aspiration doch mehr »als ein bloßes Zeichen«, wie Schleicher annahm »Nom. und Verb«. S. 37 unt. Mi.

**) Auch der Essiv, so: *lapsena* und *lasna* »wie ein Kind«; *vuote-* »Jahr« Nom. *vuosi*, Partit. *vuotta*, Essiv *vuonna* »ein Jahr lang«, Gen. Plur. *vuotten* u. s. w., auch *vieraana* und *vierasna* »als Gast« u. s. w. Mi.

teils *hominem* bedeutet; früher aber gab es auch da eine doppelte Form, wie das Tscheremissische zeigt: *-n* im Genetiv, *-m* im Accusativ. Und schließlich besteht die Vollkommenheit *(tökéletesség)* einer Sprache nicht darin, dass sie je besondere Formen für allerlei Kategorien der Grammatik *(grammatikája mindenféle kategoriák)* besitze, sondern das ist die Hauptsache, dass sie mit beliebigen Mitteln, sei es der Form, sei es der Construction*) (wir dürfen auch noch den Accent hinzurechnen) sicher den geforderten Sinn im Satze *(a kivánt értelmet a mondatban)* ausdrücken könne.

7. »Analogiebildungen entstehen ferner bei dem euphonischen Gesetz, das u. s. w. (diese Ztschr. XI S. 425 m.). Misteli beruft sich hier auf Hunfalvy, der in seiner finnischen Chrestomathie S. 14 diese Auffassung mit folgenden Worten ausdrücke**): wie wenn die Mehrzahl der Nomina der Einzahl folgte und das Präteritum der Verben dem Präsens folgte. — Nun aber ist hier keine Rücksicht auf eine Bedingung des Gesetzes der Consonantenschwächung genommen, wornach der betreffende Anfangsconsonant der Silbe auch dann der Schwächung unterworfen ist, wenn der Vocal der geschlossenen Silbe aus einem auf *i* ausgehenden Diphthonge besteht, in welchem nicht zwei durch vorhergehenden Hiatus getrennte Vocale zusammengeflossen sind. Das *koi* (und nicht *ko'i*) in *akoista, alkoi* ist sicher, für sich genommen, gerade so eine offene Silbe wie *ka* oder *ko;* aber *kois*, *koil, koin, koit, koim* sind geschlossene Silben, in deren Anfang die Schwächung eintreten muss. Anders steht es z. B. mit *keis* (für *ke'is*) in *korkeissa* (von *korke'a* »hoch«). Das erwähnte Gesetz wirkt immer und überall, wann und wo die betreffenden lautlichen Bedingungen vorhanden sind, ohne Rücksicht auf Bedeutung oder Association *(tarsulás)* der Form. So z. B. gibt es auch Nominative des Sing. mit geschwächter Lautform: *varas* (Gen. *varkaan*), *aarre'* (Gen.

*) *szerkezet-beli* »in der Construction liegend« doch wohl nichts anderes als »syntaktisch« = *szófüzeti*. Mi.

**) Jedoch nicht bloß in diesem Satze, sondern in der ganzen längeren, mit diesem Satze schließenden Ausführung. Mi.

aarteen); Partitiv: *varasta, aarretta;* starkformige 1. und 2. Personen Sing. des Ind. Präs.: *rupeen* »ich fange an«, *rupeet, makaan* »ich liege«, *makaat;* aber schwachformig ist wieder das Part. Prät. *ruvennut, ma'annut,* und der Imperativ: *ruvetkoon, ma'atkoon* u. s. w.

8. »Misteli versuchte Analogiewirkungen im Magyarischen und Finnischen nur vorläufig und probeweise aufzuzeigen, und in diesem Sinne verdient er auch unsere Anerkennung, wenn gleich wir das Resultat seiner Erklärungen meist nicht haben annehmen können. Aber das macht sich schon sonderbar, wenn er nach einer so kleinen Probeuntersuchung (und zwar noch abgesehen von deren schwachem Resultate) sofort sich für berechtigt hält, nicht nur über diese beiden Sprachen, die er — wie immer auch — verhört hatte, sondern über die ganze »agglutinirende« Sprachgruppe ein Werturteil abzugeben. Nach ihm kommt in den agglutinirenden Sprachen der Analogie viel weniger Bedeutung zu, als in den indogermanischen u. s. w. (diese Ztschr. XI S. 427 ob.). Zugegeben, dass die Gesichtspunkte, von denen aus Misteli den geistigen Wert von Sprachen beurteilt, auch richtig wären, so müsste ich ihn auch so noch bitten, mit seinem Urteile nicht solche Sprachen zu treffen, in deren frühere oder gegenwärtige Beschaffenheit er noch keine Einsicht hat, und über deren Entwicklung *(fejlődés)* oder Nichtentwicklung er wirklich gar nichts wissen kann. Es ist mir vollkommen unerfindlich, woher als aus seiner tollkühnen Einbildung *(vakmerő képzelet)* Misteli weiß, wie das Magyarische oder Finnische »in seiner Entstehung« aussahen. Wir gewaren doch, dass z. B. am Magyarischen schon in jenem kleinen Zeitabschnitte, welchen wir in seiner Existenz zu überschauen vermögen, manche Veränderung *(változás)* vor sich ging; der Verfasser der »Leichenrede« *) *(halotti beszéd)* würde vielleicht noch kaum im Stande gewesen sein, Herrn

*) »Das älteste magyarische Sprachdenkmal aus dem Ende des XII. Jahrh.« nach Riedl Gramm. S. 10. Es wird von ihm stets berücksichtigt. Mi.

Mistelis sprachliche Betrachtungen auf Magyarisch anzuzeigen. Dann gewaren wir auch einen großen Unterschied zwischen dem Magyarischen und seinen Verwanten, gerade wie Misteli zwischen dem Altindischen und Englischen: ganz natürlich, weil die alte gemeinsame Grundsprache nicht nur mehrfache Veränderungen erfuhr, sondern teils verarmte, teils mit neuen Bildungen sich bereicherte (so dass sie nicht nur vergaßen, sondern auch lernten). Und bei diesen Veränderungen fiel wohl auch je ein kleines Stück Arbeit dem betreffenden Sprachgeiste oder Sprachgeistern zu. Ist ja doch jede beliebige Sprache ein selbst geschaffenes Werkzeug des menschlichen Geistes, das er fortwährend handhabt und den Bedürfnissen seiner Entwicklung *(fejlődése szükségei)* anpasst. Eine der Entwicklung unfähige Sprache — und als das stellt Misteli das Magyarische und Finnische hin — könnte nur eine solche sein, deren Volk nicht aus lebenden Menschen, sondern aus unbeseelten Automaten bestände.

»Bei einer andern Gelegenheit werde ich Herrn Misteli, welcher zu unserem Glücke auch Magyarisch liest, gleichfalls mit einer kleinen »Probeuntersuchung« aufwarten, zum Beweise dafür, dass auch in den Sprachen, zu denen Magyarisch und Finnisch gehören, Anzeichen irgendwelchen geistigen Lebens hervortreten. Es gibt bei diesen ebenfalls Analogiewirkung (also auch die nach ihm dafür erforderliche geistige Energie), es gibt Formveränderung und Abschleifung, es gibt Verlust von Formen und Ersatz durch neue, ja sogar auch Auftauchen neuer Kategorien und geschickte Bezeichnung derselben. Und ich erwarte von ihm, dass er dann, wenn er nur nicht gänzlich in das Dogma indogermanischer Sprachvollkommenheit *(nyelv-tökéletesség)* verbohrt (*rögzött* »eingewurzelt«) ist, doch noch auch die agglutinirenden Sprachen als mögliche Werkzeuge geistiger Entwicklung von Völkern anerkennen wird.« —

Soweit Budenz. Ich gehe die streitigen Punkte, die leichterer Orientirung willen mit Zahlen bezeichnet sind, einzeln durch und erhalte damit Gelegenheit, Erwägungen, die in der größeren Abhandlung keinen Raum finden

konnten, wenn ich sie nicht über die Maßen anschwellen wollte, ergänzungsweise nachzuholen.

1. Die Entscheidung über ungarisch *vannak* = *vagynak* »sie sind«, (*vattok* = *vagytok* »ihr seid«), *van* = *vagyon* »ist« muss auf einen allgemeineren Boden gestellt und kann nicht aus dem Gebiete der Einzelsprache geholt werden. Auch anderwärts weisen Verben wie »sein, haben, werden« u. s. w. längere und kürzere Formen auf, woraus zu schließen ist, dass eine allgemein sprachliche, nicht auf die Einzelsprache beschränkte Eigentümlichkeit vorliege. Um meine Ansicht gleich an die Spitze zu stellen: es ist falsch, wegen des häufigen Vorkommens allein Assimilationen, Elisionen und andere Veränderungen anzunehmen, die in der betreffenden Sprache als regelmäßiger Vorgang nicht bekannt sind. Häufiges Vorkommen allein ändert eine Form gar nicht — man könnte auch keine Grenze bestimmen, wann eine Veränderung und in welchem Grade eintreten müsste — wohl aber das Verblassen*) der Bedeutung. Die in Frage kommenden Wörter waren entweder von jeher mehr abstracter und formaler Art oder es im Laufe der Zeit geworden, in welch letzterem Falle die kürzeren sogen. unregelmäßigen Formen die materielle Entwertung anzeigen; den ersteren veranschaulicht das indogermanische *as* »sein«, dessen Particip *san* sich einem Partic. Perf. act. schon im Rigveda III 22, 1 fast bedeutungslos anschließt, als Vorläufer des im späteren Sanskrit üblichen Gebrauches: *sahasriṇam vāǵam . . . sasavān sán stūjase* »tausendfache Kraft erworben habend wirst du gepriesen«. Es findet keine Abkürzung aus den längeren Formen (Contraction) statt, sondern unmittelbarer Anschluss an schon vorhandene kurze Verbalformen von ähnlichem Lautklange und gleichfalls geschwächter Bedeutung, und oft ist das Streben, solche Formwörter auch äußerlich anzunähern und zu einer Gruppe zu verbinden,

*) Auf dies Princip möchte Frid. Schöll *de accentu linguae latinae* S. 20 f. alle dem Accente zugeschriebenen Veränderungen zurückführen und verfällt damit in Uebertreibung. Wie sich der Accent zur Bedeutung stellt, ist vor der Hand ein Rätsel.

ganz unverkennbar und bloße lautliche Umwandlung unannehmbar. Doch kommen wir zu Beispielen!

Im Italienischen sind es nur zwei Verben auf *anno: dánno stánno*, lat. *dant stant*, welche über ein halb Dutzend dritter Personen Plur. auf *anno onno enno* erzeugen: *hánno*, latein. *habent* neben *avéte*, lat. *habetis, fánno = faciunt* neben *(fácciono fáceno), sánno = sapiunt* neben *(sápono sacciono), vánno* und *(vónno) = vadunt* neben *(vádono); (vonno) = volunt* neben *vôgliono, (puonno ponno) = possunt* neben *póssono; (denno) = debent* neben *dévono debbono, (ènno) = sunt* neben *sóno* (s. Vockeradts Lehrbuch der ital. Spr., Thl. I S. 38 f. Diez Gramm. der roman. Spr. Bd. II[3] S. 143*) f.) Es wird Niemandem einfallen, jedesmal durch Auswerfen des Präsensvocals und Assimilation des Wurzelauslautes an die Endung der dritten Person die kürzeren Formen mit den längeren und den lateinischen zu vermitteln; zweifellos stellt sich *faciunt sapiunt* nur in *facciono sacciono* regelrecht dar und *fanno sanno* sind Nachahmungen von *danno stanno*, keine verkürzten Formen; und diese Nachahmung ist nicht einmal von sonstiger Formenähnlichkeit aus erfolgt, weil der auslautende Wurzelconsonant nirgends verschwinden konnte, um zu Gestalten wie *fa sa = da sta* zu führen, man müsste denn etwa den Imperativ *fa* an lat. *fac,* woneben ja übrigens *face* sich häufig genug findet, durch gesetzlichen Abfall von *c* (Diez Bd. I[3] S. 246) anschließen; der gleichartige Wurzelanlaut mit zwei Elementen: *ha(v) fa(c) sa(p) va(d)* zusammen mit der abstracteren Bedeutung reichte für Analogiebildung hier schon aus, und darauf ergab sich ein *vo* »wollen«, *po* »können«, *de* »müssen« (*e* »sein«) von selbst: man kann mit einigem Rechte von der Schöpfung kürzerer Wurzeln reden, die sich auch äußerlich von Wurzeln mehr materiellen Gehaltes unterscheiden, ohne freilich die ganze Flexion zu durchdringen. Dürfte nun nicht auch ungar. *vannak* zu *vagynak* sich so verhalten, wie ital. *vonno*

---

*) Die dialectischen Formen sind in Klammern gesetzt; *ô* ist betontes offenes *o*, *ó* betontes geschlossenes *o*, nach Vockeradt.



zu *vogliono,* und *hannak* zu *hagynak* »sie lassen«, wie *hanno* zu *habent?*

Mit solchen innerhalb von Systemen stehenden Formen darf man nicht andere durch Enklisis zu Stande gekommene Veränderungen wie *ennagy* = *egy nagy, ekkis* = *egy kis* »ein großer, ein kleiner« vergleichen, weil letztere durch das Hindrängen nach dem folgenden bedeutsameren Worte entstehen, ohne dass die Laute als solche, hier *gy* + *n* und *gy* + *k,* Neigung zur Verschmelzung zu haben brauchen. Der bestimmte Artikel *az* assimilirt sein *z* sogar immer dem folgenden Consonanten: *a város* »die Stadt« = *av város* = *az város*, woraus offenbar für die Behandlung von *z* im Innern des Wortes nicht das geringste folgt. Aus *ennagy* lässt sich somit nicht auf *vannak hannak* schließen, weil man nicht behaupten kann, dass man von *vagy* oder *hagy* so zur Endung *nak* hindränge, wie von *egy* zu *nagy*. Gemeinsam ist beiden Fällen nur, dass nicht das reine Lautgesetz, d. h. nicht die Laute in ihrer Vereinzelung wirken; die psychischen Motive: vorwiegende Bedeutung des letzten Gliedes, abstracte Bedeutung der Wurzel, sind völlig verschieden. Weil also für *vannak* weder *hannak hanni,* die derselben Frage unterworfen sind, noch auch *ennagy* als völlig verschiedener Fall, Aufklärung bringen, beharre ich bei meiner früheren Auffassung, dass Analogiebildung vorliege, nur dass es einigermaßen schwer hält, die Vorbilder bestimmt zu bezeichnen. Doch ließe sich an *men (mén)* »er geht«, *mennek* »sie gehen«, *jön* »er kommt«, *jönek* »sie kommen« denken, um neben *van* ein *vannak* zu begreifen; zu *vagy : vannak* konnte sich *hagy : hannak* und dann auch Infin. *hanni* ohne Schwierigkeit gesellen. *Men* »er geht« sehe ich nämlich jetzt aus gleich zu erwähnenden Gründen für die reine Wurzel an, nicht etwa als Contraction des gleichbedeutenden *megyen;* vergleiche finn. *menen* = *menĕk* »ich gehe«, *menee* = *men* »er geht«, *mene* = *menj* »geh«, *mennä* (= *men(e)tä)* = *menni* »gehen« u. s. w. Umgekehrt dürfte der Präsensstamm *megy,* der sich aus *men* lautgesetzlich nicht gewinnen lässt, wenngleich Riedl, Gramm. S. 72 Nr. 6, diesem Verb zu lieb

einen eigenen Uebergang von *n* zu *gy* statuirt, *vagy**) und *hagy* nachahmen, mit denen es durch die etwas allgemeine Bedeutung verbunden war, besonders wenn man annehmen könnte, dass *van vannak* neben *men mennek* schon voraus-gingen.

Im Bisherigen ist *vannak* auf *van* gegründet; wie steht es mit *van* und *vagyon* »ist«? *Men (mén) megyen* »geht« habe ich soeben das eine als reine Wurzel, das andere als Nachbildung von *vagyon* gefasst, sodass ich auch *van* nicht als Contraction von *vagyon (vagy'n vann van)* gelten lassen kann, wie ich denn schon Bd. XI S. 422 diesen Ausdruck geflissentlich vermieden habe. Beiläufig wurden schon in einer Anmerkung zu Nr. 1 der Uebersetzung von Budenz Aufsatz Einwendungen erhoben; was den Ausfall des *ó* anlangt, so ließe sich *lám lád* = *látom* »ich sehe es« und *lássam* (aus *látjam*) »ich mag es sehen«, *látod* »du siehst es« und *lássad* (aus *látjad*) »du magst es sehen« anführen. Allein sollte es sich, da ein solcher Vocalausfall doch anstößig ist, nicht mit all diesen scheinbar gekürzten Formen *van lám lád*, wozu noch *la* = *lásd* = *látjad* »sieh« und finn. *ka* = *katso* »sieh« kommt, wie mit dem Singular der oben genannten italienischen Verba verhalten? Für *la* und *ka* lautliche Kürzung anzunehmen ist äußerst bedenklich, und höchst characteristisch spricht sich Paul Hunfalvy in seiner finnischen Chrestomathie (Pest 1861) S. 35 so**) aus: »*ka* ist Verstümmelung des Wortes *katso-n katso-a* schauen sehen, wie *la* eine solche von *látni* sein würde, weil *lám lád* zusammengezogene Formen statt *látom* und *lássam, látod* und *lássad* sind«. Im Italienischen stützen sich auf *do da*

*) *vagy* vermittelt sich mit der Wurzel *vol val* nach ungarischen Lauteigenheiten leicht durch Palatisirung von *l*. Eine völlig andere Ansicht über *vagy* (= *vadj*) und *megy* (= *medj*) äußert O. Donner »die gegenseitige Verwantschaft der finnisch-ugrischen Sprachen« (Helsingfors 1879) S. 131, indem er *gy* (= *dj*) aus einem Präsenszusatz *d* ableitet, der in *veszek* »ich nehme« u. s. w. (= *vesek*) als *sz* (= *s*) sich darstelle (magyar. *sz* ist hartes *s*).

**) *ka, a katson katsoa látni nézni szónak csonkája, mint la volna a látni csonkája, mert lám lád összevont alakok* u. s. w.

= lat. *do dat, sto sta* = lat. *sto stat*, auch *ho ha* = *habeo habet* neben *(abbo aggio ave), fô fa* = *facio facit* neben *fáccio(face), sô sa* = *sapio sapit* neben *(sappio saccio sape), vô va* = *vado vadit* neben *vádo*. Auch hier wird Niemand versuchen, etwa *fa sa* durch Silbenabfall aus *face facit* und *sape sapit* zu begreifen; denn die Sache liegt auf der Hand. Dieselbe Anschauung lässt sich auf die ungarischen Formen übertragen, nur dass man nicht so leicht und sicher die Vorbilder, nach denen die kürzeren (nicht gekürzten!) Formen sich modelten, auffinden kann. Doch scheint *menëk men, jövök jön* zu genügen, um neben *vagyok : van* hervorzubringen; für *lám lád la* kann ich nichts ausfindig machen. Allein auch den italienischen ganz ähnliche Formen der neugriechischen Vulgärsprache wird man ohne Zweifel nicht aus den längeren Formen herleiten wollen, obwohl auch hier das Musterbild sich entzieht. Es sind: *θές θέ* (*θενά* beim Futur, s. später Ende von Nr. 7) *θέμεν θέλτε* oder *θέτε θέν* = *θέλεις -λει -λομεν -λετε -λουν; λές λέ λέμεν λέτε λέν* = *λέγεις -γει -γομεν -γετε -γουν; πᾷς πᾷ πάμεν πᾶτε πᾶν* = *πάγεις -γει -γομεν -γετε, -γουν* »gehen«, auch *πάνε* = *πήγαινε* »geh« *(πάγε), πῇς* = *πάγῃς* Conj., *ἐπᾶσι* = *ἐπήγασι* »sie gingen«; *φάμεν φᾶτε* = *φάγομεν -γετε, τρῶν* = *τρώγουν* u. s. w. Man bedenke, dass man den Ausfall sehr ungleichartiger Silben *γο γου γε λο λου λε* anzunehmen hätte; richtiger spricht man von kurzen Wurzelformen *θε* »wollen«, *λε* »sagen«, *πα* »gehen«, *φα τρω* »essen«.

Ich erwarte nicht den Tadel, dass ich die verschiedensten Sprachen untereinander werfe; denn nur durch Beiziehen verschiedener Sprachen kann der Beweis geleistet werden, dass wir es wirklich mit einer allgemein sprachlichen Eigentümlichkeit zu tun haben, die nicht nach den Lautgesetzen der Einzelsprachen sich beurteilen lässt. In diesem Betracht sind die mittelhochdeutschen Formen belehrend: *lān* »ich lasse«, *lāst lāt, lān lāt lānt,* Imperat. *lā* und Infin. *lān,* bei denen die Unmöglichkeit einer Verkürzung aus Formen der Wurzel *laȥ* besonders für 3. Sing. und 2. Plur., die nach Beseitigung des Conjugationsvocales

niemals *ȝ* vor *t* hätten einbüßen können, sondern in *s* verwandeln müssen, jedem in die Augen springt. Ebenso wenig hätte dem Imperativ sein Schluss-*ȝ* abhanden kommen können, wie etwa lateinischem *fac* das *c*. Zudem zeigt *n* der 1. Pers. Sing. deutlich, dass *gān gās(t) gāt* u. s. w. »gehen« und *stān stās(t) stāt* u. s. w. »stehen« als Vorbilder eingewirkt haben, was aber nur die formale Bedingung enthält; denn Einwirkung konnten diese beiden »starken« Zeitwörter erst üben, als »lassen« zum bloßen Hilfszeitwort heruntersank. Dass nach *lāȝen lieȝ* auch *lān lie* (Plur. *lien*) nachgeformt wird, ist verständlich; an Verstümmelung von *lieȝ* zu *lie* ist nicht zu denken. Alles das gilt auch für *hān* »ich habe«, *hāst hāt, hān hāt hānt,* Infin. *hān;* auch hier zog *habēn habete* (Imperf.) ein *hān hāte* (Imperf.)*) nach sich. Folgende Umstände verdienen Beachtung: 1. es finden sich neben *hāst hāt* 2. und 3. Pers. Sing. auch *hēst hēt heit* übereinstimmend mit *gās(t) gēs(t) geis(t), gāt gēt geit* und den ähnlichen Formen von *stān,* denen das Imperf. *hēte* entspricht; 2. es »gilt die Regel, dass die (sogen.) contrahirte Form namentlich steht, wo »haben« Hilfszeitwort ist, die (sogen.) nicht contrahirte, wo ihm die Bedeutung »halten« innewohnt, doch nicht ohne Ausnahme« (Grimms Wörterb. s. v. *haben*), eine entsprechende Bemerkung für »lassen« findet sich nicht; dass die kürzeren Formen, einmal aufgekommen, auch wieder energischer verwendet werden, gibt keinen Einwand ab dagegen, dass sie dem Verblassen der Bedeutung ihren Ursprung verdanken; 3. der Conj. Präs. gestattet wenigstens im Nhd. nur die volleren Formen ganz wie die oben aufgezählten Verba des Italienischen, um den Moduscharakter nicht zu sehr zu verwischen: *habe habest haben* (»im Mhd. begegnen dagegen *hā* für *habe*, *hān* für *haben*«, Grimms Wörterb., vergl. oben *πῇς πάγῃς*), wie auch italienisch nur: *ábbia (aggia) = habeat*, *fáccia = faciat,*

*) Ganz gleich entsteht im Italienischen nach der Schablone *fô fa fánno, féci féce fécero* ein *(fei fe fero)*, oder nach *hô ho, ebbi (= habui)* eine 1. Pers. Sing. Perf. *ei hei*; s. Vockeradt S. 47 und 48; *lāt: lie = fa: fe.*

*sáppia (saccia) = sapiat, váda = vadat (vádia), vôglia = *voleat* für *velit, póssa (potia-) = *possat (potea-)* für *possit, (debbia deggia) = debeat* neben *(deva)* und *debba;* für »lassen« vermisse ich wieder eine Bemerkung; 4. die Analogie geht nicht von einzelnen Formen der Verben »lassen« und »haben« aus, die lautgesetzlich mit solchen von »gehen« und »stehen« zusammenträfen (wo soll namentlich *lag* den Schlusslaut einbüßen?), sondern wirft sich unmittelbar auf die Wurzel: *gā* und *stā* analog werden *hā* und *lā* geschaffen und durchgeführt. Die geistige Kraft, welche die beiden Verben zu bloßen Formwörtern degradirt (es »verblasst« oder »schwächt sich« nämlich die Bedeutung nicht »von selbst« oder »durch häufigen Gebrauch«, was nur Gedankenlosigkeit behauptet), wirkt so mächtig, dass sie nur eines schwachen lautlichen Anstoßes, des gleichartigen Wurzelvocals *A* (nach De Saussures Bezeichnungsweise): *ga sta, ha-b la-g* (vergl. *βα στα,* lat. *cap* oder *hab, lassus*) bedarf, um eine auch äußerlich unterscheidbare Gruppe von Formwörtern zu schaffen. — Von diesen zwei Verben aus, deren kürzere Formen sich teilweise schon im Ahd. nachweisen lassen, und deren Begriff solche am ehesten begünstigte, schritt im Mhd. der Process weiter fort: *lāge lāst lāt, habe hāst hāt* ruft auch *gibe gīst*) gīt*, und *lāgen lān haben hān* auch *gëben gēn* und damit eine Wurzel *ge* »geben« hervor (s. Grimms Wörterb. s. v.), der sich das durch conträren Gegensatz mit ihr verbundene *nēn* »nehmen« zur Seite stellt: alles Formen, die in den heutigen Dialecten z. B. im Alemannischen noch fortleben, z. B. Partic. Perf. Pass. *g-nō* »genommen«, das die Gleichung von *nëmen ge-nomen* und *nēn* vervollständigt; ebenso »i will chō, du bisch chō« (»kommen«) u. s. w. Mit diesen Vorgängen haben *seit* von *sagen, treit* von *tragen, kleit* von *klagen, ver-deit* von *dagen* u. s. w., die lautlicher Natur sind, nichts gemein, konnten aber allerdings Bildungen wie *gibe gīt* »för-

*) Alemannisch auch kurz: *gīš gīt; gī-mer gắt-mer* »gib mir, gebt mir« beruht nicht auf Assimilation von *bm* zu *mm* und von *bt* zu *tt* *(gimmer gättmer)*, sondern dem *geb* und *gib* entspricht die kürzere Form *ge* und *gi.*

dern helfen. — Aus einer andern germanischen Sprache, dem Schwedischen, sind zu nennen: *har* und *hafver* Sing. Präs., *ha* und *hafva* Plur. Präs., *ha* und *hafva* Infin.; *blir* und *blifver* Sing. Präs., *bli* und *blifva* Infin. »bleiben, werden«; *måge* und *må* Plur. Präs. »mögen«; *ber* und *beder, be* und *bedja* »bitten, beten«; *ger* und *gifver, ge* und *gifva* »geben«; *tar* und *tagar, ta* und *taga* »nehmen«. Ausfall so verschiedener Laute wie *fv d g* anzunehmen ist unstatthaft; auch entstände aus *gifva* doch nicht *ge.* Dagegen steht es mit *bör* »muss«, *gör* »mache« statt **börer *görer*, Infin. *böra göra,* obschon sie dem Begriffe nach zu den anderen gut sich schicken würden, deswegen anders, weil Verben auf *la* und *ra* überhaupt das *er* des Präs. Sing.*) abwerfen: *hör far bär* »höre fahre trage« statt *hörer farer bärer.* Die kürzeren Formen werden übrigens auch hier nicht selten in voller Bedeutung gebraucht, so auch in der Zusammensetzung mit Präpositionen: *I allt, som omger mig* »in allem was mich umgiebt«, und *bli* gar nicht bloß als Bildungsmittel des Passiv: *hvad henne kärast blir* »was ihr das Theuerste bleibt« u. s. w.**)

Es muss fast auffallen, dass die gegebenen Belege alle neueren Sprachen entnommen sind, und insbesondere, dass im Ahd. außer Imper. *lā*, 1. 3. Sing. *hān hāt* = *habēn habēt*, und 2. 3. Sing. *quīs quīt* von *chuëdan* »sagen« kaum etwas sich auftreiben lässt, im Gegensatze zum Mhd., wo sie reichlicher auftauchen, bis sie durch Schriftsprache und höhere Bildung wieder verdrängt werden. Man gewinnt den Eindruck, als arbeite sich die Sprache aus einem Zustande, in welchem alle Verba ziemlich gleichen Wert besitzen, nur

---

*) Dass Wiederholung zweier gleicher oder ähnlicher Silben in allen Sprachen gerne vermieden wird, ist bekannt; s. die Beispielsammlungen in Leo Meiers Gramm. I 281, II 541, von Fick in Kuhns Ztschr. 22. Bd.: 98, 222 ob., 371.

**) Ich mache auch auf Wiederholung dieser »gekürzten« Formwörter aufmerksam; so häufig im Alemannischen: *lṓ mī lŏ gṓ* »lass mich gehen«, *ī hā́'s lŏ sī́ lō* »ich habe es sein lassen« u. dergl.; man beachte die bezeichnete Quantität und Betonung!

allmählich zu einer Stufe empor, auf der früher materiale Wurzeln sich in Form zu verflüchtigen anfangen, und gewönne damit für die einzelnen Sprachgebiete einen chronologischen Anhaltspunkt sprachlicher Entwicklung. Wer freilich in dem allem nur Veränderung durch häufigen Gebrauch erblickt, dem werden solche Anschauungen sehr barock vorkommen; der häufige Gebrauch wurzelt eben in der Verflüchtigung zu bloßer Form. Wir müssen aber notwendig, bevor wir einen zeitlichen Unterschied bestimmter behaupten, die alten Sprachen par excellence: Sanskrit, Griechisch, Lateinisch genauer durchmustern. Vorher noch die Bemerkung, dass im got. *nist* = *ni ist* »ist nicht«, altslav. *nēstĭ* = *ne jestĭ* »ist nicht«, *nēsi nēsmĭ* = *ne jesi* »bist nicht«, *ne jesmĭ* »bin nicht«, got. *kar ist* = *kara ist* »ist Sorge = kümmert«, *thatist* = *thata ist* »das ist, nämlich« ebenso wenig als *ed* im got. *frētun* = *fra ētun* »fraßen«, in welchen Verbindungen ganz gegen die Gewohnheit der beiden Sprachen Hiatus zwischen zwei Wörtern durch Elision aufgehoben wird, die Wurzel *es* begriffliche Verfeinerung und Abstraction, sondern Zusammenfassung mit dem vorhergehenden Worte zu e i n e m Begriff, und mit der Negation Vergröberung erfahren hat. Die Negation, in der uncontrahirten Weise als Denkform säuberlich abgesondert, wird bei der Contraction in die Wirklichkeit mit aufgenommen, d. h. die Contraction ist der lautliche Ausdruck dieser Denkweise; bei *nist nēstĭ* ist das Denken um so viel gröber als bei *ni ist*, *ne jestĭ,* wie beim Fressen das Handeln roher als bei Veressen. Weiter auf diesem Wege geschritten, langt man gleich bei der conjugirten Negation an, wie sie das Finnische durchweg aufweist (*en ole* gewissermaßen: ich nichte sein) und das Magyarische*) teilweise in *nincsen nincsenenek*, *sincs(en) sincsenek* für die dritten Personen, aber ohne sie mit Zeitwörtern zu verbinden: *az atyám nincs itthon* »mein Vater

*) Ueber die negative Conjugation in mehreren Gliedern dieser Sprachklasse vergleiche die übersichtliche Darstellung von O. Donner »die gegenseitige Verwantschaft der finnisch-ugrischen Sprachen« (Helsingfors 1879) S. 141—146.

7*



ist nicht zu Hause«; fürs Denken spukt (»nichtet«) er gleichwohl zu Hause.*) Solche Züge scheiden niedere von höheren Sprachen, doch darauf komme ich weiter unten ausführlicher zu sprechen. Mit dem got. *thatist* kommt das gleichbedeutende alemannische *däsch* überein, z. B. »däsch mī Meinig« = das ist meine Meinung.

Aus dem Altindischen dürfte am ehesten *asi* »bist« und die epische Nebenform *sma* = *smas(i)* »wir sind« als Andeutungen materieller Entwertung gefasst werden. Dass die indogermanische Gestalt der 2. Pers. Sing. Präs. Indic. der Wurzel *es* nur *essi* lauten konnte, ist an und für sich gewiss, wird auch durch das homer. *ἐσσί* und durch lat. *ēs* aus *ess* erwiesen, das in der älteren Sprache durchaus noch die Länge wahrt; *asi* ist somit arische Eigenheit, vielleicht wegen seines bloß formalen Wertes vom Verbalausgang *-asi* nachgezogen. *Sma* für *smas(i)* findet sich beispielsweise Nala (Böhtlingk) 12, 88 *smeha* = *sma iha;* 17, 34 *smeti* = *sma iti;* 26, 31 *sma nirvṛtāḥ;* Rāmaj. (Gorres.) I 13, 15 *sma tṛptāḥ;* 35, 16 *sma te;* 26 *sma bhagavan* u. s. w. Sollte nicht bei dem formellen Character noch die 2. Plur. *stha* eingewirkt haben?**) Dass nicht die mit bloßem *s* an-

*) *Nist nēstĭ* wäre dann tadellos, wenn es den Sinn von »fehlt, mangelt« hätte, sodass die Negirung ins Positive umschlüge und wieder Wirklichkeit wäre, d. i. für *στέρησις*, nicht für *ἀπόφασις* und *ἄρνησις*, z. B. im gotischen Satze *nist im barne* »es fehlen ihnen Kinder.« Aber ganz anders steht's mit: *nist meina vairths* »ist meiner nicht wert«. Dieser Sinn kann auch nicht im angelsächs. *näbben*, Conj. Präs. 3. Plur. mit verschmolzener Negation, liegen; man vergleiche das Beispiel in Heynes Beowulf-Glossar s. v. *habban*, der mich darauf aufmerksam machte, dass solche Verschmelzungen im Angelsächs. und Altengl. nichts seltenes sind; s. unten.

**) Ich spreche mich wegen *sma* so unentschieden aus, weil episch auch im Futur *ma* statt *mas* erscheint; vergl. Lassen Institutt. linguae pracrit. S. 163, z. B. Ramaj. (Gorresio) I 48, 21 *çvaḥ prabhāte tu ǵanakam dhruvaṁ drakšjāma rāghava* »morgen in der Frühe aber werden wir sicher den Ganaka sehen, o Raghuide!«. Sollte auch ved. *bodhi* 2. Pers. »sei«, das stark genug an Prakritisches *hohi (homi hosi hodi* = *bhavāmi -vasi -vati)* erinnert, als eine durch Begriffsschwächung »verkürzte« Form gelten dürfen? *bho* = *bhava* schlug natürlich in die starke Conjugation über.

fangenden Formen überhaupt unter diesen Gesichtspunkt gebracht werden dürfen, versteht sich heute von selbst. Auch in der Betonung weicht *as* von andern Verben nicht ab.

Im Griechischen ist ἐς in seinen Formen eher länger geworden, weil die nur wenigen Formen gesetzlich zustehende volle Wurzel sich über alle verbreitet hat.*) Sonst wage ich nur homer. τῆ »da, nimm«; von der Wurzel τεν, das dann nicht zufällig an französ. *tiens tenez* anklingt, und att. οἶμαι ᾤμην »glaube glaubte«, das jedenfalls nicht lautlich aus οἴομαι ᾠόμην erklärt werden darf (nur die 1. Pers. Sing. erscheint in kürzerer Form) hierherzustellen, ohne freilich zu ihrer Deutung etwas beibringen zu können; τῆ könnte den zahlreichen η-Adverbien gefolgt sein, weil Imperative auf η in der homerischen Sprache sich keine vorfinden.

Im Lateinischen haben *sum sumus sunt* mit der in Rede stehenden Erscheinung nichts zu tun; die Grundformen sind: **es-m̥ ēs (= ess) es-t, *s-mus *s-tis *s-n̥t = s-ent* (umbr.), die verschiedene Verschiebungen erlitten, ohne dass ihre Reihenfolge sich sicher angeben lässt: **es-m̥* schloss sich an **s-mus* an und wurde *sum* neben *sumus;* umgekehrt *s-tis* an *ēs* und *es-t* und wurde *estis; s-ent* folgte, wenn nicht der Analogie von *sum* und *sumus*, derjenigen von *legunt regunt,* wie slav.**) *sątĭ* aus **sętĭ.* Ein deutliches Streben nach Kürzung tritt so wenig als im Griechischen hervor. Uebrigens ist *esum* als wirkliche Sprachform auch durch Varros Citat nicht erwiesen, worüber Jordan »Kritische Beiträge zur lat. Grammatik« (1879) S. 137 nachzulesen. — Bei Plautus und Terenz erscheint zwar *est, esse* u. s. w. häufig kurz, aber unter keinen andern Bedingungen und nicht eben

*) Dagegen scheint die außerordentliche Oxytonirung im Präs. Indic. Act. von ἐς und φα (die 2. Pers. Sing. ausgenommen) mit Schwäche der Bedeutung zusammenzuhängen, wie auch Benfey »Nachrichten« (Göttingen) 1878 S. 170 f. annimmt. Ganz anders J. Wackernagel, Ztschr. für vergl. Sprachf. XXIII S. 457—470.

**) Beiläufig: Deutsch *sind* macht Schwierigkeiten, weil *s-n̥t(i)* nach deutschen Gesetzen nur **sond *sund* ergibt. Man teile aber nicht *s-ind,* sondern *si-nd* und betrachte es als Neubildung wie got. *sij-um sij-uth!*



häufiger, als z. B. *satis enim quidem apud simul tamen egon* u. s. w. vor folgendem Consonanten die Schlusssilbe kurz behalten können, oder als *inter ipse nempe inde unde ille iste* und andere mit kurzer erster Silbe erscheinen, von Messungen wie (um mich an Terenz zu halten) *ĭncéptat ĭngénio ĭncómmoditates vólŭntate* im Heaut., *ŏffícium ŏppréssio studĕnt* in den Adelphi, *venŭstátis vólŭptatis* in der Hekyra abgesehen. Die formelle Bedeutung der Wörter fällt dabei, wie man sieht, nur halb in die Wagschale. — Wichtiger könnte scheinen, wenn *es* und *est* mit vorausgehendem *us* zu einer Silbe verschmilzt: *nullu's* »du bist verloren«, *bonust* »ist gut«; allein ebenso sehr als der formelle Character von *es est* hilft die in der älteren lat. Poesie erscheinende schwache Aussprache des auslautenden *s* mit, die durch Senarausgänge wie *tempus fert, desertŭs sum, dictūrŭs sum* speciell erwiesen wird; zudem bewahrt bei Plautus und Terenz gerade *es* seine Länge. — Dagegen gehören wohl *dĭc dŭc făc* hierher, denen zur Seite *dīce dūce făce* bekanntlich in der älteren Sprache und in Zusammensetzungen üblich genug sind, während *fere* nie existirt hat. Vielmehr wird gerade *fĕr* *) die drei andern, natürlich von ihrer allgemeineren Bedeutung unterstützt, gezeugt haben; denn *fero* bietet hinreichend »bindevocalische«, mit denen von *dicere ducere facere* gleichartige, Formen, um seinen Imperativ auch auf sie zu übertragen. Uebrigens ist *fĕr* selbst, ebenso *es* »sei, iss« nicht lautlich aus *es-d(i) fer-d(i)* hervorgegangen (für »sei« richtiger *z-d(i)*), sondern das Verhältnis von **legĕs *legĕt* zu *legĕ* musste von selbst neben *fers fert* ein *fĕr* und neben *ēs est* ein *ĕs* hervorbringen. Dass dann indicativisches *ēs* und imperativisches *ĕs* sich vermengten in *ēs*, ist natürlich genug. Umgekehrt wie bei *dic duc fac* geht im Prakrit *hi* der »starken« Conjugation auf die »schwache« über: *cintehi* = sanskr. *cintaja*. — Schließlich sind eine Reihe von Formen zu verzeichnen: *sīs sultis sōdes, vidēlicet scīlicet*

*) *vel*, Imperativ wie *fer*, aber zur Conjunction geworden, fällt außer Betracht.

īlicet, nōlo mālo mit den zugehörigen. Von den ersten macht *sīs* keine Schwierigkeit = *si vis;* das Zusammenschrumpfen der Bedeutung zu »gefälligst« oder bloßem »doch« (*sed vide sis* »bedenke doch, ob es auch ganz sicher ist« Captiv. 637; *hoc vide sis: alias res agunt* »da seh doch mal einer: sie treiben Allotria« Pseudol. 149; *illud sis vide exemplum disciplinae:* »da seh doch mal einer jenes Muster häuslicher Zucht« Adelphi 766) gewinnt Ausdruck in der contrahirten Form. Nach *sis* sind *sultis sodes* geformt, die lautlich aus *si vultis, si audes* nicht zu gewinnen sind; *vīs : sīs = vultis : sultis = audes : *saudes (sodes);* sollte die Trübung von *au* zu *o* mit der geschwächten Bedeutung von *audere* = *velle* zusammenhangen (cf. Trinumm. 244: *da mihi hoc, mel meum, si me amas, si audes*)? Die drei Composita von *licet* enthalten als ersten Bestandteil *videre scire ire,* die bei der Abschwächung der Redensart zu »natürlich« und für *ire licet* zu »es ist aus« wohl zunächst ihres schließenden *e* verlustig gingen,*) worauf *viderlicet scirlicet irlicet* sich lautgesetzlich zu *vidēllicet scīllicet īllicet* (cf. *puella* = *puerla, stella* = *sterla*) umgestalteten, von denen sich die gewöhnlichen Formen kaum mehr als orthographisch unterscheiden; s. übrigens W. Deeke: »Facere und fieri in ihrer Composition mit andern Verbis« § 1. Dass die kürzeren Formen, einmal geschaffen, wieder den längeren gleich gebraucht werden, hat nichts anstößiges; so: *scilicet facturum me esse* Heaut. 358, *scilicet solitum esse (eum)* Pseudol. 1162 (1179) mit Beispielsammlung von Lorenz. Zu lat. *scilicet* stimmt genau ungar. *tudnillik* »nämlich« = *tudni (scire) illik (licet),* das sich nur wegen des adverbialen Gebrauches contrahirt. — *Nōlo mālo* endlich, mag man das erste aus *nevolo* oder *non volo,* das andere aus *mage volo* in beliebigen Uebergängen ableiten, verdanken ihre kürzeren Formen dem einheitlichen Begriffe: weigern, vorziehen,**) sodass die Negation von *nōlo* in Posi-

*) Ob nicht gar sofortiger Ausfall der ganzen Silbe *re?* Analogisch wirkende Formen finde ich nicht.

**) Vergl. griech. *βούλεσθαι* und altslav. *voliti,* die oft *malle* bedeuten; homer. *προβέβουλα.*

tion umschlägt. In der Tat ist das Nichtwollen auch ein Wollen, nur in entgegengesetzter Richtung; Trinumm. 328 *bene volo illi facere, si tu non nevis* und 1156 *filiam meam tibi desponsam esse audio. Nisi tu nevis* kann im Zusammenhange nur übersetzt werden mit »wenn du nichts dawider hast«, »du müsstest denn etwas dawider haben«, also sehr positiv. So bezeichnet auch *nequeo* mehr als *non possum,* wie man aus *nequam nequior nequissimus nequitia* ersieht, und *nescire* verrät seine positive Seite deutlich in *nescire vinum* »mäßig sein« (nicht: von seiner Existenz keine Kenntnis haben), *nescire versus* »holprige Verse machen« (nicht: von Versen keine Kunde haben), *nescire quiescere* »quecksilbrig sein« u. s. w. Ebenso steht's mit *negare*, das nicht: nicht sagen, sondern: sagen, dass nicht, verneinen bedeutet; *denegare* »abschlagen, verweigern«. Diese *ne*-Composita enthalten sämmtlich nicht bloße logische Verneinung, sondern nur Wirklichkeit, vermischen nicht die Denkform der Negation mit dem Ausdruck des Wirklichen, sondern verhalten sich zu den Wendungen mit *non*, wie *deesse* zu *abesse*, wie »un«-(sterblich) zu »nicht«-(sterblich) u. s. w. Zusammensetzungen von *ne* mit *sum* und *habeo*, die an solcher Vermischung zu leiden hätten, sind unerhört. Wo aber letztere sich finden, ohne das Entbehren und Mangeln einzuschließen, da sind auch die Zusammensetzungen mit »wollen, können, wissen« dem lat. *nolo nequeo nescio* nicht zu vergleichen, wie die oben erwähnten angelsächs. und altengl. Composita: neben *nabban* »nicht haben«, *näbbe* »ich habe nicht«, *nafast* »hast nicht«, *nafađ* und *näfđ* »hat nicht« (altengl. *nast nat*), *nabbađ* »haben nicht«, *näbbe* »er habe nicht«, *näfde* »hatte nicht«, *näfdon* und *näfdan* »hatten nicht«; *neom neam* »bin nicht«, *nis* »ist nicht«, (*nearon* »sind nicht«), *näs* »war nicht«, *naeron* »waren nicht«, *naere* »wäre nicht« können nach der inneren Sprachform *nillan nellan* »nicht wollen«, *nelle* »ich will nicht«, *nelt* »willst nicht«, *nelle* »will nicht«, *nellađ* »wollen nicht«, *nolde noldest nolde noldon* Imperf.; *netan nitan* »nicht wissen«, *nāt* »weiß nicht«, *nyton (neton)* »wissen nicht«, *nyste (nysse) nysses nyston* Imperf. (alt-

engl. noch *nagulte nost not* »verfehlte sich nicht, weißt nicht, weiß nicht«) trotz äußerer Aehnlichkeit mit lat. *nolle nescire* keinen Vergleich aushalten: diese sind Denkwerk, das andere gedankenloses oder unlogisches Zungenwerk.*)

Ich denke genug Material zusammengebracht zu haben, um meine Ueberzeugung zu begründen, dass auch bei ungar. *van* »ist« und *vannak* »sind«, sollten auch lautliche »Neigungen«, wie Assimilation von *gyn* zu *nn*, angenommen werden dürfen, doch die Hauptsache nicht hierin, sondern im Streben, sie als Formwörter mit andern zu einer Gruppe zu vereinigen, gesucht werden muss.

2. Bei den Imperativformen zaudere ich nicht, Budenz zuzugeben, dass dialectisches *várjál* »warte« für *várj* nur dann Analogiebildung ist, wenn es sich als später erweisen lässt, und dass auch die Imperativformen der Deponentien oder *ik*-Verben mithalfen; denn die Mithilfe der *l*-Formen der 2. Pers. Sing. in den übrigen Tempora und Modi derselben einfachen Conjugation zu leugnen sehe ich gar keinen Grund; warum hätte nicht *várj*, durch *várál vártál várnál* und durch *igyál* »trink«, *egyél* »iss«, *nyúljál* »dehne dich« u. s. w. gleichzeitig bestimmt, sich zu *várjál* verschieben können? Uebrigens nehme ich die XI 423 ob. gemachte Bemerkung, dass *várd* »erwarte ihn (sie es)«, *tedd* »tu es« aus dem daneben bestehenden *várjad tegyed* »verkürzt« sei, zurück, gemäß dem Grundsatze, dass dieselbe Grundform nicht in zwei Gestalten auseinander geht und ein Unterschied des Sinnes auch nicht besteht, um eine dem vorigen Punkte ähnliche Erklärung zuzulassen; ich bin daher auch nicht im Stande, mit Budenz *vagy* »du bist« oder *megy* »du gehst« aus *vagyol mégyel* (doch wohl bloße Idealformen, die er dann mit Sternchen hätte auszeichnen sollen) durch Abfall der Endung herzuleiten. Dürfte nicht folgende Ansicht mehr für

*) Aus Greins Wörterbuch zum »Sprachschatz der angelsächs. Dichter« ersieht man, dass die Formen mit abgetrenntem *ne* ungleich seltener sind, weil eben die gewöhnliche logische Negation mit dem Verbum zusammengezogen wird.

sich haben: die Imperativformen 2. Pers. Sing. einfacher Conjugation auf *j*, wie *várj* »warte«, sind reine Stämme, die vom Imperativzeichen *ja je* nur den Vocal eingebüßt haben, wie Beseitigung von Endvocalen im Ungarischen eine der häufigsten Erscheinungen ist: *várj(a)- verj(e)-* »schlag«! Nun entspricht dem imperativischen *várjak várj várjon* (*k* und *n* Zeichen von 1. 3. Sing.) deutlich das indicativische *vagyok vagy vagyon* (»bin bist ist«), sodass auch für *vagy megy* dieselbe Auffassung gelten möchte wie für *várj*. Die 2. Pers. Sing. des Imperativs kann freilich sehr gut eines Personalzeichens entbehren, wie indogerm. *bhére* = altind. *bhára*, griech. *φέρε* zeigt, hinter dem nie eine andere Silbe gestanden hat; die 2. Pers. Sing. eines Indic. scheint es kühn als bloßen Stamm anzusehen; allein im Systeme mit *vagyok* und *vagyon*, *megyek* und *megyen* verbunden wie sie war, konnte eine Zweideutigkeit nicht entstehen und war ihre Stellung eine feste.*) Das lat. *-mini*,**) dessen Erklärung allbekannt ist, lehrt, dass auch eine 2. Pers. des Indic. der Personalbezeichnung entbehren kann; *estis* findet sich Pseudol. 169 ausgelassen, wo freilich vorangehende 2. Personen die Auslassung entschuldigen: *vos, quae in munditiis mollitiis deliciisque aetatulam agitis, viris quae summis inclutae amicae;* das von Lorenz zu dieser Stelle beigebrachte *ambo accusandi* Heaut. 119 gestattet ebenso gut die Ergänzung von *sunt*. Ist meine Auffassung nicht verfehlt, dann ist die 2. Pers. Sing. Imper. obj. Conj. *várd verd* einfach durch Anschieben von *d* an die entsprechende *j*-Form, unter Ausdrängung von *j*, entstanden: *vár(j)d ver(j)d*, und *várjad*

*) Sollte nicht neben *vagy* auch *lészsz, vészsz*, die ich mit dieser Schreibung in Töplers Gramm. (1871) S. 116 und 187 neben den üblichen *leszel, veszel*, wozu noch *leszesz, veszesz* kommt, angegeben finde, nur deutelnde Schreibungen statt *lesz- vesz-* sein, die als bloße Stämme neben den 1. Pers. *leszek veszek*, und den 3. Pers. *leszen veszen* begreiflich waren, bis *lesz- vesz-* der 3. für die 2. die Endung notwendig machte?

**) Das Lappische zeigt zwar Präs. 2. Du. und Plur. ebenfalls Participialbildung, aber mit der Personalendung verbunden: *bä-tte bä-tte-t*; *va* ist im Finn. Zeichen des Partic. Präs., s. Nr. 7.

verjed entweder die auf das volle *várja- verje-* sich stützende Form oder nach *várjam verjem* der 1. Pers. formirt, in keinem Falle zu *várd verd* zusammengezogen. Demnach sind auch die Indicative *vagy* und *mégy* bloße Stammformen, die als solche verblieben, weil die übrigen Personen durch ihre deutlichen Endungen sie zu 2. Personen stempelten, und Abfall der Endung braucht so wenig stattgefunden zu haben, als auch beim lat. *-mini* nicht Verlust von *estis* angenommen wird. — So nehme ich auch in der 3. Pers. Einzahl nicht mehr, wie ich mich Bd. XI S. 131 Anm. ausgedrückt, die Endung *on ën* als »abgefallen« an, weil sie sich an mehreren Stellen und bei mehreren Verben erhalten habe, sondern, weil für die 1. und 2. Pers. Sing. mit *k* und *sz (l)* scharfe Bezeichnungen vorhanden waren, schien für die 3. die bloße Wurzel ebenso zu genügen, wie bei den 2. Personen *vagy* »bist« und *mégy* »gehst«; *vár* »er wartet« ist ebenso wenig aus **varon* gekürzt, als *vagy* aus **vagyol;* die Glieder jedes Paares stehen selbständig neben einander; nach dem auch sonst im Ungarischen sichtbaren Zuge, nicht mehr zu bezeichnen, als die Deutlichkeit erheischt, verschwanden die mit Personalzeichen versehenen Glieder. Sonst müsste man auch in Sätzen wie *felgyujtja házunk* »er zündet unser Haus an«, *őrizd magad* »nimm dich in Acht« Kürzung aus *házunkat* und *magadat*, was ja auch stehen dürfte, und damit Abfall des Accusativzeichens annehmen, was ebenso unrichtig als überflüssig wäre. Vom Abfall der Endungen, wenn er nicht in den Lauteigentümlichkeiten der betreffenden Sprache gegründet ist, wird man ebenso abstrahiren müssen, als in der Syntax von den Ellipsen. Dieser Anschauung müssen sich consequentermaßen auch so scheinbare Fälle anbequemen wie *tőn* neben *teve* »tat«, *vőn* neben *veve* »nahm«; zu 1. und 2. Sing. *tevék* »ich tat«, *tevél* »du tatst«, *vevék* »ich nahm«, *vevél* »du nahmst« existirten zwei Formen der 3. Pers.: **teven *veven* mit dem regelrechten *n* der 3. Pers., und daneben der reine Stamm, der bei der deutlichen Characterisirung der beiden andern Personen ganz wohl als 3. fungiren konnte; *teven veven* zog sich zu *tőn* und *vőn* zusammen, was

bei den andern Personen in der älteren Sprache ebenfalls geschieht. Falsch aber wäre es, zu glauben, aus **teven* und **veven* hätten sich teils durch Zusammenziehung, teils durch »Abfall« der Endung die beiden andern Formen hervorgebildet. Schließlich ein meiner Ansicht nach sehr überzeugender Fall: die 3. Pers. Plur. des Perf. der einfachen Conjugation gestattet neben *tak tek* auch *tanak tenek : vártak* »sie haben gewartet«, *vertek* »sie haben geschlagen«, *tettek* »sie haben getan«, *vettek* »sie haben genommen« und daneben *vártanak vertenek tettenek vettenek.* Ausfall von *na ne* verstößt gegen jede Lautlehre; vielmehr gehen die *tanak tenek*-Formen auf 3. Personen des Sing. mit *on ën* resp. *an en* zurück, wie z. B. präsentisches *mondanak* auf **mondan* **mondon* von *mond-* »sagen«; *tak tek* aber ist der Plural der endungslosen, mit dem Partic. Perf. zusammenfallenden, Gestalt: *vár-t-ak* Plur. von *várt* »gewartet«, *ver-t-ek* von *vert* »geschlagen«. Dazu bietet keine ungeschickte Parallele das italienische Perf.: *cantarono* neben *cantaro,* die man auch nicht durch Ausfall von *on* wird vermitteln wollen; die erste Form geht eben auf lat. *cantarunt* (vgl. *credono* und *credunt*), die andere auf *canta(ve)re* mit Assimilation des Endvocals an die andere Form zurück. Kurz: *tettenek* verhält sich zu *tett* wie *tevének* zu *teve,* nur dass **tetten* nicht erhalten ist, wie *teven* in seiner Contraction zu *tön.* —

3. In *napjaik* »ihre (plur.) Tage« hatte ich *ja-k* als Mehrheit *(k)* der Besitzer *(ja)* verstanden und sein *ja* mit dem von *napja* »sein Tag« identificirt, was mir natürlich, fast selbstverständlich schien, weil *napjai* »seine (ihre fem.) Tage« die Vermittlung abgibt; Budenz erhebt den beachtenswerten Einwand, dass so das plurale *k* von seinem *ja* durch *i,* Zeichen der Mehrheit des Besitzes, getrennt werde, sieht sich aber seinerseits genötigt, *ja* von *napjaik* und *napjai* als überschüssiges Pluralzeichen zu fassen und von *ja* in *napja* fern zu halten. Die von ihm hervorgehobene Schwierigkeit wäre bloß dann unüberwindlich, wenn *napjaik* durchaus für sich gebildet wäre. Aber man kann doch ganz wohl sich denken, dass an *napjai* »seine (ihre fem.) Tage« *k* ge-

rade so antrat, wie an *napjaim* »meine Tage«, *napjaid* »deine Tage«, sodass gleichmäßig *napjaimk (= -ink) napjaitok napjaik* »unsere euere ihre (plur.) Tage« entstanden, ohne dass der Sprechende sich die verschiedenen Bestandteile auseinander legte, um an der Trennung von *ja* und *k* Anstoß zu nehmen im Vergleich zu *nap-ja-i-m-k*, dessen *m-k* dem *ja-k* entspricht. Es mochte der dunkle Gedanke wirken: weil *napjái* »seine Tage« heißt, so kann *napjaik* nur noch »ihre (plur.) Tage« bedeuten, weil das neu herzutretende pluralische *k* nur noch dem Besitzer gelten kann; denn der Plural des Besitzes ist schon ausgedrückt; das entsprach dem praktischen Bedürfnisse, und das ist, wenigstens für diese Sprachen, Hauptsache.*) Die Form des Münchener Codex *fialim*, die mir aus Bezzenbergers Beitr. IV S. 252 schon bekannt war, ändert an der Situation nichts. Als ältere Formen sind anzusetzen: *napjalim napjalid napjali, napjalink napjalitok napjalik*, in denen nur *li* an die Stelle von *i* getreten ist (Verschwinden von *l* durch Palatisirung ist ungarischen Lautgesetzen ganz angemessen); *ja* macht gleicherweise Schwierigkeiten.

Während ich nun *ja* von *napjai* und *napjaik* aus, wo es vollauf berechtigt ist, in die anderen *jai*-Formen eindringen ließ, identificirt Budenz *jal* resp. *jel* mit finn. *id* des Genet. Plur. (s. ob. die Uebersetzung; über ungar *l* = finn. *d* vergl. Bezzenbergers Beitr. IV S. 219 f.). Von meinem Standpunkte aus müsste man vielmehr *li* dem finn. *id*, mit umgekehrten Bestandteilen, gleich setzen und *nap-ja-li-m* teilen; finn. *id* z. B. von *puiden* »der Bäume« erscheint in

---

*) Damit man an der Trennung von *ja* und *k* durch *i* in *nap-ja-i-k* weniger Anstoß nehme, erwäge man, dass in der 3. Plur. der object. Conjug. Präs. z. B. *hiv-já-k* »sie rufen ihn (sie es, sie)« das Pluralzeichen *k* an gar nichts sich anlehnt; denn *hiv-ja* »er (sie es) ruft ihn (sie es, sie)« eigentlich Rufen sein«, worin das Subject nicht ausgedrückt ist (*hiv* purer Stamm »er ruft«), nimmt das Pluralzeichen *k* zu sich, das dem nicht ausgedrückten Subject gilt; s. Nr. 8 C. Offenbar ist auch hier *hivják* nicht für sich, sondern auf Grundlage von *hivja* gebildet.

seine Bestandteile aufgelöst in *puu-t* »die Bäume« Nom. Acc., *pu-i-ssa* »in den Bäumen«; die Möglichkeit einer Composition *di* = *li*, zumal in einer andern Sprache, ist gewiss nicht in Abrede zu stellen. Als Folge von Budenz' Ansicht ergibt sich, 1. dass er über *i* von *jalim* keinen Aufschluss zu geben weiß; »streng genommen bezeichne auch *i* nicht die Mehrheit des Besitzes«; zugegeben, aber erklärt werden muss es doch irgendwie; 2. dass *im* von *kivánságim* »meine Wünsche« zusammengezogen sei, was er als selbstverständlich vorauszusetzen scheint. Es ist mir nicht unbekannt, dass vielfach ungar. *i* Contractionsproduct ist, wie in *állait álleit állet állít* »stellen« von *áll* »stehen«, oder in *tanít* »lehren« = *tanojt* = *tanolt, tanult* von *tanul* »lernen«, s. Riedl Gramm. S. 39 unt., 53 ob., Paul Hunfalvys finn. Chrestom. S. 30 Anm. Aber ein anderes Beispiel, das *i* aus ursprünglichem *ali* = *adi* enthielte, liegt mir nicht zur Hand; auch fällt auf, dass man dies »zusammengezogene« *im id ink itok* nie mit dem Längezeichen versehen antrifft. Zudem darf nach dem schon angewendeten Grundsatze, dass im selben Dialecte eine Grundform nicht zwei erzeuge, *im* nicht als Zusammenziehung von *aim* gelten. Ich halte daher *im* für nicht zusammengezogen, sondern für ursprüngliche Bildung, die auch bei *nap* erscheinen würde, hätte nicht *napjai* und *napjaik* sein *ja* eingeschwärzt; dem *napom napod napja, napunk napotok napjok* »mein dein sein, unser euer ihr Tag« mag einst auch **napim* **napid napjai,* **napink* **napitok napjaik* entsprochen haben, bis die mit Sternchen ausgezeichneten Formen der Analogiewirkung der 3. Pers. Sing. und Plur. unterlagen; man halte das factische *kivánságim -ságid -ságai, -ságink -ságitok -ságaik* »meine deine seine u. s. w. Wünsche« mit den Analogieformen *-ságaim -ságaid, -ságaink -ságaitok* zur Seite, um diese Auffassung nicht für übermäßig kühn zu finden. Und gewiss verdient auch die Tatsache Erwägung, dass in der 3. Plur. nur *aik eik,* nicht *ik,* gestattet ist, was sich unter Annahme der Contraction der *i*-Formen nicht erklärt; **ik* fiele auch mit keiner andern Form zusammen (man vergleiche *nekie neki* »ihm ihr«, *nekiek*

nekik »ihnen«); meine Auffassung giebt davon Rechenschaft: *aik* ist auf Grundlage von *ai* gebildet und *a* (= *ja*) als Zeichen des Besitzers 3. Pers. nichts weniger als überflüssig, wohl aber in den andern Formen. Endlich kann sich doch auch Budenz der Analogie nicht entziehen, indem tatsächlich in ebenso vielen Wörten nicht *ja(l)i*, sondern *a(l)i* steht, je nachdem die Form, welche Einzahl des Besitzers 3. Pers. und Einzahl des Besitzes bezeichnet, *ja* oder *a* aufweist; so *dalaim*, nicht *daljaim*, wegen *dala* von *dal* »Lied«. Von dieser Tatsache, und von der Ueberzeugung, dass die Formen *-a -ai -aik*, *-ja -jai -jaik* (resp. statt *a*: *e*) eine einheitliche Erklärung forderten, ließ ich mich leiten, ohne über den Wechsel *a (e)* und *ja (je)* Auskunft geben zu können oder zu wollen. Diese zusammengehörigen Formen auseinander gerissen und im *-ja* von *-jai -jaik* etwas völlig Verschiedenes als im *-ja* von z. B. *napja* gefunden zu haben, ohne doch der Analogiewirkung zu entgehen — das lässt mir Budenz' Meinung als unannehmbar erscheinen.

Der Vollständigkeit wegen bemerke ich, dass neben *-ságai*, was auch jetzt wieder als allgemeines Beispiel dienen mag, auch *-sági* vorkommt, was wieder nicht etwa aus dem ersteren zusammengezogen ist, sondern nur den pluralen Besitz, nicht den singularen Besitzer (*a* und *ja*, *e* und *je*), bezeichnet enthält; gegenüber *-ságim -ságid* ist *-sági* gerade deutlich genug. Derartige Formen finden sich z. B. in der Uebersetzung des neuen Testamentes von Kaspar Károli auf jeder Seite: *tanítványi-t* »seine Jünger (Schüler)« Acc., *tanítványi-nak* »seinen Jüngern«, *-ványi-val* »mit seinen Jüngern« u. s. w. neben dem Nomin. *tanítványai*, aber wieder *-tványi-d* »deine Jünger« Nomin., *-tványi-d-at* Accus., *-tványi-m- mal* = *-tványi-m-val* »mit meinen Jüngern«; *cselekedeti szerint* »gemäß seinen Taten«, *-deti-t* Accus., *-deti-m-et* »meine Taten« Accus., aber *cselekedeteik* »ihre (plur.) Taten; *baráti* Nomin., *barát-it* Accus. »seine Freunde« neben *barát-im* »meine Freunde«, *barátitok-tól* »von euren Freunden«; *fejedelmi-nek* »seinen Vorstehern«, *-delmi-vel* »mit seinen Vorstehern«; auch zufällig *kivánságit* selbst Joh. 8, 44 neben *imád-ság-id* »deine Ge-

bete«, *ellen-ség-id* »deine Feinde« (Nom.) u. s. w. Auf solchen Formen ließe sich ein der heutigen Sprache verwehrtes *-ságik* weiter bilden, dessen *k* dem nicht ausdrücklich bezeichneten Besitzer gölte, ähnlich wie *k* von *vár-já-k* »sie schlagen ihn *(ja)*« dem unbezeichneten Subjecte; solche an sich berechtigte und ganz verständliche *ik*-Formen erscheinen auch in der citirten Bibelübersetzung außerordentlich selten: aus den vier Evangelien und der Apostelgeschichte kann ich bloß anführen Matth. 22, 16 und 24, 38 *tanítványi-k-at* »ihre (plur.) Jünger« Accus., *leányi-k-at* »ihre (plur.) Töchter« Accus.

4. Der Unterschied beider Auffassungen hängt eben an jenem gesperrt gedruckten »leicht« *(könnyen);* die Zusammenziehung von *av(a) ov(a)* zu *ó* findet immer statt am Wortende, ebenso von *ev(e)* zu *ő;* aber unmöglich können diese Gruppen in der Mitte bald zusammengezogen werden, bald auch nicht, also *szavat* bald offen bleiben, bald zu *szót* sich contrahiren. Uebrigens verfällt Budenz in einen Widerspruch, wenn er teils auf die leichte Zusammenziehung zu *ó* aufmerksam macht, sodass *szót* aus *szavat* erklärt werden müsste, teils von einem »kürzeren Stamme« *(rövidebb tő)* redet, an den sich z. B. *sós* »salzig« angeschlossen hätte, wonach *szót* von *szó-* herstammte, ohne Contraction erfahren zu haben. Nun fällt der Stamm mit dem Nomin. Sing. zusammen; also bedeutet auch »an den kürzeren Stamm sich anschließen« nichts anderes, als »vom Nomin. Sing. bestimmt werden«. Was von *szó- szav-,* gilt natürlich auch von *fő- feje-* »Kopf«, *nő- neje-* »Gattin«, *vő- veje-* »Eidam« und ähnlichen; Acc. *főt* ist Analogiebildung, *fejet* die lautgesetzliche u. s. w.

5. Allerdings hält es schwer, diejenigen Formen, welche durch Analogie gebildet sind, von denen, die lautgesetzlich entstehen, genau zu scheiden, weil die Fassung der Lautregeln eben selbst wieder von der Ansicht über die Sprachformen bedingt ist, sodass gewissermaßen mit zwei unbekannten Größen gerechnet werden muss. So befriedigen die Regeln, welche die finn. Grammatik über Wegfallen und

Stehenbleiben von stammauslautendem *a* und *e* aufstellt, nicht recht, wenn sie auch brauchbare practische Wegweiser sind; doch ist der Gegenstand zu schwer und zu weitläufig, als dass ich über dieses allgemeine Bedenken hinaus ins Einzelne mich einlassen wollte; ich beschränke mich darauf, die Beispiele von Analogiewirkungen, die ich namhaft gemacht, zu verteidigen, und stelle auch hier den Satz voraus, dass eine Grundform lautgesetzlich nicht in mehrfachen Nüancirungen fortexistiren kann. Das fände beim Partitiv Sing. der Superlative statt, die eine doppelte Formation erlauben: *iso-in-ta* und *iso-impa-a* von *iso-* »groß«, *suur-in-ta* und *suur-impa-a* von *suure* »groß«, die beide in **iso-impa-ta* **suur-impa-ta* sich vereinigen sollen. Der Ausfall von *t* zwischen zwei einfachen Vocalen bleibt als Tatsache bestehen; somit erklärte ich *isoimpaa suurimpaa* als lautgesetzlich entstanden, und *isointa suurinta* als Analogiebildung nach dem Nomin. Sing. *isoin suurin*. Dafür spricht, dass der Comparativ, dessen Stamm dem des Superlativs völlig analog ist, für den Partitiv keine Form auf *nta* kennt; er besitzt freilich auch keinen Nomin. Sing. auf *n;* also von *iso-* und *suure-:* Stamm des Comparativs *iso-mpa- suure-mpa- (iso-mma- suur-emma-)* wie im Superlativ *iso-impa- suur-impa- (iso-imma- suur-imma-),* Partitiv Sing. *iso-mpa-a suure-mpa-a* wie beim Superlativ, aber Nomin. Sing. *iso-mpi suure-mpi,* und daher — der Schluss drängt sich fast auf — keine Partitivform **isonta* **suurenta,* die an sich verständlich wäre; ebenso der Genet. Plur. des Comparativ nur *isompien suurempien*, *isompain suurempain,* nicht *isonten suurenten,* wie allerdings im Superlativ: *isoimpien -mpain, suurimpien -mpain* und *isointen suurinten.* Es wird daher auch das Zusammengehen des Part. Sing. auf *-tonta*, Genet. Plur. auf *-tonten* mit Nom. Sing. auf *-ton* (Stamm *-ttoma- ttömä-)* bei den caritiven Adjectiven, ebenso des Part. Sing. *avainta,* Genet. Plur. *avainten* mit Nomin. Sing. *avain* »Schlüssel« (Stamm *avaime-*) u. s. w. nicht auf baarem Zufall beruhen, wenn auch z. B. *lunta* »Schnee« vom Stamme *lume-* trotz Nomin. Sing. *lumi* gebildet wird. Nach Kockströms Gram-

matik (1876) § 20 und 46 und der von Ujfalvy § 24 b macht von Stämmen auf *me* (Nomin. *mi*) gerade *lume-* »Schnee« eine Ausnahme mit dieser *-nta*-Bildung; sonst nur *Suome-a* von *Suomi* »Finnland« *(Suome-)*, *sormea* von *sormi* »Finger« *(sorme-)*, *nimea* von *nimi* »Name« *(nime-)* u. s. w.; einige lassen beide Formen auf *-mea* und *-nta* zu. Dieser Sachverhalt spricht meines Erachtens dafür, dass der Partitiv auf *-nta* zunächst nur den mehrsilbigen Stämmen auf *me*, die den Nomin. Sing. auf *n* bilden wie *avaime- avain* zukam, und erst von da auf einige zweisilbige, deren Nomin. Sing. auf *mi* auslautet wie *lume- lumi*, überging, was durch die Gleichheit der andern Casus (Genet. Sing. *avaime-n* und *lume-n*, Dat. Sing. *avaime-lle* und *lume-lle* u. s. w.) veranlasst sein kann. Und ist es Zufall, wenn neben Nomin. *vieras (vieraha-)* »Gast«, *mies (miehe-)* »Mann«, *vene' (venehe-)* »Boot«, *huone' (huonehe-)* »Zimmer« die Partitive *vierasta miesta, venetta huonetta* sich finden, sodass man geradezu die Regel aufstellen kann: »Partitivus Sing. wird am leichtesten aus dem Nominativus Sing. durch die Endung *ta tä* gebildet, wobei die Aspiration vor dem *t* in *t* übergeht«? Und wiederum heißt es zwar *vastau(k)sta kysymy(k)sta* von den Stämmen auf *-aukse-*, *-ykse-*, deren Nomin. Sing. *vastaus kysymys* ist, aber *sääkseä viikseä suksea ripseä* von den Stämmen *sääkse- viikse- sukse- ripse-*, Nomin. Sing. *sääksi* »Mücke«, *viiksi* »Schnurrbart«, *suksi* »Schneeschlittschuh«, *ripsi* »Wimper«, (s. Kockström § 20, Ujfalvy § 27 e), sodass auch hier mehrsilbige auf *kse-* (Nomin. *s*) im Partitiv *sta*, zweisilbige auf *kse-* (Nomin. *ksi*) *ksea (kseä)* zeigen. Die Analogie zwischen Nomin. Partitiv Essiv*) Sing., welche vom Nomin. ausgeht, würde auf der begrifflichen Verwantschaft dieser drei Casus beruhen, deren erstere dem Ausdrucke bald des Subjects, bald des Objects dienen, der letzte als Apposition und Prädicatswort vorkommt, während der Genet. Plur. bloß durch die lautliche Aehnlichkeit seiner Endung *-ten* mit der des Partitivs *-ta* nachgezogen wird.

---

*) Vgl. die Anmerkung zu Nr. 5 der Uebersetzung.

Nun verkenne ich das Gewicht des Einwandes von Budenz, dass der Partitiv auch da auf *-ta* ende, wo die Gestalt des Nomin. völlig abweicht, gewiss keineswegs, und gestehe ein, das Quantum dieser Wörter zu gering angeschlagen zu haben; es handelt sich nicht bloß um Wörter wie *hyvyyte-* (*-yde-*) »Güte«, Nomin. *hyvyys*, Partit. *hyvyyttä*, um die Stämme auf *-se-*, Nomin. *-nen*, Partit. *-sta*, sondern namentlich auch um die zahlreichen zweisilbigen *e*-Stämme, wie *vuote-* (*vuode-*) »Jahr«, Nomin. *vuosi*, Partit. *vuotta*, Essiv *vuotena* und *vuonna*; *vete-* (*vede-*) »Wasser« *vesi vettä*; *viite-* (*viide-*) »fünf« *viisi viittä*; *käte-* (*käde-*) »Hand« *käsi kättä*; *kante-* (*kanne-*) »Deckel« *kansi kantta*; *kuute-* (*kuude-*) »sechs« *kuusi kuuta*; ferner auch *kolmante-* (*kolmanne-*) »dritte« *kolmas kolmatta* und die Ordinalien auf (Nomin.) *as es äs* überhaupt u. s. w. u. s. w. Zwar könnten Fälle wie *hevose-* »Pferd«, Nomin. *hevonen*, Partit. *hevosta* darin Erklärung finden, dass ihr Partit. auf *sta* durch die Gleichung z. B. *hevose-n* : *paimene-n* = *hevosta* : *paimenta* (von *hevose-* »Pferd«, *paimene-* »Hirt«) hervorgerufen sei, wobei *paimenta* den Nomin. *paimen* zur Grundlage hätte — — aber diese ganze Lehre von Beseitigen und Beibehalten des stammschließenden *e* scheint nötig zu haben, gänzlich umgearbeitet und umgestaltet zu werden, da sie in ihrer gewöhnlichen Form nicht den Eindruck macht, sprachliche Vorgänge, sondern praktische Regeln zu enthalten, und ich kann auch nicht sagen, dass mich die Fassung von Budenz: die das Wortende beschlagenden Lautgesetze bezögen sich auch auf das Silbenende, sonderlich befriedigt.*) Eine solche Umgestaltung dürfte auch Möglichkeit von Analogiewirkungen nicht unberücksichtigt lassen.

6. Der Begriff des Subjectes lässt sich vielfach ausdrücken: erstens durch Verlängerung und Verkürzung des Stammes; so lässt sich im Indogermanischen der Nom. Sing.

*) Warum z. B. Partit. Sing. *hevosta*, nicht **hevosea*, während Partit. Plur. doch *hevosia*, oder *vettä* neben *vesiä*, *kettä* neben *käsiä*, nicht **veteä* **käteä*? Es ist nicht wahrscheinlich, dass Lautgesetze allein hier Licht schaffen.

von *en-* *(on-)* und *er-* *(or-)*Stämmen und der Partic. Präs. Act., bei denen schon die indogermanische Zeit kein *s* mehr aufweist, ganz wohl als durch Vocaldehnung bezeichnet auffassen; indogerman. *pAtēr* braucht nicht notwendig aus *pAters* hervorgegangen zu sein; der got. Ausgang *-ands* der Participien *(gibands nasjands)* kann sehr gut dem Stamme *-anda-* zugeteilt werden, wie man bereits vermutet hat; für Kürzung bieten magyar. *jó* = *jav(a)* »gut«, *szó* = *szav(a)* »Wort« u. s. w., finn. *paimen* Genet. *paimene-n* »Hirt«, *sisar* Genet. *sisare-n* »Schwester« u. s. w. Beispiele; zweitens durch den reinen oder lautgesetzlich modificirten Stamm, unter welchen letzteren auch die eben genannten Beispiele der Verkürzung gerechnet werden dürfen; sonst z. B. magyar. *isten* »Gott« Accus. *isten-t,* finn. *maa* »Land« *maa-t* »Länder«; drittens durch beigesetzte Partikeln wie im Koptischen *nǵe* z. B. *af mouti nǵe ph nouti e pi šouie ǵe p kahi* »es nannte der (de = *ph*, r = *nǵe*) Gott *(nouti)* das Trockne Land« *(ǵe* = sanskr. *iti),* wenn das Subject hinter dem Verbum steht; viertens durch besondere Endungen und Zusätze wie das indogerman. *s;* welch bedeutende Rolle fünftens die Wortstellung bei Unterscheidung von Subj. und Obj. spielt in näher und ferner liegenden Sprachen, ist sattsam bekannt, ja es ließe sich zur Bezeichnung des Subjects an besondere Betonung denken; nur weiß ich nicht, ob irgend eine Sprache darauf verfallen ist; und mit alle dem sind die Mittel wohl noch nicht erschöpft. Budenz hat also vollständig Recht, dass der Nominativ auch durch den reinen nackten Stamm dargestellt sein, und letzterer andern Zwecken dienen kann, als bloß »um vom Grammatiker aus den flectirten Formen ausgelöst zu werden«; ungar. *fa*, finn. *puu* »Baum«, obwohl bloße Stämme, taugen als Nominativ gerade so gut wie *ekvo-s* »Pferd«, *agni-s* »Feuer«, weil es nur auf irgend verschiedene Gestalt des Nominativs, mag sie durch Mangel oder Zusatz characterisirt sein, ankommt. Aber Budenz vergisst die Hauptsache: nicht in diesen äußeren Mitteln besteht das Wesen dieses Casus, nicht z. B. im Nachzischen von *s*, sondern im Denken der Subjects-

Kategorie; Nominativ ist nicht derjenige Casus, der im Paradigma zu oberst steht, sondern der ausschließlich als Subject verwendet wird; kein Mensch verhindert Ungarn und Finnen, ihre Stammformen nur beim Subjecte anzuwenden; dann, aber auch nur dann besäßen sie einen Nominativ; warum tun sie's doch nicht? denn dass in beiden Sprachen diese mögliche Subjects-Stammform auch als Object verwendet*) wird, während eine Accusativ-Form, im Finnischen freilich mit dem Genetiv lautgesetzlich zusammengefallen, daneben besteht, kann man nun einmal nicht in Abrede stellen. Wo fände sich in einer indogermanischen Sprache der Nomin. verwendet statt des Accus., wenn dieser eine eigene Form besitzt? Hierauf und nicht auf das leidige *s* legte ich das Hauptgewicht; wusste ich doch schon damals, dass in einigen ugrofinnischen Dialecten Budenz ein Nominal-Determinativ,**) hinten angehängt und glücklicherweise auch aus Zischlauten bestehend, nachgewiesen hat; s. auch Nicolai Andersons »Studien zur Vergleichung der indogerman. und finnisch-ugrischen Sprachen« (1879) S. 113—121. Anderson geht noch weiter und möchte auch in den finn. Wörtern auf *-nen*, Gen. *-se-n*, Part. *-s-ta* dies artikelartige Determinativ auffinden, indem er von S. 121—136 zu beweisen sucht, dass *-nen* auf *-nes,* und *-se-* auf *-nse-* (eigentl. *-nese*) zurückführe; er identificirt den got. Nomin. *gultheins* »golden« (Stamm *gultheina*) mit dem finn. Stamme *kultaise-* aus **kultainse-*,

*) Dass der Partitiv-(Infinitiv-)Casus im Finnischen als Subject und Object verwendet wird, hätte ich Bd. XI S. 425 nicht hervorheben sollen, weil derselbe doppelte Gebrauch im Indogermanischen auch für den partit. Genetiv sich nachweisen lässt, nicht bloß im Romanischen beim unbestimmten Artikel, sondern im Gotischen Mark. 8, 12 *jabai gibaidau kunja thamma taikne = εἰ δοθήσεται τῇ γενεᾷ ταύτῃ σημεῖον*, wo *taikne* Gen. plur. Subj. von *gibaidau* ist, wohl auch durch den negativen Sinn des Satzes veranlasst: kein Zeichen soll ihm gegeben werden; im Zend nach Hübschmann »zur Casuslehre« S. 275 z. B. *jaṭ hē stārām baghō-dātānām aiwi-raocajāoñtē* »damit Gott-geschaffene Sterne *(des étoiles créées de dieu)* ihm leuchten«. Der Plural des Verbs zeugt für die Lebhaftigkeit der Subjects-Vorstellung.

**) Wohlgemerkt! nicht Nominativsuffix!

dessen Nomin. *kultainen* aus **kultaines*. Auf das Detail dieser gelehrten und lehrreichen Untersuchungen vermag ich nicht einzugehen; aber characteristisch ist und verdient in dieser Zeitschrift hervorgehoben zu werden, dass auch Anderson bei der ganzen Frage, ob den ugrischen Sprachen ein Nominativ zukomme, nie von dessen Verwendung spricht, obschon doch, wenn man sich unter Nominativ nicht den Subjectscasus vorstellt, gar nichts darunter gedacht wird. Auch für Anderson besteht das Wesen des Nominativ darin, dass er sich von andern Casus lautlich unterscheidet, und weil er diesen »Vorzug« mit den letzteren teilt — denn die Verschiedenheit ist gegenseitig —, bleibt eben nur noch seine privilegirte Stellung im Paradigma übrig. So äußert er denn S. 112, gegen Steinthal »Characteristik« S. 329 polemisirend, der »glaubt, die finnischen Sprachen hätten keinen bestimmten Subjects- und Objectscasus, keinen wahren Nominativ und Accusativ«, aber die gesperrt gedruckten Ausdrücke nicht erwägend: »Diese Wörter (nämlich *käsi* »Hand«, *vesi* »Wasser« u. dergl.) mögen auch zugleich als Beispiele dafür dienen, dass die finnischen Sprachen gegenwärtig den Nominativ deutlich vom Wortstamme unterscheiden«, nachdem er unmittelbar vorher hervorgehoben, dass allerdings auch ein »bestimmter« Accusativ auf *m* existirt habe. Als ob dies »bestimmt« und »wahr« nicht den Sinn hätte: nur als Subject oder Object verwendet, wenn sie lautlich sich unterscheiden; denn ohne jenes hat dieses keinen Wert! Was hilft die lautliche Deutlichkeit des finn. Gen. Accus. *veden* (und spräche man noch heute mit eigener Accusativform *vedem*, so änderte das gar nichts) gegenüber dem Nom. *vesi*, wenn im Satze »gib mir Wasser« *anna' minulle vesi* der Nom. stehen muss? oder wenn derselbe deutliche Nom. auch absolut gebraucht wird: *ei vahinko tule, kello kaulassa* »nicht kommt der Unfall mit Glöckchen (*kello* Nom.*) Sing.) am Hals«, und daneben ein Comitativ

*) Wenn in A. W. Jahnsons *Finska Språkets satslära* S. 27 Anm. der absolute Nominativ als Verkürzung eines Satzes gefasst wird, dessen Subject er vorstellt, so ist das um nichts besser, als wenn man

und Instructiv! Subject und Object sind eben im Denken nur mangelhaft geschieden; diesem begrifflichen Zwielichte gegenüber fällt die Deutlichkeit und Verschiedenheit der Laute erst recht — unangenehm auf; der sogen. Nom. ist kein Subjectscasus, sondern auch seinem Wesen nach eine Stammform, die von den andern Casus nur negativ bestimmt wird und überall da eintritt, wo kein anderer Casus den Raum einnimmt. Wenn irgend etwas in Steinthals »Characteristik« den Nagel auf den Kopf trifft, so ist es diese Schilderung der »altajischen« Sprachen — mit Ausnahme eines Punktes, der weiter unten besprochen werden soll.

Auch O. Donner hat seine sonst so lehrreiche, gegen Budenz (in Bezzenbergers Beitr. Bd. IV) Eintheilung der finnisch-ugrischen Sprachen gerichtete Schrift: »die gegenseitige Verwantschaft« u. s. w. (1879) S. 72 unten mit folgendem Satze verunziert: »Auch der Accusativ gehört ohne Zweifel zu den frühesten Casusbildungen des finnisch-ugrischen Sprachstammes, und der Begriff eines Objects, welchen Ursprung er auch grammatisch haben mag, war ganz im Gegensatz zu Steinthals allgemeiner (!) Auffassung schon früh bei den finnisch-ugrischen Sprachen entwickelt.« Dabei wird auf Steinthals »Characteristik« S. 199 verwiesen. Dort aber redet Steinthal nicht allgemein, wie allerdings S. 329, sondern sehr speciell, vom Jakutischen aus, über diese Sprachenklasse. Und was ist eine »allgemeine Auffassung«, die offenbar als Tadel ausgelegt wird? Etwa eine denkende = philosophische? fast scheint es so. Ueberdies verstehe ich den Gegensatz von »Begriff« und »grammatisch« nicht; dem »logischen« Begriff steht der »psychologische« Ursprung gegenüber. Schließlich merkt auch Donner nicht, dass es nach Steinthal auf die ausschließliche Subjects- oder Objects-Verwendung ankommt. Steinthal hebt ja selbst die dreifache Bezeichnungsweise des Objects im Jakutischen S. 199 hervor; wie kann er sich denn widerlegt fühlen durch den Hinweis, dass sich im Finnischen auch ein Accus. auf *m* einst vor-

---

noch bis in die neueste Zeit den subjectiven und objectiven Genetiv aus Subject und Object eines ganzen Satzes hervorgehen lässt.

gefunden habe? war er ja auf Schlimmeres gefasst. Ein ungefährer Begriff von Subject und Object wird wohl bei jeder Sprache sich ausgebildet haben, aber mit welcher Klarheit? Ich hätte mich auf diese denkenden Lesern langweiligen Wiederholungen nicht eingelassen, wenn sie nicht die heutige Sprachforschung characterisirten.

Anderson sieht gar wohl ein, dass jener durch die ganze Declination weg artikelartig suffigirte Zischlaut des Ugrofinnischen mit dem indogermanischen dem Stamme fest verwachsenen *s* des Nom. nicht ganz zusammenfällt. »Aber diese Verschiedenheit ist durchaus keine principielle, sondern kann sehr wohl erst allmählig entstanden sein. Sie scheint nur dafür zu sprechen, dass sich der Gebrauch des angehängten Fürwortes als Nominativzeichen zur Zeit der Trennung der Ugrofinnen von den Indogermanen noch nicht endgültig festgestellt hatte, darf aber nicht gegen die Möglichkeit einer ursprünglichen Identität beider Sprachstämme geltend gemacht werden« (S. 135). Ja freilich, wenn man dem Nom. jeden geistigen Gehalt auszieht, sodass nur noch ein dem Wortstamm zu irgend welcher Determination nachgezischter Lautkörper übrig bleibt, kann man schon Aehnlichkeit der noch nicht ausgebildeten rätselhaften Keime entdecken; in Keimen, Eiern, Embryonen findet sich das Verschiedenste zusammen und ist durch äußere Aehnlichkeit verbunden; was aber drinnen liegt und damit ihr wahres Wesen zeigt nur die spätere Entwicklung. Wo sich Keime u. s. f. beobachten und warnehmen lassen, wird man immer auf sie zurückgehen müssen, und müsste es auch hier, wenn von jener Vorperiode des Indogermanischen sprachliche Denkmäler, glaubwürdige Notizen oder sonst etwas Tatsächliches vorhanden wäre. Dagegen durch Voraussetzung von Keimen, d. h. dadurch, dass man dem einen Individuum alle characteristischen Züge abstreift, resp. ignorirt, bis eine möglichst verwaschene Gestalt daraus geworden ist, gewinnt man für richtige Verbindung der Erscheinungen nichts. Ein Indogermanisch, welches das spätere Nominativzeichen *s* nur lose und auch in andern Casus anfügt, ist kein Indogerma-

nisch mehr, wenn die Namen noch begriffliche Contouren einhalten und nicht als täuschende Proteusgestalten zur Identification von allem und jedem missbraucht werden sollen.. Von einer solchen Periode wissen wir nichts, selbst ob sie einmal existirt hat. Und dann: wo soll man stehen bleiben? warum nicht vom finnisch-ugrisch-indogermanischen Sprachfötus weiter zum allsprachlichen Urbrei? Der grundgelehrte Podhorszky hat vor einigen Jahren ein magyarisch-chinesisches etymologisches Wörterbuch veröffentlicht; ein indogermanisch-chinesisches wäre ebenso berechtigt, weil doch nicht eine einzelne aus einem größeren Ganzen losgerissene Sprache, sondern der ganze Sprachstamm verglichen würde; eine indogermanische Wurzelperiode ist schon da, und wenn man von allen noch vorhandenen Gemeinsamkeiten des Finnisch-ugrischen und Indogermanischen auch noch absähe, so stände einem finnisch-ugrisch-indogermanisch-chinesischen Sprachwerke kein Hindernis mehr entgegen.

Budenz sagt: »Die Vollkommenheit einer Sprache besteht nicht darin, dass sie mit besonderen Formen für allerhand *(mindenféle!)* grammatische Kategorien versehen sei«, wie wenn es sich um Inessiv, Abessiv, Adessiv, Illativ, Ablativ, Allativ u. dergl. handelte, und nicht um das Allerwichtigste, um eines der Principien menschlicher Rede, um die Unterscheidung von Subject und Object! Wo einmal diese Unterscheidung scharf vollzogen wurde, hat sie bei aller folgenden Formumwandlung die deutlichsten Spuren hinterlassen; sie bleibt ein unveräußerlicher Besitz des Sprachgeistes, mag vom Gebäude der Sprache selbst kein Stein mehr auf dem andern bleiben; ich erlaube mir auf Bd. XI S. 456 dieser Ztschr. zu verweisen; keine Sprache, die da die Nominativform setzt, wo ihr auch eine Accusativform zur Verfügung stände, hat sie klar vollzogen — oder: es hat zwischen Sprechen und Denken nie ein Zusammenhang bestanden. Das macht ja gerade den Nachteil der »agglutinirenden Sprachen« aus, durch »allerhand« lautlich gesonderte grammatische Kategorien untergeordnete und

gleichgiltige Verhältnisse zu bezeichnen, ohne die Grundverhältnisse des menschlichen Denkens genügend darzustellen. Hesiods Spruch *νήπιοι οὐδὲ ϝίσασιν ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός* findet hier seine volle Anwendung: die Hälfte wäre ihnen zu wünschen, aber Besseres und Wichtigeres. Doch ich habe Budenz nicht ausreden lassen: »sondern darauf kommt es an, dass sie mit irgendwelchen, sei's formellen, sei's syntaktischen Mitteln sicher den geforderten Sinn im Satze ausdrücken könne«. Leider verstehe ich hier schon den Gegensatz von »formell« und »syntaktisch« nicht; wodurch bewährt sich denn die Form anders als durch die Construction oder Syntax *(szerkezet = szófüzet)*? Was ist eine Nominativform, abgesehen vom Wortgefüge oder von der Verwendung? Muss ich's auch hier, fast zum Ueberdrusse, wiederholen, dass sprachliche Form, wenn der Ausdruck Sinn haben soll, nicht auf dem Laute an und für sich, sondern auf der Function (wie Schleicher sagt) des Lautes beruht, d. i. auf dem Denken der Kategorie? Denn wer einen Nom. anwendet, der denkt ein Subject, und wär's der endungslose Stamm, so adelt ihn die ausschließliche Verwendung als Subject, d. i. das energische Denken des Subjectsbegriffes, zur Form. Nun ja: Formenlehre und Syntax werden einander gegenüber gestellt, deren erstere die Laute, in Rücksicht der Syntax schon anticipando »Formen« geheißen, die andere die Gesetze des Gebrauchs dieser Laute darstellt; ein Gegensatz freilich, aber wie derjenige von Leib und Seele, wo keines ohne das andere bestehen kann, wo erst beide das Ganze ausmachen; Form ist der construirte, syntaktisch behandelte Laut, und statt *alaki* (Form-) hätte Budenz *anyagi* (stofflich) sagen müssen; denn Stoff, Materie, *anyag,* und nicht Form, *alak*, bildet den Gegensatz zu Syntax, Construction, *szófüzet*, *szerkezet:* das ist kein stilistischer, sondern logischer Fehler, wie er schon zu Anfang dieses sechsten Abschnittes hervorgetreten war. Die Worte aber: »den geforderten Sinn im Satze« — bei ungeheuchelter Hochachtung vor Budenz Wissen — ich kann mir nicht helfen — ich muss sie ebenso ungeheuchelt als Gedankenlosigkeit bezeich-

nen; denn erstens: wovon hängt das Wesen des Satzes ab als vom Unterschiede des Subjects und Prädicats (Nomen und Verbum), des Subjects und Objects (Nom. und Accus.), des Prädicats und Attributs (Verbum und Adjectiv)? Geht das alles durcheinander, so wüsste ich nicht, wie man in Sätzen sich aussprechen könnte, d. h. ein Satz ist ohne »allerhand grammatische Kategorien« nicht möglich und gar nicht so selbstverständlich, wie Budenz mit dem nachgeworfenen »im Satze« *(mondatban)* andeutet. Man wendet vielleicht ein: Wenn A den B schlägt, sehe ich da nicht, dass A das Subject ist? Nein! kein Subject wird gesehen, sondern gedacht, und als Subject kann Verschiedenes gedacht werden; »A schlägt den B, B hat Schläge von A bekommen, der Schlag von A hat B getroffen« entspricht alles derselben Wirklichkeit in drei Gedankenformen. Zweitens bedarf es »zum sichern Ausdruck des geforderten Sinnes« gar nicht einmal des Satzes; ein einzelnes Wort, ja ein bloßes »bst«, eine Gebärde wird in hundert Fällen des practischen Lebens ganz »sicher« verstanden und ist meist einem Satze weit vorzuziehen; auch aus diesem Grunde hätte Budenz besser getan, »im Satze« wegzulassen — wenn er nicht eben »die Vollkommenheit der Sprache« hätte definiren wollen; da durfte freilich der »Satz« nicht fehlen, wie er auch immer zu Stande komme. Drittens bemerkt Budenz nicht, dass in »gefordert« das ganze Geheimnis der Sprachdifferenz liegt, ebenso in der Wendung (gegen den Schluss der Recension): jede Sprache passe der Mensch den »Bedürfnissen seiner Entwicklung« an; versteht sich! aber die Bedürfnisse und Erfordernisse sind gar verschieden, und das gibt den Grund der verschiedenen Sprachtypen ab, nicht sowohl nach Seiten des Was als des Wie; mehr als Redensarten kann ich hierin nicht erkennen; der denkende Leser mag entscheiden, ob ihn derlei befriedige!

Uebrigens habe ich auch den indogermanischen Sprachen nicht »Vollkommenheit« zugeschrieben, sodass Budenz nicht nötig gehabt hätte, sie seinerseits zu definiren. Gerade die Nominativbezeichnung zeigt eine offenbare Unvollkommen-

heit. Es ist unmöglich, dass der abstracte reine Begriff wie der des Subjectes Formen erzeuge, der anfänglich noch gar nicht vorhanden ist und erst aus sinnlichern Vorstellungen mühsam gewonnen werden muss. Und welche andere sinnliche Vorstellung kann man ausfindig machen, aus welcher der Begriff des Subjectes natürlicher hervorwüchse, als die des Lebendigen, Tätigen, Persönlichen, wie es im Indogermanischen geschehen? Die Vorstellung des Geschlechts erhebt keineswegs bloß das Unbelebte in das Reich des Belebten, die Sachen in das Reich der Personen, hat nicht bloß Bedeutung für Einbildung und Gemüth, sondern auch logischen Wert: es bietet den Untergrund für verstandesmäßige und denkende Auffassung der Dinge, welche auf der Scheidung von Wirkendem und Bewirktem beruht; Sprachen, die den Geschlechtsunterschied nicht kennen, gelangen auch nicht zur schärferen Erfassung des Subjects. Diesen sinnlichen Untergrund verrät das Indogermanische bis auf den heutigen Tag, es mischt das Subjects- mit dem Geschlechtszeichen: deutsch *e-r* = lat. *i-s*, und hat schon in den Urzeiten das weibliche Nomen vielfach und das Neutrum immer ohne Subjectszeichen gelassen: ein Beweis, wie schwer logische Begriffe in völliger Reinheit im Sprach- (= Volks-) Bewusstsein sich festsetzen, und eine große Unvollkommenheit im Vergleich mit einem Ideal von Sprache. Aber ein energisch unternommener, wenn auch nicht durchweg gelungener Versuch — und von Energie zeugt, dass bei lautlicher Scheidung nie Nom. und Accus. vertauscht werden — ist immerhin besser als den Versuch überhaupt nicht oder schwächlich zu machen. Der bloße Stamm erscheint kaum irgendwo als ausschließliche Subjectsform, d. i. wahrer Nom., weil der bloße reine Begriff diese Verwendung bestimmen müsste, und das darf man nicht erwarten.

7. In diesem Punkte, in welchem ich mich an P. Hunfalvy anschließen zu dürfen glaubte, habe ich auf die Bemerkungen von Budenz nichts zu entgegnen. Erwähnung und Beachtung verdiente es gleichwohl, dass ein Kenner dieser Sprachgruppe wie P. Hunfalvy die weit reichende Consonanten-

erweichung des Finnischen durch Analogiewirkungen sich zurecht legte. Dafür will ich zwei andere Analogiewirkungen beibringen, die mir beide unbestreitbar erscheinen. Die 3. Pers. Plur. Präs. des Finnischen ist das Part. Präs. im Nom. Plur., wie der Augenschein ergibt: *tuo-va-t* »sie bringen« und »die bringenden«, *saa-va-t* »sie erhalten« und »die erhaltenden«; *va* ist Participialsuffix*) und *t* Nom. Accus.-Zeichen des Plur. Es fällt somit finn. *anta-va-t* »sie geben« und »die gebenden« mit magy. *adók* (aus *ada-va-k*) »gebende« und finn. *tunta-va-t* »sie wissen« und »die wissenden« mit magy. *tudók* (aus *tuda-va-k*) »wissende«, ebenso von *el* »leben« finn. *elä-vä-t* mit magy. *élők (= ele-ve-k)* zusammen, vom plur. *t* und *k* abgesehen, während die 3. Pers. Plur. Präs. *adnak tudnak élnek* lauten.**) Wenn man nun auch von einem Partic. Imperf. noch reden kann, wie ja im Griechischen bei indirecter Rede syntaktisch Infin. und Partic. des Imperf. wirklich besteht, so wird doch niemand von Participien des Potentialis und Conditionalis reden wollen; kurz: der Präsensausgang der 3. Plur. ist auf die andern Tempora und Modi einfach übertragen, ganz wie bei der 2. Plur. das lat. *mini;* also *anto-i-va-t* Imperf., *anta-ne-va-t* Potent. (magy. *ad-ná-nak*), *anto-isi-va-t* Condit., mit den Infixen *i ne isi.* — Im Magyarischen bestehen mehrere Tempus- und Modusbildungen, die ein nachgesetztes Hilfszeitwort so enthalten, dass die 3. Sing. desselben mit sämmtlichen Personen eines Tempus sich verbindet; so macht *vala* »war« die Präsensformen zum Imperf., das Imperf. zum Perf., das Perf. zum Plusquamperf., *volt* (= lat. *fuit*) ebenfalls das Perf. zum Plusquamperf., *legyen* (»sei«) bildet hinter Perfectformen deren Conjunctiv, und *volna* (lat. *esset*) hinter denselben den Condit. präter.; bei-

*) Dieselbe Participialbildung zeigt sich im Lappischen Präs. 2. Du. und Plur., aber mit der Personalendung: *bä-tte bä-tte-t,* gewissermaßen finn. *vä-tte (va-tte)*; lapp. Pluralzeichen ist *k.*

**) Wegen der Zusammenziehung von *ava* zu *ó*, mit der die von *eve* zu *ő* parallel geht, vergl. Nr. 4 der Uebersetzung. Dieselben *adók tudók élők* stellen auch 1. Pers. Plur. Imperf. object. Conjug. vor, aus **ada-juk tuda-juk ele-jük* zusammengezogen.

spielsweise: *vár-unk vala* »wir warteten«, *váránk vala* »wir haben gewartet«, *vár-t-unk vala* oder *volt* »wir hatten gewartet«; *vár-t-unk legyen*, lat. *exspectaverimus; vár-t-unk volna*, lat. *exspectavissemus*. Wie nun *vár-unk* als Nomen »unser Schloss« bedeutet, so auch als Verb eigentlich: »unser Warten« (= »wir warten«), *váránk*, eigentlich: *τὸ τηρῆσαι ἡμέτερον* (= »wir warteten«), *vár-t-unk* eigentlich: »unser Gewartet-haben« (= »wir haben gewartet«) u. s. w. Die Einzahl des nachtretenden Hilfszeitwortes bedarf keiner Erklärung mehr: *vár-unk vala* = »unser Warten war« = »wir warteten«; *váránk vala* = *τὸ τηρῆσαι ἡμέτερον ἦν* = »wir haben gewartet«; *vár-t-unk vala (volt)* = »unser Gewartet-haben war (ist gewesen)« = »wir hatten gewartet«; *vár-t-unk legyen* = »unser Gewartet-haben sei« = *exspectaverimus; vár-t-unk volna* = »unser Gewartet-haben wäre« = *exspectavissemus*. Aber nicht alle Verbalformen stimmen in den Personalendungen mit den Possessivsuffixen des Nomens überein, z. B. *váram várad* »mein, dein Schloss«, dagegen *várok vársz* »ich warte, du wartest«; bei diesen würde, insoweit ihre Endung nicht als Possessivsuffix sich ausdeuten lässt, wie man *sz* der 2. Sing. mit dem finn. Possessivum *-si* vergleichen könnte (finn. *talo-si* »dein Haus«), sodass auch *vár-sz* = »dein Warten« wäre — und das ist gewiss nicht bei allen möglich — die Einzahl der 3. Pers. des Hilfszeitwortes Schwierigkeiten machen, wenn man nicht Uebertragung von den nominalen Verbalformen annehmen dürfte: ein *várunk vala* rief *várok vala* (»ich warte war«) hervor. Aus dem Neugriechischen gehört wenigstens äußerlich eine Futurbildung hierher, die ich der Merkwürdigkeit wegen anführe, ohne eine sichere Erklärung zu wagen; das Futur wird nämlich nicht bloß mit *θέλω θέλεις θέλει -λομεν -λετε -λουν* und dem Infin. Präs. oder Aor. gebildet *(θέλομεν γράφει* oder *γράψει)*, sondern auch so, dass mit durchgängigem *θέλει* flectirtes *γράφω -φῃς -φῃ* u. s. w. oder *γράψω -ψῃς -ψῃ* sich verbindet;*) ähnlich der Con-

*) Ausdrücklich als »allgemein üblich« von Russiades Prakt. Gramm. Tl. I (1834) S. 256 bezeichnet und in die Paradigma aufge-

ditionalis: ἠθέλαμεν γράφει oder γράψει, ἤθελε γράφωμεν oder γράψωμεν. Sollte etwa das nicht mehr als Infinitiv, der dem Neugriechischen sonst fehlt, sondern als 3. Pers. Sing. verstandene γράφει γράψει (»wir wollen — er schreibt«) zu einer vernünftigen Umbildung geführt haben: »es will — wir schreiben«? mit der Einbuße der Infinitivkategorie hätte θέλομεν γράφει einem θέλει γράφωμεν Platz gemacht. Jedenfalls ist eine Auffassung wie im Magyarischen unmöglich.

8. A) Budenz verübelt mir stark das ungünstige Zeugnis, das ich den sogen. agglutinirenden Sprachen ausgestellt. Ich könnte mich auf Steinthals »Characteristik« berufen, der vom Jakutischen aus zu ähnlichem Urteil gelangt ist; ja dieser hätte vielleicht besser getan, geradezu Magyarisch und Finnisch als uns näher liegende und literarisch entwickelte Sprachen seiner Schilderung der »altaischen« Gruppe zu Grunde zu legen, wenn nun einmal eines oder zwei Glieder das gewaltige Ganze vertreten sollten, weil auch für sie »das sicherste Material vorliegt«, über das man sich nicht nur

---

nommen; ebenso von Fed. Possart, Neugriech. Gramm. (1834) S. 64 unter den verschiedenen Weisen, das Futur zu bilden, aufgezählt und im Paradigma dargestellt; dagegen in den Grammatiken von Vlacchos (1864) und Rangabé (1867) nicht erwähnt, die nur der Form mit θά und θενά gedenken, wovon letzteres jedenfalls nur = θέλει νά ist und indirect für die in Rede stehende Weise einsteht. Dieselbe bespricht aber Mullach (1856) S. 245, der θέλει γράφω umschreibt »es ist Wille, dass ich schreibe«, ohne auf den Ursprung dieser unpersönlichen Construction einzutreten. Die bald im Texte geäußerte Vermutung könnte Mullach deswegen nicht billigen, weil er in γράφει γράψει gar nicht Infinitive, sondern Conjunctive (= γράφῃ γράψῃ) sieht. Allein θέλω λάβει (nicht λαβεῖ) »ich werde bekommen« beweist mit seiner Paroxytonirung nichts gegen die Infinitivnatur von λάβει, das sich an λάβω λάβῃς λάβῃ u. s. w. angelehnt hat, wie umgekehrt τιμᾶ πατεῖ durch das circumflectirte Präsens gehalten wurde; γράψει — γράψαι bietet auch keinen Anstoß, weil Imperf. und Aor. sich mit α ο ε gänzlich ausgeglichen haben; zu ἔγραψες -ψε -ψετε passt ein Infinitiv γράψει. Der passive Infinitiv (θέλω γραφθῆ) scheint durch die Uebereinstimmung des activen mit der 3. Pers. Sing. hervorgerufen, mit beibehaltenem Accente, weil vom Conjunctive γραφθῇ bestimmt; vergl. θέλει γραφθῇς wie θέλει γράψῃς (γράψεις) und θέλεις γραφθῇ wie θέλεις γράψει. —

aus vielen vortrefflichen Sprachwerken unterrichten, sondern nötigenfalls aus dem Munde derer selbst vergewissern kann, die diese Sprachen als ihre Muttersprachen erlernt haben. Wenn ich auch zugebe, dass ich den und jenen Ausdruck hätte mildern können, der Sinn bleibt dennoch, dass sie weit unter indogermanischer Art stehen, wodurch diese nicht als vollkommen und idealisch erklärt wird. Im einzelnen übersieht Budenz oder erwähnt es wenigstens nicht, dass mein Urteil zwar nur auf zwei Sprachen sich stützte, aber die zwei wichtigsten der ugrischen Classe wenigstens, bei denen dieselbe alle Kräfte, die überhaupt in ihr lagen, wird herausgearbeitet haben. Es ist nicht wahrscheinlich, ja es ist kaum möglich, dass eine noch so eingehende Untersuchung der zunächst verwanten tscheremissischen, permischen, wordwinischen, ostjakisch-wogulischen, lappischen Dialecte Züge zum Vorschein bringe, welche das von den beiden literarisch cultivirten Gliedern abgezogene Urteil wesentlich zu verändern vermöchten, wenn sie auch Sprachwissenschaft und Ethnologie mit viel wertvollem Material bereichern und selbst für psychologische Betrachtung manches Interessante aufzeigen wird, wie das übrigens die genauere Erforschung jedes Idioms mit sich zu bringen pflegt. Dann wirft Budenz Entwicklung *(fejlődés)* und Veränderung *(változás)* untereinander; dass dieser Sprachstamm sich nicht verändere, wäre eine absurde Behauptung; ob aber diese Veränderungen auch immer Entwicklungen sind, lässt sich doch fragen; *vi* + *kar* und seine Ableitungen heißen im Sanskrit bald »verändern« bald »verschlechtern« bald »entwickeln«; so könnten Veränderungen auch wohl Verschlechterungen sein, und eine der Entwicklung unfähige Sprache braucht deswegen keineswegs aus »leblosen Automaten« zu bestehen. Irgendwo bei Herbart oder Steinthal steht die sehr wahre Bemerkung, dass die meisten Menschen mit dem zwanzigsten Jahre und noch früher ihre begriffliche Entwicklung abgeschlossen haben und in der Praxis des Lebens fortan mit dem erworbenen Begriffsschatze wirtschaften oder ihn nur unwesentlich umgestalten; sind nun diese ehren-

werten Bürgersleute — Philister? ja wohl! aber »leblose Automaten«? gewiss nicht! So gehören auch die ugrischen Sprachen zu der hochachtbaren Classe der Philistersprachen, die in ihrer Jugend sich schätzbare Kenntnisse angeeignet haben, um sie später nach praktischen »Bedürfnissen« zu verwerten. Doch Budenz gegenüber darf ich keinen solchen Ton anschlagen; als Beispiel einer Veränderung, die jedenfalls als keine Entwicklung gelten darf, benutze ich die magyarische Umschreibung des Futurs mit *fog*. Während nun zur periphrastischen Conjugation verwendete Verben schon sehr abgeschwächt in ihrer Bedeutung sein müssen, um als Formwörter zu dienen, bedeutet *fog-* als selbständiges Zeitwort nach Ballagis Wörterbuch (1875): »1. fangen, fassen, ergreifen; *helyet fogni* Platz nehmen, *perbe fogni* vor Gericht belangen, *szavân-* — beim Worte nehmen, *szemre* — in Augenschein nehmen u. s. w., 2. einspannen, z. B. Pferde in den Wagen, 3. anhalten, zwingen *munkára* zur Arbeit, 4. andichten, jemanden etwas«; es folgt der intransitive Gebrauch: »1. haften, kleben bleiben, abfärben, 2. *(-hoz -hez)* etwas ergreifen, erfassen, vornehmen, beginnen, 3. scharf sein, gut schneiden«; ähnlich steht's mit den Compositionen. Das Verb befindet sich, was Energie der Bedeutung anlangt, auf der Stufe des lat. *capere*, franz. *saisir;* von sämmtlichen Rubriken wäre es bloß die zweite des intransitiven Gebrauchs, die den Weg zur Umschreibung des Futurs bahnt, und auch hier kann von Abschwächung keine Rede sein; es ist offenbar: eine Sache anpacken *capessere rem, se saisir d'une chose.* In einer Sprache, welche ein solches Verb als Auxiliar verwendet, kann Sinn für Form unmöglich entwickelt sein; solche Dinge schwebten mir vor, als ich diese Zeitschr. X S. 131 f. von indogermanischen Arabesken und ugrischen Klötzen sprach. Damit halte man zusammen die romanische*) Umschreibung des Futurs, die sich auf das lat. *habere* mit Infin. stützt (Churwälsch verwendet *venire* und Wallachisch *velle* Diez Gramm. II[3] S. 121),

*) Französisch außerdem in bestimmtem Sinne noch *aller*.

die got. Umschreibungen mit *skulan haban duginnan,* die slav. mit *imēti* »haben«, *χotēti* »wollen«, *nacęti* »anfangen«, *byti* (*búdetĭ jásti* = *φάγεται*, *žíti búdeši* = *ζήσῃ* Genes. 27, 10 und 40 einer älteren russisch gefärbten kirchenslav. Uebersetzung), die schwedischen mit *skola* und *komma att,* selbst die finnischen mit *tulla* »kommen« und *saada* »erhalten« (wohl den Nachbarsprachen nachgemacht), abgesehen vom deutschen »werden«, lat. *-urum esse*, griech. *μέλλω θέλω*, und erwäge immer die verblasste Bedeutung dieser Wörter in selbständigem Gebrauch! Gröber ist's, wenn Spanier und Portugiesen für das Perf. nicht *habere,* sondern *tenere* verwenden (Diez, Gramm. II[3] S. 119), das indessen im Französischen und Italienischen zu verschiedenen abstracteren Gebrauchsweisen gelangt und wohl auch dort eine gleiche Abschwächung erfahren hat, oder wenn im Italienischen *venire* so häufig das Passiv umschreibt; allein schon das lat. *venire* erscheint stellenweise so verblasst, dass es sich geradezu mit »werden« übertragen lässt, so Ovid. ars am. I 750 *nil nisi turpe juvat, curae sua cuique voluptas: haec quoque ab alterius grata dolore venit* »und auch die Lust wird erst dadurch lieb, dass sie einen andern kränkt«. Dabei macht es nichts aus, dass jenes magy. *fogni* eine Nachahmung des slav. *imēti* enthält; ungeschickt und formlos ist es auf jeden Fall. —

B) In der Ansicht über einen andern Punkt dagegen, das bekannte Gesetz der Vocalharmonie, wonach der Wurzelvocal den Suffixvocal bestimmt, weiche ich von Steinthal ab und meine, er behandle diese Sprachen inconsequent, wenn er dieses Gesetz »geistiger Trägheit« zuschreibt, aber doch eingestehen muss, dass daraus auch ein Vorteil entsteht, »das Affix in der kenntlichsten Weise als abhängig vom Stamme zu stempeln«. Zwar auch dieses wenige Gute, das aus einer nicht löblichen Eigenschaft als beiläufiger Gewinn gezogen sein soll, bemängelt er in einer für mich nicht ganz überzeugenden Weise*) (»Characteristik« S. 181). »Das

*) Zur Vermeidung von Misverständnissen folgendes: Man erweist Steinthals Ansichten geringe Ehre damit, dass man sie gelegent-

Suffix stehe nicht so zum Stamme, dass es sich von diesem sein Wesen und also seine Gestalt dictiren zu lassen hätte.« Warum denn nicht? Das Wesen des Suffixes besteht darin, untergeordnet und formal zu sein; warum sollte das nicht durch Anbequemung des Vocales angedeutet sein können? Lässt sich hierüber von vornherein etwas ausmachen? und warum soll sich das Suffix den Vocal »dictiren lassen« und sich nicht freiwillig anbequemen? Bilder lassen sich vertauschen. »Auch liegt es nicht in der Natur und Bestimmung des Vocals, der als eigentliche Vitalität die Consonanten durchdringen soll, sich als Kleister, um das Suffix mit dem Stamme zu verbinden, verwenden zu lassen.« Diese Ansicht von der Bestimmung der Consonanten und Vocale ist zwar alt; in Bekkers Anecdota II S. 796 heißt es: *τα φωνήεντα τῇ ψυχῇ ἐοίκασι, τὰ δὲ σύμφωνα τῷ σώματι* u. s. w. Allein was wird mit solchen Gleichnisreden an Einsicht gewonnen? weit entfernt, dass Sprachen danach beurteilt werden dürften, haben sie nur insofern Wert, als sie in den Sprachen sich bestätigen. Wenn es mir einfiele, das Nomen mit dem Leibe und das Verbum mit der Seele zusammenzustellen,*) so möchte das vielleicht geistreich, aber weder wahr noch falsch, und deswegen wissenschaftlich unbrauchbar sein. Man merkt es dem ganzen Räsonnement an, dass Steinthal diesen »Vorteil« nicht so geradewegs zugestehen darf; und woher dieser Zwang? S. 180 unten gibt den Aufschluss: »Alle vorschreitende Assimilation (s. diese Ztschr. I S. 126) ist weniger organisch, als die rückschreitende; denn diese ist Erfolg der Lebendigkeit des vorausgreifenden Geistes,

lich citirt und gläubig nachbetet, sondern dass man sie um- und weiterbildet. Das kann nur durch Polemik geschehen, nicht eine solche, die ihn gar nicht versteht und die Hauptsachen übersieht, sondern die in sein Denken eingeht und ihn auf seinem Boden angreift; solche Gegner wünscht er sich und dieser Wunsch gibt mir den Muth der Polemik.

*) In der Tat hat diesen Vergleich schon der Schreiber von S. 881 oben der Bekkerschen Anecdota vorweg genommen. Dass schon die alten Grammatiker ohne Sprachkenntnisse derlei Aussprüche taten, kann nicht zu letzterer Empfehlung dienen.

jene bekundet bloß die Trägheit der vom Geiste nicht beherschten Organe, also zugleich geistige Schlaffheit.« In den Sprachen, in denen die Vocalharmonie gilt, kommt sie durch vorwärts wirkende Assimilation zu Stande, weil die Wurzel die erste Stelle des Wortes einnimmt; das »also« liegt auf der Hand. Nun bin ich am wenigsten im Falle, die Richtigkeit des Unterschiedes zwischen progressiver und regressiver Assimilation zu leugnen, da ich mich vielmehr diese Ztschr. XI S. 388 f. bemüht habe, denselben zu sichern und zu berichtigen. Allein wir dürfen vorliegenden Tatsachen, auch wenn sie widersprechen, die Augen nicht verschließen; vielleicht, dass eine noch bestimmtere Fassung jenes Unterschiedes sich gewinnen lässt. Diese Tatsachen sind folgende, deren drei erste dem Magyarischen entnommen sind:

1. Die Vocalharmonie hat nicht von jeher im gegenwärtigen Umfange bestanden, sondern mehrere Suffixe, die jetzt unselbständig erscheinen, wahrten früher ihren Vocal, so aus der Leichenrede *jouben* = *jóban* »im Guten«, *paradisumben* = *-sumban*, vergl. *bennem benned* »in mir, in dir«; *nugulmabeli* = *nyugalmába* »in seine Ruhe«, *uruzagbele* = *országbe* »in das Reich«, vergl. *belém beléd* »in mich, in dich« u. s. w. (nach Riedls Gramm. S. 39). »Im Palozer-Dialecte erleidet die Vocalharmonie auch sehr viele Ausnahmen« (Riedl S. 40). In Zusammensetzungen ist sie noch heut zu Tage nicht wirksam, und nicht bei dem Suffixe *kor : ősz-kor* »im Herbste«.

2. Sie erscheint auch regressiv in *nálkül*, jetzt *nélkül* »ohne« (vergl. *nálam nálad* »bei mir, bei dir« und diese Ztschr. Bd. X S. 157 Anm.), in *soha* »nie« aus *se(m)ha*, *noha* »obgleich« aus *ne(m)ha* u. s. w. (vergl. *se-hogy* »keineswegs«, *se-hol* »nirgends«, ohne Assimilation). »Insbesondere ist aber die rückwärts wirkende Assimilation im Götschejer-Dialect bei Zusammensetzungen im Gebrauch«, so für *nap-estig* »bis zum Abend«, dialectisch *nepestig;* oftmals bei Entlehnung fremder Wörter: slav. *milostĭ* femin. »Erbarmen, Mitleid, Almosen« = magy. *malaszt* »Gnade, Gunst«, slav. *vĭcera*

»Abends« (von *vecerŭ*) = magy. *vacsora* »Nachtmahl, Nachtessen« u. s. w.

3. Die Vocalharmonie erzeugt ebenso häufig übel klingende als »symphonisch gebaute« Formen: *fel-emel-kĕd-het-ende-nek* »sie werden sich nicht erheben können« (*emel-* »heben«, *fel* »auf«, *kod kĕd* für Dauer und Wiederholung, *hat- het-* »können«, *and end* Futursuffix, *nak nek* Suffix vom 3. Plur.), *hal-hat-atlan-ság-otok-nak* »eurer Unsterblichkeit« Dat. (*hal-* »sterben«, *atlan etlen* Negativsilbe, *ság ség* »-heit -keit«, *otok ĕtĕk* Possessiv 2. Plur., *nak nek* Dativsuffix). Streben nach sinnlicher Gefälligkeit liegt demnach nicht zu Grunde.

4. Regressive Assimilation ohne sonderliche geistige Triebkraft zeigen die romanischen Sprachen (vergl. Diez Gramm. I³ S. 173 und Etymol. Wörterb. Tl. I S. XXIV, Corssen »Usspr.« II S. 373), was daraus erhellt, dass sie in unbetonter Silbe bei folgendem, meist betontem *a* sich einstellt: ital. *anguinaglia* »Weiche« von *inguinalia*, franz. *balance*, ital. *bilancia* »Wage« von lat. *bilanx bilancis*, franz. *calandre* »Walze« für **colandrẹ* von *cylindrus*, franz. *carcan* »Halsband, Halseisen«, altfranz. *charchant*, *cherchant* von althd. *querca* »Gurgel, Hals«, ital. *ciascuno* franz. *chacun* »jeder« von *quisqu' ad unum*, altfranz. *craanter* neben *creanter* »versichern« von **credentare*, altfranz. *cravanter*, span. *quebrantar* »brechen« von *crepant-*, ital. *crónaca* und *crónica* = *χρονικά*, ital. *danaro* und *denaro* »Geld« von *denarius*, franz. *falaise* »Klippe« vom althd. *felisā* »Fels«, ital. *ganascia*, franz. *ganache* »Kinnbacken des Pferdes« von *gena*, altital. *guarento*, franz. *garant* »Gewährsmann« von althd. *wërēn* »leisten, verbürgen«, ital. *lattovaro lattuaro* »Latwerge« von lat. *elect(u)arium*, ital. *magrána*, franz. *migraine* von *ἡμικρανία*, ital. *marangone* »Taucher« von *mergus* erweitert, ital. *maraviglia*, franz. *merveille* »Wunder« von *mirabilia*, franz. *marché* »Markt«, *marchand* »Kaufmann« von *mercatus *mercatant-*, ital. *marmaglia* »geringes Volk«, altfranz. *merme* »klein, gering«, franz. *panache* »Federbusch«, ital. *pennacchio* von *penna*, franz.

parchemin »Pergament« von *pergamenum*, ital. *salvaggio* und *selvaggio* »wild«, franz. *sauvage* von *silvaticus*, franz. *sanglier* »Wildschwein«, ital. *cinghiale* von *singularis*, ital. *tanaglia* »Zange«, franz. *tenaille* von *tenaculum*, ital. *taradore* »Rebenwurm«, franz. *tarière* »großer Bohrer«, churw. *terader*, ital. *tramaglio*, franz. *tramail* »Fischernetz« von *tremaculum* als dreimaschig. Sonstige Assimilation des unbetonten Vocals an den nächstfolgenden zeigt sich in: ital. *popone*, altfranz. *pepon* »Gurke, Kürbis«, lat. *pepo*, ital. *uguale* »gleich«, lat. *aequalis*. Dagegen gehört Umschlag des betonten *i* in *a* trotz folgendem *a* kaum hierher: franz. *langue* »Zunge«, lat. *lingua*, *sans* »ohne«, ital. *senza*, lat. *sine*, *sangle* »Gurt«, lat. *cingula*. Mag das eine oder andere Beispiel anders aufzufassen sein, noch mehr werden sich hinzufügen lassen; mögen andere Einflüsse mitspielen, wie die consonantische Umgebung, Mitwirkung der Assimilation an den folgenden Vocal wird man nicht völlig leugnen können, und der Beispiele habe ich absichtlich viele ausgeschrieben, damit eine Vergleichung mit dem Gesetz der Vocalharmonie nicht zu gesucht erscheine.

Offenbar wohnt der regressiven Vocalassimilation des Romanischen, in welcher das Suffix der Wurzel den Vocal vorschreibt, nicht eine größere geistige Energie inne, als der altaischen progressiven Vocalharmonie, wo die Wurzel dem Suffixe den Vocal dictirt; jenes ist logisch nicht zu rechtfertigen und indogermanischem Brauche zuwider, dieses wohl verständlich und ein scheinbarer Vorzug. Zudem weicht die im Altaischen ebenfalls vorhandene regressive Assimilation dem Zwecke nach von der gewöhnlichen progressiven nicht ab: im dialectischen *nep-estig* »bis Abend« = *nap-estig* liegt dasselbe Princip wie in *nappal* »mit dem Tage« aus *nap-vel* (vergl. *velem veled* »mit mir, mit dir«). Ja man darf geradezu sagen: das romanische Verfahren bezeugt »die Trägheit der vom Geiste nicht beherrschten Organe, also zugleich geistige Schlaffheit«, was Steinthal »Characteristik« S. 181 oben der vorschreitenden Assimilation beilegt; im altaischen Harmoniegesetze spricht sich »eine begriffliche

Function« aus, »dem aus mehreren ursprünglich selbständigen Elementen in eine Einheit zusammengefassten Worte einen der ihm zu Grunde liegenden Begriffseinheit entsprechenden organischen Bau zu geben« (Riedl, Gramm.*) S. 42). So scheint denn jener ganze Unterschied der beiden Assimilationen aus den Händen entschlüpft, ja in sein Gegenteil sich verkehrt zu haben. Die Lösung liegt in der Erwägung, dass der Unterschied sich lediglich auf die Laute als solche, ohne Rücksicht auf Function und Bedeutung, bezieht, und gegenüber der Energie der Kategorie und der Vorstellung der Bedeutung als psychischen Factoren höherer Ordnung zwar nicht aufhört, aber doch zu gering in die Wagschale fällt, um ferner berücksichtigt zu werden; Veränderungen wie *compello* und *contendo, agere* und *actus* wird stets die Lautlehre, nicht die Formenlehre, behandeln. So bezeugt zwar die Verwandlung des lat. *merca-* in franz. *marcha-* »die Lebendigkeit des vorausgreifenden Geistes«, während *marcha-* aus ersonnenem *marce-* »geistige Schlaffheit« verraten würde, aber beides nur relativ, d. h. im Gebiete der elementaren Vorgänge. Auf höherer Stufe, wenn die Laute als Kategorienzeichen und Bedeutungsbilder erscheinen und combinirte Processe sich vollziehen, verliert auch eine regressive Assimilation, wenn sie aus keiner die Elementarstufe überschreitenden Kraft hervorgeht, allen Wert, ohne ihren Vorzug im niedern Gebiete einzubüßen; und eine progressive, als Wirkung einer solchen Kraft, lässt sich mit einer progressiven der Elemente gar nicht vergleichen und es ist gleichgiltig, dass die höhere Kraft dieselbe Richtung nimmt wie die niedere und von ihr zufällig unterstützt wird; sie reicht auch selbstverständlich über die regressive Assimilation der Elementarstufe weit hinaus. Wie relativ diese Ausdrücke »Lebendigkeit des Geistes«, »geistige Schlaffheit« sind, zeigt augenscheinlich der Umstand, dass auf die regres-

*) Riedl sagt so: »dieselbe sei das vorzüglichste Mittel, in dem sich das Gefühl des Strebens (!) ausdrückt, dem aus mehreren u. s. w.« Das Studium der altaischen Vielsilbigkeit scheint bei ihm auch im Deutschen Wortschwall veranlasst zu haben.

sive Assimilation ein gut Teil von Versprechungen sich gründet, die, insofern sie durch lebhafte Vorstellung der nachfolgenden Laute Silben, d. i. abgerissenen Elemente, entstehen, geistige Regung enthalten, welche, vom Inhalte und Zusammenhange aus betrachtet, sofort als geistige Schlaffheit sich ausweist. Weil Steinthal diese Relativität nicht beachtet und zwischen den beiden Stufen nicht unterscheidet, resp. den für die Elemente richtigen und in der Lautlehre*) verwendbaren Satz ganz allgemein hinstellt (»alle vorschreitende Assimilationen« S. 180 unten der »Characteristik«), fällt er auch über die Vocalharmonie der altaischen Sprachen, die nicht wie lat. *ac-tum* aus *ag-tum* in die Lautlehre, sondern in die Formenlehre gehört, ein falsches und zu schroffes Urteil, indem er als Assimilation zwischen abgerissenen Lauten auch die zwischen Wurzel und Suffix, also einen grammatischen Wandel ansieht; und zwar begeht er diesen Irrtum schon in dieser Ztschr. Bd. I S. 139: »die vorschreitende Assimilation, die immer nur vereinzelt vorkommt und wohl in keiner Sprache ein regelmäßig eintretender grammatischer Process geworden ist, konnten wir aus dem bloßen Mechanismus der Organe erklären«; der Relativsatz »die immer u. s. w.« spricht nämlich nicht etwa eine Tatsache, sondern nur eine notwendige Consequenz des Satzes aus, dass die vorschreitende Assimilation dem bloßen Mechanismus der Organe angehöre, und mag wohl schon auf die in Rede stehende Vocalharmonie anspielen.

Mit dieser altaischen Assimilation der Vocale in Wurzel und Suffix lässt sich einigermaßen die Vocalbehandlung des Prakrit bei Zusammensetzungen vergleichen, wie sie Fr. Bollensen in seiner Urvaçī-Ausgabe (1846) S. 216 bestimmt, nur dass sich hier die Erscheinung auf ein weit engeres Gebiet, nämlich nur darauf beschränkt, ob sanskritisches *ṛ*

*) Den Unterschied progressiver und regressiver Assimilation hatte ich schon diese Ztschr. Bd. XI S. 387 unten f. auf die Lautlehre eingeschränkt und auch bemerkt, dass diese an sich elementaren Processe höheren Zwecken dienen können S. 389; so auch im Jakutischen, s. Steinthals »Characteristik« S. 198.

durch *a* oder *i* dargestellt werde: *amṛtam* »unsterblich« lautet *amiaṁ amaaṁ, kṛtam* »gemacht« *kidaṁ kadaṁ kaaṁ, mṛgaḥ* »Wild, Gazelle« *mio mao, tṛšṇā* »Durst« *tiṇhā taṇhā* oder mit dem so beliebten ableitenden *(k)ā: tiṇhiā taṇhiā (= *tṛšṇikā).* Bei dem zusammengesetzten Worte nun »Gazellendurst« (= Luftspiegelung, Fata morgana) wären nach Bollensen bloß *miatiṇhiā maataṇhiā,* nicht *miataṇhiā maatiṇhiā* gestattet, wobei er auf den Beinamen des Mondes *maalañchaṇo (= mṛgalāñchanaḥ)* »Wild als Zeichen habend« verweist, dem aber der andere gleichbedeutende *miaṅko (= mṛgāṅkaḥ),* wie S. 58, 10 im Texte steht und sonst noch z. B. Hāla Nr. 211 d, statt des zu erwartenden *maaṅko* gegenüber tritt. Ebenso zeigt Pischels Ausgabe der Çakuntalā den Namen des Löwen »Wildfürst« *mṛgendraḥ* S. 155, 1 und 156, 8 als *maindo maindao*, Böhtlingks und Burkhards Ausgaben an beiden Stellen, Bollensens Regel entsprechend, als *miindao.* Letzterer führt ferner aus der Urvaçī noch an: *ṇāsīkido (= njāsīkṛtaḥ)* »als Pfand übergeben«, *lakkhīkido (= lakšīkṛtaḥ)* »zum Ziel gemacht«, denen noch *paccakkhīkido (= pratjakšīkṛtaḥ)* »offenbar geworden« S. 72, 12 und aus Pischels Çakuntala S. 117, 1 *pasādīkido (= prasādīkṛtaḥ)* »aus Gnade geschenkt« hinzuzufügen wäre; umgekehrt gibt Böhtlingk in der Çak. S. 43, 15 *kidattho (= kṛtārthaḥ)* »den Zweck erreicht habend«, ebenso Burkhard; Pischel an der entsprechenden Stelle *kadattho,* worin die Vocale zusammenpassen, Hāla Nr. 79 d *kaatthaṁ.* — Mehr Uebereinstimmung wäre jedenfalls wünschenswert, um die Vocalassimilation als Tatsache sicher zu stellen; aber auch als Tatsache genommen ist's offenbar kein grammatischer Vorgang, sondern Affection der Elemente, bei der, im Vergleich mit jener, der Unterschied progressiver und regressiver Bewegung wenig ins Gewicht fällt — dieselbe Affection, die sich auch im einfachen Worte gerade für *ṛ* in Beispielen zeigt, wie prakr. *isi- pa(k)idi-**) *udu- uǵǵu-* = sanskr. *ṛši- prakṛti- ṛtu- ṛǵu-*

*) Vergl. *paidīo = prakṛtajaḥ* »Untertanen«, *paidimaṇḍalaṁ = prakṛtimaṇḍalam* »Kreis der Untertanen« in Bollensen Urv. S. 73, 12, 75, 4; *pakidipelavā* Çakunt. Böhtl. S. 46, 1, ebenso Burkhard, *paidipelavā*

u. s. w., in denen deutlich der zweite Vocal den ersten nüancirt. Von der altaischen Vocalharmonie als einem grammatischen und daher höher stehendem Processe unterscheiden sich diese prakritischen und die vorher behandelten romanischen Fälle von Vocalassimilation dadurch, dass bei ihnen der Physiologie das Hauptwort zukommt, nach der die psychologische Erklärung sich richten muss.

Die altaische Vocalassimilation ist also Ausdruck der Unterordnung des Suffixes unter die Wurzel, und die Ausbreitung derselben im Laufe der Zeit bedeutet eine Zunahme des Gefühls für diese Unterordnung; sonderlich stark ist dasselbe freilich auch so nicht, sonst würde es nicht zu einem so ungeeigneten Mittel greifen. Es vermischt sich nämlich der Zweck der Worteinheit mit dem Zwecke der reinen Form, sodass keiner von beiden erreicht wird, weil eben keiner deutlich vorschwebte, sondern nur eine begrifflich verwaschene Einheit. Die Undeutlichkeit des Zweckes bildet sich denn auch in dem lautlichen Mittel ab, indem das Suffix mehr mit der Farbe der Wurzel äußerlich angestrichen und in eine Bedientenlivrée gesteckt wird, als dass sie es geistig gebändigt und zur Unterwürfigkeit gebracht hätte. Das Suffix ordnet sich der Wurzel nicht als solcher unter, sondern nur innerhalb des Wortes, behält meistens seinen Umfang bei und lässt die Einheit seiner Kategorie in die beiden mit hohem und tiefem Vocal ausgezeichneten Formen zerbröckeln: *durva-ság* »Rohheit« und *szende-ség* »Sanftmuth« bilden jedes ein Wortganzes, aber der begrifflichen Einheit des Suffixes tut die doppelte Gestalt *ság séy* Eintrag; die früheren nicht assimilirten Formen *durva-ség szende-ség* — wenigstens bietet die ältere Sprache ähnliche — haben doch den Vorteil, die Einheit des Begriffes durch ein *ség*

Pischel S. 74, 8 »von Natur zart«; *pakidikaḍuaṁ* »von Natur bitter« *(kaṭu)* Hāla Nr. 322. Dagegen ohne nachfolgendes *i*: *pāuakavvaṁ* = *prākṛtakāvjam* »Prakritgedicht« Hāla 2, worin der Lippenlaut *u* herbeiführt wie in *puccha(d)i* = *pṛcchati* »frägt«, *pahudi* = *prabhṛti* »von ... an« u. s. w. Aber gleich wieder: *ākidi- paḍikidi-* = *ākṛti-* »Gestalt«, *pratikṛti-* »Abbild«!

wiederzugeben, ohne dass die Worteinheit gefährdet wird; warum auch sollte *durvaség* weniger ein Wort sein, als *durvaság?* Man kann daher ernstlich zweifeln, ob die Ausbreitung der Vocalassimilation, wenn sie auch einem geistigen Anreize entspringt, nicht deshalb ein Nachteil sei, weil sich gleichzeitig auch die Unklarheit desselben ausbreitet, sich verfestigt und — Budenz wird es mir übel nehmen — eine Entwicklung zu reinen Formen abschneidet. Mein Verhältnis zu Steinthals Ansicht präcisirt sich dahin, dass Steinthal die Vocalharmonie auf den Mechanismus der Organe zurückführt, aus dem ein Vorteil beiläufig sich ergeben habe; ich eine geistige Triebkraft ihr zuerkenne, die aber, verschwommen wie sie ist, doch nichts Wertvolles zu Tage fördere: ungünstig lautet beider Urteil.

C) Ein ferneres, ich meine, schlagendes Beispiel veranschauliche mein einigermaßen abfälliges Urteil über diese vocalharmonirenden, agglutinirenden, altaischen Sprachen, wie man sie immer nennen mag: die große Ausdehnung, die der possessive Begriff im Magyarischen erlangt hat, die von einer Stumpfheit des grammatischen Denkens zeugt, wie man sie im Indogermanischen kaum finden dürfte. Possessiv werden folgende Verhältnisse vorgestellt, d. h. eben nicht unterschieden: 1. Das Besitzverhältnis im engsten Sinne: *a szomszéd háza* »das Haus des Nachbars« (*a* resp. *ja*, *e*, *je* Possessivzeichen der 3. Pers. Sing.). 2. Genetiv oder Verbindung und Zusammengehörigkeit: *a világ teremtöje* »der Schöpfer der Welt« (*teremt-ő* »Schöpfer«), *a lakosok száma* »die Zahl *(szám)* der Einwohner« (*lak-* »wohnen«, *lak-os* »Einwohner«, *-ok* Plur.-Zeichen; *a* Possessivsuffix im Sing.). 3. Teil und Ganzes: *a fiaim(nak) a legjobbika s legszebbike* »der beste und schönste (*leg* Superlativpräfix mit *-bb* Comparativzeichen, *-ik* aus einer Mehrheit individualisirend) meiner Söhne« (*-i* Zeichen plur. Besitztums), *harmunk* »drei von uns« wörtlich *τριὰς ἡμετέρα*. 4. Dativverhältnisse verschiedener Art: *nagy bosszúmra van* »es ist mir *(-m)* zu *(ra)* großem *(nagy)* Aerger« *(bosszú)*, *fejem fáj* »der Kopf tut mir *(-m)* weh, *van penzem* »es ist

mir *(-m)* Geld« = »ich habe Geld« u. s. w. 5. Apposition und Attribut: *Buda vára* »die Festung Ofen«, *a Duna vize* »das Wasser *(viz)* der Donau = die Donau« cf. *Ἴλιον πτολίεθρον, urbs Romae, la ville de Paris;* nur sind das Genetiv-,*) nicht Possessivsuffixe; »Ilions Veste« aber »Buda seine Veste«! 6. Verhältnis von Subject und Prädicat: *olvasunk* »wir lesen« wie *dal-unk* »unser Lied«, *kér-ünk* »wir bitten«, wie *kéz-ünk* »unsere Hand«. 7. *várja* »er erwartet ihn (sie es)«, wörtlich »sein *(-ja)* Erwarten« mit fehlendem Subjecte, weil *vár* schon »er (er)wartet« heißt, gewissermaßen *expectatio***) *ejus* (object.). 8. Passives Verhältnis, wovon ein gutes Beispiel die Anzeige von Budenz selbst liefert: *az emberi szellemnek ön teremtette eszköze* »des menschlichen Geistes *(szellem)* selbst geschaffenes Werkzeug *(eszköz)*«, eigentlich »der (Dat.) menschlichen Seele, selbst geschaffen *(teremtett)* ihr *(-e),* Instrument ihres *(-e)«;* die volkstümlichen *isten (ördög) adta* »von Gott (Teufel) gegeben«, eigentlich *dei (diaboli) donum,* nur dass eben *adt-* Verbalform ist »gegeben«; *a napbarnitotta had* »das sonn-*(nap)*gebräunte Heer« *(had)*, eigentlich »der Sonne, gebräunt-ihr, Heer« u. s. w.***) 9. Satzverbindungen mit *hogy: ideje hogy menjünk* »es ist Zeit *(ide-),* dass *(hogy)* wir *(-ünk)* gehen« (*men, j* Conjunctivzeichen), *két esztendeje hogy várlak* »es sind zwei *(két)* Jahre *(esztende-),* dass ich *(-k)* dich *(-l-)* erwarte«; der dass-Satz erscheint als Besitzer des regierenden; unseres Gehens seine Zeit ist da, meines dich Erwartens sein Jahr zwei ist (jetzt). Nun fallen auch im Indogermanischen mehrere der ersten fünf Punkte in e i n e Form zusammen, indessen mit zwei Unterschieden: diese Form, der Genetiv, ist ein w e i t e r

*) Vergl. den ungarischen Namen dieses im Ungarischen nicht vorhandenen Casus: *birtoki eset* »Besitz-fall«!

**) Nur ist *ejus* eben wieder ein Genetiv! Im übrigen wird für die 3. Pers. als Subject und Object (er — ihn) auch im V o g u l i s c h e n nur das Objectsuffix *tä* (Sing.), *ten* (Du.), *änl* (Plur.) gebraucht; s. O. Donner »die gegenseitige Verwantschaft« u. s. w. (1879) S. 138 oben.

***) Ueber solche Constructionen handelt eigens Arendts diese Ztschr. III 216—224 und IV 82—85. Auffallend ist, dass er im Jahre 1865 S. 223 bemerkt, diese Construction finde sich in den Grammatiken

Begriff, Verbindung und Zusammengehörigkeit im allgemeinen (*sambandha* sanskrit), welcher speciellere Verhältnisse gar wohl in sich aufnehmen kann, ohne ihnen Gewalt anzutun; das Possessivum hier ist ein außerordentlich enger Begriff, in den abstractere Verhältnisse nur mit Aufhebung ihrer Eigenheiten gezwängt werden können; dann besitzt auch das Indogermanische diesen engen Begriff in seinen Possessivpronomina, unter denen wenigstens das auf alle drei Personen bezügliche *svo- svā-* in die proethnische Zeit hinaufreicht, als eigene Form neben dem Genetiv: »dem Nachbar sein Garten«, »der Welt ihr Schöpfer« hört man im gewöhnlichen Deutsch neben der genetivischen Construction. Riedl drückt sich S. 235 ganz richtig hierüber aus: »die Possessivsuffixe werden im Magyarischen viel häufiger gebraucht, als man dies nach ihrer ursprünglichen, den deutschen Possessivwörtern, mein, dein, sein u. s. f., entsprechenden Bedeutung erwarten würde .... sie stehen im Allgemeinen, wenn es der Sinn des Satzes erlaubt, bei den meisten im Satze vorkommenden Substantiven«, eben weil der possessive Begriff

---

kaum erwähnt und sei erst durch Zeitungen »seit zwei Jahren« verbreitet worden. Wenigstens 1858 gedenkt Riedl S. 269 dieses »heutigen Gebrauches«; vergl. Töpler (1871) S. 155. Dass man die Verbalform (*teremtett adt- barnitott*) als Particip und nicht als Verb. fin. auffassen muss, geht aus Beispielen wie die von Arendt gebrauchten hervor: *a századok megállapitotta jog* »das durch Jahrhunderte (*század*) befestigte Recht«; *századok megállapitotta* ist eigentlich »der Jahrhunderte ihr befestigt« = »durch die Jahrhunderte befestigt«, passiv als possessiv, wobei regelrecht der Plur. des Besitzers durch den Singular des Possessivzeichens wiedergegeben wird; also wörtlich »der Jahrhunderte sein befestigt« wie oben *a lakosok száma* »der Einwohner seine Zahl.« Wäre das Verb. fin. vorhanden, so müsste durchaus *századok megállapitottak* stehen. Dann sähe man nicht ein, warum nicht auch präsentische Formen des Verb. fin. so gebraucht werden könnten; das wird aber von Arendt S. 224 geradezu geleugnet, was mit meinen mündlichen Erkundigungen übereinstimmt; auch daraus erhellt, dass man mit dem Particip Perf. zu tun hat. Woher Schleicher »Nom. und Verb.« S. 32 sein Beispiel *a hallod dolgok* »die, du hörst sie, Dinge« = »die Dinge, von denen du hörst« bezogen, weiß ich nicht anzugeben; es wurde mir ausdrücklich von mehrern ungarischen Studenten als unmöglich bezeichnet.

die verschiedensten Kategorien vertritt. Will da Budenz auch noch behaupten, wie beim finn. Gen.-Accus. Sing. und beim deutschen »den Menschen« = *hominem hominibus,* dass das Bewusstsein der Kategorien dennoch nicht in Verwirrung gerate? Vielleicht hat er aber doch Recht; denn Verwirrung setzt Mannigfaltigkeit voraus, nicht possessive Einförmigkeit; die zu verwirrenden Kategorien sind überhaupt noch nicht deutlich gesondert und als solche erkannt; die Möglichkeit einer Verwirrung ist noch nicht erreicht. Es zeigt damit eine Cultur- und Literatursprache ein so dürftiges grammatisches Denken, dass, wenn sie auch in den Urzeiten bedeutend anders mag ausgesehen haben dem Stoffe nach, der Sprachgeist diesen Stoff nicht geschickter wird behandelt haben und dass bei den nur halb cultivirten Familiengenossen nicht schärferes Denken wird zu finden sein. Denn das Gegenteil führt zu der absurden Behauptung, dass Berührung mit Cultureinflüssen den Sprachgeist schädige. Allerdings weiß ich von der »Entstehung« dieser Sprachen historisch gar nichts; aber das weiß ich, dass man nach dem, was psychologisch möglich oder unmöglich ist, den an Gewissheit streifenden Schluss machen darf: dass Magyarisch und Finnisch in früheren Zeiten unter ungünstigen Verhältnissen vielleicht anderes aber nichts besseres können hervorgebracht haben als gegenwärtig; ich weiß ferner, dass Sprachen nicht Kleider sind, die man an- und auszieht nach Belieben, sondern Ausdruck einer besonderen Weltansicht, jede eine eigene, feinere oder gröbere, Bearbeitung der Sinnenwelt durch den Volksgeist. —

Nach dem, was Budenz zu Anfang seiner Anzeige über Analogiebildungen äußert, und deswegen, weil er von meinen Beispielen kein einziges gelten lassen will, kommt seine Behauptung am Ende: »auch in den ugrischen Sprachen gibt es Analogiewirkungen« u. s. w. etwas unerwartet; um so lieber wird man seinem versprochenen Nachweise entgegensehen, und der Verfasser dieses Aufsatzes wird, sobald eine solche Abhandlung in seine Hände gelangt, sich beeilen, die Leser dieser Zeitschrift davon in Kenntnis zu setzen. Budenz

wird zugestehen, dass ich es dieses Mal an Ausführlichkeit nicht habe fehlen lassen; das meiste, was hier steht, schwebte mir schon bei der Abhandlung »über Lautgesetz und Analogie« mehr oder weniger deutlich vor; nur verstattete der Character jener Abhandlung nicht ausführliche sprachliche Erörterungen; S. 422—428 sollte keine »Probe-Untersuchung« *(próba-nyomozás),* sondern nur eine kurz begründete »Probe-Aufzählung« sein, was Budenz übersah; jenen Namen verdient schon eher das Vorliegende.

Basel, den 1. Juli 1880.

Franz Misteli.

Beurteilungen.

Zwei Jagdinschriften Asurbanipals nebst einem Excurs über die Zischlaute im Assyrischen wie im Semitischen überhaupt von Fritz Hommel. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1879.

Der Verfasser erklärt im Vorwort dieses Schriftchens selbst die an die Transcription, Uebersetzung und den Commentar der beiden kurzen Jagdinschriften sich reihenden sprachvergleichenden Untersuchungen über die Zischlaute für den Hauptgegenstand seiner Monographie, und hofft mit denselben Einiges zur endgültigen Lösung dieser brennenden Frage auf dem Gebiet der sumerisch-assyrischen und semitischen Lautlehre beigetragen zu haben. Meine Kritik soll sich daher auf sie beschränken. Sie sind im Wesentlichen eine Polemik gegen Stade und den Unterzeichneten. Sie wollen die Verwirrung wieder beseitigen, »die durch Philippis Aufsatz über das Zahlwort Zwei, da wo er von den Zischlauten handelt, kürzlich angerichtet worden ist« (p. 20). Ich glaube schon öfter Beweise gegeben zu haben, dass ich mich

nicht scheue, eine öffentlich ausgesprochene Ansicht, wenn ich eines Besseren belehrt worden bin oder eines Anderen Meinung als die richtigere erkannt habe, auch öffentlich wieder zurückzunehmen — diese Zeilen selbst werden einen neuen Beweis dafür liefern. Herr Dr. Hommel wird es daher nicht für auf eine einmal gefasste Ansicht sich versteifende Hartnäckigkeit halten können, wenn ich erkläre, durch seine Ausführungen in meiner früheren Ueberzeugung von dem Lautwerte der assyrischen Zischlautzeichen schlechterdings nicht wankend gemacht worden zu sein und auf meinem alten Standpunkte beharre. Herr Hommel hat auch in der Tat zu wenig Neues und noch weniger Durchschlagendes für die von mir a. a. O. bekämpften Schraderschen Aufstellungen beigebracht, um eine Bekehrung erwarten zu können. Er schließt sich in der Methode wie den Resultaten der Bestimmung der assyrischen Zischlautzeichen wesentlich Schrader an, sucht die Differenzen, die sich nach dieser Bestimmung zwischen den Zischlauten einerseits assyrischer Wörter im Hebräischen wie Assyrischen selbst, andererseits hebräischer Wörter im Assyrischen und Hebräischen selbst ergeben, auf einem ihm von mir in der angegebenen Abhandlung (ZDMG. 1878. p. 25 Anm. 1) vorgezeichneten Wege, ohne natürlich seine Quelle zu nennen — zu lösen, und folgt in der Erklärung des Zischlautwandels im Semitischen Nöldeke. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird eine genauere Prüfung seiner gegen uns gerichteten Argumentation ergeben.

Hommel will bei Bestimmung der Aussprache der babylonisch-assyrischen Zischlaute den rein historischen Weg gehen. Er unterscheidet daher fünf Perioden des Sumerisch-Assyrischen.

1. Die rein sumerische, vor 2000 v. Chr. Lautbestand: ז, צ, שׁ, ס. Uns interessiren hier nur die beiden letzteren. Wir fragen: welches sind die Beweise, dass die sumerischen Zeichen, denen Hommel den Wert eines שׁ resp. ס beilegt, ihn wirklich besessen haben? Hommel beruft sich für seine Annahme auf die Gleichungen: עַשְׁתֹּרֶת = *IŠTAR*, שִׁנְעָר = *ŠUNGIR, ŠUMER*, טִפְסַר = *DUBSAR*.

Hinter die beiden letzteren erlaube ich mir noch ein bescheidenes Fragezeichen zu setzen. Doch will ich ihre Richtigkeit für den Augenblick gelten lassen. Die erstere ist für den vorliegenden Zweck meines Erachtens nicht zu verwerten. Denn ich muss nach wie vor behaupten, dass wie in hebr. אשּׁוּר, aram. אֲתּוּר אָתוּר, arab. אתֿוּר assyr. *A-sur*, so in hebr. עַשְׁתֹּרֶת, assyr. *istar*, südarab. עתֿתר (conf. auch עתרעתה) die regelmäßige Lautensprechung der semit. Dialecte vorliegt.*) Hommels Schluss, dass wir es hier also nicht mit Lehnwörtern, was sie aber in Wirklichkeit doch wären, zu tun hätten, ist voreilig. Könnten denn diese Wörter nicht schon zu einer Zeit aus dem Assyrischen (Sumerischen) von den Dialecten entlehnt sein, als sich in diesen ursemitisches *ṯ* (oder wie man sonst den ursemit. Reflex des arab. *ṯ* auffassen will)**) noch nicht verschoben hatte? Muss doch z. B. der Name כַּשְׂדִּים auch schon sehr früh aus dem Assyrischen ins Hebräische gekommen sein, zu einer Zeit (der Name *Kaldi* lässt sich aber rückwärts mindestens bis 900 v. Chr. verfolgen) wo sich *s* vor Dentalen noch nicht in *l* gewandelt hatte. Aus der Identität von עַשְׁתֹּרֶת und *Istar* folgt also noch keineswegs die Aussprache des betreffenden assyr. Zeichens als *iš*.

2. Die altbabylonische um und nach 2000 v. Chr. Lautbestand: der gleiche wie in der vorigen Periode. Unwiderlegliche Beweise dafür sind nach Hommel: sumer. *ABZU* = babyl.-assyr. *apsu;* sumer. *ZABAR* = babyl.-assyr. *siparru;* sumer. *GUZA* = babyl.-assyr. *Kussu,* sumer. *E.ŠAR* =

---

*) S. meine Abhandlung l. c. p. 31 Anm. 2. *Asur* und *Istar* transcribire ich nach meiner Bestimmung der assyrischen Zischlautzeichen. Nach Hommel, p. 29 Anm. 1, liegt in עתֿתר statt עשתר wohl nur eine Art Angleichung an das *t* vor, eine Annahme, die der Verfechter junggrammatischer Principien auf ein einziges Beispiel zu basiren wagt, in syr. אָתוּר soll aber die aspirirte Aussprache des *t* nach dem langen *a* zu beachten sein. Aber ein aspirirtes (oder richtiger spirirtes *t* d. h. *ṯ*) ist noch lange kein *š*, und was macht Herr Hommel mit westaram. אתּוּר?

**) Vgl. meine a. Abhdlg. p. 30. Dass der ursemit. Reflex des arab. *ṯ*, *ḏ* eine Aspirata *(th, dh)* gewesen, wie vielfach behauptet worden ist, scheint mir schlechterdings nicht beweisbar.

išru; sumer. *AŠAGARA* = *ašagaru; ŠANABI* = *šinibu, ŠAM* = *šîmu; BANŠUR* = *paššuru, LILIS* = *lilisu, PISAN* = *pisannu, KISIM* = *kisimmu, SILA* = *sulu* (p. 22) Diese Beispiele können aber an und für sich doch höchstens beweisen, dass das Altbabylonische wie das Sumerische zwei verschiedene Zischlaute, ein *s* und ein *š,* besessen haben, dagegen noch nicht, welche von beiden Aussprachen dem einzelnen Zeichen zukömmt. Wenn aber nach Hommel selbst in den drei ersten Beispielen dem assyr. *su, si, su,* im Sumerischen ein *zu,* resp. *za* eigentlich gegenübersteht, und Hommel selbst eine Reihe von sumer. Lehnwörtern aufführt, wo sumer. *az,* assyr. *aš,* resp. sumer. *s* assyr. *š* oder umgekehrt entspricht, conf. *AZALAG* = *ašlaku; SANGU* = *šangu; SILIM* = *šulmu, ŠUHUB* = *suḫuppatu, Šukkal* = *sukallu, ŠIBBULUG* = *siblukku* — nach Hommel können diese Wörter allerdings nichts anderes beweisen, als dass eben bei Lehnwörtern hie und da *Sin**) und *Schin* verwechselt werden — so beweisen für uns alle diese Beispiele, dass bei der allgemein constatirten und in unserem Fall wieder besonders klar hervortretenden Ungenauigkeit der sumer.-assyr. Schrift Herr Hommel hier absolut gar nichts Sicheres bewiesen hat. Besonders sollen denn auch nach Hommel bei Bestimmung der Aussprache von *s* und *š* in dieser Periode die sumer. Wörter in die Wagschale fallen, welche außer ins Babylonisch-Assyrische auch noch weiter zu den Hebräern gewandert sind nämlich neben dem oben angeführten *IŠTAR, ŠUMER, ŠUNGIR, DUBSAR* noch *Aššur* = אשּׁוּר, *ŠU. Al* = שְׁאוֹל; *AŠ. TAIN* = *ištin,* = עשׁתי; *SAK-KUT* = סִכּוּת; *Sipar* = סְפַרְוַיִם; *Larsa* = אֶלָּסָר. Dazu sollen noch zwei rein babyl. Wörter, die ins Hebräische übergingen, kommen, nämlich *Mutu ša ili* = מְתוּשָׁאֵל und *šîdu* = שֵׁדִים. Ueber

*) *Sin?* Ist das nicht Flüchtigkeitsfehler für *Samek?* denn dass das Sumer. neben שׂ und ס auch noch ein שׁ besessen, hat uns H. bisher nicht verraten. Uebrigens sollte Jemand, der die Prätension erhebt, Verwirrung, die ein Anderer angerichtet, zu beseitigen, doch mindestens sich hüten, durch bloße Flüchtigkeit selbst Verwirrung zu stiften, wie Herr H. tut; conf. gleich weiter אשׁתי statt עשׁתי und p. 26, wo mit einem hebr. סלמן אשׁר schlankweg operirt wird.

die fünf ersten Wörter sind meine Bemerkungen oben zu vergleichen. Die beiden letzten sumer.-hebr. Gleichungen sind Hommel selbst zweifelhaft. So lange aber die sumer. Sprache selbst für uns ein großes X ist, ist die Annahme directer oder indirecter hebr. Entlehnungen aus dem Sumerischen überhaupt höchst prekär und nun gar von Entlehnungen solcher Wörter wie שְׁאֹל.*) Selbst ob עשתי assyrischen Ursprungs, ist uns durchaus noch nicht ausgemacht.**) מְתוּשָׁאֵל endlich als babylonisches Lehnwort anzusehen, haben wir gar kein Recht, da jedes Glied dieses Eigennamens sich einfach aus dem Hebräischen erklären lässt, während שֵׁדִים babylonischer Herkunft sein kann, aber durchaus noch nicht zu sein braucht. Darnach verbleiben Herrn Hommel als neues einigermaßen zuverlässiges Beweismaterial für seine Bestimmung der babyl. Zischlautzeichen dieser Periode nur die beiden Beispiele סִכּוּת und שֵׁדִים.

Hommel sieht allerdings eine Bestätigung seiner Zischlautbestimmung in dem notorischen babylon.-assyr. Zischlautwechsel nach unmittelbar vorhergehendem Dental oder Zischlaut. Dieser Wechsel sei lautphysiologisch nur bei der von ihm angenommenen Aussprache der Zischlaute erklärbar, während er bei der andern Annahme als ein Rätsel dastehen würde. So sei also durchaus *šu* aber *matsu* oder *massu, ulabiš* aber *ulabis-su* (aus *ulabišsu, ulabiššu*), *izuz* aber *izus-su* (aus *izuz-su izuz-šu*) zu sprechen, also hier überall Uebergang von *š* in *s* zu statuiren, während nach meiner Bestimmung der betreffenden Zeichen hier allerdings überall umgekehrt *su* aber *matšu, ulabis* aber *ulabiššu* etc. zu lesen

*) Die jüngeren Assyriologen sind von einer wahren Wuth beseelt, möglichst viel vom semitischen Sprachgut zu sumerisiren! Man vergleiche nur die Liste von semitischen Entlehnungen aus dem Sumerischen bei Haupt: die sumerischen Familiengesetze pp. 8, 9, Anm. 4. Da ist nicht nur חֶבֶל, כִּסֵּא, היכל, מֶלַח, sondern selbst גַּן, גָּמָל sumerischen Ursprungs.

**) Friedr. Delitzsch hat עַשְׁתֵּי als sumerisches Lehnwort mit der Bedeutung »eins an Zahl« entdeckt !! (s. George Smiths Chald. Genesis p. 277 ff.) Nach demselben bei Lotz (Inschriften Tiglathpilesers I p. 127 Anm. 1) ist auch עיר sumerisches Lehnwort!

wäre. Indess hat Herr Hommel nie gehört, dass in einigen Teilen Deutschlands *s* beim Zusammentreffen mit folgendem *t**) zu *ś* oder gar zu *š* wird, muss ich ihn erst darauf hinweisen, dass viele Sprachen den Zusammenstoß zweier *s*-Laute meiden, so sanskr. *vatsjati* aus *vas-sjati, avātsīt* aus *avās-sīt* und selbst das Zusammentreffen von *ś* und *t,* vergl. sanskr. *dṛṣṭas* (mit lingualem *ṣ*!) statt *dṛśtas,***) sowie von *ś* und *s* conf. sanskr. *adikṣat* aus *adiṣsat, adiśsat* = *εδειxσε* oder *viṭsu* aus *viṣsu, viśsu?* Können also nicht hier im Babylonisch-Assyrischen analoge Dissimilationen vorliegen und aus ähnlichen Gründen hier aus ursprünglichem *matsu* ein *matšu* resp. *maššu,* aus ursprünglichem *ulabissu* ein *ulabisšu, ulabiššu* geworden sein? Ueberhaupt kann man aber mit der aprioristischen Behauptung dessen, was lautphysiologisch möglich und unmöglich ist, nicht vorsichtig genug sein. Ein Lautwandel, der einmal als tatsächlich constatirt ist, muss sich auch lautphysiologisch erklären lassen.

3. Die altassyrische Periode (c. 1100—859 v. Chr.). Der Lautbestand ist in dieser Periode noch derselbe. »Dass in dieser Periode die nachher zu erwähnende Abschwächung des *š* zu *s* in der Aussprache noch nicht eingetreten war, beweisen die geographischen Namen *Muški* = מֶשֶׁךְ, *Dimaški* = דַּמֶּשֶׂק, *Šušan* = שׁוּשַׁן.« Diese Argumentation ist uns völlig unverständlich. Sie hätte nur einen Sinn bei der doch wohl von niemand gebilligten Annahme, dass diese Namen in dieser Periode aus dem Assyrischen ins Hebräische gekommen wären. Ist das nicht der Fall, was verbürgt uns, dass — ward überhaupt assyr. *š* zu *s* — man nicht schon jetzt *Muski, Dimaski, Susan* ebenso wie später *Sargina* etc. (s. p. 26) sprach, obwohl man wie *Šargina* so auch diese Wörter mit *š* noch schrieb? Nach unserer Zischlautbestimmung wäre übrigens diese Aussprache der Wörter die richtige. Da nach uns assyr. שׁ zu ס ward, hat die Aus-

*) Vergl. die Beispiele p. 24 bei Hommel: *asarap (assarap)* aus *aštarap, assakan* aus *aštakan,* nach uns *aššarap* aus *aštarap astarap* etc.

**) Dass die aus K^1 entstandene Spirans des Sanskrit = *ś* ist, darüber vergl. meine o. a. Abhdlg. p. 30, 32.

sprache *Dimaski* nichts Auffallendes. Eher erregt Bedenken die Aussprache *Muski* und *Susan* gegenüber der hebräischen. Indess dürfte der ursprüngliche Laut des *s* dieser Wörter zwischen *s* und *š* gestanden haben und daher von einem Volk als *s*, von dem andern als *š* percipirt sein, falls man nicht annehmen will, dass diese Wörter schon vor der Lautverschiebung des *š* zu *s* im Babylonisch-Assyrischen (darüber s. w. u.) assyr. Eigentum geworden sind.

Jedenfalls bietet dieser Abschnitt nichts zur Bestätigung oder weiteren Begründung der Zischlautbestimmung Hommels dar.

In dieser Periode soll die Verwandlung des *š* vor Dentalen wie *z*, *s* in *l* einen besonderen Umfang erreicht haben. Dieser Uebergang wäre durch *s* vermittelt gewesen. Aber wie erklärt sich dann, dass bei ursprünglichem *s* dieser Uebergang nicht zu belegen sein soll? Jedenfalls ist die Sachlage bei unserer Auffassung der betreffenden Zischlautzeichen wieder einfacher. *s* ward hier unter den angegebenen Bedingungen zu *l*, während *š* unverändert blieb.

4. Die neuassyrische Periode (seit Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr.). Lautbestand: *z*, *ṣ*, *s*; dagegen ist *š* zu *s* geworden, wie man aus drei Tatsachen soll schließen müssen:

a) aus dem Assyrischen selbst, wo nämlich vereinzelt *š* statt *s* geschrieben vorkommt, so *išpun* statt *ispun* etc.;

b) aus der Wiedergabe von assyr. *š* durch hebr. ס bei in dieser Periode von Asur her nach Palästina entlehnten Wörtern, so *Tuklut-bal-ešarra* = תִּגְלַת פִּלְאֶסֶר *Ašur-aḫi-iddin* = אֲסַרְחַדּוֹן *šakinu* = סְגָנִים, *šinibu* = סנב;*)

c) aus der Wiedergabe von hebr. שׁ durch assyr. *s* bei in dieser Periode von Palästina her nach Assyrien entlehnten Wörtern. So הוֹשֵׁעַ = *Ausi'i;* מְנַשֶּׁה *Minasi;* לָכִישׁ = *Lakisu;* יְרוּשָׁלַם = *Ursalimmu;* שֹׁמְרוֹן = *Samirina;* אַשְׁדּוֹד = *Asdudi;* אַשְׁקְלוֹן = *Iskaluna;* כּוּשׁ = *Kûsu;* שְׂנִיר = *Sanîru,* dazu noch aram. אדר־שמים *Adar-samain* und arab. שַׁמְסִיַּת = *Samsî.*

*) *Šin-aḫi-irba* = סַנְחֵרִיב lasse ich mit Absicht weg, da hier nach Hommel p. 28 selbst vielleicht *Sin-aḫi-irba* zu lesen ist; conf. auch Lotz l. c. pp. 80, 81.

Wie schon bemerkt, habe ich selbst diesen Weg, die Schwierigkeiten, die sich bei der Zischlautbestimmung Schraders erheben, und eben darin bestehen, dass in den aufgeführten assyrischen Wörtern assyr. *š*, hebr. *s*, und den hebräischen hebr. *š* assyr. *s* gegenübersteht, zu beseitigen, in meiner o. a. Abhdlg. p. 25 Anm. 1 angegeben. Ich hatte aber zwei schwere Bedenken gegen denselben. Einmal, wenn in dieser Periode assyr. *š* überall zu *s* geworden, wie erklären sich die hebr. in dieser Periode dem Assyrischen entlehnten שַׁלְמַנְאֶסֶר*) und רַבְשָׁקֵה? Hommel, der wunderbarerweise ein hebr. סלמן אשׁר ansetzt, meint, das zweite שׁ im Hebräischen beruhe wahrscheinlich auf Wohllautsregeln, um nicht zwei ס in demselben Wort zu haben. In ähnlicher Weise könnte man das richtige שלמן" erklären wollen. Allein einmal ist die Anwendung einer Wohllautsregel auf einen nicht eingebürgerten fremden Eigennamen höchst unwahrscheinlich und sodann stehen die beiden *s*-Laute doch zu weit von einander ab, als dass eine Dissimilation hier überhaupt annehmbar wäre. רבשׁקה soll sich aber durch Anlehnung an hebr. רב und שקה erklären lassen. Wir geben die Möglichkeit dieser Erklärung zu, obwohl sie uns bei einem und zwar nicht einmal eingebürgerten Nomen proprium nicht recht wahrscheinlich dünkt. Sodann erschien mir auffallend, dass in diesem Falle hebr.-aram. *š* stets durch assyr. *s* und nicht auch bisweilen durch das später ganz gleichwertige assyr. *š* wiedergegeben wäre. Hommel entgegnet: »Da die Assyrer kein *Schin* mehr sprachen, so nahmen sie aufs Geratewohl einen ihrer beiden Zischlaute und erwischten dabei zum Unglück für Stade und Philippi nicht den, der früher auch in der Aussprache das *Schin* repräsentirt hatte, sondern den andern, das *Samek*.« Wenn Herr Hommel schon anderweitig die Richtigkeit der von ihm behaupteten Aussprache der betreffenden Zischlaut-

---

*) Hommel transcribirt *Šalmanu-ašir*, Schrader früher KAB p. 137 *Śalmanu asir* (ebenso KAT p. 154) jetzt *Salmanu âšir* (s. Keilinschrift und Geschichtsforschung p. 45, 319). Wer hier Recht hat, ist für unsere Frage gleichgiltig, da in beiden Fällen der Name in dieser Periode nach Hommel nur *Salmanuasir* lauten konnte.

zeichen zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben hätte, so hätte er eher das Recht gehabt, so zu schreiben, so hätte man sich vielleicht zu der Annahme verstanden, dass hier ein wenn auch höchst merkwürdiger Zufall gewaltet hätte und auch über das erste Bedenken eher hinweggesehen. Nun ruht aber, wie wir gezeigt, die ganze Zischlautbestimmung Hommels bisher nur auf vier dazu nicht einmal ganz sicheren Gleichungen (s. oben). Die beiden Bedenken bestehen danach noch in voller Kraft, und will Hommel nun noch auf dem Standpunkt Schraders in dieser Frage beharren, so wird ihm gegenüber diesen Bedenken nichts anderes übrig bleiben, als auch in der Erklärung der unter b und c vorgeführten Erscheinungen Schrader zu folgen, so sehr er sich auch dagegen sträuben mag. Er bemerkt nämlich: »dass nun aber aus b und c (d. h. also aus Gleichungen wie *Šargina* = סרגון, oder *Ausi'i* = הושע) wie Stade und Philippi gefolgert, für diese Periode eine Art Lautverschiebung bei *s* und *š* hervorgehe, ... dazu liegt kein einziger stringenter Beweis vor« (p. 27). Vor Allem muss ich hier gegen ein grobes Misverständnis Hommels Einspruch erheben. Wo in aller Welt haben Stade oder ich diese Folgerung gezogen? Dieser Schluss fällt Oppert und Schrader zur Last und ist von mir lebhaft bekämpft worden (s. meine o. a. Abhdlg. pp. 25, 28. Stade und ich haben eine Behauptung ganz anderer Art aufgestellt, dass nämlich eine auf dem Grunde der Resultate unserer Untersuchung der babyl.-assyr. Zischlautzeichen angestellte Vergleichung babyl.-assyr. Wörter mit den entsprechenden anderer Dialecte das keineswegs unerklärliche Resultat ergäbe, dass das Babylonische und Assyrische gemeinsam in sehr früher Zeit eine gegenseitige Verschiebung von ursprünglichem *š* und *s* erlitten hätten (s. a. a. O. p. 30 f.). Durch die ganze folgende Polemik kann ich mich also nicht getroffen fühlen und Herr Hommel hätte sich daher auch die gegen mich gerichtete Ereiferung auf pp. 28, 29 sparen können.*) Ich wenigstens

*) »Für die Transcription der gesammten babyl.-assyr. Literatur ...... nun etwa jene vierte Periode maßgebend machen zu wollen und

habe weder für diese vierte Periode eine Lautverschiebung aufgestellt, noch sie allein für die Transcription der gesammten babyl.-assyr. Literatur maßgebend machen wollen. Hat übrigens Hommel mit seiner Polemik Recht, so hätte er damit sich nur selbst den letzten Ausweg, der ihm für die Erklärung jener Gleichungen übrig geblieben, verbaut. Seine Argumente gegen die Erklärung Schraders scheinen mir nun gerade nicht durchschlagend. Er fordert für diese Annahme den Nachweis der Wiedergabe assyr. *Sameks* durch hebr. *Schin* und hebr. *Sameks* durch assyr. *Schin*, der nicht geliefert sei. Die Berechtigung dieser Forderungen zugegeben, sind doch der hier in Betracht kommenden Beispiele zu wenige, um eine Entscheidung über ihre Erfüllung treffen zu können. Für die Erfüllung der ersten Forderung ließen sich trotz Hommels Widerspruch von Schraders Standpunkte aus שׁלמנאסר und רבשׁקה anführen. Der Gegenbeweis Hommels ist aber total mislungen. Denn ob hebr. סֶמֶל assyr. Lehnwort ist, ist doch höchst problematisch, und der assyr. Name des ägyptischen Königs *Sab-'i-i* kann für die Wiedergabe von hebr. *s* im Assyrischen gar nichts beweisen. Allerdings stimme ich aber mit Hommel in der Annahme der Unhaltbarkeit der in Rede stehenden Erklärung Schraders überein nur aus anderen Gründen die ich a. a. O. dargetan habe. Wenn aber die nur auf vier unsichere Gleichungen basirte Zischlautbestimmung Hommels sich in solche Schwierigkeiten verwickelt, sollten da nicht verständige Leute auf den Gedanken kommen, anstatt jener vier unsicheren Gleichungen, die hier vorliegenden sechzehn (von Hommel unter b und c aufgestellten) ganz sicheren zum Ausgangspunkt der Untersuchung über die babyl.-assyr. Zischlaute zu machen und danach dem Zeichen der assyr. Wörter, welchem in den entsprechenden hebr. ein ס, die Aussprache dieses Lautes, dem aber, welchem

---

noch dazu in der falschen Weise eine Lautverbindung (soll heißen Lautverschiebung!) zu statuiren, an der kein Haar bewiesen ist, das heißt doch alles auf den Kopf stellen und eine Verwirrung ...... anrichten, wie sie größer und unverantwortlicher kaum gedacht werden kann.«

in den entsprechenden hebräischen ein שׂ gegenübersteht, diesen Lautwert beizulegen? Das Unglück, scheint mir danach, trifft einen andern als Stade und mich. Nicht zum Unglück für uns, sondern für Herrn Hommel, steht hier dem einen assyr. Zischlautzeichen hebr. stets ס, dem andern hebr. stets שׁ gegenüber!

5. Die neubabylonische Periode (Nebukadnezar und seine Nachfolger). »Hier hat sich im Lautbestand der Zischlaute seit der alten Zeit nie etwas geändert«, conf. *Šabaṭu* = שְׁבָט, *Araḫ-šamna* = מַרְחֶשְׁוָן, *Tašritu* = תִּשְׁרִי, *Nisannu* = נִיסָן, *Sivannu* = סִיוָן, *Kisilivu* = כִּסְלֵו, *Bil-šar-uṣur* = בֵּלְשַׁאצַּר, *Nirgal-šar-uṣur* = נֵרְגַל־שַׁרְאֶצֶר, *Nabu-šêzibanni* = נְבוּשַׁזְבָּן, *Ṣin-uballiṭ* = סַנְבַלַּט, כּוּשׁ = *Kûšu*, *Parsu* = פָּרַס, *šûtu* = שׁוּתָא*) etc. Die Richtigkeit dieser Gleichungen erkenne ich an, habe auch schon in meiner o. a. Abhdlg. p. 26 ausdrücklich zugegeben, dass, wenn wir bei der Bestimmung der babyl.-assyr. Zischlautzeichen von der Wiedergabe der Zischlaute dieser aus Babel stammenden Wörter im Hebräischen, sowie der Zischlaute der pers. Namen im Hebräischen und fügen wir noch hinzu der Zischlaute in den paar allerdings höchst unsicheren sumerischen Lehnwörtern im Hebräischen (s. oben) ausgehen, wir zu den Aufstellungen Oppert-Schraders gelangen werden. Jetzt aber an den Schluss der Untersuchung Hommels über die Aussprache der betreffenden Zischlaute gelangt, sehen wir, dass diese Frage noch genau auf demselben Fleck steht, wie zur Zeit meiner Abhandlung und durch Hommel schlechterdings keine Förderung erfahren hat. Je nach dem wir den eben besprochenen Ausgangspunkt bei Bestimmung der assyr.-babyl. Zischlautzeichen

---

*) Ich habe unter diesen Beispielen absichtlich *Balṭa-ša-uṣur* = בֵּלְטְשַׁאצַּר ausgelassen. Denn Schrader transcribirt KAT p. 278 *Balatśu-uṣur*, das wäre nach seiner neueren Transcription *Balatsu-uṣur* in Uebereinstimmung mit dem Lautgesetz Hommels p. 23. Hier würde sich also der hebr. und babyl. Zischlaut nur nach unserer Transcription entsprechen, denn wir würden zu transcribiren haben *Balaṭšu-uṣur;* vgl. auch noch סַמְגַּר־נְבוֹ nach uns = *Sumgir-Nabu*, nach Schrader-Hommel: *Šumgir-Nabu.*

nehmen oder aber dieser Bestimmung die Wiedergabe der Zischlaute speciell assyr. Wörter im Hebräischen oder Aramäischen, beziehungsweise hebr. oder aram. Wörter im Assyrischen zu Grunde legen, werden wir das gerade entgegengesetzte Resultat erhalten. Ich glaubte aus Gründen, die ich in meiner a. Abhdlg. p. 28 f. dargelegt, dem letzteren Ausgangspunkt den Vorrang einräumen zu müssen und da Hommel keinen dieser Gründe zu entkräften vermocht hat, beharre ich auf meinem früheren Standpunkt. Allerdings bin ich jetzt geneigt, die Schwierigkeiten, die sich auf diesem Standpunkt von der Differenz her zwischen den Zischlauten babyl. beziehungsweise assyr. Wörter im Hebräischen und Babylonisch-Assyrischen selbst erheben (s. meine Abhdlg. p. 29) in anderer Weise als früher zu beseitigen. Ich gestehe zunächst offen, dass ich schon seit längerer Zeit die Erklärung der Zischlautverschiebung des Semitischen, die Nöldeke gegeben (s. meine Abhdlg. p. 30) und die Hommel in breiter Weise (p. 30—49) darlegt, ohne nach irgend einer Seite hin wesentlich neue Gesichtspunkte zu eröffnen, für die einfachste und annehmbarste halte. Danach werden wir für die semitische Grundsprache die drei Zischlaute *s, ś, š**) anzusetzen haben. Diese haben nun in den einzelnen Dialecten folgende Schicksale erduldet: das Hebräische und Aramäische haben zunächst den ursprünglichen Zustand hier bewahrt,**) später ist in beiden *ś* zu *s* verschoben. Im Südsemitischen (Arabischen, Aethiopischen) ging *ś* allmählich in *š* über. Denn ohne Frage ist auch arab. ש = *š*, nicht = *ś*, wie Hommel p. 31 angibt. Dieser Uebergang gab das Signal zur Verschiebung des ursprünglichen *š* zu *s*. Ursprüngliches *s* hat sich hier aber stets erhalten. Wenn wir jetzt gegen dies Gesetz der Verschiebung arab.-aeth. Formen wie שׂזר, שׂחק, שׂבע, שַׂמְס etc. gegenüber hebr. שׁזר, שׁחק, שׁבע, שׁמשׁ finden, so hat sich hier wohl im Arabisch-Aethiopischen das

*) Von den übrigen Zischlauten des Semitischen sehe ich hier ab.

**) Bei dieser Auffassung werden wir freilich wohl *Saf'el* und *Šaf'el* im Aramäischen als Parallelformen fassen und uns auch sonst noch zur Annahme paralleler aram. Formen mit *s* und *š* bequemen müssen.

ursprüngliche *š* aus Gründen der Dissimilation gehalten, resp. ist aus solchen Gründen wieder eingetreten. So erklärt Hommel diese Ausnahmen (p. 41, 42) ohne Frage richtig. Ich selbst habe aber auf diese Erklärung schon in meiner o. a. Abhdlg. pp. 38, 39 Anm. 1 hingewiesen, vergl. noch Stade in den Morgenländ. Forschungen p. 185 Anm. 1. Die größte Abweichung von dem Urzustande bietet in unserem Falle das Babylonisch-Assyrische. Hier verschob sich zunächst wie im Hebräisch-Aramäischen *ś* zu *s*. Die Annäherung des *ś* an *s* scheint nun der Anlass geworden zu sein, dass ursprüngliches *s*, um dem Zusammenfallen mit dem aus *ś* entstehenden auszuweichen, zu *š*, dann aber weiter ursprüngliches *š* aus ähnlichen Gründen — zu vergleichen wäre hier der Wandel des ursprünglichen arab.-aeth. *š* in *s* — zu *s* ward.*) Zu der Annahme dieser eigentümlichen aber innerhalb des Semitischen keineswegs ohne Analogie dastehenden Entwicklung der assyr.-babyl. Zischlaute führt uns unsere Bestimmung der betreffenden Zischlautzeichen. Denn nach derselben steht der Regel nach einem hebr.-aram.-aeth.-arab. *s* babyl.-assyr. ein *š*, einem hebr.-aram. *š*, arab.-aeth. *s*, babyl.-assyr. ein *s*, einem hebr.-aram. *ś*, arab.-aeth. *š*, babyl.-assyr. ein *s* gegenüber (s. die Tabelle in meiner o. a. Abhdlg. pp. 26, 27). Nach Hommel soll allerdings die eben dargelegte Entsprechung der babyl.-assyr. und der Zischlaute der andern semit. Dialecte die innere Unmöglichkeit unserer Zischlautbestimmung dartun. »Ein s^1, dem in allen andern semit. Sprachen *s* entspricht, würde im Assyrischen danach ganz fehlen, während das einzige *š*, was dann das Assyrische besitzen würde, an seine Stelle träte.« Mit solchen Argumenten freilich könnte man gerade vom Standpunkte Hommels in der Zischlautfrage auch die innere Unmöglichkeit der Nöldekeschen Erklärung des semitischen Zischlautwandels, der Hommel selbst huldigt, beweisen wollen. Denn $š^1$ aller

*) Selbstverständlich geben wir gerne zu, dass der Grund und Anlass dieser Verschiebung sowohl im Arabischen als Assyrischen vielleicht ganz andere gewesen sind. So könnte z. B. im Arabischen zunächst *š* zu *s* und dann später *ś* wieder zu *š* geworden sein etc.

Dialecte (nach Hommel auch des Babylonisch-Assyrischen) würde danach im Arabisch-Aethiopischen ganz fehlen, und das einzige *š*, das beide besitzen, an die Stelle von *ś* getreten sein.*) Es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, dass die Bestimmung der babyl.-assyr. Zischlautzeichen zunächst gar nichts mit der Erklärung des semit. Zischlautwandels zu tun hat und nicht durch sie beeinflusst werden darf. Je nach dem jene anders ausfällt, werden wir eben ein anderes Gesetz der Zischlautverschiebung für das Babylonisch-Assyrische aufzustellen haben. Den Protest aber, den eine Reihe hebräischer Wörter gegen die Richtigkeit unserer Zischlautbestimmung erheben, kann ich demnach nicht mehr in der früheren Weise (s. die o. a. Abhdlg. p. 30, 31), möchte sie aber auch nicht in einer analogen Weise, nämlich durch Annahme einer Inconsequenz in dem jetzt von uns angenommenen Wandel der babyl.-assyr. Zischlaute, sondern in folgender Weise zurückweisen. In Beispielen wie ***Bil-sar-uṣur, Nirgal-sar-uṣur, Nabu-sí-zib-an-ni*** — denn so sind diese Wörter nach unserer Zischlautbestimmung zu transcribiren — dürfte in späterer Zeit im Babylonischen wie Assyrischen *s* zu *š* dissimilirt sein, vgl. die analogen arab.-aeth. Dissimilationen in שׁזר, שַׁמְס**) etc. p. 154. Daher diese Namen im Hebräischen durch בלשׁאצר נרגלשׁראצר (conf. noch שׁראצר), נְבוּשׁזבן (s. meine o. a. Abhdlg.

*) Uebrigens ist die von Haupt und Hommel eingeführte Bezeichnung des Ursprungs eines Lautes durch eine ihm links beigesetzte Zahl durchaus verwirrend und nicht nachahmenswert. Die Lautphysiologie bezeichnet bekannntlich auf diese Weise die verschiedenen Nüancen desselben Lautes. Den identischen Laut (z. B. hebr. *z* sei es ursprüngliches oder aus *ḏ* entstandenes) sollte man auch durch das identische Zeichen bezeichnen. Will man den verschiedenen Ursprung des jetzt identischen Lautes andeuten, so kann man diesen Zweck in aller Kürze auf sehr verschiedene Weise erreichen, z. B. hebr. *z* (ursprünglich) oder (= arab. ז) und hebr. *z* (aus *ḏ*) oder (= arab. ד̄) etc.

**) Allerdings sind hier zwei in der Nähe stehende Zischlaute desselben Wortes dissimilirt, in den beiden ersten assyr. Beispielen dagegen zwei sich nahe berührende zweier verschiedener Wörter. Indess bildeten doch die drei zu einem Nomen proprium vereinigten Wörter beider Namen für das spätere Sprachbewusstsein ein Wort.

p. 31) reflectirt werden. Im Babylonisch-Assyrischen behielt man aber in historischer Schreibweise *sar* und *si* bei. Lautete doch das erstere außerhalb dieses Zusammenhangs stets so, und kannte die Sprache der Regel nach nur ein *Saf'el*. Zur Erklärung aber von Gleichungen wie שְׁבָט = *sabaṭu*, מרחשון = *Araḥsamna*; תשרי = *Tasritu;* ניסן = *Nišanu;* סיון = *Šivanu;* כסלו = *Kišilivu;* סַנְבַלַּט = *šinballiṭ;* סַנְחֵרִיב = *šinaḥirib**) möchte man zunächst auf die Ungenauigkeit der assyr. Schrift verweisen. Wenn nach Schrader KAB p. 196 die Sylben *kas, tas, tus* auch für *kaś (kaš) taś (taš) tuś (tuš), kaṣ, taṣ, tuṣ* gebraucht werden, so ist die Differenz zwischen תשרי und *tas-ri-tu* erledigt; denn letzteres können wir auch *taš-ri-tu* lesen. Wenn ferner nach Schrader (l. c.) für *aś (aš) az, aṣ; iś (iš), iz, iṣ; uś (uš), uz, uṣ* nur je ein Zeichen im Gebrauch ist; nach Schrader *za* und *ṣa*, nach Hommel (p. 32) *da* und *ṭa, di* und *ṭi* in der Schrift nicht unterschieden werden, wenn ferner nach Hommel (p. 22) einem sumer. Silbenzeichen mit beginnendem *z*, ein assyr. mit *s*, einem sumer. mit schließendem *z* ein assyr. mit *š*, einem sumer. mit beginnendem *s* ein assyr. mit beginnendem *š* und umgekehrt (in allen solchen Beispielen sehe ich nur orthographische Ungenauigkeit) gegenübersteht, neben *sina* sich gelegentlich *zina* geschrieben findet (Hommel p. 23 Anm. 2)**) etc. etc. kann es uns da Wunder nehmen, wenn man auch die mit *s* resp. *š* beginnenden oder schließenden Silbenzeichen überhaupt promiscue zu gebrauchen begann?***) Notorisch liegen unseres Erachtens solche Verwechselungen vor in *kaspi* statt und neben *kašpi, šalmu* statt und neben *sulmu, šiba* statt und neben *siba* (s. meine o. a. Abhdlg. p. 27), *ša-am-ši*

---

*) Falls in den beiden letzteren nicht auch nach unserer Transcription assyr. *sin* zu lesen ist, s. Hommel p. 26.

**) Vergl. auch noch Hommel p. 4 *imûki* statt *imûḳi*, p. 14: *akki* statt *aḳḳi* etc., p. 11, wonach dieselbe Silbe *ḳup, kup, ḳub* etc. gelesen werden kann.

***) Nach Lotz l. c. p. XIII f. steht je ein Zeichen für *sur, šur; sar, šar; sir, šir; šúm, sum; sab, šab* etc. conf. noch ib. Nrn. 121, 131. 178, 200, 219.

statt und neben *sa-am-si; as-pu-un, is-pu-na* statt *aš-pu-un, si-ga-ru* statt *ši-gar-ru* (s. a. e. a. O. p. 29).*) Indess dürften alle diese Nachweise der Ungenauigkeit assyr. Schrift erst dann zur Erklärung der noch in Frage stehenden sieben Gleichungen völlig genügen, wenn auch in den betreffenden assyr. Wörtern ein gelegentlicher Wechsel in der Schreibung des Zischlauts constatirt wäre. Zur Zeit möchten wir daher noch eine andere Erklärung der hier vorliegenden Differenz vorschlagen. Es steht der Annahme nichts entgegen, dass der angegebene Zischlautwandel des Babylonisch-Assyrischen erst nach Einführung der Keilschrift eingetreten ist. Wenn nun die Keilschrift für die sogenannte sumerische Sprache zunächst erfunden ist, deren Verständnis sich neben dem Babylonisch-Assyrischen erhielt, so wäre es erklärlich, dass durch die sumerische Sprache und Schrift die Zischlautzeichen für *s* und *š* ihren ursprünglichen Wert behielten, obwohl die Laute selbst im Babylonisch-Assyrischen eine totale Umkehrung erfuhren. Dann würden sich aber Schreibungen, wie *sabaṭu* etc., *Ni-ša-nu* etc. als historische begreifen lassen, aus einer Zeit eben stammend, wo die babyl.-assyr. Zischlautrevolution sich noch nicht vollzogen hatte, während die hebr. Wörter uns die spätere Aussprache nach jener Revolution wiederspiegeln würden. Auch das würde zu dieser Auffassung gut stimmen, dass die historische Schreibung sich gerade in den altüberlieferten Monatsnamen, sowie einigen Nomin. propriis erhalten hätte.

Zum Schluss noch ein Wort über die sprachwissenschaftliche Methode Hommels. Hommel rühmt sich in dem Nachwort seiner Abhandlung, in seinen Ausführungen über die Zischlaute zum erstenmal consequent und systematisch die Ansicht von der Unwandelbarkeit der Lautgesetze im Semitischen durchgeführt zu haben. Den Ruhm, als Erster das Panier der Junggrammatiker auf semitischem Boden aufgepflanzt zu haben, hat ihm seither Haupt streitig gemacht.

*) Lotz l. c. p. 106 weist fünfmal *išḫup* resp. *ašḫup* statt *isḫup* resp. *asḫup* und einmal p. 121 *ḫursaniš* statt *ḫuršaniš* nach.

Den andern größeren Ruhm der Consequenz und systematischen Durchführung muss ich ihm nehmen. Oder heißt das Consequenz, wenn Jemand, der auf die Unwandelbarkeit der Lautgesetze pocht, von immer größerem Umfang auch hinsichtlich des Ueberhandnehmens bestimmter Formen, den ein Lautgesetz gewonnen hat, redet (p. 24). Die junggrammatische Schule lehrt uns: die mechanisch wirkenden Lautgesetze gestalten Gleiches unter gleichen Bedingungen immer auch in gleicher Weise um. Jede Lautneigung wirkt blind; allemal wird daher der ganze Sprachstoff von ihr ergriffen. Wie kann man von diesem Standpunkte aus ein allmähliches Ueberhandnehmen eines bestimmten Lautgesetzes behaupten? Heißt ferner das Consequenz, wenn ein Vertreter solcher Principien von einem »der am beliebtesten aber nicht notwendig angewendeten Lautgesetze gerade dieser und der ihr folgenden Periode« spricht (p. 28)? »Nicht notwendig angewendetes Lautgesetz«*), ist das nicht die schönste contradictio in adjecto, die man sich denken kann? Auch sonst begegnen uns Bemerkungen, die zeigen, wie wenig es Herrn Hommel um die systematische Durchführung seiner Principien zu tun ist. P. 43 Anm. 1 lesen wir; »Beachte nur *îdu*, wozu nach assyr. Lautgesetz ursemit. *aḥadu* notwendig werden musste. Das von Delitzsch dagegen angeführte *aḥadi* geht auf eine ursemit. Nebenform *aḥâdu* zurück ....« Welches ist denn nun aber der Beweis, dass wir es hier wirklich mit einer Nebenform zu *idu* zu tun haben, mit andern Worten: dass assyr *ḥ* zwischen zwei kurzen *a* schwand, dagegen zwischen *ă-ā* oder unter andern Bedingungen sich hielt? Anstatt seine Behauptung, wie es längst von jedem auch nicht der neueren Schule anhängenden Sprachforscher gefordert ist, durch andere Belege zu stützen, werden wir mit der leeren Phrase: »in welchem Falle, wie leicht einzusehen ist, das *ḥ* eher sich halten konnte« abgespeist. Befremdend ist ferner für einen Junggrammatiker die Aeußerung: »denn

*) Und natürlich Gesetz hier nicht im Sinne des Herkommens, der Regel, sondern des mit Notwendigkeit wirkenden Naturgesetzes genommen.

die Lautgesetze wirken in allen Sprachen, wenn irgendwo aber dann zuerst in dem im Consonantismus so zäh gebliebenen Semitischen ausnahmslos.« Gibt es denn bei der Unwandelbarkeit der Lautgesetze ein Zuerst und Hernach? Und gilt die Unwandelbarkeit der Lautgesetze nicht gerade so gut vom Vocalismus als Consonantismus und dem zähen wie geschmeidigen Consonantismus? Die Zähigkeit des Consonantismus kann doch höchstens auf den Umfang des Lautwandels in einer Sprache, nicht aber auf den Wirkungskreis eines bestimmten Lautgesetzes vom junggrammatischen Standpunkte aus einen Einfluss haben. Was speciell das Assyrische betrifft, so dürfte es dazu hier, wo z. B. die Laute א, ע, ח zu einem Laute zusammengefallen sind, mit der Zähigkeit des Consonantismus nicht weit her sein. Uebrigens dürfte auch, was er über assyr. *sibu* lehrt, kein Junggrammatiker unterschreiben. Nach ihm soll assyr. *šiba* zu *siba* verschoben sein, um es nicht mit *šibu* »satt werden«, *šibu* »Großvater«, *šibu* »Glanz«, zusammenfallen zu lassen (p. 35 Anm. 2). Also drei Wörter ganz verschiedener Wurzel wie Bedeutung lässt die Sprache ohne Bedenken zusammenfallen, um vor dem vierten Halt zu machen und zur Differenzirung einen Laut zu wandeln. Hommel selbst hat diese Erklärung so wenig befriedigt, dass er bald darauf eine andere freilich wenig bessere an die Stelle gesetzt hat, auf die wir in den Nachträgen (p. 61) verwiesen werden. Danach soll die assyr.-arab.-aeth. Form mit *s* die ursprüngliche sein, und im Hebräisch-Aramäischen das *š* durch Formenassociation an חמש, שש zu erklären sein. Also wo alle Dialecte, mit Ausnahme des Assyrischen, harmonisch zusammenstimmen, wird dem lautlich doch noch lange nicht genügend festgestellten Assyrischen zu Liebe nach einer einem Indogermanisten entlehnten Schablone*) flugs eine höchst unwahrscheinliche Analogiebildung fabricirt. Nach unserer Auffassung macht übrigens weder assyr. *siba* noch die Nebenform *šiba* Schwierigkeiten. Nur an zwei Stellen macht

*) S. Jenaer Literaturztg. 1879 p. 520.

Dr. Hommel mit seinem Princip wirklich Ernst, an der zweiten freilich unseres Erachtens mit wenig Glück. Nach pp. 41, 42 will er arab. Formen wie שׂזר, שׂחׄץ, שבץ etc. gegenüber hebr. שׂזר, שׂחץ, שׂבץ nicht als sporadische Ausnahmen des semit. Zischlautwandelgesetzes gelten lassen, sondern erklärt sie als Dissimilationen. Wir haben ihm darin schon oben Recht gegeben. P. 48 leugnet er aber, dass ursemit. ḍ im Aramäischen außer durch ע auch durch צ reflectirt sein könne. Die letztere Entsprechung haben de Lagarde und Nöldeke mit einer ganzen Reihe von Beispielen belegt. Hommel erklärt alle diese Beispiele für nur scheinbare Ausnahmen, die er auf doppelte Weise zu beseitigen sucht, entweder durch Annahme von Dissimilation oder Differenzirung, so ist aus עׄמץׄ עמץ geworden wegen des ersten ע, aus צׄרע nicht ארעא, sondern צרעא, um es von ארעא = Erde zu differenziren, oder durch Annahme von Parallelformen mit ursprünglichem ṣ, so gehört חמץ oder צרךְ nicht zu חמץׄ, צׄרךְ, sondern zu einem verlorengegangenen arab. חמץ צרךְ etc. (s. pp. 48, 49 Anm. 2). Zunächst können wir eine Differenzirung in צרעא nicht anerkennen. Ein ערעא hätte ja zur Unterscheidung von ארעא einfach zu עראא dissimilirt werden können. Eher könnte man auch in diesem Wort eine Dissimilation aus ähnlichen Gründen wie in עמץ sehen wollen. Allein gegen die Annahme einer Dissimilation in diesen und ähnlichen Fällen spricht, dass, wie meines Erachtens die Beispiele אע = עצׄת, מחא = מחץׄ, ארע = ערץׄ, אפעא = צׄבע klar dartun, die Dissimilation zweier zusammenstoßender ע oder eines ע und ח aram. später erfolgte, als der Uebergang von ץׄ in ע. Erst ward hier offenbar ein עץׄ, מחץׄ etc. zu עע, מחע, letztere dann zu אע, מחא etc. Dass nun aber bei diesem späteren Dissimilationsprocess das tönende ע sich eventuell in das stumme dazu organisch ganz fernstehende ץ gewandelt hätte,*) ist nicht recht glaublich. In allen anderen Fällen eine Pa-

*) Außer zu א ist es bekanntlich bisweilen zu den tönenden Lauten *g* und *d* geworden: צׄחךְ syr. גחךְ, talm. אחךְ, mand. גהךְ und אהךְ westaram. auch דחךְ, צׄעׄט = געט.

rallelform mit ṣ aufzustellen,*) ist zwar ein sehr einfacher und bequemer Ausweg, der aber kaum erlaubt erscheint, wenn wir beachten, dass, wo das Arabische zwei Wurzeln mit ץ und ץ̇ nebeneinander besitzt, die aram. Wurzel mit ṣ der oft sehr speciellen Bedeutung nach gerade der arab. Wurzel mit ḍ entspricht, vergl. arab. צׄמד und צמד, חמץ̇ und חמץ, נפץ̇ und נפץ, ערץ̇ und ערץ, רץ̇ und רץ, aber der Bedeutung nach syr. צמד = צׄמד, חמץ (neben חמע) = חמץ̇, נפץ = נפץ̇, ערץ (neben ארע) = ערץ̇, רץ (neben רע) = רץ̇. Danach werden de Legarde und Nöldeke doch wohl Recht behalten. Uebrigens haben wir um so weniger Grund, uns gegen diese Annahme zu sträuben, als das Semitische auch sonst für die Spaltung eines Lautes in zwei verschiedene innerhalb desselben Dialectes unabweisbare Analogieen darbietet. So steht bekanntlich ursemit. (arab.) ḏ aram. bald *z*, bald *d* gegenüber; denn es begegnet uns neben westaram. und syr. די, ד ein זי auf sehr alten assyr. Gewichten, Cylindern und Siegeln,**) auf den sogen. Abdzohar Münzen,***) auf pers. Provinzialmünzen (jedenfalls aus dem dritten Jahrhundert v. Chr.),†) auf den älteren Sassaniden-Münzen,††) auf den Pahlawi-Inschriften, wie im Buchpahlawi,†††) auf den aegypt.-aram. Denkmälern, neben זנה des Pahlawi der Inschriften, auch der aegypt. Papyrus, דנה des Buchpahlawi *†) wie des Westaramäischen conf. auch *adin* = אדין schon der ältesten

---

*) So schon Laz. Geiger: Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft I p. 416.

**) Conf. ZDMG. 1872 p. 175; Levy, Phoenic. Studien. Heft 2 p. 22. conf. ib. p. 24, wo er auf dem assyr. Cylindersiegel neben זי מקרב liest אכדבן von כדב = כׄדב.

***) S. ZDMG. XV p. 625.

†) S. ZDMG. XXI p. 428 f.

††) ZDMG. 1877 pp. 147, 148.

†††) S. Haug: an old pahl. pazend glossary pp. 74, 93.

*†) S. Haug l. c. p. 94, auch West: Journ. of R. A. Soc. IV, pp. 362, 405. Haug wie West lesen *zanman, denman*, s. aber dagegen ZDMG. 1870 p. 714.

Pahlawi-Inschriften, wie des Pahlawi der Bücher,*) neben *zak* der Pahlawi-Inschriften *zak* und *dak* der Bücher,**) neben mand. האדין, האדא (conf. syr. חנא, חדא), mand. האזין, האזא, neben mand. האידין (conf. syr. דין, הידיך etc.) mand. auch האיזין, האיזאך,***) conf. auch talm. איזי; neben *dâba* im Buchpahlawi = דהב der andern aram. Dialecte auch daselbst *zâba, zahaba,*†) ebenso mand. neben einander דאהבא und זאהבא,††) neben allgemein aram. דכר, דבח, im Buchpahlawi זכר, זבח,†††) nebeneinander im Buchpahlawi כדב (gew. aram. Form) und כזב,*†) neben דכרא der andern aram. Dialecte, mand. זיכרא**†) etc. Im Neuarabischen ferner wird altarab. *ṯ, ḏ* bald durch *t, d*, bald durch *s, z* reflectirt. In *Ḥadramaut* wird *ḏ* abwechselnd mit *d* und *z* verwechselt (s. ZDMG. XXVII p. 250, auch XXV p. 494). In den Städten Syriens, zum Teil auch auf dem Lande spricht man *ṯ, ḏ* als *t, d.* Daneben kommt aber auch die Aussprache *s, z* vor (s. ZDMG. XII pp. 618, 629; Smith in Robinsons Palästina pp. 836, 838). In Aegypten lauten *ṯ, ḏ* bald wie *t, d*, bald wie *s, z*, und öfter finden sich beide Aussprachen neben einander in demselben Wort, so *haza* und *hada, zahab* und *dahab, kizb* und *kidb* etc. (s. ZDMG. XII pp. 618, 629; XXV p. 494; XXVII p. 242 und Spitta-Bey, Gramm. des arab. Vulgärdialects von Aegypten, p. 17 f.). Ebenso wird im Aegyptisch-Arabischen *ẓ* bald zu *ḍ*, bald zu *z* und oft treffen wir in den Wörtern derselben Wurzel neben einander beide Aussprachen an (s. ZDMG. 1871 p. 494; 1873 p. 242 und Spitta l. c. p. 19). Herr Hommel wird doch wohl nicht

---

*) S. Haug l. c. pp. 53, 59, 61, 90. West l. c. pp. 371, 392. ZDMG. 1870 pp. 718, 719.

**) S. Haug l. c. pp. 94, 238; West l. c. pp. 370, 404.

***) Nöldeke: Mand.-Gr. p. 43.

†) Haug l. c. pp. 207, 238, 241.

††) S. Nöldeke l. c. p. 43.

†††) Haug pp. 237, 238; ZDMG. 1869 p. 509.

*†) S. Spiegel: Huzvar. Gr. p. 60. Nach Spiegel ist huzvar. allerdings auch ursprüngliches semit. *z*, wie *z* eranischer Wörter zu *d* abgeplattet, so חדא = חזא, דמאן = זמן etc.

**†) S. Nöldeke l. c. ib. noch andere Beispiele aus dem Mand.

wagen für alle diese Fälle neben den Formen mit ursprünglichem *ḏ, ṯ, ẓ* Parallelformen mit gleich ursprünglichem *z, s, z*, anzunehmen? Wir kommen hier offenbar um die Anerkennung der Tatsache, dass ein und derselbe Laut innerhalb eines und desselben Dialectes in zwei verschiedene auseinander gegangen ist, nicht herum. Dann haben wir aber auch gar kein Recht mehr, wenigstens die Möglichkeit, dass ein ähnlicher Process im Aramäischen vorliege, zu bestreiten. Die Erklärung aller dieser Tatsachen liegt auf einem andern Blatt. Man darf aber doch nirgends in der Wissenschaft die Anerkennung offenkundiger Tatsachen von ihrer Erklärbarkeit abhängig machen. Von einer Erklärung sehen wir hier ab. Sie würde uns zu weit führen. Uebrigens sind ja Junggrammatiker, wo es sich um Beseitigung der ihrer Theorie entgegenstehenden Hindernisse handelt, um einen Ausweg nie verlegen. Wenn alle Stränge reißen, zieht man sich auf Dialect- oder Mundartenmischung zurück (s. Brugmann in K. Z. 1879 p. 284). Dieser Ausweg bleibt jedenfalls auch hier und ist schon von einem, der nicht einmal der junggrammatischen Richtung huldigt, zur Erklärung der betreffenden aram. Erscheinungen, nämlich de Lagarde, betreten worden.*)

Vorstehende Bemerkungen mögen jüngeren Semitisten eine Warnung sein, sich nicht Hals über Kopf in einen Principienkampf zu stürzen, dem sie nicht gewachsen sind. Schließlich will ich aber, um Misverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich hervorheben, dass meines Erachtens die indogermanische Sprachwissenschaft von der neueren Richtung, der ja auch im Grunde Männer, wie Joh. Schmidt angehören, vielfache Anregung und Förderung erfahren hat, und

*) Die Möglichkeit einer solchen Erklärung wird man a priori zugeben müssen, zumal wenn man die oft schon große mundartliche Verschiedenheit in Betracht zieht. Berichtet uns doch z. B. Slane (Journ. asiat. ser. IV, 7 1846 p. 472), dass die maltesischen Landleute alle arabischen Laute (auch *ḏ, ṯ, ẓ*) sprechen, dagegen, die Städter *t, ṯ, ṭ* als *t; d, ḏ, ḍ, ẓ* als *d*.



es gewiss an der Zeit ist, die Richtigkeit ihrer Principien auch am Semitischen zu prüfen.*)

Rostock, im December 1880.

Fr. Philippi.

Die Sprachenwelt in ihrem geschichtlich-literarischen Entwickelungsgange zur Humanität bearbeitet von Dr. H. A. Manitius. I. Band. Asien, Afrika und Australien. Neue Ausgabe. Leipzig 1879. C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung (J. Sengbusch).

Der Verfasser beabsichtigt »keineswegs ein Werk für den Sprachforscher und den Gelehrten von Fach zu verfassen, sondern einzig und allein für den gebildeten Laien und die herangereifte Jugend, überhaupt für Alle, die ein reges Interesse nehmen an dem mächtigen Entwickelungs- und Bildungsgange der Menschheit, den dieselbe mittelst des wunderbaren Reiches der Sprachen und ihrer Literaturen von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart genommen hat und so im Allgemeinen zur Höhe der Humanität gelangt ist, während zugleich dem Leser das Geistigschönste aus den poetischen Schriftdenkmälern aller Völker und Zeiten als bildende und unterhaltende Lectüre geboten wird. Selbstverständlich musste sich der Verfasser bei einer so umfangreichen wissenschaftlichen (sic) Arbeit auf die Werke der ausgezeichnetsten Sprachforscher und Fachgelehrten stützen und, was seinem Zwecke entsprach, benutzen, wie Wilhelm von Humboldts Hauptwerk: »Die Kawisprache« (!), Christian Lassens »Indische Alterthumskunde«, Georg (sic) von Raumers Werke,

*) Das Manuscript vorliegender Beurteilung war schon der Redaction dieser Ztschr. eingesandt, bevor mir die Recension dieser Schrift Hommels von P. Haupt in ZDMG. 1880, IV, zu Gesichte kam. Letztere konnte daher nicht mehr mit berücksichtigt werden,

August Schleichers »Sprachsystem«, Max Müllers »Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache« und andere Werke.«

Zu diesen anderen Werken gehörten Potts »Zigeuner«. Was der Verfasser diesen entnommen, zeigt S. 35, wo unter den wenigen fremden Völkern, die es auf europäischem Boden gibt, auch »die von den alten Iberern abstammenden Basken und Zigeuner« aufgezählt werden, »deren es nach Potts trefflichem Werke »die Zigeuner in Europa und Asien 1874« an 200000 in Europa geben soll«. Ihr Name Sint stimmt mit Sinde, der Benennung Hindostans, überein, »wohin auch ihre Sprache verweist, deren Grammatik, so verkommen sie auch ist, doch in vielen fast gleichartigen Wörtern auf das alte Sanskrit, das Malabarische und Bengalische zurückführt.

Ferner muss sich unter jenen anderen Werken manches befinden, das als Ergebnis der Wissenschaft lehrt, was längst als Fabel erwiesen oder nie angenommen worden ist. So heißt es in einer Erörterung über das Litteraturtum (sic) des hebräischen Volkes: »Die prophetischen Schriften enthalten die Denkmäler der Propheten, welche die Wächter des Gesetzes (!) und des nationalen Geistes waren, gegenüber der Naturvergötterung und dem Baaldienste der Assyrer (!). Man unterscheidet sie nach ihrer größeren oder geringeren Bedeutsamkeit (!) als die sogenannten großen Propheten, nämlich Jesaias .... Jeremias .... Ezechiel, dessen Weissagungen von hoher Begeisterung zeugen .... und Daniel (!), dessen Schriften prophetischen und historischen Inhalts sind« (S. 106). Nach S. 110 verfiel während der sogenannten babylonischen Gefangenschaft die hebräische Nationalität und Jehovareligion immer unaufhaltsamer zugleich mit der schönen Sprache und Litteratur. Nach S. 111 wurde die hebräische Bibel für das weitere Verständnis unter dem ägyptischen Könige Ptolemäus Philadelphus um die Jahre 287—246 v. Chr. von siebenundsiebzig, eigentlich zweiundsiebzig, Gelehrten ins Griechische übersetzt. »Nach dieser Zeit bildete sich die sogenannte Kabbala, d. i. »empfangene Lehre«, nämlich die jüdische Geheimlehre, deren Anhänger, asiatische Mystiker und Philosophen, vor-

gaben, einen solchen Unterricht habe schon Adam .... empfangen ..... Die Kabbala, ihrem reinen Ursprunge nach, scheint die tiefere Weisheit der Patriarchen und ihrer Nachkommen in Israel zu sein. Indess wurde sie immer weiter ausgesponnen, auch entstellt ..... Ben Joseph Akiba, Rabbiner im ersten und zweiten Jahrhundert, Schüler des Gemaliel, verbreitete das Buch Jezirah und Ben Jochia oder dessen Schule verpflanzte diese Lehre durch das Buch »Sohar« über Physik, Metaphysik, über die Geisterwelt und Magie weiter fort« .... (ebd.). Das meiste bedarf hier keiner Widerlegung. Erwähnt sei nur folgendes: Das Büchlein Jezirah (Schöpfung), das hier noch alles Ernstes dem während der hadrianischen Verfolgungen hingerichteten Akiba ben Joseph beigelegt wird, ist frühestens in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts entstanden. Das Buch Sohar aber ist erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verfasst, aus sehr jungen Schriften compilirt und dem dem 2. Jahrhunderte angehörenden Wundermanne Simon ben Jochai untergeschoben worden — eine Fälschung, die schon früh entdeckt wurde.

Nach S. 139 predigen die Vedas einen reinen Monotheismus mit der Anbetung untergeordneter Genien, welche über die Elemente, die Meere und Planeten herrschen. Ebendaselbst wird »ein an den Gott Indra gerichtetes Veda« angeführt.

In welcher Weise der Verfasser misverstehen kann, zeigt der Anfang seiner Bemerkungen über das Chinesische. »Ursprünglich war das Chinesische eine reine Bildersprache, welche erst später neben derselben den Laut angenommen. Trägt sie doch jetzt noch die Spuren eines hohen Alters und einer Ursprache an sich« (S. 56). Doch genug.

M. Holzman.

Der Accusativ im Veda dargestellt von Carl Gädicke, Dr. phil. Breslau, Köbner 1880. S. 289.

Das uns vorliegende Buch zerfällt eigentlich in zwei Teile. Von diesen enthält der zweite und Haupt-Teil (S. 42—278) eine gründliche, auf umfassenden Studien beruhende Darstellung des Accusativs im Veda — nicht blos im Rigveda —, der erste (— S. 42) eine Erörterung des indogermanischen Accusativs.

Diese bietet eine unbegründete Hypothese über den Ursprung des Casus. Danach verdankt das Accusativzeichen *-m* seine Entstehung rein lautlichen Motiven und ist nichts anderes als »eine lautliche Veränderung oder Erweiterung des *A*-Stammes im Satz« (S. 18). Erst »nachdem sich hier begrifflich der Gegensatz des *S*- und *M*-Casus entwickelt hatte«, sei »eine Uebertragung dieses Gegensatzes auf die Nicht-*A*-Stämme erfolgt.« Die Annahme des *-m* seitens »der *Ā*- und der aus diesen hervorgegangenen *Ī*- und *Ū*-Stämme« bezeichne die letzte Stufe der Entwicklung und sei erfolgt, nachdem der *M*-Casus »im Bewusstsein der Sprechenden aus seinem gegensätzlichen Verhältnis zum *S*-Casus heraus zu einem selbständigen und zugleich zu einem das Masculinum und Femininum characterisirenden Casus geworden war« (S. 17).

Dass sich der lautliche Vorgang nicht beweisen und kein strictes Analogon sich finden lasse, gesteht der Verfasser selbst zu (S. 20). Hinsichtlich der Bedeutung bemerkt er, dass der Accusativ »an sich keinerlei syntaktische Beziehung ausdrückt, dass *devám* so gut wie *páçu* nichts als den reinen Begriff des Wortes gibt« (S. 22), und hinsichtlich des Gebrauchs, dass, wie der Wortstamm einst alle möglichen Beziehungen ausdrückte, so der Accusativ »für alle Beziehungen minus diejenigen, welche durch die sogenannten logischen Casus und den Nominativ ihren Ausdruck gefunden hatten« eintreten musste (S. 25).

Auf die Darstellung des zweiten Teils hat die hier dargelegte Ansicht keinen Einfluss.

In diesem behandelt der Verfasser nach einem Ueberblick über andere neben dem Accusativ gebrauchte Casus (S. 41—52) A) Constructionsarten: I. den Accusativ des Objects und des Resultats 1. nach indifferenten Verben, 2. nach intransitiven Verben, 3. nach transitiven Verben (S. 52—125); II. den Accus. des Ziels (— S. 156); III. den Accus. des Inhalts (— S. 175); IV. den Accus. der Zeit (— S. 181); B) Arten der beiden Satzteile a) des regierenden: 1. das Particip, 2. Nomina agentis, 3. Nomina actionis (S. 182—193), 4. die Präposition (— S. 210), 5. die Interjection, 6. die Ellipse (— S. 214); b) des regierten: 1. das Adverb, 2. das Neutrum des Pronomens (— S. 237), 3. den etymologischen Accus. (— S. 248), 4. den doppelten Accus., (— S. 277), 5. die Ellipse.

Unter indifferenten Verba versteht der Verfasser solche, die sowohl transitiv als intransitiv sind. Transitiv nennt er diejenigen, »deren Begriff nicht ohne einen Nominalbegriff, auf den er sich bezieht, gedacht werden kann; ob und wie der letztere ausgedrückt werden soll, bleibt dabei ganz dem Willen des Sprechenden überlassen. Intransitiv sind dagegen die Verba, deren Begriff auch ohne Beziehung auf einen Nominalbegriff gedacht werden kann« (S. 34). Diese Definition steht aber meiner Meinung nach mit anderen Sätzen des Verfassers in Widerspruch. So fügt er — um von den gegen Hübschmanns notwendigen und freiwilligen Accusativ (S. 29) gerichteten Bemerkungen abzusehen — S. 66 zu »b) der Accusativ nach intransitiv-transitiven Verben« ..... hinzu: »Im Grunde wären hier so ziemlich alle Verba aufzuführen, da schließlich jede Handlung für sich aufgefasst werden kann« und die treffenden Bemerkungen, die S. 87 f. einigen intransitiven Verba vorangeschickt werden, beginnen mit den Worten: »Wie es kein Verb gibt, dessen Begriff nicht für sich selbst und ohne Beziehung auf einen Nominalbegriff gedacht werden könnte, dürfte sich auch kaum eins finden, das sich nicht durch einen solchen ergänzen ließe.«

Dies stimmt mit der trefflichen Auseinandersetzung Rumpels (Die Casuslehre in besonderer Beziehung auf die griechische Sprache S. 118 f.) über den flüssigen Unterschied von Transitivum und Intransitivum überein, lässt aber die obige Definition ebensowenig zu wie Rumpels Auseinandersetzung das, was von ihm a. d. O. S. 130 f. bemerkt wird.

Bei schärferer Zusammenfassung hätte der Verfasser wohl auch die Verba des Leuchtens, Strömens, Wehens und Wieherns, die allein unter der Rubrik Intransitiva aufgezählt werden, unter den Indifferenten genannt, wo mit Bezug auf die Bedeutung ihnen allein die schöne Erklärung von S. 88 hätte vorausgehen können.

Nachdem der Verfasser die indifferenten und die intransitiven Verba, nach der Bedeutung gruppirt, und die transitiven in alphabetischer Reihenfolge durchgegangen, behandelt er, bevor er zum Accusativ des Zieles übergeht, andere Casus, die das Wohin »implicite« bezeichnen. Hier können die Worte des Verfassers zum Teil leicht irre führen. So die Bemerkung: »Das Altindische verleiht implicite unserm »wohin« Ausdruck durch *a*, den Instrumental, wenn das Zusammensein mit einem Gegenstand als Resultat einer Bewegung erscheint. Besonders lehrreich sind die Vergleiche, in denen der Instrumental einem andern Ausdruck des »wohin« gegenübersteht« (S. 126). In den darauf folgenden Beispielen ist aber durchgängig nur der Sociativ oder Prosecutiv ausgedrückt — durchgängig, nicht nur da, wo der Verfasser selbst die eigentliche Instrumentalis-Bedeutung hinzufügt. R. V. 10, 10, 8 darf die Schönheit des Gegensatzes nicht zu der Trennung des *mád* von *anyéna* bestimmen; *sáṃ gāršṭeyó vṛšabhó góbhir ānaṭ* ebd. 111, 2 entspricht unserem: zusammen ist der Stärke Wurf, der Stier mit den Kühen getroffen. 9, 93, 2 *sám mātṛ́bhir ná çíçur vāvaçānó vṛ́šā dadhanve puruvā́ro adbhíḥ máryo ná yóšām abhí niškṛtáṃ yánt sám gachate kaláça usriyā́bhiḥ* entspricht nicht, wie der Verfasser meint und wie es nach Grassmanns ungenauer Uebersetzung scheinen könnte, dem *yóšām abhí, sám usriyābhiḥ* und dem *niškṛtám, kaláçe*, sodass hier vier verschiedene Aus-

drücke für »wohin« wären, sondern es wird nur, wie besonders *yánt* beweist, der *vṛšā* mit dem *máryaḥ* verglichen: wie ein zum mädchen zum stelldichein gehender junger Mann kommt er im becher mit den Kühen zusammen. Endlich ist nicht nur 9, 7, 1 wo der Verfasser selbst es als möglich bezeichnet, sondern auch 7, 46, 3: *yā́ te didyúd ávasṛšṭā divás pári kšmayā́ cárati* der Prosecutiv in seiner eigentlichen Bedeutung zu nehmen: welcher dein Blitz vom Himmel rings herabgeschleudert die Erd' entlang wandelt.

Was des Verfassers Bemerkungen über die Bezeichnung des Wohin durch den Locativ betrifft, so bedaure ich, dass er meinen Aufsatz über den sogen. Locativ des Zieles (diese Ztschr. X S. 182 ff.), mit dem, wie er S. 132 A. bemerkt, seine Darstellung sich vielfach deckt, erst, als seine Arbeit für den Druck fertig war, zu Gesichte bekam. In Folge dessen ist die Besprechung desselben in eine Anmerkung gedrängt, die manches ungenaue, ja sich selbst und früheren Aeußerungen des Verfassers widersprechende enthält. So hatte er S. 130 f. bemerkt: »Der Locativ vertritt also unsere Präposition: hinein in; eine Zweideutigkeit ist nicht möglich, von den Verben der Ruhe und der Angabe des »Wo« aus ist der Locativ soweit auf die Verba der Bewegung als Ausdruck des »wohin« bezogen worden, als Verb und Substantiv im Verein nur diese Auffassung zulassen«. S. 132 A. dagegen sagt er zunächst, er stimme mir darin bei, »dass der Locativ an sich weder das »wo« noch das »wohin« ausdrückt, sondern präpositionale Function hat. Damit aber ist nicht bewiesen, dass derselbe nicht in allen Fällen auf die Frage »wo« antwortete.« Ferner heißt es ebd.: »Die Grundbedeutung scheint mir »in« zu sein« und S. 133 A.: »Vielleicht war der ursprüngliche Begriff des Locativs nur der von »in« = innerhalb eines Raumes.«

Auf den vorhin erwähnten Satz: »Damit aber ist nicht bewiesen« u. s. w. folgt: »*áhāvi havír āsyè te* Havis ist in deinem Munde gegossen, ist nicht auffallender als *sómam apibac camū́šu* er trank den Soma in den Bechern, frz. *boire dans un verre;* wie der Soma in der Schale ist, so trank

ihn Indra in Schalen.« Das letztere zu bestreiten, fällt keinem ein. Um aber seinen Beweis zu Ende zu führen, hätte der Verfasser vielmehr fortfahren müssen: »Wie der Soma in den Schalen getrunken wird, so wird Havis in dem Munde gegossen«, dann wäre die Unmöglichkeit seiner Auffassung erwiesen gewesen.

Weiter heißt es: »Dagegen wird das »wo« des Locativs bewiesen einerseits durch die das »wo« allgemein ausdrückenden altindischen Pronomina, welche den Locativ auch in allen für unser »wohin« angeführten Fällen vertreten, z. B. R. V. 10, 131, 2 *ihéhaisām kṛṇuhi bhójanāni yé barhíšo námovṛktim ná jágmúḥ* hier (-her) schaffe die Genussmittel derer, die nicht verehrungsvoll das Barhis streuen, — anderseits durch die in den europäischen Sprachen stattgehabte übereinstimmende Entwicklung des Gegensatzes zwischen Accusativ und Locativ nach Präpositionen.« Indess können die hier in Betracht kommenden Pronomina (richtiger pronominalen Adverbia) nichts beweisen, da sie keine erstarrten Locative sind. Gesetzt jedoch, sie hätten ursprünglich die Locativbedeutung gehabt, so bewiese gerade das vom Verfasser bemerkte, dass sie weder das Wo noch das Wohin bezeichnen. Dass ferner in den europäischen Sprachen eine übereinstimmende Entwicklung des Gegensatzes zwischen Accusativ und Locativ nach Präpositionen stattgehabt hat, ist durchaus nicht der Fall. Man denke zunächst an Sätze, wie die verschiedenen Zeiten und Litteraturgattungen angehörenden *ἱδρώσει τελαμὼν ἀμφὶ στήθεσσι, οὐδεὶς ἐπὶ σμικροῖσι λυπεῖται σοφός, ἢν πρὸς τούτοις προσέχῃς τὸν νοῦν, παρά τὴν πόλιν ἦν πυραμίς, τοὺς φίλους ταῖς εὐεργεσίαις ὑφ' ἑαυτῷ ἐποιεῖτο* und an die lateinischen Präpositionen *apud ante inter pro super*. Ferner vergleiche man hinsichtlich *ἐν εἰς in* die Construction der von mir a. a. O. S. 194 f. behandelten Verba *βαίνειν θρώσκειν ὀρούειν πίπτειν ἐρείπειν βάλλειν λαμβάνειν βάπτειν οἰνοχοεῖν τιθέναι ἕζεσθαι* und der vom Verfasser S. 128 angeführten lateinischen Verba *ponere collocare* u. s. w. mit der der entsprechenden deutschen. In welcher Weise aber die Entwicklung sich vollzogen hat, habe ich an der

Geschichte von *εἰς* S. 212 sowie an der der Construction von *βάλλειν* und *τιθέναι* S. 217 zu zeigen versucht.

Weiter heißt es: »Man braucht sich auch nur die verschiedene Bedeutung des »in« von »in dem mund« und »in den Mund« zu vergegenwärtigen, um einzusehen, dass letzteres nicht die Bedeutung eines Casus sein kann; es bezeichnet hier nicht den Ort eines Gegenstandes, sondern gehört zum Vorgang und tritt nur momentan mit diesem auf.« Ich sollte aber meinen, dass ich am allerwenigsten »in den Mund« als die Bedeutung eines Locativs bezeichnet habe. Dass jedoch, was zum Vorgang gehört und nur momentan mit diesem auftritt, die Bedeutung eines Casus sein kann, scheint mir der Ablativ zu beweisen.

Der Verfasser bemerkt ferner, ich lasse die positive Bestimmung des Locativs ungenau, wenn ich sage, dass derselbe »auf Wo und Wohin« die Berührung bezeichne, während ich (S. 191) bemerke, dass der Locativ ursprünglich immer ohne jegliche Beziehung auf Ruhe und Bewegung auf Wo und Wohin die Berührung bezeichnete.

Was die Uebersetzung des Locativs betrifft, auf die der Verfasser sodann eingeht, so gebe auch ich wie Delbrück ihn durch in auf an bei wieder. Ich hatte aber im ersten Teil meines Aufsatzes, der nur den Locativ des Zieles berücksichtigt, zu der Wiedergabe durch »bei« keinen Anlass. Im zweiten Teile findet sich die Uebersetzung durch »bei« öfters (vergl. S. 222 f.). Dass ich aber bei der Wiedergabe durch die deutschen Präpositionen nicht daran gedacht habe, dass in den verschiedenen Verbindungen diese verschiedenen Vorstellungsbeziehungen des In Auf An gesondert gedacht wurden, beweist die Anmerkung S. 188, wo ich ausdrücklich sage, es entgehe mir nicht, dass die befolgte Einteilung insofern nicht sachgemäß sei, als sie auf der modernen Uebersetzung beruhe.

Gegen des Verfassers Annahme, dass die Grundbedeutung des Locativs »in« ist, sprechen — von R. V. 2, 18, 7 und den Parallelstellen abgesehen, die ich richtig aufgefasst zu

haben glaube — Verbindungen wie *yuj çrī sparç* mit dem Locativ, wie die von Delbrück ALI. S. 36 angeführten, Sätze wie der im zweiten Teile meines Aufsatzes (S. 222) von mir besprochene *saparyávo ... prá vṛñjate námasā barhír agnaú* die huldigenden werfen mit Ehrfurcht hin die Streu bei dem Feuer 7, 2, 4 und der vom Verfasser selbst angeführte *áṅseṣu va ṛṣṭáyaḥ patsú khādáyo vákṣaḥsu rukmā́ maruto ráthe çúbhaḥ* auf euren Schultern Lanzen, an den Füßen Ringe, an den Brüsten Goldschmuck, Maruts, an den Wagen Zierrat 5, 54, 11. Da der Verfasser diesen Satz seiner eigenen Annahme gemäß ins Deutsche zu übertragen sich außer Stande fühlt, nimmt er zum Lateinischen seine Zuflucht. Ist aber hierdurch das In des Locativs gerettet oder ist nicht vielmehr eben hierdurch bewiesen, dass auch noch die Italer — geschweige die indischen Hymnendichter — Vorstellungsbeziehungen, die wir sondern, ungesondert gedacht haben?

Den Accusativ des Inhalts trennt der Verfasser, wie die oben mitgeteilte Inhaltsangabe zeigt, vollständig vom etymologischen Accusativ. Er meint (S. 157), dass sie auch historisch von einander zu trennen sind. Die Begründung dieser Ansicht aber scheint mir nicht genügend zu sein. Es ist allerdings bemerkenswert, dass »im Rigveda, wo die Paronomasie sehr häufig ist, die etymologischen Inhaltsaccusative sehr (?) selten« sind, wie anderseits zu beachten ist, dass im Avesta nach Hübschmann, der (Zur Casuslehre S. 196) nur zwei Stellen anzuführen weiß, »der Accusativ des inneren Objects« überhaupt selten ist. Irrig aber ist die Bemerkung des Verfassers a. a. O., dass sich a priori annehmen lasse, »dass der attribut- und blutlose etymologische Inhaltsaccusativ, der kein neues Moment zur Characteristik des Vorgangs hinzufügt und nur mit einer gewissen Ironie (!) die Inhaltslosigkeit desselben malt in Zeiten, wo man nur der Not gehorchend sprach, nicht in Anwendung gewesen ist.« Blutlos sollte der etymologische Inhaltsaccusativ sein? Und doch finden wir ihn, wie der Verfasser — übrigens nicht zutreffend — bemerkt, bei den Griechen »hauptsächlich in

der behaglich erzählenden und schildernden Poesie«, nach Miklosich (V. Gr. d. sl. Spr. IV. 385) vor allem häufig in der Volkspoesie. Da dürfte wohl eher Lobeck Recht haben, der (Paralipomena II. S. 522) nach Gegenüberstellung von *τὰς ἐρωτήσεις .. ἐποιοῦντο* und *τὰς πύστεις ἐρωτῶντες τὰς πύστεις πυνθάνεσθαι πεῦσιν τινὰ πυθέσθαι ἐρώτημά τι ἐρωτᾷ* bemerkt: *Iam si quaeritur, quid horum omnium elegantissimum sit, difficile quidem est de graecorum sensu judicium facere, sed hoc tamen in aperto positum, verba auxiliaria ad perspicuitatem et evidentiam nihil conferre, g r a v i u s a u t e m e a n d e m n o t i o n e m b i s i t e r a r i v e r b o e t n o m i n e, q u a n q u a m c r e b r o u s u a t t e n u a t u m e s t; postremo vocabulorum synonymorum consociatione (ἅλμα ὕστατον θορεῖν, ἤλυσιν πυκνὴν βαίνειν, τρίποδας ὁδοὺς στείχειν) tantummodo formam orationis variari homoeosema vero eam vim habere, ut actionis cuiusque momenta et quasi gradus nota quadam propria distinguant.* Sind denn ferner die Zeiten vor der indogermanischen Sprachentrennung in der Tat solche gewesen, in denen man nur der Not gehorchend sprach? Oder ist die an Paronomasieen so reiche Vedasprache eine, die nur der Not gehorcht?

Gegenüber der Bemerkung des Verfassers, dass wir den etymologischen Inhaltsaccusativ »bei einzelnen Völkern namentlich den Griechen finden, nachdem dieselben sich über die Bedürfnisse des Augenblicks hinaus zu einer ästhetisch-selbstlosen gemüthlichen Betrachtung ihrer Umgebung aufgeschwungen, und zwar hauptsächlich in der behaglich erzählenden und schildernden Poesie, während er der schlichten historischen Darstellung fremd bleibt«, verweise ich auf Brix zu Plaut. Trinum. 302, auf Diez' V. Gr. d. r. Spr. III.[2] S. 111, auf Miklosich a. a. O. S. 385—87 und auf Potts Doppelung S. 153 f. Dass, wie ich oben bemerkt habe, die Worte »und zwar hauptsächlich in der behaglich erzählenden und schildernden Poesie« nicht zutreffend sind, beweisen Lobecks Worte (a. a. O. S. 521): *exemplis iis, quae attulimus, aliisque innumerabilibus perspicue intelligitur, eam ab omnibus in omni genere et ratione sermonis receptam planeque ordi-*

nariam et quotidianam fuisse und auch die etwas weiter oben stehenden *apud historiarum scriptores Thucydidem et Xenophontem multo pauciora quam apud poetas* *oratores* *et* *philosophos* *reperimus exempla.*

In der Erklärung der doppelten Accusative, deren Aufzählung — ein Beweis für die eingehende Behandlungsweise des Verfassers — die Erörterung anderer doppelter Casus voraufgeht, und zwar in der Erklärung der Accusative des Objects- und des Prädicatsnomens weicht der Verfasser ohne genügenden Grund von der gewöhnlichen Auffassung ab. Denn Hübschmann, gegen den der Verfasser sich (S. 251) wendet, folgt nur der jetzt in vielen Grammatiken, meines Wissens am besten in der Schulgrammatik von Lattmann und Müller dargelegten Ansicht. Wie gegen diese Auffassung »das Argument von der Wortstellung spricht« (S. 251) sehe ich nicht ein. Freilich darf man nicht die Worte Hübschmanns: »immer schließt sich hier der prädicative Accusativ ans Verbum an und zu beiden gehört der Objectsaccusativ« so, wie der Verfasser, verstehen, als ob der Objectsaccusativ jenen folgte, sondern immer geht dem indogermanischen Wortstellungsgesetze gemäß (vergl. Delbrück S. F. 3, 18 f., 4, 154) das Object dem Verbum also auch dem zu diesem gehörigen prädicativen Worte voran. Der Verfasser meint, ein Satz wie *amitrān hatám párācaḥ* (ungefähr gleich *hostes agite praecipites*) enthalte zwei Sätze *amítrān hatám (hostes agite)* und *amítrāḥ párāñcaḥ syuḥ (hostes praecipites sint).* »Object zu *hatam* ist zunächst nur *amítrān,* aber dadurch, dass dies zum logischen Subject eines neuen Gedankens gemacht wird, wird auch ein abhängiger Satz Object zu *hatam.*« Das scheint mir aber vielmehr das Präparat eines reflectirenden Grammatikers als das Gebilde einer Sprache zu sein. Auch die Erklärung der zweiten Art dieser doppelten Accusative, als deren Vertreter *véda tvām devám* angeführt wird, kann ich nicht billigen.

Bei der Fülle von Material, das der Verfasser bearbeitet hat, ist es begreiflich, dass mancher Vedasatz von anderen

anders als von ihm aufgefasst wird. So sehe ich keinen Grund für die Einreihung mehrerer Accusative in die »adverbiell gebrauchten Substantiva« (S. 171 f.). Gleich bei dem ersten dort angeführten Satze: *sutā́ índrāya vāyáve sómāso dádhyāçiraḥ nimnáṃ ná yanti síndhavaḥ* 5, 51, 7 weicht der Verfasser ohne Grund von der gewöhnlichen Auffassung des Wortes *nimnám,* nach der es als Accusativ des Zieles »zur Niederung, zum Tieflande« heißt, ab und übersetzt es adverbial »bergab« wie *nimná* selbst durch »das niederwärts gehende, die schiefe Ebene«. — *Prasavám i* 3, 36, 6 (S. 172) müsste meiner Ansicht nach, wie auch *máno ruh* 1, 32, 8 (S. 173), unter ζ (S. 161) neben *ṛtám i* stehen. *Námo yujānáṃ námo váhantam* 1, 65, 1 (ebd.) lässt sich durch »ihn, der die Verehrung sich zurüstet, die Verehrung führt« oder mit Ludwig durch »der Anbetung an sich zieht, der Anbetung bringt«, wiedergeben. In der Auffassung von *índre viçvāni vīryā̀ kṛtā́ni kártvāni ca yám arkā́ adhvaráṃ vidúḥ* 8, 52, 6 (ebd.) stimme ich allerdings ebensowenig wie dem Verfasser, Grassmann und Ludwig bei. Der Verfasser übersetzt: beim Indra sind alle Mannestaten, die vollbrachten wie die zu vollbringenden, den die Lieder Opfer preisen = preisen, wodurch ein Opfer dargebracht wird. Grassmann: in Indra ruhn die Taten all', die noch zu tun sind und getan, auf den die Sänger betend schauen. Ludwig: bei Indra sind alle Heldentaten, die getanen, die noch zu tuenden, solches Opfer wissen die Sänger. Ich glaube, dass das Relativum hier in der öfters vorkommenden — um es kurz auszudrücken — genetivischen Bedeutung zu fassen ist und der Satz heißt: bei Indra sind alle Heldentaten, die getanen und die zu tuenden, (er) dessen Opferfeier die Sänger kennen.

Apā́ṃ tokásya tánayasya jeṣá índra sūrī́n kṛṇuhí smā no árdham 6, 44, 18 (vergl. 2, 30, 5) fasst nach meiner Ansicht Ludwig durchaus richtig auf, wenn er übersetzt: zu (bei) der Wasser, des Samens, der Nachkommenschaft Ersiegung mach unsere Sūri, Indra, zu deiner Partei. *Te,* das Gädicke (S. 258) vermisst, ist nicht nöthig, da es

dem Hymnendichter selbstverständlich ist, dass Indra der Sanitar ist.

Dies genüge zur Bekundung des Interesses, mit dem wir Gädickes Arbeit gelesen haben, die die Frucht sorgfältigen Forschens ist.

M. Holzman.

G. Glogau, Abriss der philosophischen Grund-Wissenschaften. Erster Teil: Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes. Breslau, Koebner 1880. XXII und 397 S. 8°.

Das genannte Buch hat der Verfasser mir zu widmen die Freundlichkeit gehabt; auch weiß ich, was jeder Leser finden muss, dass diese Widmung ein inneres sachliches und persönliches Verhältnis ausspricht. Darum könnte es Bedenken erregen, wenn ich hier öffentlich eine Beurteilung des Werkes gebe. Indessen meine Kritiken haben so wenig wie meine freien Arbeiten dogmatischen Sinn; und, bin ich auch fern davon, mir absolute Objectivität zuzuerkennen: so wird man mir doch zutrauen, dass ich zu abstrahiren vermöge.

Der Verfasser hat es unternommen, »allgemeine Anschauungen und begriffliche Bestimmungen darzubieten, welche für alle Wissenschaft grundlegend und von Bedeutung sind« (§ 1). In der Einleitung war zu zeigen, dass es solche Bestimmungen gebe, deren Erforschung nur Sache der Philosophie sein könne und auch das Wesen der letzteren erschöpfe. »Die Philosophie ist ihrem letzten Zwecke nach regulativ, nicht constitutiv« (16). Sie finde (17) ihren Schwerpunkt in der Frage, »wie ein Wissen von äußeren Gegenständen, oder die Naturwissenschaft, mit denselben Erkenntnismitteln möglich sei und aus ihnen könne bestritten werden, welche für ein Wissen vom subjectiven Leben des

Geistes zureichen mögen; oder in etwas veralteter Fassung: welches das Verhältnis von Denken und Sein ist und wie sich diese heterogenen Gebilde im Erkenntnisprocesse begegnen können«. (Vgl. den Verf. in dieser Ztschr. IX, S. 371.) Dies führe auf eine »Kritik des Erkenntnisvermögens«, und der Verf. lässt uns schon im Hintergrunde sehen, »dass die Lehre vom Gegenstande einer Umbildung im Kantischen Sinne bedürfe«.

Dass die Lösung solcher Aufgabe, wie sie sich der Verf. stellt, von Psychologie ausgehen und diese Disciplin fortwährend zur Grundlage behalten müsse, dass die Erkenntnislehre kaum etwas andres als Psychologie sei, leuchtet nicht ohne weiteres ein, und dürfte manchem sogar als veralteter Irrtum erscheinen. Der Verf. nötigt uns in der Tat zu einer eigentümlichen Ansicht, die fruchtbar zu werden verspricht, in die aber sich zu versetzen nicht leicht ist (s. unten S. 197).

Um ihn zu verstehen, ist nämlich vor allem folgendes hinzuzunehmen (S. 14): »Da das wissenschaftliche Denken (und ethische Handeln) gar nicht unmittelbar aus sich selber entspringt, sondern eine späte Entwicklung des Geistes bezeichnet: so kann es nicht direct aus sich, sondern es muss aus andrem, früheren verstanden werden, wodurch es bedingt ist.« So gestaltet sich die Aufgabe genetisch und historisch (vergl. den Verf. in dieser Ztschr. X, 347). Hierin liegt wohl der charakteristische Zug der neuesten philosophischen Bestrebungen; und, irre ich nicht, so ist er von allen Momenten der Vergangenheit und der Gegenwart erzeugt und liegt mitten im Wege der Entwicklung unseres wissenschaftlichen Geistes (vergl. Windelband, diese Ztschr. VIII, 166 ff.). Der Verf. bemerkt (das.): »So bildet sich unsere erkenntnistheoretische Aufgabe sofort dahin um, die Entwicklung des Geistes von ihren ersten erkennbaren Anfängen an in allgemeinen Umrissen ihrer Möglichkeit nach zu verstehen, aber nicht bloß das ‚Notwendige und Allgemeine', nämlich Ethik, Mathematik und Naturwissenschaft, auf die Bedingungen seiner Möglichkeit hin zu analysiren, wie Kant getan hat. Im Gegensatz zur Transcendental-Philosophie, welche die

apriorischen Elemente der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft aufsucht und in der Ordnung eines ruhenden Systems darlegt, richten wir die Untersuchung auf sämmtliche in der geschichtlichen Entwicklung des Geistes hervortretenden apriorischen Elemente und haben ihre Entfaltung zu zeigen. Wir kehren unser Auge nicht bloß dem naturwissenschaftlichen Erkennen zu, auf welches Kant, dem die geschichtliche Entwicklung des Geistes noch fern lag, wesentlich gerichtet blieb, sondern schließen das ganze Gebiet des geschichtlichen Lebens (die Philologie) in das als Tatsache Gegebene ein und legen es unserer Analyse zu Grunde. Unsere Auffassung ist eben nicht ontisch, wie diejenige Kants, sondern genetisch. Wir haben nicht Tafeln der begrifflichen Elemente in ihrer höchsten Verdichtung zu liefern, welche die Analyse des logischen Urteils ergibt; sondern wir haben das innere Gerüst des ganzen Geistes in seinem geschichtlichen Werden in verdichteten Zügen vor Augen zu legen, wie es die Analyse des primären Denkactes und der weiteren Wandlungen kennen lehrt, welche derselbe im Laufe der Geschichte in gesetzmäßiger Umbildung erfahren hat.«

Nun gliedert der Verf. seine Aufgabe in folgender Weise. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet. Der erste Band, der jetzt vorliegt, zerfällt, wie der Titel angibt, in zwei Teile; er »zeichnet erstens einen idealen Durchschnitt der Entwicklung des Geistes (nach den Grundsätzen der Völkerpsychologie) und legt zweitens die innere Gesetzlichkeit dieser Entwicklung dar«. Der zweite Band soll dann auf diesem Boden die Grundbegriffe der Metaphysik, der Aesthetik und der Ethik mit besonderer Rücksicht auf ihre gegenseitigen Beziehungen erörtern. In dem dritten bliebe dann eine Gesammtansicht über das Weltall, namentlich über die Stellung des Menschen in demselben, darzulegen, welche in einer gedrängten Geschichte der gesammten Philosophie sich selber an dieser zu messen hätte.

Mir scheint diese Gliederung vom Verf. allzu kurz angedeutet, und sie wird mir nicht klar; besonders das Ver-

hältnis des zweiten Bandes zum ersten ist es, das ich noch nicht begreife. Ich werde unten hierauf zurückkommen.

Das erste Kapitel des ersten Teils prüft das Grundproblem alles Erkennens: »Natürliches und Geistiges«. Was hier gesagt ist, wird wohl von jedem Sachverständigen gebilligt werden; aber es wird auch scheinen, als habe es an der Spitze des ganzen Werkes nicht seine rechte Stelle. Es müssen dabei zu viel wesentliche Sätze als Lehnsätze vorausgegriffen werden, deren Grund sich erst später im Zusammenhange ergeben kann. Und andrerseits können hier auch noch gar nicht die Folgerungen aus dieser Auflösung des Gegensatzes von Natur und Geist gezogen werden. Indessen war es keineswegs bloße Lust an Systematik, was den Verf. veranlasste, dieses Kapitel voranzuschicken; denn wenn dasselbe auch erst durch das ganze Werk erwiesen werden muss, und der Verf. selbst den zweiten Band mit »der Frage nach der ursprünglichen Gewissheit und dem Sinne des Wortes ‚Sein' zu beginnen« verspricht, so wäre doch alles unverständlich geblieben, wenn nicht sogleich im Anfang die Kantische Auffassung der Welt als Erscheinung dargelegt worden wäre.

Das zweite Kapitel ist die eigentliche Einleitung in den ersten Teil, indem sie als dessen Aufgabe hinstellt, zu zeigen, wie Wissen und absichtliche Bewegung aus unabsichtlichem Geschehen sich erhebt.

Das dritte Kapitel führt nun die erste Stufe des Seelenlebens vor: »das unbestimmte Lebensgefühl und den bewusstlosen Trieb«. Hier setzt der Verf. zuerst wieder mit einer allgemeinen methodologischen Bemerkung ein, nämlich über Häckels Parallelismus von Ontogenie und Phylogenie. Dies ist ein Punkt von entscheidender Wichtigkeit für des Verf. ganze Denkweise. Wie ansprechend jene Theorie für jeden der Hegel in sich aufgenommen hatte, sein musste, kann Schleicher bekunden, der die Identität von Systematik und Genesis schon fast ein Jahrzehnt vor Häckel ausgesprochen hat; auch stand dieselbe für alle Sprachforscher jener Zeit, welche die Classification der Sprachen in isolirende, aggluti-

nirende und flectirende angenommen hatten, durchaus fest — für alle, nur für mich nicht, der ich durch Humboldt zur entgegengesetzten Ansicht veranlasst war, worin mich Johannes Müllers Kritik der naturphilosophischen Ansicht vom Embryo bestätigte, und wozu mich selbst Hegel berechtigte, der ausdrücklich bemerkt, dass die dialektische Entwicklung (und das ist doch die systematische) nicht auch zugleich die wirkliche Entstehungsform der Naturwesen zeige. Ich behauptete also mit Humboldt, die systematische Classification stelle zwar eine ideale Stufenleiter dar; aber diese schließe das wirkliche Werden nicht nur nicht ein, sondern sei ihr so entgegengesetzt, dass eine bedeutsame Geisteserscheinung B, welche ideal recht wohl als auf A folgend gedacht werden könne, weil sie als höher stehend anerkannt werden müsse, gerade darum nicht aus A wirklich entsprossen sein könne. Nicht das Causalitätsverhältnis, sondern nur die Beziehung von B und von A auf die Idee (z. B. der Sprache) werde durch die Stufenleiter ausgedrückt, wobei man freilich der Idee eine Schöpferkraft zuschrieb, aus welcher sowohl A als auch B hervorgegangen sein sollte, welche aber gar nicht in der erscheinenden Kette der Ursachen liege. Die flectirenden Sprachen z. B. sind also gerade darum nicht aus der agglutinirenden Stufe hervorgegangen, weil sie auf einer höheren Stufe stehen. Sie konnten aus ihnen so wenig entstehen, wie die Säugetiere aus den Vögeln. Sie entstammen in Wahrheit der Idee, wie auch die andern, aber der Idee auf höherer Stufe, und sind also Producte einer andern Schöpfung.

Der Leser, der sich in dieses Gedankengewebe versetzen kann (das hier nur angedeutet ist), wird auch wohl einsehen, wie viel sich in meinem Gedankenkreise ändern, wie viel sich verschieben, wie viel aufgelöst und dafür in neuen Combinationen sich verbinden musste, bevor ich mich Häckel anschließen konnte, und dass ich auch heute noch so manchen Satz, den Geiger u. A. mit Leichtigkeit hinstellen, nicht billigen kann. Dies brauche ich hier nicht auszuführen; eine Bemerkung des Verf. (S. 50) hat mich zu dieser Aeußerung

veranlasst. So will ich nur noch hinzufügen, dass mir auch heute noch es angebracht scheint, jeden der sich um Erforschung der Descendenz bemüht, dringend zu mahnen, die verschiedenen Entwicklungsbahnen zu beachten, was überall da so schwierig ist, wo Ontogenie und Phylogenie, beide noch dunkel, erst jede aus der andern aufgeklärt werden soll.

Was nun die Uebertragung des Parallelismus von Ontogenie und Phylogenie auf die psychische und geschichtliche Entwicklung betrifft, welche der Verf. principiell für durchaus notwendig hält, obwohl er die Ausführung bei dem dermaligen höchst mangelhaften Zustand der empirischen Psychologie und der Philologie noch ablehnt: so scheint es mir unter allen Umständen wichtig, den principiellen Gedanken an sich klar zu erfassen. Schon oft, und besonders energisch von Lazarus ist ausgesprochen, dass der gebildete Einzelne die Gesammtentwicklung der Geschichte verdichtet in sich durchlebe. Davon überzeugt, meine ich nun, dass man geschichtliche und bloß psychische Entwicklung scharf von einander zu unterscheiden habe. Die Sache ist damit noch nicht aufgeklärt, dass man, wie der Verf. tut (S. 46), den Satz aufstellt: »Die Bildung und das organische Leben des Leibes gibt den Grundstock auch für das psychische Dasein« und S. 37: »Der Leib des neugeborenen Kindes ist gewissermaßen der Same oder der Keim des Geistes«, wie richtig und treffend auch alles ist, was er bei dieser Gelegenheit S. 37—49 ausspricht. Denn, wenn man den Leib die Möglichkeit des Geistes nennt, so ist der Leib so sehr nur erst Möglichkeit des Geistes, dass man, bevor man zu dessen Wirklichkeit kommt, nicht bloß das menschliche (zum Teil auch das geschichtliche) Zusammenleben als Bedingung der Wirklichkeit voraussetzen muss, sondern dass man auch erst zu erkennen hat, inwiefern in der Organisation des Leibes, in Centralorgan und Nerven u. s. w., womit zunächst ja nur die Möglichkeit des leiblichen Lebens gegeben ist, auch noch die Psyche, d. h. die Möglichkeit des geistigen Lebens, mitgesetzt ist. Ist die Möglichkeit des leiblichen Lebens Gegenstand der Physiologie, so ist die Möglichkeit des geistigen

Lebens Gegenstand der Psychologie; und auf diesem doppelten Grunde erhebt sich die Geschichte. Die Bildung des Einzelnen hängt ab von seiner Psyche und von seinem Eintritt in ein geschichtliches Zeitalter.

Insofern nun das menschliche Individuum ein Glied der geschichtlichen Gesellschaft ist, trägt es die Entwicklung seiner Gesellschaft in sich und seine Ontogenie bildet einen Parallelismus zur Phylogenie des menschlichen geschichtlichen Geistes; insofern es ferner ein leiblicher Organismus ist, verläuft das Werden seines Embryo parallel der Descendenz des menschlichen Organismus aus dem organischen Urwesen; insofern es aber in seinem Leibe zugleich auch die Möglichkeit des Geistes, also eine Psyche, trägt, ist diese Psyche, als eine eigentümliche Anordnung von allgemein möglichen Arten geistiger Erzeugnisse und von allgemein möglichen Combinationen dieser Erzeugnisse, einer psychologischen Embryologie unterworfen, welche der psychischen Phylogenie in den Tierarten von deren unterster bis zu ihrer höchsten parallel läuft. So ist der geschichtliche Parallelismus von Ontogenie und Phylogenie ein ganz andrer als der psychologische. Der Mensch ist nicht nur ein physisches und ein psychisches Wesen, er ist außerdem drittens noch ein geschichtliches. Und so ist er Object einer dreifachen Ontogenie in dreifacher Parallele. Diese dritte Parallele, die geschichtliche, unterscheidet sich aber ganz wesentlich von den beiden ersten. In diesen beiden ist das eine Glied die Species homo, welche die Reihe der Tierarten physisch wie psychisch in sich aufgehoben hat; in der dritten ist das eine Glied das menschliche Individuum, welches seine Species in sich aufgehoben hat.

Die Erkenntnistheorie (Metaphysik, Aesthetik und Ethik eingeschlossen) hat es nur mit jenem geschichtlichen Parallelismus zu tun, und muss den psychologischen voraussetzen. Ich weiß nicht, in wie weit der Verf. hierin mit mir übereinstimmt. Es ist wohl nur ein ungenauer Ausdruck, wenn er S. 51 erklärt, von der empirischen Psychologie und der Philologie nicht genügend unterstützt, sei er »auf die Ent-

werfung einer allgemeinen Skizze der psychischen Entwicklungsgeschichte gewiesen, die im Ganzen wohl systematische, aber nicht historische Wahrheit beanspruchen« dürfe; übrigens bestehe »zwischen diesen beiden Arten der Wahrheit kein wirklicher Gegensatz«. Der Verf. ist wohl einverstanden, dass es ein ontogenetisches, ein phylogenetisches und auch ein historisches System gebe. Ein viertes System, welches keins dieser drei ist, nennen wir ein ideales, dialektisches, künstliches, und einem solchen können wir nur bedingten Wert, aber keine wahrhafte Geltung, keine Geltung als Wahrheit zusprechen. Selbst wenn ein solches ideales System mit seinen Kategorien dem Laufe der Bestimmungen jener realen Systeme parallel läuft, so ist es dennoch nicht als wahre Erkenntnis der Sache anzusehen. Der Verf. meinte also wohl nur, dass er, nicht im Stande eine psychische Entwicklungsgeschichte durchzuführen, bloß eine Skizze derselben entwerfen werde, welche von glücklichen Nachfolgern ergänzt werden müsse. Wir wollen den Anfang dieser Skizze, wo es sich um die primitivsten psychischen Regungen handelt, nicht näher betrachten. Dass der Verf. hier behutsam verfahren, müssen wir anerkennen.

Wir gehen vielmehr weiter zum vierten Kapitel: »Zweite Stufe. Die niedere Warnehmung und der Instinct.« Aber auch hierüber eile ich hinweg und begnüge mich nur überhaupt die dort gegebene Darstellung des psychischen Lebens des menschlichen Säuglings als höchst anziehend und anregend hervorzuheben. Doch kann ich einen Zusatz nicht unterlassen. Bezüglich des Parallelismus nämlich von Onto- und Phylogenie spricht der Verf. hier verhältnismäßig ausführlich vom psychischen Leben der Insecten. Gelegentlich wird auch des Löwen gedacht, der einem in seinem Käfig spielenden Hunde ruhig und behaglich zusieht. Das geht aber doch wohl über den Säugling hinaus. Indessen dürfen wir kaum mit dem Verf. hierüber rechten, da er ja die Parallelisirung, als zur Zeit noch nicht möglich, nur lückenhaft anzudeuten gewagt hat. Nur das wollte ich hinzufügen: dass es ganz verkehrt sein würde, wollte man für das Leben des

Menschengeschlechts in der Urzeit eine Parallele zum Säuglingsleben des Einzelnen suchen; denn der Säugling bildet das erste Glied der menschlich-psychischen Entwicklung, dem ein Glied in der Reihe der Tierseelen entsprechen muss, während der Urmensch in der Entwicklungsbahn des Geschichtlichen, nicht des Psychischen, liegt. Dagegen hätte, scheint mir, der Verf. zu zeigen gehabt, wie der menschliche Säugling einerseits niedriger steht als viele Tiere, andrerseits doch eben menschlich ist.*)

Ein Blick auf den primitiven Zustand des Menschen wirft der Verf. in der Tat, aber erst im fünften Kapitel: »Dritte Stufe. Die Vorstellung (die Sprache) und die menschliche Handlung.« Er erwägt nämlich (S. 98) »die Bedingungen der primären Heranbildung des menschlichen Geistes im Leben der Völker«. Kurz, aber treffend, zeigt er zunächst

---

*) Nur eine Bemerkung finde ich beim Verf. (S. 97), die hierher gehört: »Dem Tiere fehlen nicht so sehr die menschlichen Sinne und die menschlichen Organe; sondern wichtiger ist, dass es nicht aufgenommen ist in eine sittliche Gemeinschaft wie diejenige des Menschen. Man kann für das Tier nicht tun, was für das Menschenkind getan wird, und was man für das Tier tut, kann es nicht in gleicher Weise innerlich nacherzeugend verstehen.« — Das ist's. Der Verf. widerspricht aber in dem zweiten Teile dieses Satzes dem ersten. Die Kluft, die zwischen mir und einem Wesen liegt, das mich nicht versteht, ist vielleicht nach ihrer Genesis erklärbar (vergl. meine »Einleitung«, 2. Aufl. Zusätze: »Mensch und Tier«, S. 495), darum aber ihrem Werte nach nicht minder absolut. Das Tier versteht den Menschen nicht, heißt: es hat eine andere Psyche, andere Sinne und Organe als er — das muss anerkannt werden, man mag unter Psyche das Gehirn oder etwas Transcendentes verstehen.

Der Verf. drückt sich (das.) noch genauer aus: »Doch hat kein Tier, auch nicht der Jagdhund und das Pferd, so nahe Beziehung und ein so das Einzelne umfassendes und mit ihm teilendes Verständnis des Herrn, als das Kind die Mutter versteht.« Das halte ich, nach meiner Bemerkung im Text, für richtig und für unrichtig. Insofern es aber richtig ist, verlangt es eine Erklärung. Der Verf. fügt hinzu: »Also das Bedürfnis nach Verständnis ist hier (im Kinde) weit ausgebildeter, inniger.« Das Bedürfnis soll ausgebildet, soll innig sein? Doch lassen wir diese Epithete dahin gestellt — woher das Bedürfnis? Hierüber wird uns (nach § 40) der zweite Band Auskunft geben.

die Begünstigung, unter welcher das Kind sprechen lernt. Wesentlich für den Ursprung der Vorstellung oder der Sprache, beim Kinde wie beim primitiven Menschen, ist (S. 97) »der fühlbar werdende Gegensatz zwischen der belebten, verstandenen und einer unbelebten, unverstandenen Welt«. Der Verf. meint, die Dinge, welche dem Kinde Genüsse gewähren und darum mit seinem Lebensgefühl verwachsen sind, geben keine Veranlassung, geistig gesondert gesetzt zu werden. »Nun aber sieht das Kind so vieles Neue, das in das menschliche Leben geschlungen ist, und doch in den lebendigen Gebrauch nicht eintritt oder in ihm nicht aufgeht. Hier beginnt es zu stutzen ... Was sollen Bäume und Steine, Blumen und Schneegestöber wohl sagen?« Also Staunen ist die Kraft, durch welche menschliches Wesen hervorgetrieben wird, und ich glaube, gelegentlich ebenfalls hierauf hingewiesen zu haben. Ich habe vielfach schon im ersten Lebensjahre das kindliche Staunen beobachten können. Diese sichere Tatsache sucht der Verf. auch für das Geschlecht der Urzeit zu verwerten, gewiss nicht mit Unrecht, aber, wie mir scheint, nicht mit genügender Vorsicht. Er meint (S. 99), »dass der Mensch die Entwicklungsstufe des Tieres nicht würde überschritten haben, wenn ihm das Leblose bloß als einzelne unverstandene Erscheinung, wie Baum und Felsen dem Kinde, gegenüber stand. Daran konnte man vorbeigehen, wie die Kuh bei dem neuen Tore endlich vorbeigeht und sich aus Gewohnheit in ihre Lage ergibt. M u s s t e das Leblose aber eine weit verzweigte Bedeutung innerhalb seines Interessenkreises gewinnen; m u s s t e es notwendig in großer Schärfe und tausendfacher Beziehung aufgefasst werden: dann war die Frage, welche die Außenwelt (oder Stücke derselben) dem Menschen stellte, nicht mehr zurück zu schieben«. So kommt der Verf. auf die Arbeit. »Musste«, sagt er; unterstrichen ist es von mir. Es klingt, und der ganze Satz klingt, wie aus Herder. Ich sehe die »weit verzweigte Bedeutung« nicht. Der Mensch bedurfte der Nahrung, des Schutzes gegen Unwetter und des Schutzes gegen Feinde. Wie jene zu suchen, wie sich gegen diese zu

wehren, hatte er als Tier schon gelernt. Verlangte er jetzt andre Nahrung und mehr Schutz, und dehnten sich darum seine Begriffe aus: was führte ihn dazu? Wenn »der Mensch mit den natürlichen Mitteln seines Leibes zur Bewältigung der Widerstände, welche der große Naturlauf seinem Dasein entgegensetzt, nicht ausreicht« — was veranlasste ihn, dem großen Naturlauf Widerstand zu leisten? Also, dass die Arbeit den Menschen hob, wie jeder zugesteht, hat der Verf. gut gezeigt; aber er hat den Arbeitstrieb nicht aufgedeckt (vergl. unten S. 190).

Diesen Mangel würde ich nicht erwähnt haben, da ja der Verf. nur eine Bedingung erwägen wollte, er sich also die Aufgabe, wie diese Bedingung selbst entstand, nicht gestellt hatte, wenn ich nicht meinte, dass der Verf. das Moment der Arbeit beim Kinde nicht genügend gewürdigt hat. Wo wir das Kind genießen und spielen sehen, da arbeitet es. Wir bewundern die Leistungen des Kindes während der zwei oder drei ersten Lebensjahre. Dann sollten wir auch eine entsprechende Arbeit mit Kraftaufwand voraussetzen. Umgekehrt darf beim Urmenschen das Spiel nicht unbeachtet bleiben. Man frage ebensowohl einerseits, warum der Mensch nicht wie der Affe seine freie Zeit verspielt hat, als auch andrerseits, wie des Menschen Spiel, woran es nicht fehlte, auf den Geist und die Arbeit gewirkt hat. Vom Spiel des Urmenschen wollte der Verf. nicht reden; von der Arbeit des Kindes aber konnte er nicht reden, weil er Arbeit in dem üblichen Sinne nahm, als ein »Zurechtrücken und Formen der natürlichen Dinge, um sie für den Gebrauch des Menschen geeignet zu machen« (S. 99). Ich habe soeben Arbeit im physikalischen Sinne genommen, wonach jede Leistung einer wirksamen Kraft so heißen mag.

Wenn auch, nach meiner Ansicht, das primitive Menschengeschlecht nicht mit dem Säugling in Parallele gesetzt werden kann, weil dieser vielfach unter dem Tier, jenes durchaus über dem Tier steht, so hindert dies doch nicht, eine gewisse Analogie zwischen beiden anzuerkennen, insofern die Entwicklung des Säuglings die erste Stufe der Bildung des

menschlichen Individuums ausmacht. Das Hinkende der Analogie liegt darin, dass beim Urmenschen die Arbeit als eine Bedingung der Spracherzeugung gilt, indem sie die Differenzirung von Subject und Object fördert, beim Säugling aber die Arbeit eben selbst in der Erzeugung der Sprache liegt, im Verständnis. Doch hindert dies nicht, noch einen Punkt hervorzuheben, in dem sich eine Analogie zeigt, nämlich beim Kinde die Aufnahme desselben in eine sittliche Gemeinschaft, beim Urmenschen die Organisation einer ethischen Gesellschaft. Aber wir geraten hier in den wohlbekannten Kreis. Ohne Sprache ist keine Sittlichkeit, ohne Sittlichkeit keine Sprache möglich; — Arbeit ist eine Bedingung der Sprache und Sittlichkeit; Sprache und Sittlichkeit ist aber Bedingung der Arbeit. Es hilft auch noch nicht aus aller Verlegenheit, »die lange hilflose Kindheit und die Bedürftigkeit eines wehrlosen Alters« zu Hilfe zu nehmen; denn, wenn nicht Sittlichkeit vorausgesetzt wird, so müsste man nach dem ehernen Gesetz vom Kampf ums Dasein kalt und trocken die Erklärung abgeben: eine Art, deren Junge einer langen Hilflosigkeit ausgesetzt sind, muss freilich zu Grunde gehen, wie das wehrlose Alter überrannt wird. — Nicht als ob ich nicht alles billigte, was der Verf. bei dieser Gelegenheit (S. 101) bemerkt; aber, wenn er den Satz hinstellt: »Kurz, die Grenzen des Egoismus sind hier durchbrochen« — kurz und gut — so setzt er eben das, dessen Ursprung gezeigt werden soll. Was und wie hat es den Egoismus durchbrochen? Die Sittlichkeit? sie ist eben selbst der durchbrochene Egoismus.

Aus dieser kreisläufigen Jagd wird man nicht zur Ruhe kommen, wenn man den zusammenfassenden Blick nicht hat, der alle diese sich einander bedingenden Momente als ein System von Wechselwirkungen begreift, in welches notwendig auch das menschliche Gehirn und die ganze Organisation des menschlichen Leibes hereingezogen sein muss. Denn, bildet der Leib die Seele, so bildet auch hinwiederum der Geist den Leib. Das Erzeugnis des Geistes wird auch Mittel zur Erzeugung von Geistigem; der Geist, zunächst sub-

jectiv und nur Tätigkeit, verschwindet nicht mit dieser; sondern in seinem Werke setzt er sich als objectiven Geist, und so ist sein Werk eine Schöpferkraft. Damit schließt auch der Verf. (S. 102), den objectiven Geist von Lazarus entlehnend.

Hieran knüpfen wir eine gelegentliche Bemerkung des Verf. (S. 132): »Wie kann aber ein Bedürfnis sich regen, für dessen Befriedigung die Erfahrung vermittelnde Vorstellungen nicht geliefert hat? Welches Motiv für neue Bedürfnisse kann es geben? Das ist die tiefste Frage, die wir erheben können; denn sie betrifft recht eigentlich das Wesen der geistigen Schöpferkraft. Wir können hierbei lediglich auf eine Gährung der Kräfte verweisen, welche sich tatsächlich nicht mit der eintönigen Wiederholung der Befriedigung alter Bedürfnisse genügen lassen, sondern in mancherlei wechselnden Verbindungen an einander geraten und im Spieltrieb zwecklose Combinationen eingehen, die die Seele dennoch mit Lust und Eifer entzünden.« Merkte denn der Verf. nicht, dass hier die Antwort die Frage nicht beantwortet, sondern völlig widerlegt? Es ist also eben nicht wahr, dass alle Entwicklung in der Befriedigung der Bedürfnisse liegt, da vielmehr ein zweckloser Spieltrieb den Geist vorwärts treibt. Dieser Spieltrieb, die Liebe, als erste bewegende Triebkraft gesetzt, wird sich dann auch der Hunger als gewaltiges Rad in der Geschichte des Geistes begreifen lassen, während er ohne Liebe und Spiel gar nichts vermag, weiter nichts vermag, als dass man eben verhungert und verhungern lässt. Kein Bedürfnis hat schöpferische Kraft: das ist einer der obersten Sätze in der Geschichtsphilosophie Wilhelms von Humboldt — ein Satz, der in Zeiten, wo Comte und Mill herschen, nicht verstanden wird. Von dem Verf. dagegen, einem Anhänger der deutschen Schule, hätte ich die eingehende Prüfung jener »tiefsten Frage« gern gesehen. Wir müssen uns bis zum zweiten Band gedulden.

Allerdings versteht unser Verf. unter »Bedürfnis« nicht das, was die sogenannten Materialisten so benennen; aber ich fürchte, dass ihnen mit jenem Ausdruck der Finger ge-

reicht werde, und das möchte ich, weil es gefährlich ist, vermieden sehen. An einer späteren Stelle (S. 178) sagt der Verf.: »Der Mensch ist zur Vollkommenheit bestimmt. Dieser Drang äußert sich aber nich bloß als theoretische Kraft ... sondern ebenso und in einer noch ehrwürdigeren Weise im praktischen Leben, indem sich aus dem unbewussten Instinctleben die selbstbewusste Tat erhebt, und gleichzeitig mit dem ethischen Geiste Wahrheit und Wissenschaft. Alles menschliche Streben entspringt aus dem Unbehagen oder dem qualvollen Druck eines Gegensatzes.« In den »Spannungen der Elemente, welche den Widerspruch (und daher indirect den Drang zur Vollkommenheit) erzeugen«, erkennt der Verf. »diejenige Disposition des Geistes«, welche sowohl das Kunstwerk in der inneren Werkstatt des Künstlers schafft, als sie auch »allgemein und auf allen Gebieten die Keimpunkte weiterer Entwicklung einschließt«. Nur die ungenügende Erörterung dieses Punktes, auf den doch der Verf. mehrfach zurück kommt, macht es mir erklärlich, wie er den humanen »Drang« nach Vollkommenheit vermischen konnte mit »dem Unbehagen und qualvollen Druck«, und wie er S. 174 »den Schmerz durch sich selbst schöpferisch oder doch die begleitende Erscheinung neuer Erzeugungen« nennen konnte. Freilich keine Geburt ohne Schmerzen, d. h. kein Werk, keine Entwicklung ohne Arbeit; aber voran geht allemal die höchste Lust der Conception und Zeugung. Das Suchen sogar ist nicht bloß von Unbehagen begleitet: sonst würde man nicht suchen. Die Hoffnung auf den Fund und der Vorgenuss versüßt auch diese Rastlosigkeit. Vergl. Sokrates im platonischen Symposion.

Auch darin scheint mir der Verf. den rechten Punkt nicht getroffen zu haben, wenn er das Gefühl allemal aus »unbewusstem« Inhalt sich erheben lässt, und zu meinen scheint (S. 174), als müsse Klarheit immer mit dem ruhigen Behagen der Befriedigung verbunden sein. Die Spannung eines Gegensatzes wird sicherlich um nichts geringer dadurch, dass ich dessen Wesen und Ursprung und Folgen klar erkenne. Ganz im Gegenteil kann ich mir denken, dass die

volle Klarheit über einen Gegensatz endlich den Grad erreiche, wo sie in eine Seelenkrankheit umschlägt und der Schmerz von geistiger Nacht eingeschläfert wird. — Das Gefühl ist unbewusst in dem Sinne, in welchem die Bewegungen unserer Glieder auch bei der bewusstvollsten Tat unbewusst vollzogen werden, und in welchem wir selbst beim klarsten Selbstbewusstsein unbewusst denken; und allerdings muss darauf hingewiesen werden, dass das Gefühl zumeist auf geistigen Elementen beruht, welche nicht im Bewusstsein sind. Das kann doch für den nicht rätselhaft sein, welcher weiß, dass unser Denken geistige Massen bewegt, die nicht unmittelbar im Bewusstsein sich befinden. Aller Gedanken-Inhalt aber, der erregt wird, auch ohne gerade im Bewusstsein zu sein, erregt Gefühle.

Alles dies sind vorläufige Erwägungen für die Frage vom Ursprung der Sprache. Was nun der Verf. über das Werden der Sprache sagt, schließt sich zwar an meine und Lazarus' (von dem er namentlich den Wortführer entnommen) Auffassung an, enthält aber viel eigenes und eigentümliches. Bei der Betrachtung der sprachlichen Formen nimmt er auf meine Ansicht keine Rücksicht; er ist eben der Natur seiner Aufgabe gemäß an dieser Stelle nicht Grammatiker, sondern Logiker und will aus »objectiv-sachlichen Motiven« (S. 121) einsehen. Doch vermisse ich die Darstellung des Gewinnes, den der Geist gerade aus solchen logisch nicht notwendigen, nicht gerechtfertigten Formen zieht. Schuldet der Ursprung der platonischen Dialektik der attischen Sprachform nichts? und ist es nicht derselbe Keim, der jener Dialektik und dem Ursprung dieser Form zu Grunde liegt? Wie viel und was also der Volksgeist aus der Sprache gewinne, das darzulegen hätte wohl auf dem Wege des Verf. gelegen.

In diesem Kapitel ist auch vom Mythos in treffender Weise die Rede, ferner dann vom Willen und von Sitte und Ceremonie. Vielleicht sind die Kategorien der praktischen Betätigung (S. 129—137) etwas zu kurz gekommen.

Im sechsten und siebenten Kapitel finden wir die vierte Stufe, die ganz im Lichte der Cultur steht: »Der

wissenschaftliche Geist und die sittliche Freiheit.« »Das Gefühl und die allgemeinen ästhetischen Beziehungen.« Warum das letztere als »Anhang« bezeichnet wird, weiß ich nicht: da es doch ganz und gar und mit Notwendigkeit hierher gehört. In beiden Kapiteln aber wird vieles gut gedachte in würdiger Form gesagt. Die Rundheit der Darstellung gewinnt durch Unterlassung jeder Polemik, wozu in historischer wie in dogmatischer Hinsicht Veranlassung gewesen wäre.

Die Weltanschauung des Mythos, so führt der Verf. aus, ward rein und entschieden nur bei einem einzigen Volke durchbrochen, in den griechischen Denkern, und zwar hier theoretisch, während sich praktisch der Durchbruch in der religiös-sittlichen Weltanschauung der jüdischen Propheten und des Christentums vollzog. Allerdings herscht auch heute noch weithin die ererbte mythische Denkweise; aber die Forderungen der Wissenschaft klären und entfalten sich immer mehr und gewinnen in immer weiteren Kreisen Anerkennung.

Zwei fördernde Momente der Entwicklung werden hervorgehoben: erstlich die Eigenarten der Völker, die in friedlichem und feindlichem Verkehr einander begegnen, endlich aber in großen Weltreichen zusammengefasst werden; zweitens der Wandel der Völker in ihrem Sein und Produciren im Laufe der Zeiten. Diese beiden Punkte werden hier nicht an sich entwickelt; sondern der Verf. zeigt nur, wie sie erfasst werden, wie auf Sagen und Logographen »die Synopsis Herodots, endlich die geschichtliche Anschauung des Thukydides folgt.« Die nüchterne verständige Betrachtung, zunächst in der Praxis erwacht, fördert dann auch das wissenschaftliche Streben, Philosophie und endlich die Fachwissenschaften. Dies führt den Verf. zu einer Darlegung der Entwicklung des Denkens und Erkennens bei den Griechen. Den Uebergang zur neuern Zeit macht der Verf. in folgender Weise (S. 154): »Die antike Welt hat die wesentlichen Richtungen des Geistes, welche die dritte Stufe durchbrechen, alle geboren, aber in eigentümlicher Beschränkung. Einerseits erhielten die Begriffe des Seins, der Substanz und der

ganze Erkenntnisprocess immerhin eine materiale (ontische) Fassung; und da Logik und Grammatik nicht unterschieden wurden, bildete sich eine oft wunderliche Verquickung hervor. Andrerseits flüchtete sich der sittliche Geist, der sich aus den Trümmern des praktischen Daseins herauswand, aus dem großen Zusammenhang des Lebens als individuelle Sittlichkeit in sich zurück und gewann teils eine asketisch fratzenhafte Verzerrung, teils ein ungehöriges Uebergewicht der logischen Elemente . . . Die überlebten weltgeschichtlichen Völker vermochten das nicht mehr, was einst die frische Triebkraft des jungen Griechenland geleistet hatte, indem es die Erbschaft des Orients organisch assimilirte und zu einer höheren Auffassung des Daseins erhob. Die religiöse Synthese des Christentums trat in die Lücke.« Hier scheint mir aber die Frage übergangen, inwieweit im Christentum eine Triebkraft des alten Griechenland und des alten Rom anzuerkennen ist, durch welche sie sich abermals eine Erbschaft des Orients assimilirten. Aber das versteht sich für jeden, der etwas von Völkerpsychologie ahnt, dass die Bildung des Christentums gar nicht in derselben Linie mit der Entwicklung der griechischen Philosophenschulen liegt. Der Verf. macht gelegentlich einmal (S. 161) folgende Anmerkung: »Die großen griechischen Philosophen kommen dem ethischen Monotheismus vielfach nahe; erreicht aber haben auch sie ihn nicht, wenigstens nicht in der von allem Logischen und Erkenntnistheoretischen gereinigten Form, welche, wie sie ausschließlich in der Praxis geboren wird, nur durch eine mächtige Resonanz im Volksgemüte zu Worte kommt.« Weil Monotheismus Religion ist, darum kann der Philosoph ihn nicht erzeugen.

Nun spricht der Verf. von der Renaissance. »Auf dem Gebiete der Natur begann der wissenschaftliche Neubau. Die Welt, das ‚Werk‘ Gottes, war von dem transcendenten Schöpfer ganz abgelöst, und die Herrlichkeit desselben wurde lediglich gesteigert, wenn in ihr ein mechanisches Kunstwerk entdeckt wurde, das alle bisherigen Vorstellungen auf den Kopf stellte.« Hier hat doch wohl der Verf. übersehen, was

schon im Mittelalter, namentlich von den Arabern, geleistet war. Die Wirkung der monotheistischen Religion auf das entschiedene Hervortreten der experimentirenden Wissenschaft darf wohl nicht verkannt bleiben. Die Griechen sahen im All ein Werden, eine Physis; im Mittelalter aber war die Welt ein Werk Gottes — warum sollte nicht das Ebenbild Gottes auch wie Er schaffen können? So entstand die experimentale Chemie. Zum Werden und Wachsen, zur Physis gehören Bedingungen und Ursachen; aber zum Machen gehören Kräfte. So trug man die aus der Selbstbeobachtung gewonnene Kraft als Kategorie in die Naturprocesse.

Neben der Naturwissenschaft hob sich Philologie und Psychologie. Endlich spricht der Verf. auch noch vom Lehren und Lernen, wendet sich dann aber zu den Kategorien der praktischen Betätigung der vierten Stufe (S. 160—183). Gerade was in dem sogenannten »Anhang« über das ästhetische und ethische Leben gesagt wird, hat mir in Inhalt und Form besonders gefallen.

Nur die Disposition ist mir nicht klar. Nicht nur dass ich an der Bezeichnung »Anhang« Anstoß nehme, sondern es scheint mir auch die vierte Stufe einerseits nicht von der dritten wirklich geschieden zu sein, andrerseits aber finde ich hier manches, was ich erst im zweiten Bande erwartet hätte, wie die Bemerkungen über den intelligibelen Charakter und die noumenale Welt.

Ich weiß aber nicht, ob ich mir die richtige Vorstellung von dem Verhältnis dieser beiden Bände bilde, von denen eben nur der erste vorliegt. Es kommt mir vor, als solle die erste Hälfte des ersten Bandes, welche wir im Obigen kurz verfolgt haben, sich zum zweiten Bande, den wir noch erwarten, analog verhalten, wie sich bei Hegel die Phänomenologie als erster Teil seines Systems zum zweiten Teil, seiner eigentlichen Philosophie oder Wissenschaft, verhalte. Wenn dem aber so ist, so bleibt mir unklar, wie »die Bewegungsgesetze des Geistes« als zweite Hälfte hinzutreten und mit ihr zusammen den ersten Band bilden soll. Diese zweite Hälfte, Mechanik des Geistes, trennt

den ersten von dem zweiten in ganz ungehöriger Weise. So scheint es.

Ich habe durchaus das Gefühl, als könne mir eine Reproduction des Verf. (und verstehen heißt doch reproduciren) darum nicht gelingen, weil der zweite Band noch nicht vorliegt, und weil man eine Entwicklung, deren Ziel man nicht kennt, nicht sicher auffassen kann; und dies in diesem Falle um so mehr, je eigentümlicher die Denkweise des Verf. ist.

Die Schwierigkeit des Verständnisses der Disposition setzt sich nun in der zweiten Hälfte fort. Diese spaltet sich in I. »Die Grundsätze der psychischen Mechanik« und in II. »Die Gesetze des wirklichen Seelenlebens«, und letztere wird dreifach gegliedert: A. »Mechanik des Warnehmungsprocesses, B. des Vorstellungsprocesses, C. des Denkprocesses«. Wenn aber I und II A. mit II B. durchaus psychologisch scheinen, so ist II C. ein Abriss der Logik in drei Kapiteln: Das logische Urteil, der logische Schluss, der logische Begriff, von denen das erste fast fünfmal so lang ist als das zweite und mehr als dreimal so lang als das dritte.

Aber kann Logik Mechanik des Denkens heißen? Das Denken hat so wenig eine Mechanik wie die Freiheit des Handelns; denn Denken bezeichnet nichts andres als Freiheit des Vorstellens, also Herrschaft über Mechanismus desselben. Die Logik hätte also in des Verf. zweiten Band, als Darstellung der idealen Denkform in die Metaphysik, gehört (wie bei Hegel oder wenigstens wie bei Lotze). Des Verf. Disposition wage ich aber nicht falsch und schlecht zu nennen, weil sie mir eben nicht klar ist. Eine gewisse Aufklärung glaube ich aber bald zu finden, wenn wir uns das ansehen, was der Verf. in den psychologischen und den logischen Kapiteln vorträgt.

In den psychologischen Darstellungen zeigt der Verf. seine Beherschung meines Abrisses in auffallender und fruchtbringender Weise zuerst dadurch, dass er in Sätzen, die sich bei mir von einander getrennt finden, einen inneren Zusammenhang erkannt hat, der durch bloße Annäherung derselben an einander sogleich einleuchtend wird. Ich habe

aber manches mit der Zufälligkeit gegeben, wie ich es gefunden habe; der Verf. beherscht das alles freier als ich. Dadurch aber, dass innerlich Verbundenes auch als solches aufgewiesen wird, gewinnt es an Bedeutung. So z. B. beim Verf. S. 209: Die Vorstellungen sind völlig gehemmte, bereite, schwingende und bewusste. Ich habe die Wörter gegeben; der Verf. hat einen Satz daraus gemacht. So ist es denn auch etwas ganz andres, wenn ich hier und da psychologische Formeln oder Figuren gegeben habe, oder wenn der Verf. ein Netz von solchen Formeln ausbildet, welches die gesammte Lehre vom Vorstellen umspannt. Dann aber zeigt sich auch bald, dass der Verf. den Sinn manches psychologischen Satzes eigentümlich gedeutet, dass er das Psychologische metaphysisch verwertet hat. Und so zeigt sich denn, dass für ihn allerdings Psychologie und Logik nicht so entgegengesetzt sind, wie sie nach gewöhnlicher Begriffsbestimmung genommen werden: ihm ist die Logik und Metaphysik psychologisch, darum auch die Psychologie logisch und metaphysisch: daher seine auffallende Disposition. Ich erkenne hierin eine sehr consequente Fortbildung Kants, deren volles Verständnis der zweite Band bringen muss.

Ein recht einfaches Beispiel mag zeigen, wie der Verf. meine psychologischen Formeln metaphysisch wendet. Ich habe in meiner Einleitung § 187 die Formel aufgestellt $P + A^1 = A^2$ und bezeichnete damit die Warnehmung eines bekannten Dinges als einen psychologischen Vorgang. P bedeutet den Sinnenreiz, A^1 unsere alte Anschauung von dem Dinge, wie wir sie als Besitz in uns tragen, A^2 die Warnehmung des Gegenstandes als gegenwärtige. Der Verf. gibt diese Formel § 166 ff., bespricht sie aber nach ganz andrer Richtung. Schon in der Bedeutung der Buchstaben weicht er etwas ab. P bedeutet die Nervenreize; A^1 »die in Folge wiederholter Erfahrung durch Verschmelzung und Verdichtung im Zusammenhang des Geisteslebens daraus hervorgegangene objective Vorstellung, sofern sie latent ist; A^2 die durch den sinnlichen Reiz bewirkte Energie dieser Vorstellung oder die Erscheinung.« Indem er sagt,

A^2 bezeichne bloße Energie des Vorstellens, sagt er weniger als ich; indem er aber hinzufügt »oder die Erscheinung«, sagt er etwas ganz andres, und zwar eben Kantisches. Er erklärt weiter: »Auf dem Standpunkte des gesunden Menschenverstandes heißt A^2 ‚das Ding' und A^1 ‚die Vorstellung'«. Nun folgt die Dialektik dieser Denkform. »Die Vorstellung A^1 würde dem Inhalte nach ein ziemlich genaues Aequivalent des Dinges A^2 sein. Nur tritt A^1 mit A^2 nicht in dieselbe Weise des Existirens.« Immerhin jedoch ist $A^1 = A^2$. Später bemerkt man jedoch, dass wie der Erinnerung A^1 etwas dazu fehle, A^2 zu sein, so das Ding in dem Gebilde A^2 nicht aufgehe. »Das Ding an sich habe sein Sein und Wirken für sich, das zwar in A^2 enthalten sei, aber einerseits nicht nach seinem ganzen Inhalt, und andrerseits mit einer Zutat überkleidet, die dem subjectiven Denkprocesse angehört.« Diese Zutat kommt dem A^2 von A^1 her; denn A^2 entsteht aus $A^1 + P$. Zieht man A^1 von A^2 ab, so bleibt P; also sei »P das Ding an sich nach Inhalt und Existenzform, bloßgelegt aus aller subjectiven Zutat, soweit dessen Inhalt der Erkenntnis sich aufschließt«. Die Dialektik schreitet aber weiter. P ist ja nur »eine Veränderung, welche dem erkennenden Subject angetan wird. So bliebe das Ding an sich unfassbar und wäre = X. Der Verf. erklärt also die Gleichung $A^1 = A^2$ für die Gleichung der Unmündigen, die von einem X überhaupt nichts wissen; die Gleichung $P = X$ für die der unklaren Kritiker; endlich $A^1 = X$ für die Behauptung der bewussten und unbewussten Identitätslehrer«.

Dieses einfachste Beispiel mag genügen. Es ist aber bei dem Reichtum des Inhalts nicht möglich, die einzelnen Kapitel durchzunehmen. Wie in dem eben Angeführten, so wird die Lehre von der Warnehmung ausführlich und genau, und immer psychologisch und metaphysisch zugleich dargelegt. Dann wird in der Mechanik des Vorstellungsprocesses in drei Kapiteln eine ganze Sprachphilosophie und allgemeine Grammatik gegeben, wiederum in logischer Hinsicht. Endlich werden die Grundzüge einer Logik (Lehre vom Urteil, Schluss, Begriff und Idee) gezogen.

Ueberall wird klar, dass hier eine wissenschaftliche Anschauung ausgeführt werden soll, welche die wahrhaften Motive sowohl Kants als auch seiner Nachfolger, zumal Hegels und Herbarts, aber auch Schillers und W. v. Humboldts, und überhaupt der geistvollen Philologen und Naturforscher, zusammenfasst, ohne jede dieser Richtungen zu fälschen. Dass dazu Lotze ein bedeutsames Ferment geliefert hat, versteht sich für den Kundigen von selbst.

Wohin die Verleugnung Hegels und Herbarts zunächst geführt hatte, ist bekannt: zur Verherrlichung des Patschuli-Philosophen, des Pessimisten Schopenhauer; Plato verdrängt durch den Buddhismus! Doch das war nur eine Schaumblase, mehr ein Spielball in den Salons, als ein Moment in dem Kopfe ernster Forscher. Der Verf. gewährt mir aber die freudvolle Ueberzeugung, dass die viel gepredigte Rückkehr zu Kant nicht einen Strich durch die nachkantische Entwicklung des deutschen Geistes bedeute. Dieser Strich wäre die Unterjochung Deutschlands durch Fremde oder vielmehr ein Selbstmord unseres Volkes.

Die Zusammenfassung Kants mit seinen Nachfolgern, die Neubelebung Hegels, konnte natürlich nur dadurch bewirkt werden, dass vom Verf. ein neuer synthetischer Gedanke in die Untersuchung eingeführt ward — neu, d. h. wie schon gesagt, nur relativ. Die Entwicklung, welche Hegel nur dialektisch verstand, ist aus dem Rationalismus in die Wirklichkeit verlegt. Dieser Gedanke ist schon von guten Forschern, auch in dieser Zeitschrift, ausgesprochen. Wie ihn nun der Verf. ausgeführt hat, haben seine Formeln nicht nur psychologischen, sondern auch logischen Sinn und auch ethische Bedeutung erhalten, und gelten nicht bloß für das menschliche Individuum, sondern auch für die Geschichte der Völker oder die Völkerpsychologie, ohne dass dabei die oben hervorgehobenen Verschiedenheiten übersehen zu werden brauchten.

Möchte uns der Verf. recht bald auch den zweiten Band geben, um damit zugleich den ersten verständlicher und fruchtbarer zu machen. Das fertige Werk wird seine Wirkung nicht verfehlen. St.

Peter Justus Andeer, Pfarrer, Rhätoromanische Elementargrammatik mit besonderer Berücksichtigung des Ladinischen Dialekts im Unter-Engadin. Zürich. 1880. 112 S. 8°.

Ein Büchlein ohne streng wissenschaftliche Ansprüche, aber von einem Manne, welcher unter seinen Talgenossen als Autorität für guten Ausdruck und Stil gilt. Dem Gebotenen wollen auch wir den gebührenden Dank bringen. Das Werkchen enthält eine Formenlehre (S. 1—49), eine Satzlehre (50—77), endlich Uebungen zum Uebersetzen aus dem Romanischen ins Deutsche und umgekehrt (78—88), moralische Erzählungen und sonstige Texte (89—108).

Diez hat bekanntlich in seiner Grammatik diesem Churwälschen nur ein Blatt gewidmet; »als eine ebenbürtige Schwester der sechs Schriftsprachen« wollte er sie nicht gelten lassen, »teils weil sie, durch fremde Einwirkungen verdunkelt, nicht zu völliger Selbständigkeit habe gelangen können, teils aber und hauptsächlich weil auf ihrem Boden keine eigentliche Schriftsprache zustande gekommen«. Der letztere Umstand (darin muss ich Herrn Böhmer, der einen dem Werkchen vorgesetzten aufmunternden Brief an den Verf. geschrieben hat, beipflichten) kann für den Sprachforscher nicht in Betracht kommen. Dass es aber unserem Dialekt an einer bestimmten Individualität fehle, dürfte sich in der Tat als unrichtig erweisen.

Man kann es doch nicht Unselbständigkeit nennen, wenn er im Uebergange von den südlichen Sprachen zu den nördlichen steht.

Es gibt hier nur eine Declination: der pl. erhält ein *s*. Das Adj. erhält im Fem. ein *a*. Der Artikel übertrifft an Consequenz der Bildung alle romanischen Schriftsprachen: m. *il*, pl. *ils;* f. *la*, pl. *las*, und hat einen Ablativ *dal dalla* neben dem Genitiv *del della* vor allen voraus. Ferner bemerke ich: die zweite Pers.-Endung ist *st*. *Eu cira* ich war *tü eirast, el eira; nus eiran, vus eirat, els eiran*.

Dies muss genügen.

Des Verf's. Orthographie scheint nicht übel. Wenn aber Andre *dieu* schreiben und *dia* sprechen, *maun* Hand für *mäm*, so mag das eine Mahnung sein, wie wenig berechtigt man häufig ist, aus der Schreibung auf die Sprache zu schließen. St.

Programm zu einer neuen Ausgabe der sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt.

Seit kurzem ist die königliche Bibliothek zu Berlin in Besitz sämmtlicher von Wilhelm von Humboldt hinterlassenen, auf Sprachwissenschaft bezüglichen Manuscripte. Ein nicht unbeträchtlicher Teil derselben enthält allgemeine Betrachtungen über das Wesen und den Bau der Sprache und sind wegen ihrer engen Beziehung zu der berühmten »Einleitung in die Kawi-Sprache« von besondrer Wichtigkeit.

Es sind namentlich folgende Mss., die uns näher angehen.

I. »Darstellung der Amerikanischen Sprachen.« Nur »die Einleitung« dazu ist ausgeführt, aber nicht vollendet. 141 S. f°. Ganz von Humboldts Hand. Sie trägt die Ueberschrift: »Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus« und ist nach vorbereitenden Bemerkungen § 1—18. S. 1—14 in folgender Weise disponirt:

a) Natur der Sprache überhaupt § 19—55. S. 15—49.
b) Verfahren der Sprache bei Bildung der Rede.
  α) Lautsystem § 56—71. S. 49—62.
  β) Wortvorrat § 72—126. S. 62—127.
  γ) Redeverbindung § 127—149. S. 127—141, unvollendet.

Dieses Ms. ist das älteste und wichtigste. Ich bezeichne es durch H^1.

II. »Vergleichende Betrachtung der Amerikanischen Sprachen. Einleitung.« 121 S. f°. Nur wenige Seiten gehen

uns an. Es bespricht die amerikanischen Altertümer; und wenn sich das erstgenannte Ms. der Einleitung in die Kawi-Sprache an die Seite stellt, so entspricht dieses zweite Ms. vielmehr dem ersten Buche des Werkes über das Kawi, worin die Altertümer Java's besprochen werden. Auf diese Einleitung sollte eine »Vergleichende Darstellung des Baues der uns genauer bekannten Sprachen Amerikas« folgen. Aber mit der Ueberschrift »Buchstaben« auf S. 121 bricht das Ms. ab. Es stammt nur teilweise von Humboldts Hand. Buschmann hat dieses Ms. erst, nachdem er das Werk über die Kawi-Sprache schon herausgegeben hatte, also längst nach Humboldts Tode aus dessen Papieren zusammengestellt, in der offenbaren Absicht, es weiter zu führen. Dies ist dann unterblieben. Ich bezeichne dieses Ms. mit H^2.

III. »Ueber die Verschiedenheiten (sic!) des menschlichen Sprachbaues« in drei Abschnitten. Dieses Ms., das ich als H^3 bezeichne, sollte eine besondre ganz ausführliche Schrift über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues werden. Humboldt wollte zu »dem Gebäude der allgemeinen Sprachwissenschaft« wenigstens die Grundzüge geben, wenn er auch sehr klar darüber war, dass der volle Ausbau noch unmöglich ist.

Der »erste Abschnitt« hat die Ueberschrift: »Von der allgemeinen Sprachkunde und dem besondren Zwecke der gegenwärtigen Schrift«. § 1—33. S. 1—55.

Der »zweite Abschnitt« »Von der Natur der Sprache und ihrer Beziehung auf den Menschen im allgemeinen«, § 34—66, ist eine Ueberarbeitung des betreffenden Teils im erstgenannten Ms. H^1.

Der dritte Abschnitt stellt sich völlig als Brouillon dar. Die erste Seite, als 95. bezeichnet, zeigt sich als Fortsetzung eines durchstrichenen Paragraphen. Sie enthält dann § 80 mit der Ueberschrift: »Erstes Kapitel: »Von der Sprache in Beziehung auf die Verschiedenheit der in der Nation vorhandenen Individuen« § 80—100. S. 95—139. Das zweite Kapitel: »Von der Verteilung der Sprachen unter mehrere Nationen« liegt nur in drei unzusammenhängenden Blättern vor.

IV. »Vom grammatischen Bau der Sprachen« H⁴ ist die Fortsetzung von Ms. I u. III. Es beginnt mit einer allgemeinen Erörterung der grammatischen Form S. 1—70 und knüpft dabei sogar wörtlich an den letzten Teil von Ms. I an. Dann aber folgt eine ausführliche Betrachtung der Form des Sanskrit, S. 70—189, zwischen welchen noch 111 S. eingeschoben sind. In gleicher Weise, wenn auch nicht gerade in gleicher Ausführlichkeit, sollten noch einige Sprachen behandelt werden, so dass alle Sprachen der Erde vertreten wären.

Hierzu kommen endlich noch zwei Mss. der Einleitung in die Kawi-Sprache; das eine ist die Abschrift des anderen. Diese Abschrift, von Buschmanns Hand, war bis § 11 incl. von Humboldt durchgelesen und diente nach Humboldts Tode zum Drucke. Das andere Ms. ist von der Hand eines Schreibers; teilweise hat derselbe ältere Vorlagen copirt, teilweise ist ihm von Humboldt dictirt worden, was aus Fehlern hervorgeht, die von Humboldt corrigirt sind, und die sich nur als Hörfehler begreifen lassen. Dieses Ms. bezeichne ich mit A.

Es lässt sich nachweisen, dass Stücke aus H¹ durch alle folgenden Mss. gewandert und endlich in A aufgenommen sind. Alle genannten Mss. I—IV können als Entwürfe und Materialien zur Einleitung in die Kawi-Sprache angesehen werden. Es ist klar, dass an dem Studium der amerikanischen Sprachen Humboldts Ideen über das Wesen und die Verschiedenheit der Sprache sich entwickelten, und dass er zunächst die Absicht hatte, diese Ideen seiner Bearbeitung der Sprachen Amerikas als Leitfaden vorauszuschicken. Er merkte dann wohl, dass diese streng disponirten »Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus« sich nicht als Einleitung in eine Special-Untersuchung fügen. Die Ideen waren ihm zu weit gewachsen. Er fasste also den Entschluss, sie in einer besondren Schrift »Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues« ganz ausführlich und wo möglich die Sache erschöpfend darzulegen. Zur Vollendung dieses Unternehmens aber, das fühlte er bald, fehlte ihm die Lebens-

dauer, und so kehrte er zu der ursprünglichen Absicht zurück und bog mit Fleiß in den Ton einer Einleitung ein. Dazu gehörte, dass er äußerlich das formelle Gerüst einer Disposition fallen ließ.

Demnach scheint mir jetzt die Zeit gekommen, wo eine neue Ausgabe jener Einleitung (d. h. der Schrift »Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die Entwicklung des Menschengeschlechts«) in derjenigen Vollkommenheit, welche überhaupt möglich sein wird, versucht werden kann. Ich gehe mit größter Freude an die Ausführung dieser Aufgabe, und schätze mich glücklich, dass mich das Schicksal dazu berufen hat.

Was zunächst den Wortlaut des Textes betrifft, so ist er von einigen sinnentstellenden Druck- und Schreibfehlern zu reinigen. So ist z. B. S. 35 Z. 6 v. u. statt »körperlichsten« zu lesen: »körperlosesten«. — Ferner sind einige Pedanterien in Schreibweise und Flexion zu entfernen, die durch den Schreiber hineingetragen sind. Dieser Punkt scheint mir allerdings unwesentlich. Humboldt ist uns für deutsche Orthographie und Grammatik keine Autorität; und obwohl er in allen Einzelheiten sorgsam war, so hat er doch wohl niemals die deutsche Rechtschreibung einer besondren Prüfung unterworfen. Wenn er zu verschiedenen Zeiten dasselbe Wort verschieden schrieb, so kann das aus Zufall oder mit Absicht geschehen sein: fraglich bleibt es immer, was ihn zur Aenderung veranlasst haben mag.

Wenn sich nun unter seinen Augen der Factor der Druckerei gestattete von seiner Schreibweise abzuweichen, und z. B. *sein* statt *seyn, ging* statt *gieng* zu setzen, so werde ich noch weiter gehen und das *th* in deutschen Wörtern durch *t* ersetzen, und ferner das Zeichen *ß* einführen, dasselbe von *ss* in jetzt üblicher Weise unterscheidend.

Nur was mir für Humboldt charakteristisch scheint, glaube ich beibehalten zu müssen, und das scheinen mir allerdings auch solche Punkte zu sein, die allgemein empfehlenswert sind. Die gehäuften *e* in *anderen, Entwickelung,* stammen aus des Schreibers Pedanterie; Humboldt schrieb

andren, Entwicklung. In den spätern Mss. schreibt er *des Gedanken,* in den früheren, und auch im Druck (z. B. Ges. WW. I, 14) *Gedankens,* und dies werde ich durchweg aufnehmen. Humboldt liebte das *e* vor dem *s* des Genitivs nicht; im Dativ steht es häufig. Wenn hier auch durchgehende Gleichheit fehlt, so scheint Humboldt doch von der Regel geleitet, nach langem Vocale der Stammsylbe das e zu setzen, nach kurzem dagegen wegzulassen. Ich werde also S. 50, Z. 19 nach dem Ms. A *einem Blitz oder Stoße vergleichbar* herstellen, statt des Buschmannschen *Blitze.* — Die Fremdwörter lässt Humboldt ohne *s.* In seinen Mss. erscheint durchweg z. B. *des Verbum.* Das *-bums* kommt von Buschmann. Humboldt schrieb *allmählich.*

Hauptsache aber wird die Erklärung sein. In einer Einleitung soll der Gedankengang des Werkes, die Disposition desselben, die Gruppirung der Gedanken in weitern Umrissen vorgeführt werden; dann aber soll auch jeder Abschnitt und jeder § mit einer solchen orientirenden Einleitung versehen werden. Wie notwendig es ist, dem Leser überall den Gedankenfaden zu reichen, wenn ihm die angestrengteste Aufmerksamkeit erspart werden soll, mag das eine Beispiel zeigen, dass in der Abh. »Ueber das vergleichende Sprachstudium« § 13 alles von den Worten »denn als Werk« Ges. WW. III 252, Z. 12 bis »sein« 254, Z. 5, also fast volle zwei Seiten als Parenthese zu fassen sind. Denn es schließt sich S. 252, Z. 10 der Satz »Die Sprache muss zwar« sachlich eng an S. 254, Z. 5. »Der Instinct des Menschen aber ist minder gebunden«.

Wird hierdurch für die Erfassung des Zusammenhangs des Einzelnen mit dem Ganzen gesorgt, so ist es aber auch nötig, für das Verständnis des einzelnen Satzes, des einzelnen Ausdrucks an sich zu sorgen. Hierzu ist das einzig gebotene Mittel, die Parallelstellen sowohl aus dem Werke selbst, als aus den Abhandlungen und den sämmtlichen Schriften Humboldts, ja auch seiner Geistesgenossen zu sammeln. Da es vorzugsweise die sprachwissenschaftlichen Abhandlungen sein werden, die zur Vergleichung gezogen werden müssen,

so scheint es ratsam, sie unserem Werke vorzudrucken. So kann statt des vollen Citats die bloße Angabe der Stelle genügen. Unsre Absicht wird sich aber auch um deswillen empfehlen, weil jene Abhandlungen (wie das angeführte Beispiel gezeigt haben wird) auch selbst nicht minder eines Commentars bedürfen. Dazu kommt, dass die Abhandlung »Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen« aus den Abhandlungen der Akademie noch gar nicht wieder abgedruckt ist und in den Ges. WW. keine Aufnahme gefunden hat.

Die obige Aufzählung der Mss. zeigt klar, dass die »Einleitung« nicht speciell für die Kawi-Sprache und den malayisch-polynesischen Stamm gedacht und gearbeitet, noch weniger bloß auf Anregung von außen entstanden ist, sondern dass sie in den letzten funfzehn Lebensjahren Humboldts nicht aufgehört hat, der Mittelpunkt seines Denkens und Arbeitens zu sein. So steckt in ihr wohl die Einheit des Mannes; aber sie trägt nicht die Einheit des Gusses, durch welchen sie ihre Gestalt gewonnen hat. Sie ist mehrfach überarbeitet, zerrissen und zusammengestückt. Diese ihre Entstehungsweise erklärt vieles Rätselhafte. Mancher Satz steht in der Einleitung ohne Verknüpfung da; oder er enthält eine stilistische Incorrectheit. Hierüber geben uns die Mss. Aufschluss, aus denen sich ergibt, in welchem Zusammenhange der Gedanke ursprünglich gedacht war, aus dem er nun herausgehoben ist, ohne sich auch in der sprachlichen Form dem neuen Zusammenhang anzupassen.

Manches ist in einem Ms. schön ausgeführt, was wir jetzt nur verkürzt lesen. Aber nicht bloß die Verkürzung, sondern auch die veränderte Stellung ließ ein volles Verständnis nicht zu. Jetzt gewinnen wir einen volleren Einblick in die geistige Werkstätte Humboldts. Einige Incorrectheiten erklären sich daraus, dass Humboldt nicht selten beabsichtigte Aenderungen im Ms. des Schreibers nur angedeutet, die Ausführung ihm überlassen hat. Dabei aber wurden zuweilen nicht sämmtliche Rücksichten beobachtet. Es wurde etwa das Verbum geändert, aber nicht wie

notwendig gewesen wäre, auch der Casus oder die Präposition.

Ich werde versuchen, aus den Mss. alles mitzuteilen, wodurch das innige Verständnis Humboldts gefördert werden kann. Kürzere Parallel-Stellen, und kurze Angaben über den ursprünglichen Zusammenhang und die ursprüngliche Form der Sätze der Einleitung werde ich als Anmerkungen unter den Text bringen, wie auch die Erläuterungen der Humboldtischen Termini. Längere Ausführungen aus den Mss. werde ich als Excurse den betreffenden §§ beifügen.

Die Mss. befähigen uns bis auf einen gewissen Grad, der Arbeit Humboldts zuzuschauen, die Chronologie der Teile zu entwerfen. So begreifen wir auch die Schwierigkeit, welche manche Stelle, z. B. § 1 dem Verständnis bietet. Humboldt hat ihn zuletzt geschrieben. Er trug seine ganze Sprach- und Geschichts-Ansicht in seinem Geiste und wollte sie an dem Eingang seines Werkes in Kürze ausgedrückt hinstellen. Es ist Cyklopen-Arbeit.

Ich lasse nun hier als Probe meines Unternehmens eine »Unvollendete Abhandlung« Humboldts folgen. Als solche ist sie vom Verfasser selbst auf dem Umschlage bezeichnet, wie sie denn auch gänzlich von ihm eigenhändig geschrieben ist. Sie kann natürlich nur zeigen, was ich für das Verständnis des Einzelnen tun kann, und wie meine Einleitungen für Auffassung des Zusammenhangs sorgen werden.

Sie hat noch keine Ueberschrift. Sie würde, wie aus dem Anfang derselben hervorgeht, die dritte in der Reihe gewesen sein und mit den beiden vorangehenden (»Ueber das vergleichende Sprachstudium« 1820. »Ueber das Entstehen der grammatischen Formen« 1822.) einen abgeschlossenen Cyklus gebildet haben. Ich möchte sie nennen: Ueber den Charakter der Sprachen und dessen Zusammenhang mit der National-Eigentümlichkeit. Die späteren Abhandlungen, »Ueber den Dualis« 1827. »Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen« 1829. behandeln speciellere Themen. Die Teilung in §§ habe ich

vorgenommen und man wird sie hoffentlich als ein Bestandstück des Commentars gelten lassen.

Diese Betrachtungen über den Zusammenhang der Sprache mit dem National-Geist sind Humboldt an den Amerikanischen Sprachen erwachsen. In einem Entwurf »Darstellung der Amerikanischen Sprachen« (oben II) finden sich S. 10 ff. 13 ff. ganz ähnliche Gedanken wie die in der vorliegenden Abhandlung ausgesprochenen, aber viel unreifer, bei weitem nicht so tief. Daher kann ich von dorther nichts zur Erläuterung citiren. Andrerseits muss bemerkt werden, dass Humboldt hier noch nicht zwischen Form und Charakter der Sprache unterscheidet, sondern unter »Charakter« auch die Form befasst.

Ihr Inhalt ist folgender.

Nachdem Humboldt in der ersten Abhandlung eine richtigere Ansicht vom Wesen der Sprache gelehrt und ihr überhaupt einen Einfluss auf die Begriffsbildung und die Fühlweise des Volkes zugeschrieben hatte; nachdem er dann in der zweiten unter den Sprachen eine höhere Classe von den niedren abgesondert hatte: kommt er nun drittens auf die Individualität der Sprachen zu reden. Liegt in der Sprache eine Weltansicht, so liegt eben in jeder einzelnen eine eigentümliche (1. 2).

Die Aufgabe des Sprachforschers ist nicht bloß, zu erkennen, in wie mannichfachen Formen der Mensch Sprache erzeugt, und eine Genealogie der Sprachen aufzustellen (3); sondern auch in welch individueller Weise eine Sprache auf das Denken und Empfinden des sie redenden Volkes einwirkt (4).

I. Gibt es denn aber verschiedene Charaktere der Sprachen? und wie machen sie sich geltend?

Völker und Zeitalter, auch einzelne Schriftsteller, haben zwar, noch abgesehen von den Sprachen, ihre Eigentümlichkeit, welche sie eben den Sprachen aufprägen. Wenn aber hierdurch die Sprache eine individuelle Form erhalten hat, so wirkt nun diese auf den Geist ihrer Urheber zurück. Die In-

dividualität der Sprache aber beruht auf der Einwirkung vieler vergangener Geschlechter; daher wird die Wirkung, welche sie auf jede Zeit und jedes Individuum ausübt, mächtiger sein, als diejenige, welche sie von diesen erleiden kann. Ja selbst wieviel und was sie erleiden kann, wird durch ihre Individualität bestimmt. Dazu kommt, dass keine Sprache von dem sie redenden Volke ursprünglich geschaffen ist; es wird also ein ursprünglich gegebener Charakter der Sprache mit einem jüngeren von der Nation empfangenen zusammenschmelzen. Dies liegt besonders klar vor bei den lateinischen Töchtersprachen (5).

II. Weltgeschichtliche Bedeutung der Sprach-Charaktere.

Man muss also eine Eigentümlichkeit der Sprachen anerkennen und diese mit dem sonst betätigten National-Charakter verbinden, um eine wahre Einsicht in das weltgeschichtliche Völkergetriebe zu gewinnen (6). Diese Uebereinstimmung von Dialekt und Stammcharakter zeigt namentlich die griechische Litteratur (7). Die Wirksamkeit eines Sprachcharakters ist zwar zunächst eine ganz unbewusste, im lebendigen Verkehr der Rede erzeugt; sie kann aber auch, nachdem die Sprache aus dem Verkehr geschwunden ist, durch das Studium der in ihr verfassten Litteratur mit vollem Bewusstsein unterhalten werden, wie bei uns der Einfluss des Griechischen und des Lateins (8). Erst so wird die Sprachverschiedenheit unter eine weltgeschichtliche Beleuchtung gestellt (9).

Von jeder menschlichen Einrichtung kann man zwar sagen, dass sie einen Gipfelpunkt habe, über den sie nicht hinausgeführt werden kann; immer aber bewart doch die Idee, welche derselben zu Grunde liegt, eine Fähigkeit, sich ins Unendliche zu entwickeln. Wenn es keine Sklaven mehr gibt, so ist freilich für Aufhebung der Sklaverei nichts mehr zu tun; wohl aber bleibt doch die Idee der Freiheit und Humanität einer höheren und höheren Entwicklung fähig. Die Sprache nun hat gar nicht ein bestimmtes Ziel, mit

dessen Erreichung ihre Aufgabe vollendet wäre; sondern sie wirkt auf die Energie des Geistes überhaupt (10).

Der weltgeschichtliche Zusammenhang der Wirksamkeit der Sprachen wird nicht bloß (unbewusst) durch die Kette der Generationen hergestellt; sondern mit Bewusstsein können in Raum und Zeit weit auseinander liegende Sprachen an einander geknüpft werden (11 vgl. 8). So haben verschiedene Sprachen einen verschiedenen Kreis, innerhalb dessen sie ihren geschichtlichen Einfluss geübt haben, während viele eine solche Bedeutung überhaupt nicht erlangt oder wieder verloren haben (12).

III. Worin besteht nun der Charakterunterschied der Sprachen? woran und wie zeigt er sich? (13)

A. 1. Die Sprache hat einen dreifachen Zweck: a) Mitteilung, b) Darstellung von Gefühlen, c) von Gedanken; dazu bedarf sie dreier Tugenden: Klarheit, Geschmeidigkeit, Tiefe (14). Ferner hat sie die Gedanken und die Empfindung sowohl nach ihrem Inhalt auszudrücken als auch in ihrer Bewegung, d. h. in ihrer Form (15). In Hinsicht auf alle diese Zwecke erweist sich die Sprache einerseits als unentbehrlich, andrerseits aber auch als unzulänglich. Daher zeigt sie überall eine Kraft im Geleisteten, aber auch eine Sehnsucht über das letztere hinaus. Indessen unterscheiden sich hier die Sprachen sowohl in dem Grade dieser Sehnsucht und in dem was erstrebt wird, als auch in den Kräften, mit denen sie ihre Zwecke erreichen. In ersterer Rücksicht unterscheiden sich die Sprachen z. B. je nachdem sie mehr auf Formvollendung oder mehr auf Gediegenheit des Inhalts gerichtet sind; und weiter, ob sie mehr die logische Klarheit des Gedankens oder die ästhetische der Einbildungskraft erstreben; in der andren Rücksicht, ob sie mehr für die Anschauung oder mehr für das Gemüt oder mehr für den Verstand leisten. Nur sind alle diese Ausdrücke zu abstract, und die angeführten Eigenschaften stehen nicht so vereinzelt da (16).

A. 2. Die Sprache kann von einer Seite aus mit der

Kunst zusammengestellt werden: denn sie will darstellen. Andrerseits aber sind beide sehr verschieden von einander: denn die Kunst will Wirklichkeit und Idee verknüpfen, die Sprache will nur die abstracte Idee bezeichnen. In diesem Verhältnis der Zeichen zu dem Bezeichneten liegen abermals Charakterverschiedenheiten (17). Von den formalen Elementen der Sprachen aber hängt es ab, wie sich die Gedanken bewegen (15), ob mehr zusammenhängend und fließend oder in schroffen Uebergängen, ob in gedrängteren, oder in leichteren Massen (18). Von dem grammatischen Bau hängt es dann auch ab, zu welcher Wirksamkeit eine Sprache besonders geeignet ist, ob zur Dichtung oder zur Philosophie (vgl. 6) u. s. w. Oder besser ausgedrückt: es zeigt sich darin, ob der Geist mehr in sich gesammelt, frei u. s. w. wirkt (10).

Ist es also die Stimmung des Geistes überhaupt (10), die Denk- und Fühlweise, worin sich die Charakterverschiedenheit zeigt, ist es die Subjectivität, so wird sie auch besonders aus den Dichtungen hervorleuchten, noch mehr freilich aus dem lebendigen Umgang, und am schönsten aus dem philosophischen Gespräch (20).

B. Aber auch die objective Erkenntnis erfährt Einfluss von dem Charakter der Sprache . . . (21).

H. Steinthal.

Unvollendete Abhandlung.

Von

Wilhelm von Humboldt.

1. Ich habe in einer meiner früheren akademischen Vorlesungen die Aufmerksamkeit darauf zu richten versucht, dass die Verschiedenheit der Sprachen in mehr, als einer bloßen Verschiedenheit der Zeichen besteht, dass die Wörter und Wortfügungen zugleich die Begriffe bilden und bestimmen, und dass, in ihrem Zusammenhange, und ihrem Ein-

fluss auf Erkenntnis und Empfindung betrachtet, mehrere Sprachen in der Tat mehrere Weltansichten sind.

Ich habe in einer andren Vorlesung in dem Baue der Sprachen die Stufe aufgesucht, von welcher aus Dichtung 5 und wissenschaftliche Forschung erst in Klarheit und Freiheit möglich werden, und mithin eine Forderung aufgestellt, die, ohne Rücksicht auf besondre Eigentümlichkeit, an alle ergeht.

Ich wünschte gegenwärtig auf diesen Grund fortzubauen, 10 die Sprachen an dem Punkte aufzunehmen, wo sie im Stande sind, in das Tiefste und Feinste des geistigen Strebens einzugreifen, allein die Individualität in Betrachtung zu ziehen, in der sie sich auf verschiedene Wege verteilen, um, jede mit der ihr einwohnenden Kraft, das allen gemeinschaftlich 15 vorliegende Gebiet in das Eigentum des Geistes umzuschaffen.

2. Dass Individualität Einheit der Verschiedenheit ist,

---

[2] *Weltansichten*] Vgl. Ueber das vergl. Sprachst. 20. Ges. WW. III S. 262 »Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst.«.

[4] *Stufe*] Vgl. Ueber das Entstehen der grammatischen Formen. a. a. O. S. 300. 302. Es ist die Stufe echt grammatischer Formung gemeint, womit bestimmte Forderungen gestellt sind. Die Sprachen aber, insofern sie auf dieser Stufe stehen oder zurückbleiben, bilden auch zwei Classen. Dieser Punkt ist auch schon Vergl. Sprachstudium 13. 14. ausgesprochen.

[12] *zu ziehen*] abhängig von ich *wünschte*, coordinirt den Inf. *fortzubauen, aufzusuchen.*

[15] *Gebiet*] sc. das All der Dinge und der Gedanken und ihrer Verhältnisse und Formen. A. a. O. S. 263: »Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte. Der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet« u. s. w.

[17] *ist*] d. h. Einförmigkeit oder Bewährung desselben Princips in der Fülle einzelner Betätigungen.

braucht kaum erwähnt zu werden. Sie wird nur da bemerkbar, wo man in der Beschaffenheit, durch welche sich eine Sprache von der andren unterscheidet, auf gleiche Weise bewirkte und zurückwirkende Einerleiheit erkennt. Eine wahrhaft geistige aber kann nur in Sprachen vorhanden sein, 5 die schon eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht haben.

Die Untersuchung dieser Individualität, ja sogar ihre genauere Bestimmung in einem gegebenen Falle ist das schwierigste Geschäft der Sprachforschung. Es ist unläugbar, dass dieselbe bis auf einen gewissen Grad nur empfunden, 10 nicht dargestellt werden kann, und es fragt sich daher, ob nicht alle Betrachtung derselben von dem Kreise des wissenschaftlichen Sprachstudiums ausgeschlossen bleiben sollte?

3. Die Zergliederung des Baues und der Bestandteile der einzelnen Sprachen gewährt zwei Arten des Gewinnes, 15 die niemand leicht in Abrede stellen wird. Sie verbreitet Licht über die Art, wie der Mensch die Sprache zu Stande

---

1—4] Die Individualität einer Sprache ist nur an den Punkten (Elementen) zu bemerken, wo dieselbe eine immer auf gleiche Weise bewirkte und zurückwirkende Beschaffenheit zeigt, durch welche sie sich von den andren Sprachen unterscheidet. — Das vergl. Sprachst. § 1 a. a. O. S. 241. Dort ist vom »Totaleindruck« einer Sprache die Rede, d. h. von der erkannten Individualität, und es heißt: »(Man) sieht bald, dass die Wirkung der Sprachen nicht sowohl von gewissen großen und entschiedenen Eigentümlichkeiten abhängt, als auf dem gleichmäßigen, einzeln kaum bemerkbaren Eindruck der Beschaffenheit ihrer Elemente.« Umfassender sagt Humboldt, um Goethes Einwirkung zu charakterisiren (WW. III S. 357): »Es gibt in jeder zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgibt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten (welche die eben genannten »großen und entschiedenen Eigentümlichkeiten« bilden), es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelentätigkeit, Maß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußeren und inneren Welt . . . In dies geheimnisvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt . . .«

bringt, und ist allein fähig, mit Sicherheit über die Abstammung der Sprachen und Nationen zu entscheiden.

Von der letzteren dieser beiden Aufgaben ist es nicht notwendig, hier weiter besonders zu reden. Die erstere 5 hat man bisher meistenteils nur auf dem philosophischen Wege zu lösen versucht. Dies ist auch so wenig zu tadeln, dass man ihn auch künftig wird immer neben dem historischen verfolgen müssen, da jede Vernachlässigung des reinen Denkens sich in allen wissenschaftlichen Bemühungen 10 immer empfindlich rächt. Allein das Schlimme war, dass man die philosophische Untersuchung zugleich durch Tatsachen, und durch unvollständig gesammelte, unterstützte, wodurch sich in den meisten Versuchen allgemeiner Grammatik dem entschieden Richtigen viel Halbwahres und manches 15 offenbar Falsche beimischte.*)

*) Ich erinnere hier nur an das oft über die Folge der Ausbildung der verschiedenen Redeteile Behauptete, wo man bald das Nomen, bald das Verbum für den ursprünglichen hielt und das Pronomen ganz spät entstehen ließ, ohne zu bedenken, dass ur- 20 sprünglich Nomen und Verbum gar nicht grammatisch geschieden waren, und das letztere erst durch die Verbindung des Pronomen mit dem noch grammatisch zwitterartigen Wort entstand.

Das geschichtliche Studium kann zwar niemals Vollständigkeit gewähren, weshalb auf keinem Gebiete, auf wel- 25 chem das reine Denken Gültigkeit hat, Erfahrung an die Stelle desselben treten kann. Allein es ist ganz etwas Andres, wenn die gesammte Masse des geschichtlich Bekannten, als wenn nur ein Teil davon zusammengestellt wird, da die Erfahrung immer in dem Grade ihrer Ausdehnung Allge- 30 meinheit gewährt.

Es muss aber durch das vergleichende Sprachstudium dreierlei geschichtlich dargestellt werden:

1. wie jede Sprache die verschiedenen bei dem Bedürfnis der Rede vorkommenden Aufgaben löst?

35 auf der einen Seite die grammatischen, und zwar wiederum:

welche Ansicht sie von jedem der einzelnen Redeteile, und von ihrer Verbindung gewährt?

welcher Bezeichnungsart der grammatischen Begriffe,

der Anfügung, der Beugung, des Umlauts u. s. f. sie sich bedient?

welche Laute sie hierzu bestimmt, ob nur gewisse, wie die Arabische die sogenannten servilen, oder alle, und welche in jedem einzelnen Fall? 5

auf der andren Seite die lexikalischen Aufgaben:

wie in Absicht der Laute Wörter aus Wörtern entstehen?

nach welcher Vorstellungsweise in der Bedeutung der Wörter Begriffe aus Begriffen hergeleitet werden? 10

wie die Wörter sich zu den Begriffen, jedes den ihm angewiesenen erschöpfend, oder auch mehrere verwandte umfassend, verhalten?

ob und welcher erkennbare Zusammenhang zwischen den Lauten und ihren Bedeutungen stattfindet? 15

2. wie und worin die Sprachen, welchen wir einen langen Zeitraum hindurch folgen können, Veränderungen in ihrem Inneren erfahren haben?

3. welche Verschiedenheiten in Wortbau und Redefügung die näheren und entfernteren Verwandtschaftsgrade 20 in Sprachen gemeinschaftlicher Abkunft zulassen?

Die systematische Zusammenstellung aller Tatsachen, welche die bekannten lebenden und toten Sprachen zur Beantwortung der hier aufgeworfenen Fragen liefern, ist ein Unternehmen, an dessen Möglichkeit und Wichtigkeit 25 niemand zweifeln wird. Sie muss der Abfassung einer wahren Geschlechtstafel der Sprachen sogar vorangehen, da sich erst aus ihr ergeben kann, welche Uebereinstimmungen? in

---

[5] Diese drei Fragen betreffen: die innere Sprachform, die Technik des Wortbaues, den phonetischen Gehalt der Laute. Die beiden letzteren bilden die äußere Sprachform.

[7—15] Die erste Frage gehört in die Technik; die zweite betrifft die Bedeutungslehre und gehört in die innere Sprachform; die dritte betrifft die Synonyma und Homonyma; die vierte die Onomatopöie.

[19—21] Welche Differenzen Dialekte, welche dagegen Familien bilden, und welche eine völlig verschiedene Abkunft beweisen.

welchen Punkten und welchem Umfange? auf Gleichheit der Abstammung zu schließen berechtigen.

4. Es gibt aber noch eine dritte Anwendung des geschichtlichen Sprachstudiums, die, deren Schwierigkeiten im
5 Vorigen erwähnt worden sind, die Untersuchung der Individualität, in welcher die Sprachen auf das Denken und Empfinden einwirken.

Ich habe nicht geglaubt, dass mich diese Schwierigkeiten von der Behandlung dieses Gegenstandes abhalten
10 dürften. Die Frage, ob die Sprachen in der Tat eine bestimmte Form geistiger Einwirkung besitzen, und ob, und woran diese Form in ihnen erkennbar ist, kann nicht übergangen werden, wenn das Sprachstudium es nicht aufgeben will, sich gerade in seiner höchsten und wichtigsten Be-
15 ziehung klar zu werden. Richtige Ansicht lebendiger Kräfte muss allerdings die Hoffnung abschneiden, das Wirken derselben in seiner Individualität erschöpfend darzu-

---

[4]—[7]] Humboldt drückt sich sehr abstract aus. In den vorliegenden Worten ist gesagt, es sei zu untersuchen die Eigentümlichkeit, welche eine Sprache bei ihrer Einwirkung auf das Denken und Empfinden zeigt, also die eigentümliche Weise oder Form ihres Einwirkens. Diese aber hängt von einer eigentümlichen Beschaffenheit der Sprache, von ihrer Individualität ab, die sich in den Elementen der Sprache betätigt und offenbart. Und so fällt doch die Individualität des Wirkens und die Individualität der Sprache zusammen; oder, anders ausgedrückt, die Eigentümlichkeit der ursächlichen Verhältnisse (nämlich der Sprache) und die ihres Wirkens und auch drittens die ihrer Wirkung (des Nationalgeistes) sind nicht zu scheiden.

Daher heißt es im Text sogleich weiter: »eine bestimmte Form geistiger Einwirkung« nach der zuerst erwähnten abstracten Redeweise, und dann dennoch: »woran diese Form in ihnen erkennbar ist«; in ihnen ist die Form nur in der andren Wendung, und nur dieser gemäß kann es gewisse Elemente und Verhältnisse der Sprachen geben, an denen ihre eigentümliche Form besonders erkennbar ist.

Zuerst wird die Form als Qualität des Wirkens also einer Bewegung genommen, dann aber als Qualität gewisser sprachlicher Elemente, welche wirken. In letzterer Wendung erstarrt die Form leicht zu einem Object, welches wirkt.

[17] *derselben*] sc. der Form. — *seiner*] bezogen auf *Wirken*.

[16]—[17]] Hier ist nun *Form* nach dem Sinne beider Wendungen ge-

stellen. Man kann aber dem Umriss, dessen Linien wahrhaft zu beschreiben allerdings unmöglich bleibt, so nahe kommen, so viele Punkte bemerken, die seine Richtung bestimmen, dass sich dasjenige, was der genauen Schilderung widerstrebt, dennoch bis auf einen gewissen Grad empfinden und erahnden lässt. Man kann um so weniger der Begierde widerstehen, wenigstens den Versuch zu wagen, als das ermüdende Sammeln der unzähligen Einzelheiten, welches die Erforschung jeder Sprache voraussetzt, erst durch diese höheren Betrachtungen wirklich belohnt wird.

5. Die Eigentümlichkeit der Nationen und Zeitalter vermischt sich so innig mit der der Sprachen, dass man unrecht tun würde, den letzteren zuzuschreiben, was ganz oder größtenteils den zuerst genannten Umständen angehört, und wogegen sich die Sprachen nur leidend verhalten. Schon einzelne Schriftsteller vermögen mit denselben Wörtern, denselben Redefügungen, nur durch einen andren Gebrauch, vermittelst des kräftigen Anhauchs ihres Geistes, der Sprache in ihren Werken einen neuen Charakter aufzudrücken. Allein darum bleibt doch nicht weniger wahr:

1) dass die Sprache durch die auf sie geschehende Einwirkung eine Individualität erhält, die insofern ganz eigentlich auch zu ihrem Charakter wird, als sie nun auch wiederum in demselben zurückwirkt, und als sie sich nur innerhalb der Gränzen desselben mit Willigkeit gebrauchen lässt.

2) dass ihre Rückwirkung um so bestimmter ist, als in ihr das vermittelst ganzer Zeiträume und Nationen in Masse Hervorgebrachte auf das Individuum einwirkt, dessen selbst

---

nommen: es sei darzustellen das Wirken der eigentümlichen Elemente in der Eigentümlichkeit ihres Wirkens.

[25]] Hier ist Individualität und Charakter unterschieden. Erstere ist was im großen Werke »Form« (§ 8) heißt, letzterer was dort (§ 20) ebenfalls Charakter genannt wird. Er ist die Seele der Form. Später aber (S. 225 Z. 13) heißt es, der Charakter der Sprache werde durch Ursachen bewirkt, welche in ihrem Bau liegen. Dies ist bequeme, aber ungenaue Ausdrucksweise. Die volle wahre Ansicht spricht sich später (das. Z. 19—23) aus.

schon, durch die Gleichheit der Einwirkungsursachen ähnlich gestimmte Individualität ihr nur wenig zu widerstehen vermag.

3) dass, insofern auch, wie oben gesagt worden, ein-
5 zelne Eigentümlichkeit den Sprachen einen neuen Charakter verleihen kann, auch solche Bildungsfähigkeit zu ihrem ursprünglichen Charakter selbst gehört.

4) dass, da alle Folgen von Ursachen und Wirkungen stätige Reihen sind, in welchen jeder Punkt durch einen
10 vorhergehenden Punkt bedingt wird, und da unsre geschichtlichen Hülfsmittel uns immer nur in die Mitte, nie in den Anfang einer solchen Reihe versetzen, jede einzelne Sprache der Nation, welcher wir sie zuschreiben, schon in einer gewissen Gestalt, mit bestimmten Worten, Formen und Fügun-
15 gen überkommen ist, und daher eine Einwirkung auf sie ausgeübt hat, die nicht bloß Rückwirkung einer von ihr empfangenen, sondern für diese Nation ursprünglicher Charakter der Sprache selbst war.

5) dass mithin, wenn man die Nation mit der Sprache
20 zusammendenkt, in der letzteren allemal ein ursprünglicher Charakter mit einem von der Nation empfangenen in Eins zusammengeschmolzen ist. Zwar darf man auch hier nicht, und am wenigsten geschichtlich, einen gleichsam festen Punkt annehmen, wo eine Nation ihre Sprache im Entstehen em-
25 pfängt, da das Entstehen der Nationen selbst nur ein Uebergehen in stätigen Reihen ist, und sich ebensowenig ein Anfangspunkt einer Nation, als einer Sprache gedenken lässt. Allein unsre Geschichtskunde rechtfertigt doch nirgends die Annahme, dass je eine Nation durchaus vor ihrer Sprache
30 vorhanden gewesen, oder um es mit andren Worten auszudrücken, dass irgend eine Sprache allein durch die Nation, der sie angehört, gebildet worden wäre. Demnach liegt auch in jeder Sprache eine ursprüngliche Eigentümlichkeit und Einwirkungsweise. Doch kann in den Sprachen, deren
35 Ursprung in das Dunkel der Zeiten zurückgeht, diese Verbindung eines doppelten Charakters gleichgültig erscheinen, da sich über den ursprünglichen nichts mehr ausmachen

lässt. Wo aber Sprachen, wie die lateinischen Töchtersprachen, durch Veränderung und Vermischung uns als völlig ausgebildet bekannter entstanden sind, und wie in diesem Fall, auch die Literatur der früheren auf die späteren einwirkt, da wird die Unterscheidung des Gemeinsamen und 5 Eigentümlichen leicht und wichtig zugleich.

6. So lässt sich ohne Verwechslung der wirkenden Ursachen eine Eigentümlichkeit in den Sprachen erkennen, die wirklich die ihrige ist, oder doch zu der ihrigen wird; und man würde das innerste Wesen und die bedeutungsvolle 10 Mannichfaltigkeit der Sprachen verkennen, wenn man das Gepräge des Nationalcharakters in ihnen unbeachtet ließe. Man würde ebensosehr die feine, aber tiefe Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Arten geistiger Hervorbringung und der eigentümlichen Weise jeder Sprache übersehen, 15 wenn man nicht sich zu erklären versuchte, wie und warum jede sich vorzugsweise der einen oder andren aneignet; und nur wenn man den Charakter der Nationen in allen nicht mit Sprache zusammenhängenden Aeußerungsweisen, den von subjectiver Individualität unabhängigen der ver- 20 schiedenen Bahnen des Denkens und Schaffens, und denjenigen, welchen die Sprachen besitzen, und annehmen können, in der Betrachtung verbindet: nähert man sich der Einsicht in die Mannichfaltigkeit und Einheit, in welchen sich das unendliche und unerschöpfliche Ganze des geistigen 25 Strebens zusammenwölbt.

7. Der zarte Sprachsinn der Griechen fühlte den engen Zusammenhang der Dichtungsarten und Sprachweisen so sehr, dass, auch als Volksmäßigkeit nicht mehr die Veranlassung war, jede nur in einem ihr besonders gewidmeten 30 Dialekt der reichen Sprache ausgeführt ward, und die Macht des Sprachcharakters zeigt sich hier an einem lebendigen Beispiel. Denn wenn man die Rollen verwechselt, sich die epische Dichtung in Dorischer, die lyrische in Ionischer Mundart denkt, fühlt man sogleich, dass nicht Laute, sondern 35 Geist und Wesen umgetauscht sind. Die höhere Prose hätte sich, ohne den attischen Dialekt, niemals wahrhaft entfalten

können, und die Entstehung derselben, sowie seine merkwürdige Verwandtschaft mit dem Ionischen, wird daher zu einem der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte des menschlichen Denkens. Denn schwerlich hat es vor, oder unabhängig von ihm Prosa im höchsten Verstande des Worts gegeben; diejenige, welcher der menschliche Geist zu seiner edelsten und freiesten Entwicklung bedurfte, ist erst in und nach ihm entstanden. Allein dies verdient und fordert eine eigne, der Folge dieser Untersuchungen vorzubehaltende Ausführung.

8. Ich habe im Vorigen festzustellen versucht, dass und inwiefern es einen Charakter der Sprachen giebt. Zunächst und am vollsten und reinsten liegt er in dem lebendigen Gebrauche der Rede. Dieser aber stirbt mit den Redenden und Hörenden dahin, und wir müssen daher den Charakter der Sprachen auf dasjenige beschränken, was davon in ihren toten Werken, und wo sie dieser entbehren, in ihrem Bau und ihren Bestandteilen übrigbleibt. In noch engerem Sinn verstehen wir darunter das, was sie ursprünglich besitzen, oder sich doch schon so früh angeeignet haben, dass es auf die Generation der Sprechenden, als ihr gewissermaßen fremd, bedingend einwirkt.

Durch diesen Charakter wirken aber die Sprachen weit über alle Geschlechter der Nationen, denen sie angehören, hinaus, wenn sie nämlich früh oder spät, oft nur als schon erstorbene, in ihren Werken, oder auch nur in der Kenntnis ihres Baues mit andren in Berührung treten. Ihr Einfluss auf einander wird dadurch ein zwiefacher: ein bewusstloser, indem sie Wesen und Charakter den von ihnen abstammenden mitteilen, und ein andrer, gerade im Verhältnis der Tiefe und der Klarheit des Bewusstseins immer wachsender, wenn sie ein Gegenstand des Studiums für Nationen anderweitig gebildeter Sprachen werden, oder mit diesen in lebendige Verbindung geraten. Die griechische und lateinische Sprache, um jetzt nur diese zu nennen, verdanken in ihrem ursprünglichen Bau ihre Anlage zum gelingenden Ausdruck

jedes Gedankens der altindischen. Aber diese Verbindung war auf dem Wege vorgegangen, auf dem die Natur, auch das höchste Geistige vorbereitend, wirkt; tiefe Nacht hatte sich darüber verbreitet; und sie war für die Geschichte verloren, ohne die Niederlassung europäischer Nationen auf indischem Boden, von welcher die Bekanntschaft mit dieser Sprache nicht gerade für das weltliche Treiben der Völker, aus der jene Niederlassung entstand, eine besonders wichtige Folge ist, allein für die Menschheit in der Erweiterung und Erhöhung ihres Denkens wohl die dauerndste sein dürfte. Man ist dadurch plötzlich in ein Altertum hinabgestiegen, das, dem Ausdruck und Charakter nach, weit über das Griechische hinausreicht, und in dem man wundervoll ergriffen von der Würde geistiger Ansicht, der eisernen Beharrlichkeit tiefsinniger Betrachtung, und der großartigen Fülle immer in ganzen Massen aufgestellter Naturbeschreibung, verweilt. Man kann aber mit Zuversicht vertrauen, dass sich an jenen mächtigen Einfluss, welchen die altindische Sprache durch den nur historisch verdunkelten Zusammenhang mit unsrer vaterländischen, und den classischen, welchen diese einen großen Teil ihrer Ausbildung verdankt, auf unsre heutigen wissenschaftlichen Fortschritte ausübt, mit der Zeit ein zweiter anknüpfen wird. Wenn, wie es bei der Wissbegierde unsrer Zeit schwerlich fehlen kann, indische Litteratur und Sprache unter uns so bekannt werden, als es die griechischen sind, so wird der Charakter beider einesteils Spuren in der Behandlung unsrer Sprache, unsrem Denken und Dichten hinterlassen, andrenteils aber ein mächtiges Hilfsmittel abgeben, das Gebiet der Ideen zu erweitern, und die mannichfaltigen Wege auszuspähen, auf welchen der Mensch mit demselben vertraut wird.

9. Von dieser Seite gewinnt die Verschiedenheit der

---

[1] Also als Humboldt diese Abhandlung ausarbeitete, etwa 1824, glaubte man noch, das Sanskrit sei die Mutter des Griechischen, Lateinischen und Deutschen. Damit hängt die irrtümliche Annahme des hohen Altertums der Sanskrit-Litteratur zusammen, wie sie Humboldt sogleich weiter ausspricht.

Sprachen eine welthistorische Ansicht. Das Zusammentreten verschiedenartiger Eigentümlichkeiten leiht dem Denken neue Formen, auf die nachfolgenden Geschlechter überzugehen; die Kraft und das Gebiet der Ideen wachsen zugleich, und werden zum gemeinsamen Eigentum eines jeden, der nicht die Mühe scheut, sich den Zugang dazu zu bahnen. Solange diese Kette, welche die Gedanken und großenteils auch die Empfindungen der Nationen Jahrtausende hindurch an einander knüpft, nicht durch gewaltsame Umwälzungen zerrissen wird, geht nie das Alte verloren, indem es immer neuen Zuwachs empfängt, und dies Fortschreiten kennt ebensowenig, als der Gedanke und die Empfindung selbst, eine Schranke.

10. Jede menschliche Einrichtung hat einen Gipfelpunkt, über den es vergeblich sein würde, sie hinausführen zu wollen, weil einmal in ihm das Ziel wirklich erreicht ist; allein die Idee, welche einer solchen Einrichtung zum Grunde liegt, kann bis ins Unendliche hin reiner, vollständiger, in mannichfaltigeren Berührungen mit allen übrigen gedacht und empfunden werden. So ließe sich denken, dass die Abschaffung der Sklaverei, welche von dem Augenblick begann, als durch die Verbreitung des Christentums die Scheidewand zwischen den Nationen sank, und eine allgemeine Verbrüderung aller entstand, einst auf dem ganzen Erdboden vollendet sein könnte. Es wäre dieser Einrichtung alsdann nichts mehr hinzuzusetzen. Allein die innere Würdigung dieser Freiheit, gegründet auf die Erkenntnis desjenigen in der menschlichen Natur, worauf das Anrecht auf Freiheit beruht, kann ebensowenig in ihrem Wachstum, als in jener Erkenntnis ein Ende finden.

In dem Gebiete des Denkens selbst aber wirkt die Sprache gerade auf eine Weise, die von selbst jedes Stillstehen bei einem erreichten Punkte verbietet. Denn es hängt nicht von ihrer Beschaffenheit die Erforschung einer Wahrheit,

20—30] Wer da meint, die Abschaffung der Sclaverei sei bloß etwas negatives, und keine positive Institution, der mag dafür an das allgemeine Bürgerrecht denken.

die Bestimmung eines Gesetzes, als wobei auch das Geistige eine feste Grenze sucht, wohl aber die Stimmung ab, in welcher der Mensch seine gesammten inneren Kräfte entwickelt; und wie er darin einem Unendlichen nachstrebt, so begleitet auch sie ihn durch Aufforderung und Verleihung 5 von Mut und Kraft auf diesem endlosen Wege.

Daher ist das Fortschreiten in der Wechselwirkung des Gemüts und der Sprache auf einander nicht zu vermischen weder mit dem Fortschreiten in gesellschaftlichen Einrichtungen und der daraus entspringenden sittlichen Vervoll- 10 kommnung, noch mit dem Fortschreiten in Wissenschaft und Kunst, obgleich es mit beiden in der engsten Berührung steht. In sich selbst aber äußert sich der aus dem Einfluss der Sprache hervorgehende Gewinn auf eine zwiefache Weise, als erhöhete Sprachfähigkeit und als eigentümliche Weltan- 15 sicht. Man lernt sich des Gedankens besser und sicherer bemeistern, ihn in neue anregende Formen gießen und die Fesseln minder fühlbar machen, welche die nach einander fortschreitende und immer sondernde und wieder verbindende Sprache der Schnelligkeit und Einheit des reinen Gedankens 20 anlegt. Insofern aber die Sprache, indem sie bezeichnet, eigentlich schafft, dem unbestimmten Denken Gestalt und Gepräge verleiht, dringt der Geist, durch das Wirken mehrerer unterstützt, auch auf neuen Wegen in das Wesen der Dinge selbst ein. 25

11. Was in langen Reihen aufeinander folgender Ursachen und Wirkungen hinläuft, hat vorzugsweise ein Recht, der Weltgeschichte anzugehören, und um so mehr, als es näher das gesammte Wesen der Menschheit betrifft. Darum sagte

---

[18] *nach einander*] Gedanke und Sprache.

[21—25] Die Sprache bezeichnet nicht den ohne sie fertigen Gedanken, sondern schafft erst den Gedanken und bezeichnet ihn zugleich; sie schafft ihn, indem sie dem forschenden Denken zu einem bestimmten Ergebnis verhilft und also Gestalt und Gepräge verleiht. Versteht man aber mehrere Sprachen, so wird der Geist auf eben so vielen Wegen in das Wesen der Dinge geführt. Auch dies wird später noch genauer bestimmt.



ich im Vorigen, dass die Verschiedenheit der Sprachen, in ihrem hier beschriebenen Einfluss auf das durch sie bestimmte Wirken des Gemüts, eine welthistorische Ansicht gewänne. Denn Vorzeit und Gegenwart stehen darin nicht bloß durch
5 die Reihe vermittelnder Geschlechter, zwischen welchen die Sprache gleichsam eine fortwährende geistige Zeugung bildet, in Verbindung, sondern das Aufbewahren des Geistes in der Schrift knüpft auch unmittelbar Zeiten und Formen an einander.

Die Sprachen und ihre Verschiedenheit müssen daher
10 als eine die Geschichte der Menschheit durchwaltende Macht betrachtet werden; und wenn man sie übersieht, oder ihren Einfluss nicht rein, oder zu beschränkt auffasst, so muss es allemal dem Begriff, wie die Menschheit zu dem Besitz der geistigen Masse — wenn der Ausdruck erlaubt ist — gelangt
15 ist, welche sie dem Reich der Gedanken in Bestimmtheit und Klarheit abgewonnen hat, an Vollständigkeit mangeln. Es wird ihm sogar gerade das Wichtigste fehlen, weil die Sprache am unmittelbarsten auf den Punkt hinwirkt, wo die Erzeugung des objectiven Gedankens und die Erhöhung
20 der subjectiven Kraft in gegenseitiger Steigerung auseinander hervorgehen. Die Betrachtung der Einwirkung der Fortschritte der Nationen in Wissenschaft und Kunst, und des Zusammenhanges ihrer Litteraturen kann allein diesen Mangel nicht ersetzen. Es ist darin mehr, als was die Sprache
25 wirkt, und nicht Alles, was ihr angehört, enthalten.

12. Von diesem Gesichtspunkt aus treten nun die verschiedenen Sprachen in verschieden umgränzte Kreise des Einflusses. Einige müssen wir als solche anerkennen, die zu unsrer heutigen Bildung wesentlich beigetragen haben,
30 und zu der Reihe von Entwicklungen gehören, in welcher diese von dem fernsten Altertume aus fortgeschritten ist. Andre haben sich ein abgesondertes Gebiet geistiger Bildung, ohne unmittelbaren Zusammenhang mit dem unsrigen, geschaffen. Viele haben entweder den Grad der Entwicklung
35 nicht erreicht, aus dem Geisteswerke hervorgehen, oder sind

---

31 *diese*] sc. die heutige Bildung.

wieder von dieser Höhe herabgesunken. Sie sind daher hier nur wichtig, insofern sie zur Stammgeschichte andrer Sprachen gehören, oder insofern sie die verschiedenen Culturzustände der Nationen an einzelnen Beispielen beweisen. Denn die durch diese weltgeschichtliche Betrachtung der 5 Sprachen zu lösende Aufgabe ist, zu zeigen, wie die Sprache, hervorgehend aus Naturlaut und Bedürfnis, zur Erzeugerin und Erhalterin des Höchsten und Zartesten in der Menschheit wird. Nach der Verschiedenheit dieser ihrer Schicksale, so wie nach ihren anderweitigen Verbindungen und Verwandt- 10 schaften müsste man nun die uns bekannt gewordenen Sprachen absondern und zusammenstellen, ihren Charakter bestimmen, die Ursachen desselben in ihrem Bau aufsuchen, und ihre geschichtliche Geltung würdigen.

13. Vorher aber ist es notwendig, um sich nicht in 15 unbestimmten und schwankenden Begriffen zu verlieren, im Allgemeinen genauer festzustellen und durch Beispiele anschaulich zu machen, worin der Charakterunterschied der Sprachen bestehe, wie an der Kraft, die vermittelst der Sprache den Gedanken erzeugt, und an dem Gedanken selbst 20 offenbar werden kann? so wie durch welche Anlagen der Sprache, und welche Beschaffenheiten ihres Baues die Eigentümlichkeit des Charakters entsteht? Ja es hätten sogar diese Untersuchungen der Darstellung, wie sich die Sprachen

---

[20] *erzeugt*] Also es ist doch nicht eigentlich die Sprache, welche den Gedanken schafft; auch nicht das Denken; sondern es ist eine intelligibele, transcendente Kraft (also ein Grenz-Begriff), welche sowohl Sprache wie Gedanken erschafft, als Denken und Sprechen in die Erscheinung tritt. In dieser Kraft ruht der Charakter. Dies ist Humboldts wahre Meinung, und sie ist echt kantisch.

[23] *entsteht*] An jener Kraft, die an sich unserer Erkenntnis ganz unzugänglich ist, können wir den Charakter nicht erforschen, sondern nur an ihrem Product, am Gedanken und an der Sprache. Tun wir aber letzteres, wie wir nicht anders können, so dreht sich sogleich die Sache scheinbar um, und der Charakter erscheint als entstanden aus der Beschaffenheit der Sprache. »Eigentümlichkeit des Charakters« aber ist tautologisch gesprochen.

[24]—226 [2]] Diese Darstellung ist § 5—12 gegeben.

nach dem Einfluss ihrer Charaktereigentümlichkeit geschichtlich bearbeiten lassen, vorausgehen sollen, da es erst von ihnen abhängt, ob sich ihr Einfluss mit einer zu solcher Bearbeitung genügenden Bestimmtheit auffassen lässt.

5 Ich habe aber die natürliche Ordnung hier absichtlich umgekehrt, weil es mir darauf ankam, zu zeigen, wie wichtig und wesentlich das vergleichende Sprachstudium für die Einsicht in die Gesammtheit des geistigen Wirkens der Menschheit ist, da die Vernachlässigung desselben augenblicklich 10 eine bedeutende Lücke darin sichtbar macht. Denn es giebt noch immer nur zu Viele, welche den Wert der Beschäftigung mit einer Sprache nur nach dem Wert ihrer Litteratur abmessen, das Studium solcher, welche gar keine besitzen, nur für Befriedigung müßiger wissenschaftlicher Neugier an-15 sehn, und die Untersuchung von Lauten, Wörtern und Beugungen kleinlich, und einer philosophischen Behandlung unwürdig finden. Dennoch ist die Sache sehr einfach. Ist es wahr, und im Ganzen dringt sich schon aus eigner Erfahrung dem Gefühl die Ueberzeugung davon auf, dass die bloße 20 Eigentümlichkeit der Sprache Einfluss auf das Wesen der Nationen ausübt, sowohl derer, welchen sie angehört, als derer, die nur als mit einer fremden mit ihr vertraut werden, so lässt sich das sorgfältige Studium der Sprache von nichts ausschließen, was sich in Geschichte und Philosophie mit 25 dem innersten Menschen beschäftigt. Da aber die Sprache nur durch sich wirkt, so muss man dieselbe auch, wie überhaupt jeden Gegenstand, den man wahrhaft ergründen will, nur um ihrer selbst willen, und unabhängig von jedem andren Zwecke studiren. Dies, sie nicht als Mittel zum Verstehen, 30 sondern als Zweck in sich, als Werkzeug des Denkens und Empfindens einer Nation, anzusehen, ist die Grundlage alles eigentlichen Sprachstudiums, von welchem sich jede andre Erlernung einer Sprache, wie gründlich sie sei, ihrem Wesen nach entfernt. Dies Studium der Sprache in sich ist nun 35 wie das jedes andren Naturgegenstandes. Es muss, so viel als möglich, alle Gattungen umfassen, weil jede zu dem Ganzen des Begriffes überhaupt gehört, es muss in die feinste

Zergliederung der Bestandteile eingehen, weil die Gesammtheit des Einflusses der Sprache nur aus der immer wiederkehrenden Wirksamkeit dieser Bestandteile zusammengesetzt ist.

Es kommt also jetzt auf die Beantwortung der Frage an, in welcher Art die Charakterverschiedenheit der Sprachen erweiternd und erhebend auf die Erkenntnis und Empfindung einzuwirken vermag? 5

14. Die Sprache hat, nach der Intensität ihrer Wirksamkeit, einen dreifachen Zweck.

Sie vermittelt das Verständnis und bedarf insofern der Bestimmtheit und Klarheit. 10

Sie leiht der Empfindung Ausdruck und ruft die Empfindung hervor und bedarf insofern der Stärke, der Zartheit und der Geschmeidigkeit.

Sie regt, selbst schaffend, durch die Gestalt, die sie dem Gedanken erteilt, zu neuen Gedanken und Gedankenverbindungen an, und bedarf insofern des Geistes, der sein Gepräge, als Spur seines Wirkens, in dem Worte zurücklässt. 15

Eine Sprache kann sich von der andren durch die hervorstechende Stärke in einer dieser Wirkungsarten, wie durch Schwäche in andren unterscheiden, allein jede der drei fordert eigentlich die andren, und wie eine allein waltet, gerät sie auf einen Abweg, die Klarheit auf nüchterne Gehaltlosigkeit, der Empfindungsausdruck auf schwülstige oder gezierte Empfindelei, die sinnvolle Gewichtigkeit auf grübelnde Dunkelheit. Die fehlerfreie Eigentümlichkeit entsteht daher durch ein angemessenes Zusammenstimmen dieser Wirkungsarten, in dem aber eine vorherschend ist. 20 25

15. Die Sprache drückt den Gedanken und die Em-

4—7] »Also« ist dies dieselbe Frage wie die S. 225 Z. 18—23 aufgeworfene, nur anders gestaltet: dort aposteriorisch, hier apriorisch.

15—18] Dreifacher Zweck der Sprache: a) Vermittlung zwischen Mensch und Nebenmenschen, b) Vermittlung zwischen geistigem Besitz und klarem gegenwärtigen Bewusstsein, c) zwischen Subject und Object. Diese drei Zwecke erfordern drei Tugenden: Leichtigkeit des Verständnisses, Reichtum des Ausdruckes, treffende und gehaltvolle Bezeichnung des Begriffs.



pfindung, als Gegenstände, aus, aber sie folgt auch der Bewegung des Denkens und des Empfindens, der Schnelligkeit, Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit ihres Ganges, den eigentümlichen Wahlverwandtschaften, nach welchen sich bei
5 verschiedenen Nationen Gedanken und Empfindungen an einander reihen. Beides, das formale Begleiten des Denkens, und das materiale Bezeichnen des Gedankens wirken befördernd, aber auch beschränkend auf einander. Die zu gehaltvolle Bezeichnung nach innerer Ideenverbindung hemmt
10 die leichte Gewandtheit, die zu geschmeidige Schnelligkeit raubt dem Gewicht der sinnlicher werdenden Bezeichnung.

16. Der Mensch denkt, fühlt und lebt allein in der Sprache und muss erst durch sie gebildet werden, um auch die gar nicht durch Sprache wirkende Kunst zu verstehen.
15 Aber er empfindet und weiß, dass sie ihm nur Mittel ist, dass es ein unsichtbares Gebiet außer ihr giebt, in dem er nur durch sie einheimisch zu werden trachtet. Die alltäglichste Empfindung und das tiefsinnigste Denken klagen über die Unzulänglichkeit der Sprache, und sehen jenes Gebiet als
20 ein fernes Land an, zu dem nur sie, und sie nie ganz führt. Alles höhere Sprechen ist ein Ringen mit dem Gedanken, in dem bald mehr die Kraft, bald die Sehnsucht fühlbar wird.

Daraus entstehen zwei höchst merkwürdige Unterschiede unter den Sprachen; der eine aus dem Grade des Gefühls
25 jener Unzulänglichkeit, und dem Streben sie aufzuheben, der andre aus der Verschiedenheit der vorherschenden Ansichten in der Bezeichnungsart, da die Vielseitigkeit der Gegenstände, verbunden mit der Mannichfaltigkeit der Auffassungsorgane, eine unbestimmbare Anzahl derselben erlaubt.

30 Einige Nationen begnügen sich gleichsam mehr an dem Gemälde, das ihre Sprache ihnen von der Welt entwirft, und suchen nur in sie mehr Licht, Zusammenhang und Ebenmaß zu bringen. Andere graben sich gleichsam mühseliger in den Gedanken ein, glauben nie genug in den Aus-

---

[29] *derselben*] sc. Ansichten.

[30] *Einige*] Zuerst die Differenzen aus dem Streben, die Sprache dem ausgedrückten Object adäquat zu machen.

druck legen zu können, ihn anpassend zu machen, und vernachlässigen darüber das in sich Vollendete der Form. Die Sprachen beider tragen dann das Gepräge davon an sich. Es sind aber auch hierin noch Nuancen. Die mehr auf die Form, wenn auch der Gehalt leiden sollte, bedachten Nationen, 5 suchen bald vorzugsweise die logische, besonders Klarheit und leichtes Verständnis fördernde, bald eine mehr die Einbildungskraft ansprechende sinnlichere.

Die andre, aus der Bezeichnungsart entstehende Gattung der Sprachunterschiede beruht auf der Ansicht der Gegen- 10 stände, und der nach ihnen gebildeten Begriffe. Ungeachtet der unendlichen Verschiedenheit derselben, liegt in allen, indem sie von Einer Nation aufgefasst werden, etwas Gemeinsames der Erscheinung, das sich dem Worte als Zeichen mitteilt. Man kann dies wohl in groben Umrissen so charak- 15 terisiren, dass die Wörter einer Sprache mehr sinnliche Anschaulichkeit, einer andren mehr innere Geistigkeit, einer dritten mehr nüchterne Begriffsdarlegung u. s. f. besitzen, allein die Mannichfaltigkeit und vor allem die Eigentümlichkeit der Auffassung in der Bezeichnung lässt sich nicht in 20 so allgemeine Ausdrücke bannen. Keine jener angeführten Eigenschaften steht so vereinzelt da, und wo sie sich auch in verschiedenen Nationen gemeinsam finden, sind sie in keiner dieselben. Man muss die Nationen in ihrer Eigentümlichkeit, ihre Werke, endlich die Bestandteile der Sprache 25 studiren, dann dem Gefühl überlassen, sich ein Bild zu entwerfen, und dies erst, so gut als es angeht, in Worte kleiden. Auch die Gattung der Gegenstände und Gefühle, durch welche eine Nation überhaupt vorzugsweise oder in ihrem frühesten Dasein, wo die Sprache ihre erste Form empfängt, getroffen 30 wird, wirkt auf die Sprache ein.

17. Die Sprache, und dies betrifft vorzüglich ihre hier erwähnten Verschiedenheiten, ist von einer Seite mit der Kunst zu vergleichen, da sie wie diese das Unsichtbare sinnlich darzustellen strebt. Denn wenn sie auch im Einzelnen 35 und in ihrem alltäglichen Gebrauche sich nicht über die Wirklichkeit zu erheben scheint, so liegt doch immer das

ganze Bild aller Gegenstände, und nicht bloß dieser, sondern
auch ihrer unsichtbaren Verknüpfungen und Verwandtschaften
in ihrem Schoße aufgerollt da. Wie also das Gemälde des
Künstlers bleibt sie der Natur mehr oder minder getreu,
5 verbirgt, oder zeigt sie mehr die Kunst, stellt sie ihren Gegenstand vorzugsweise in diesem oder jenem Ton der Farben dar.

Von der andren Seite aber ist die Sprache der Kunst
gewissermaßen entgegengesetzt, da sie sich nur als Mittel
der Darstellung betrachtet, diese aber Wirklichkeit und Idee,
10 insofern sie abgesondert vorhanden sind, vernichtend, ihr
Werk an die Stelle beider setzt. Aus dieser beschränkteren
Eigenschaft der Sprache als Zeichen entstehen neue Charakterunterschiede derselben. Eine Sprache zeigt mehr Spuren
des Gebrauchs und der Verabredung, trägt mehr Willkür,
15 die andre mehr Natur an sich, was vorzüglich bei der Herleitung der Bedeutungen bei verschiedenen sowohl, als denselben Wörtern sichtbar wird.

18. In jeder Sprache sind, außer der Bezeichnung der
wirklichen Gegenstände des Denkens und Empfindens, Be-
20 standteile, die nur der Verknüpfung, der grammatischen
Technik angehören. Von dem Verhältnis dieser ihrer beiden
Teile zu einander hängt es ab, wie sich die Begriffe dem
Gemüt darstellen, in gedrängteren oder leichteren Massen,
in mehr fließendem oder schroffen und unterbrochnen Zu-
25 sammenhange. Der Grund dazu, die Möglichkeit oder Unvermeidlichkeit des einen oder andren Charakters, liegt in
dem festen und ursprünglichen Bau der Sprache; die Folgen
aber äußern sich in dem feinsten und durch Bildung ausgearbeitetsten Wirken des Geistes.

30 19. Je nachdem nun eine Sprache anders geformt ist,
erhält sie auch eine andre Tauglichkeit zu dieser oder jener
geistigen Wirksamkeit. Es wäre aber dennoch unrichtig,
wenn man, wie wohl versucht worden ist, die Sprachen
hiernach absondern, die einen der Dichtung, andre der Phi-

---

[30] *anders geformt*] bezieht sich auf alles was § 16—18 über Sprachunterschiede bemerkt ist.

losophie, andre dem unmittelbar praktischen Wirken u. s. f. zuteilen wollte. Wenn eine Sprache, die vorzugsweise der Erforschung abgezogener Wahrheit gewidmet scheint, die Dichtung wenig begünstigt, so liegt das nicht in ihrer philosophischen Richtung, und umgekehrt, sondern in andren Ur- 5 sachen, nicht in ihren Vorzügen, sondern ihren Mängeln. Auch die Philosophie in ihrer das ganze Wesen der Dinge umfassenden Tiefe, wird in solcher Sprache nicht ihre wahre Förderung antreffen. Denn alle diese Aeußerungen der hauptsächlichsten Geisteskräfte unterstützen und tragen einander 10 gemeinschaftlich, und gleichen aus Einem Brennpunkt schießenden Strahlen. Will man das intellectuelle Streben so abteilen, wie es in der Tat in der Sprache abgeteilt erscheint, so muss man es, wenn die Vergleichung erlaubt ist, nicht der Fläche, sondern der Tiefe nach tun. Wie gesammelt 15 in sich der Geist, frei von Einseitigkeit in der Sprache waltet, wie nah er dem Grunde aller Erkenntnis und Empfindung zu treten sucht, wirkt auf jeder Stufe, die er erreicht, auf jede seiner Richtungen auf analoge Weise zurück.

20. Aus allem bisher Gesagten erhellt, dass dasjenige, 20 worin die Charakterverschiedenheit der Sprachen zunächst sichtbar wird, die Stimmung des Geistes, die Art des Denkens und des Empfindens ist. Der Einfluss derselben auf die Subjectivität ist unbestreitbar. Daher leuchtet auch die Eigentümlichkeit jeder Sprache am meisten in ihren Dich- 25 tungen hervor, wo die Beschaffenheit eines gegebenen Stoffes dem Geist wenig oder keine Fesseln anlegt. Noch natürlicher äußert sie sich in dem lebendigen Leben des Volks und den Gattungen der Litteratur, auf welche dies Einfluss hat. Am schönsten aber und seelenvollsten tritt die Individualität 30 der Sprache in dem philosophischen Gespräch auf, wo sie die Entdeckung objectiver Wahrheit aus der harmonischen Anregung der edelsten Subjectivität hervorgehen lässt. Die Empfindung nimmt die Ruhe und Milde des Gedankens, der Gedanke die Wärme und die Farbe der Empfindung an, 35 das Ernsteste und Größte, was den Geist zu ergreifen vermag, ist der Vorwurf und Zweck, und die Beschäftigung

damit scheint ein leichtes, nur durch die freiwillige Freude daran fortgesetztes Spiel. Wo sich diese schönste Blüte der Geselligkeit entfalten soll, muss die Menschheit in einer Nation durch wundervoll glückliche Zufälle gesteigert sein, 5 und die Sprache ihre Kraft gerade in der engen Verschwisterung des Objectiven und Subjectiven besitzen, in welchem das erstere die Oberhand behält, ohne die Rechte des letzteren zu kränken. Das lebendig in einander eingreifende, Ideen und Empfindungen wahrhaft umtauschende Wechsel- 10 gespräch ist schon an sich gleichsam der Mittelpunkt der Sprache, deren Wesen immer nur zugleich als Hall und Gegenhall, Anrede und Erwiderung gedacht werden kann, die in ihren Ursprüngen, wie ihren Umwandlungen, nie Einem, sondern immer Allen angehört, in der einsamen Tiefe 15 des Geistes eines jeden liegt, und doch nur in der Geselligkeit hervortritt. Die Tauglichkeit der Sprachen zu dieser Gattung des Gesprächs ist daher der beste Prüfstein ihres Wertes; und die natürlichsten Vorzüge, die leichtesten und reichsten Anlagen zu dem mannichfaltigsten Gebrauch wird 20 immer diejenige besitzen, die darin hervorstechend ist.

21. Der Einfluss der durch die Sprache bestimmten und bedingten Subjectivität auf die Objecte des Geistes, den Gedanken und die Empfindung, die Erkenntnis und die Gesinnung ist insofern leicht zu ermessen, als mit stärker und 25 vielseitiger angeregter Kraft notwendig auch mehr errungen werden muss.

Dagegen scheint es nicht, dass die wahrhaft objective Erkenntnis durch Verschiedenheit der Sprachen gewinnen könne, wenn das Denken einmal in einer die zu Auffassung 30 der Wahrheit notwendige Schärfe und Klarheit erreicht hat.

Hier bricht das Ms. ab.

---

[*] Verschwisterung der Tugenden in der objectiv treffenden Bezeichnung der Gegenstände und Begriffe und in dem glücklichen Ausdruck des Einflusses von Gemüt und Gesinnung auf die Erforschung des Objects; also was sogleich »Idee und Empfindung« heißt.

Wortentlehnung und Wortschöpfung.

Sprachgeschichtliche Studie

von

Dr. O. Weise.

Der Verfasser des Artikels »Fremdwörter« in Meyers Conversationslexikon hält die Ansicht für absurd, dass ein Volk fremde Culturobjecte entlehne, ohne zugleich deren ausländischen Namen Eingang in seine Sprache zu gewähren, weil die Annahme, dass das Volk passiv (bei der Uebernahme des Gegenstandes) und activ (bei der Erfindung eines heimischen Ausdrucks) zugleich sei, einen Widerspruch involvire. Danach müssten alle von einem Lande zum andern übertragenen Culturproducte in der Sprache des betreffenden Volks mit fremden Bezeichnungen benannt sein und es würde diejenige Nation die größte Masse entlehnten Sprachgutes aufweisen, die in Folge der günstigen Lage ihres Wohnsitzes am meisten in das Getriebe des Handels und Verkehrs hineingezogen worden ist und die stärksten Impulse von außen erfahren hat. Somit könnte die Zahl der Fremdwörter den geeignetsten Maßstab für die Intensität der Culturbeeinflussung abgeben und wir wären mit Hülfe derselben leicht im Stande, nachzuweisen, von welcher Seite und auf welchem Gebiete die umfangreichsten äußeren Anregungen erfolgt sind.

Und wenn wir nun den Wortschatz moderner Sprachen, wie der englischen, auf diesen Gegenstand hin prüfen, so hat es allerdings den Anschein, als ob die oben ausgesprochene Behauptung vollkommen richtig sei. Denn mit dem enormen Einflusse, den Frankreich als Vermittlerin der antiken Cultur auf Großbritannien ausgeübt, steht die Tatsache in Einklang, dass die Zahl der romanischen Ausdrücke der der germanischen nicht nur die Wage hält, sondern diese sogar um das

Doppelte übertrifft,*) während das Factum, dass die englische Flagge jetzt alle Weltmeere beherscht, einen beredten Ausdruck in dem Gewirr fremdsprachlicher Bezeichnungen findet, die wie bunte Flicken teils in geringerer, teils in größerer Menge in das Gewand der englischen Sprache eingefügt sind.**)

Auch erklärt sich so zur Genüge die präponderirende Stellung, die das Lehngut in den modernen Sprachen gegenüber denen des Altertums einnimmt, da der Waarenaustausch im geraden Verhältnis zur Erweiterung und Verbesserung der Handelsstraßen und Verkehrsmittel steht. Wir finden es demnach nur natürlich, dass der Fremdwörterschatz z. B. der deutschen Sprache in dem Fremdwörterbuche von Daniel Sanders über 2½ Tausend große enggedruckte Spalten ausmacht,***) während der von A. Saalfeld verfasste Index der griechischen Lehnwörter des Lateins, der allerdings bei weitem nicht die Hälfte der griechischen Eindringlinge enthält, auf 86 Seiten abgedruckt ist.

Es kann demnach kein Zweifel darüber obwalten, dass allerdings die Zahl der Lehnwörter uns in gewissem Sinne ein Mittel an die Hand gibt, die Stärke der Abhängigkeit des Culturapparats eines Volks vom Auslande zu ermessen. Wie ungenau freilich dieser Gradmesser der Civilisationsströmung ist und wie verkehrt es wäre, nun auch aus dem mäßigen Umfange des eingebürgerten Wortvorrats auf eine nur geringe äußere Einwirkung zu schließen, zeigt deutlich

---

*) Nach Thommerel, der sich die Mühe genommen, in den Wörterbüchern von Robertson und Webster die Zahl der »classischen« und »teutonischen« Ausdrücke zusammenzustellen, beläuft sich erstere auf 29853, letztere auf 13230.

**) Vergl. Koch, Histor. Gramm. d. engl. Spr. III. 2. p. 1—205.

***) Weber und Heyse bieten etwa 14000, Loof c. 80000 Fremdwörter. Und wie viel fremde, jetzt vollständig naturalisirte Wörter sind in deren Wörterbüchern nicht aufgenommen! Hat doch Hehn (Italien p. 192) gefunden, dass nach Ausscheidung aller noch jetzt als ausländisch deutlich erkennbaren Ausdrücke wie Kamel, Karawane u. s. w. von den 250 mit dem Buchstaben K anlautenden deutschen Wortstämmen nur 139 unzweifelhaft germanischer Abkunft sind!

ein Vergleich zwischen den beiden classischen Sprachen, der uns unwiderleglich dartut, dass die oben angeführte Behauptung hinfällig ist. Wenn man nämlich erwägt, dass unsre gesammte Civilisation vom Morgenlande ausgegangen ist und dass Griechenland und Rom die natürlichen Etappen dieser ostwestlichen Culturbewegung gewesen sind und gewesen sein müssen, so findet man die Warnehmung befremdlich, dass die Lehnwörter der römischen Sprache nach Tausenden, die der griechischen aber nur nach Hunderten gezählt werden können. Wie ist dieses Phänomen zu deuten?

Es liegt eine doppelte Möglichkeit der Erklärung vor: entweder haben die Griechen die fremden Gegenstände von Haus aus mit externen Namen bezeichnet und diese später durch heimische ersetzt oder sie haben der überwiegenden Mehrzahl der entlehnten Culturobjecte gleich bei der Uebernahme griechische Namen gegeben. Tertium non datur. Prüfen wir beide Fälle!

Wie schwer es ist, bereits eingebürgerte und in die Volkssprache übergegangene Ausdrücke zu entfernen, hat die Erfahrung aller Zeiten gelehrt. Hier vermag weder Fürstenmacht*) noch die Tätigkeit von Akademien und Gesellschaften etwas Erkleckliches auszurichten. Weder der Purist Tiberius, der einst**) seinem Bedauern darüber öffentlich Ausdruck gab ein griechisches Wort *(monopolium)* gebrauchen zu müssen, weil eine adäquate römische Bezeichnung fehle, hat dem weiteren Eindringen fremder Wörter steuern können, noch ist es Karl dem Großen gelungen, seinen germanischen Neuschöpfungen z. B. den Monatsnamen dauernd das Bürgerrecht auf deutschem Boden zu verschaffen. Und wie der

*) Denn eine Tat wie die des chinesischen Kaisers aus der Mandschudynastie Kien-Lung, der im Jahre 1771 durch ein Edict 5000 Mandschuwörter in der Sprache des himmlischen Reiches einführte und den ferneren Gebrauch der entsprechenden chinesischen Bezeichnungen unter Androhung schwerer Körperstrafe streng untersagte (vergl. Adelungs Mithridates IV, p. 200), ist eben nur in einem despotisch regierten Lande möglich.

**) Sueton. Tiber. c. 71: monopolium nominaturus prius veniam postulavit, quod sibi verbo peregrino utendum esset.

Mönch Ruodpert von St. Gallen, der die grammatische Terminologie der Römer durch eine deutsche zu ersetzen bemüht war,*) so hat auch die deutschgesinnte Genossenschaft Philipps von Zesen mit ihren Bestrebungen, die deutsche Sprache von allen fremden Zutaten zu reinigen**), vollständig Fiasco gemacht.***) Und wenn, wie dies häufig geschieht, in jüngster Zeit die Erstarkung des Nationalgefühls in Deutschland eine Reaction gegen alles Fremdländische hervorgerufen und z. B. der Generalpostmeister für eine Reihe postalischer Ausdrücke wie Telegramm deutsche wie Drahtbericht eingeführt hat, so dünkt mich sehr zweifelhaft, ob es je gelingen wird, diese Neuschöpfungen im Munde des Volks dauernd zur Geltung zu bringen.

Wohl kann nicht geleugnet werden, dass durch die Tätigkeit der Lehrer, von denen die Reinhaltung der deutschen Sprache eifrig vertreten und sorgsam überwacht werden müsste, und durch das energische Bestreben der Presse und der Behörden, sich aller entbehrlichen fremden Ausdrücke möglichst zu enthalten, das weitere Eindringen neuer Fremdwörter verhütet und ein großer Teil des unnützen fremden Ballastes, der sich in der Sprache der Gebildeten an die Stelle guter deutscher Wörter gesetzt hat, über Bord geworfen werden könnte,†) aber die wirklichen Lehnwörter, die in Fleisch und Blut übergegangenen Bezeichnungen alltäglich vom Volke gebrauchter Gegenstände werden schwerlich selbst auf diesem Wege je wieder gebannt werden können.

Nach alledem ist es höchst unwahrscheinlich, dass die

---

*) Z. B. übersetzte er *participium* (= *μετοχή*) mit *teilnemunga*, *praepositio* (= *πρόθεσις*) mit *furisezeda*.

**) Z. B. wollte man Affect durch Gemütstrift, Theater durch Schauburg, Obelisk durch Sonnenspitze, Fenster durch Tageleuchter ersetzen.

***) Andere derartige Bestrebungen neuerer Zeit sind kurz besprochen in der Schrift von Th. Mertens »Wider die Fremdwörter«. Hannover 1871. p. 36 f.

†) So hat sich die Presse seit 1866 unter Aufgabe des bis dahin üblichen französ. Ausdrucks »desarmieren« des guten deutschen Wortes »abrüsten« bedient.

geringe Zahl der Lehnwörter im Griechischen ihren Grund hat in der spätern Ersetzung früher eingedrungener fremder durch heimische Ausdrücke und in der Tat wüsste ich nicht ein einziges sicheres Beispiel der Art aus der griechischen Sprache zu verzeichnen. Wir sehen uns demnach veranlasst, eine umfangreiche Wortneuschöpfung von Seiten der Griechen anzunehmen; denn der oben angedeutete Widerspruch ist nur ein scheinbarer, weil die Entlehnung nicht immer ein passives Hinnehmen zugeführter Culturobjecte, sondern sehr häufig ein tätiges Ergreifen und Aneignen neuer Errungenschaften, ein bewusstes, freies Reproduciren vom Auslande übernommener Erfindungen und Gedanken ist.

Wenn wir nun den Gründen nachspüren, warum die beiden classischen Völker bei der Benennung entlehnter Culturobjecte so ganz verschieden verfahren sind, so finden wir dieselben meines Erachtens in der ganz verschiedenen Begabung der Individuen und in den ganz abweichenden äußern Verhältnissen.

Die Wortschöpfung geht nämlich wie die Entlehnung und überhaupt jede Sprachveränderung vom Individuum aus; auch bedarf es selbstverständlich einer gewissen Zeit, ehe die neuen Gebilde sich über größere Räume verbreiten. Doch sind wir nur selten in der glücklichen Lage, genau nachweisen zu können, wer der Urheber der neuen Spracherscheinung ist und wo sie begonnen hat. Bekannt ist unter andern, dass das Wort Notwendigkeit von Luther, Zartgefühl von Lessing, Anmut von Wieland, Zerrbild von Campe, goldig von Goethe geschaffen worden ist und dass wir das von Haus aus flandrische Wort Gas dem Holländer van Helmont verdanken, der es zur Bezeichnung des aus gährenden Flüssigkeiten aufsteigenden Dunstes aus dem Verbum »gäschen« oder »gischen« bildete. Aber diese Worte sind selbstredend nicht mit einem Male in allgemeinen Gebrauch gekommen, sondern haben sich gleich der deutschen Lautverschiebung, die nach Braunes Nachweis nach und nach von Süden nach Norden vorgedrungen ist, erst allmählich Bahn gebrochen. Wie langsam dies bisweilen geschieht, zeigt deutlich das

niederdeutsche in die hochdeutschen Dialekte übergegangene Adjectiv »echt«, das nach Grimm noch gegenwärtig der bairisch-schwäbischen und schweizerischen Volkssprache unbekannt ist.

Was nun zunächst die Individualität als Factor der Wortschöpfung anbetrifft, so kommt hier die natürliche Beanlagung und die geistige Ausbildung in gleicher Weise in Betracht. Gehn wir von letzterer aus und setzen zuerst einmal den Fall, dass die Person, welche in der Lage war, für eine Reihe neuer Errungenschaften neue Bezeichnungen einzuführen, dem gebildeten Teile des Volks z. B. dem Gelehrtenstande angehört. In diesen Kreisen ist in der Regel größere Sprachkenntnis oder wenigstens ein schärfer ausgeprägtes und lebhafteres Sprachgefühl vorhanden. Das hat zur Folge, dass der fremde Klang das Ohr des daran gewöhnten Individuums weniger stört als das des gewöhnlichen Mannes und dass dieses daher vielfach ungesucht und unbewusst in der Conversation ausländische Bezeichnungen einmischt, wenn nicht die Manie, mit fremden Flittern zu prunken, das Agens des Gebrauchs von Fremdwörtern ist. Daher ist die deutsche Sprache im Laufe des 18. Jahrhunderts von den französische Sitte nachahmenden Fürstenhöfen, durch den Zopf der Behörden, Kanzleien und Gerichte und durch die Pedanterie der Gelehrten, welche eine wahre Heerschaar externer fachwissenschaftlicher Ausdrücke in ihren Schriften verwendeten, in grenzenloser Weise entstellt und verunziert worden. Und wie anders als durch die Sucht der römischen Dichter nach einer mit Gräcismen verquickten und mit griechischen Worten geschwängerten Diction, durch die Bequemlichkeit der römischen Fachschriftsteller (die nur Cicero in seinen philosophischen Schriften mehr oder weniger überwunden hat), mit dem wissenschaftlichen Material zugleich auch die griechischen Termini zu entlehnen, durch das Streben der Gebildeten, es in der Gräkomanie einander zuvorzutun, wie anders, sage ich, als durch diese Tatsachen lässt sich die große Zahl der griechischen Wörter in der römischen Litteratur erklären! wenn auch zugegeben werden

muss, dass die Griechen, die meist durch persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch lernten, nicht von einer so umfangreichen auswärtigen Litteratur überflutet worden sind, als sie selbst auf den römischen Büchermarkt geworfen haben. Wohl haben auch die Griechen in allen Gebieten des Lebens und Wissens viel vom Auslande gelernt, wohl sind eine Menge griechischer Gelehrter und Weltweiser in Aegypten, Babylonien und anderen Stätten uralter Weltweisheit umhergewandert und geistig befruchtet worden; aber das lebhafte Nationalgefühl hat sie davor bewart, einer andern Sprache in ihrem Lande Eingang zu gewähren, wäre es auch nur in einzelnen Worten und Wendungen; ihrer angestammten Genialität verdankten sie, dass sie sich die neuen Acquisitionen nicht mechanisch und mit ihren fremden Namen zu eigen gemacht, sondern das im Auslande Gelernte durchdacht und selbständig verarbeitet, mit dem Gepräge griechischen Geistes und mit heimischen Namen versehen haben.

Ganz ähnlich liegt die Sache beim Manne aus dem Volke. War doch der ganzen griechischen Nation jene Beweglichkeit, jener lebhafte Sinn für alles Schöne, jener Reichtum an Phantasie gegeben, der sich scharf von der Nüchternheit und der einseitigen Verstandestätigkeit der Römer abhob! War doch der scharfe Blick und das feine Gefühl für die Natur und das Naturgemäße, die ideale Geistesrichtung und die Freude über alles Schöne, das fröhliche Selbstgefühl und Vertrauen auf die eigne Kraft ein Gemeingut und Erbteil des ganzen Volkes! Sowie die Griechen Dank der harmonischen Entwicklung ihrer Geistesgaben in allen Sätteln gerecht waren und sowie selbst die griechischen Sklaven in Rom es nach der lebendigen Schilderung Juvenals und anderer römischer Dichter an Rührigkeit und schöpferischer Tätigkeit in Gewerbe und Kunst, an Gewantheit in der Ausführung aller ihnen gewordenen Aufträge und Geschicklichkeit in der Verwaltung der ihnen übertragenen Aemter allen Römern zuvortaten, so waren sie auch beim ersten Anblick neuer Phänomene um eine Bezeichnung nie verlegen. Fiel ihnen ja doch an dem fremden Gegenstande gleich seine hervorstechendste

Eigenschaft in die Augen und gab ihnen so genügenden Anhalt, eine treffende, charakteristische Benennung aufzufinden.

Wie in den romanischen Sprachen unter Verlust des alten Ausdrucks gar manche Objecte der Sinnenwelt, besonders Tiere und Pflanzen nach einer neuen Auffassung ihrer Eigenschaften und Merkmale benannt wurden und z. B. der Eber *(verres, aper)* nunmehr *singularis,* »der einsam lebende«, der Hammel *(vervex) mutilus,* »der verstümmelte«, der Kopf *(caput) concha*, »Schale« oder *testa*, »Scherbe« hieß, so fiel auch den Griechen an der Hyäne sofort ihre Aehnlichkeit mit dem Schwein *(ὕαινα* von *ὗς),* beim Rhinoceros sein Horn auf der Nase *(ῥινοκέρως* von *ῥίς* und *κέρας),* bei der Pinie die von der Gestalt der Fichte nur wenig abweichende äußere Form *(πίτυς, πεύκη),* bei dem Johannisbrot das einem Horn ähnliche Aussehen der Frucht *(κεράτιον)* u. s. w. auf und so konnten sie naturgemäß um eine griechische Bezeichnung nicht lange verlegen sein.

Freilich wird es nach dem bisher Erörterten wunderbar erscheinen, dass dann nicht alle in den Gesichtskreis der Hellenen gekommenen neuen Phänomene in gleicher Weise behandelt worden sind d. h., dass nicht alle griechische Namen erhalten haben. Doch findet diese Inconsequenz ihre Erklärung, wenn wir den Umständen der Entlehnung Rechnung tragen. Und dies führt uns auf einen neuen Punkt: den bestimmenden Einfluss der obwaltenden Verhältnisse.

Bekannt ist, dass die Griechen, die in der Nautik bei den Phöniciern in die Schule gegangen sind, sich schon sehr früh im Schiffahrts- und Handelsverkehr von diesen unabhängig gemacht haben, indem sie ihren Spuren folgten und durch ihr energisches, tatkräftiges Auftreten dieselben bald aus ihren Gewässern verdrängten. Dagegen sind die Römer, die erst unter phönicischem, dann unter griechischem Einflusse gestanden haben, erst verhältnismäßig spät zum Baue eigner Schiffe und zur Emancipation von dem übermächtigen griechischen Handelsdruck und Waarenimport gekommen. Nun ist es aber keineswegs gleichgültig, wie und wo die

Novitäten zur Kenntnis eines Volkes gelangen. Denn während dieselben den Römern ohne deren Mitwirkung von den stammverwanten Hellenen größtenteils bis in die Hauptstadt gebracht wurden, so dass sie sich leicht bei den Ueberbringern nach dem Namen erkundigen konnten, traten den Griechen auf ihren schon früh unternommenen Seefahrten und Handelszügen allerhand neue Erscheinungen z. B. im Gebiete der Tierwelt entgegen, bei deren erster Beobachtung sie sehr häufig gar nicht in der glücklichen Lage waren, Jemand nach der Benennung zu fragen, für die sie also wohl oder übel eine eigne Bezeichnung erfinden mussten.

Aus dem Gesagten erhellt aber gleichzeitig, dass Objecte, die den Griechen zukamen, ehe sie sie an Ort und Stelle mit eignen Augen geschaut, also namentlich Importartikel der Phönicier aus der Zeit vor der Entwicklung des griechischen Seeverkehrs, in der griechischen Sprache ausländische Namen tragen werden. Und so ist es in der Tat. Tiere, von denen ihnen schon Nachricht zugekommen, noch ehe sie selbst ihrer ansichtig wurden, Bäume, deren Früchte oder Zweige frühzeitig durch die Phönicier in Hellas importirt wurden, bei denen also den Hellenen gar nicht vergönnt war, sie in ihrem natürlichen, unveränderten Aussehen zu betrachten, führen in der Regel ausländische Bezeichnungen, ebenso sind Länder, Städte und andere Localitäten, deren Namen durch den frühzeitigen Verkehr phönicischer Kaufleute in den griechischen Häfen zu den Ohren der Griechen drangen, ihrer externen Benennungen nicht verlustig gegangen. Dasselbe gilt von den Götternamen und den Terminis auf dem Gebiete des Glaubens und der Religion, bei deren Perception mehr das Herz und Gemüt, als die Phantasie und der Verstand tätig sind.

Und mustern wir nun den Lehnwörterschatz der griechischen Sprache, so finden wir, dass von den bestimmt als Fremdlingen nachweisbaren entlehnten Appellativis weitaus über die Hälfte auf das Gebiet der drei Naturreiche entfällt, wovon wieder die überwiegende Mehrzahl in das Ressort der Botanik gehört. Zu den restirenden stellen die Namen

der Buchstaben und einer Anzahl musikalischer Instrumente, metrologische Bezeichnungen, Ausdrücke für Waffen und Kleidungsstücke, endlich Producte des Gewerbfleißes wie Leinwand, Seide, Baumwolle das Hauptcontingent. Dagegen fehlen die Fremdwörter im Bereiche der Wissenschaft und Kunst so gut wie gänzlich.

Und wenn wir nun die mit fremden Ausdrücken bebenannten Pflanzen Revue passiren lassen, so treffen wir darunter einen bedeutenden Procentsatz von solchen, die in Griechenland nie oder erst spät acclimatisirt, deren Früchte oder Sträucher aber meist schon frühzeitig, vielfach noch bevor die Griechen mit eignen Schiffen das Meer befuhren, in Hellas eingeführt worden sind wie Aloe, Myrrhe, Narde, Kassia, Storax, Weihrauch, Granate, Dattel, Zimmt, Pfeffer, Kümmel, Gummi, Cypresse, Myrte, Ebenholz u. a. Aehnlich verhält es sich mit den Objecten der Zoologie und Mineralogie: Der Name des den Griechen schon lange vor Homer zugeführten Elephantenzahns (*ἐλέφας*) wurde später auf das Tier selbst übertragen, für den frühen Import des Esels (*ὄνος*), des Pfaus (*ταώς*) und des Affen (*κῆπος*) sorgten die Phönicier, welche die beiden letztgenannten Tierarten schon zu Salomos Zeit aus Ophir holten und ihre indischen Namen den Griechen übermittelten; auch die Kunde von der Existenz des Panthers (*πανθήρ* = skr. *puṇḍarika-s*, *πάρδος*, *πάρδαλις* = skr. *pṛdâku-s*) und anderer asiatischer Tiere mag schon lange, bevor Alexanders Feldzug die Hellenen nach Indien führte, nach Hellas gedrungen sein, ebenso wie die Namen der indischen Edelsteine Beryll, Jaspis, Sapphir, Smaragd teils durch, teils ohne aramäische Vermittelung bereits zur Zeit der israelitischen Königsherschaft ihren Weg nach dem Westen gefunden hatten. Kein Wunder, dass bei dem lebhaften Handelsverkehr auch sehr bald merkantile Ausdrücke wie *ἀῤῥαβών* von den Phöniciern eingebürgert worden sind und dass z. B. das semitische Wort *maneh* sowohl bei den vedischen Indern (*mana*) als bei den Griechen (*μνᾶ*) sich vorfindet.

Aber selbst hier, wo tatsächlich Wortentlehnung statt-

gefunden hat, fehlt es nicht an Indicien von schöpferischer Tätigkeit dieses genialen, geistig so regen Volkes; selbst da, wo sich die Griechen gezwungen sahen, die ausländischen, barbarisch klingenden Namen in ihre Sprache aufzunehmen, suchten sie ihnen noch einen bekannten Klang abzugewinnen und witterten oft hinter dem fremden Lautcomplexe ein heimisches Wortgebilde. Nirgends im Altertum ist, abgesehen von der lingua rustica der Römer, diese sogenannte Volksetymologie schärfer ausgeprägt und reicher entwickelt, als in den Lehnwörtern der griechischen Sprache und hier vor allen Dingen in jenen wie damals so auch heutzutage noch vielfach etymologisch dunklen geographischen Bezeichnungen und Götternamen. Wie sie damals, als sie zum ersten Male den Namen des oberägyptischen *t. ape* = das Haupt d. i. Ammon vernahmen durch Ideenassociation an die Hauptstadt Böotiens erinnert wurden und daher jener den Namen *Θῆβαι* verliehen oder die phönicische Stadt Cyperns *Chamath* = »Festung« in eine Sandstadt (*Ἀμαθοῦς*) umgeschaffen haben*), so hat sich auch der phönicische *Melech* oder *Moloch* in einen (*Ζεὺς*) *Μειλίχιος* = milden Zeus verwandelt und der ägyptische *Har pe chrat* = Horus das Kind hat die Metamorphose in einen »Herrn der Sichel« = *Ἁρποκράτης* durchmachen müssen, wozu die Geißel, die er auf bildlichen Darstellungen in der Hand führte, vielleicht mit Veranlassung gegeben hat.

In ganz gleicher Weise verfuhr man bei Appellativis. Das indische *puṇḍarika-s* ist zu *πάν-θηρ* »Alltier« geworden, das aramäische *dikela,* Palme und Palmenfrucht zu *δάκτυλος* (unser »Dattel«) = Finger, das hebräische *schikmim* und *schikmot* hat unter Anlehnung an *σῦκον* und *μόρος* die griechischen Namen *συκάμινος*, *συκόμορος*, *συκομωρέα* (unser Sykomore) erhalten, das altbaktrische *meregha* hat Assimilation an das Nomen Proprium *Μελέαγρος* erfahren und

*) Der auf assyrischen Inschriften erscheinende Name derselben Stadt, *Amtichadasti* = »neue Festung« wird uns bei Ptolemaeus in der Form *Ἀμμόχωστος* = sandverschüttet überliefert und erscheint auch in dem Venetianischen *Famagusta* wieder.

in Folge davon die Form *μελεαγρίς* angenommen, das ägyptische Ackermaß *chennuh* erscheint in echt griechischer Form als *σχοῖνος* (Binse) wieder und die nach Ansicht der römischen Aerzte den Stein zerbröckelnde Pflanze *saxifraga* tritt uns in griechischem Gewande als *σαρξίφαγος (σάρξ + φαγεῖν)*, »fleischverzehrende« entgegen.

Doch nun zu den Römern! Es wäre zu viel gesagt, wollte man diesen die Fähigkeit der Wortneuschöpfung bei Entlehnungen vollständig absprechen. Denn es fehlt auch bei ihnen keineswegs an trefflichen Belegen für die Emancipation von dem alle Wissensgebiete durchdringenden Hellenismus. Worte wie *arbutus, lentiscus, granatum, tuber, fides, siliqua, lectica, littera, liber, bos Luca* u. a. bekunden, so gering im Ganzen ihre Zahl auch sein mag, deutlich Productivität auf sprachlichem Gebiete und verständnisvolles Aufnehmen ausländischer Erscheinungen. Meist haben sie freilich, besonders seit dem Studium der griechischen und dem Aufblühen der römischen Litteratur, dem nationalen Streben nur dadurch Vorschub geleistet, dass sie, wie Cicero die griechischen Termini einfach übersetzt haben. Daher die Masse der wissenschaftlichen Fachwörter, besonders philosophischer Ausdrücke, die neben den griechischen oder für dieselben uns bei den Römern entgegentreten; daher die Menge naturwissenschaftlicher, namentlich botanischer und zoologischer Ausdrücke, die trotz ihres römischen Typus doch nur Uebersetzungen der entsprechenden griechischen Bezeichnungen sind z. B. *iuglans* (aus *Jov*[*is*]*-glans*) = *Διὸς βάλανος, serra = πρίστις*,*) aber auch andere wie *Liber = Λυαῖος, Dis = Πλούτων, funambulus = σχοινοβάτης, stellae errantes = πλανῆται* u. s. w.

Diese wohlfeile Art, für fremde Objecte heimische Namen einzuführen, ist im Griechischen außerordentlich selten. So

*) Von Fischnamen sind ferner übersetzt: *torpedo = νάρκη, aries = κριός, musculus = μυΐσκος, asellus = ὀνίσκος, lepus = λαγώς, sudis = σφύραινα, solea = σάνδαλον, hirundo = χελιδών, rota = τροχός, urtica = κνίδη, araneus = ἀράχνη, pediculus = φθείρ, rana = βάτραχος, corvus = κόρακος, gladius = ξιφίας* u. a.

ist, um nur ein Beispiel zu nennen, *πέπων*, Pfebe vermutlich eine Uebersetzung des hebräischen אֲבַטִּיחַ, wenn anders hier, wie man glaubt eine Verdrehung aus טַבִּיחַ von Wurzel טָבַח = kochen vorliegt.

Dagegen haben die Hellenen um so häufiger von den übrigen Mitteln Gebrauch gemacht, die einer Sprache zur Wortschöpfung zu Gebote stehen in einer Zeit, wo die Wurzeln nicht mehr so lebendig, die ursprüngliche sinnliche Bedeutung der Wortgebilde verblasst ist und der ganze Wortschatz schon eine Reihe von Degenerationsphasen durchgemacht hat:

1) Verwendung eines bereits vorhandenen Substantivs unter Erweiterung oder Modificirung des Begriffs mit oder ohne hinzugefügtes unterscheidendes Attribut.
2) Derivation.
3) Composition.

Wie das Wort *ναῦς* ursprünglich nur den Nachen bezeichnete und mit fortschreitender Kenntnis und Technik auf nautischem Gebiete allmählich auf jegliche Art von Schiffen ausgedehnt wurde und *γράμμα* vor der Bekanntschaft mit der orientalischen Buchstabenschrift alles Eingeritzte, Eingegrabene bezeichnete, so führte in analoger Weise die Aehnlichkeit der Maulbeere mit der Brombeere dazu, auch letzterer bei ihrem Bekanntwerden den Namen *μόρον* zu verleihen; demselben Umstande verdankt die Pinie ihre Bezeichnung *πίτυς*, *πεύκη* (Fichte), die Töpferscheibe ihre Benennung *τροχός* (das Rad, das laufende), das Talent, der Weihrauch, das Dromedar ihre Namen *τάλαντον* (Wage, Gewicht), *θύος* (das brennende, von *θύω*), *δρομάς* (das laufende) u. s. f. Häufig treten zu diesen Appellativis, um Verwechslungen vorzubeugen, noch näher charakterisirende Adjective hinzu z. B. *μέγας* zu *στρουθός*, um den Strauß vom Sperling *(στρουθός)* zu unterscheiden;*) und zwar werden diese in der Regel von den Namen der Länder abgeleitet, aus denen die eingeführten Culturobjecte stammen. Daher wurde die Menge der *μῆλα*, die man außer den heimischen

*) Vgl. lat. *plumbum album* neben *plumbum*.

nach und nach kennen lernte, nach ihrem Bezugsorte benannt als *Κυδώνια* (Quitten), *Περσικά* (Pfirsiche), *Μηδικά* (Agrumi), *Ἀρμενιακά* (Aprikosen) u. a.; so sind auch die Benennungen *φασιανός* (Fasan), *κύπριον* = *cuprum* (Kupfer), *ἰνδικόν* (Indigo), *μηδική* (Luzerne) u. a. entstanden; denn diese Adjectiva haben, weil auf sie als unterscheidendes Element stets der Hauptton gelegt wurde, im Laufe der Zeit die neben ihnen stehenden Substantiva, also in den vier erwähnten Beispielen die Worte *ὄρνις*, *μέταλλον*, *φάρμακον*, *πόα* verdrängt.*)

Derivation ist im Ganzen seltener, doch nicht zu verkennen in den Namen der Hyäne (*ὕ-αινα* von *ὗς*), der Gazelle (*βούβαλος* von *βοῦς*), die nach ihrer Aehnlichkeit mit dem Schweine und dem Rinde benannt wurden; ferner in *πλάτανος*, *πλατάνιστος*, Platane, die als Schattenspenderin im Altertum sehr beliebt war und daher wohl als weitschattende (*πλατύς*) oder breitblättrige benannt wurde, und in *ἰχνεύμων*, Ichneumon, einer ägyptischen Wieselart, die den Krokodileiern nachspürt (*ἰχνεύειν*, nachspüren) u. s. f.

Composition endlich scheint bei weitem am häufigsten bei Neubildungen verwendet worden zu sein. Man vergleiche z. B. Tiernamen wie *ῥινοκέρως*, *στρεψικέρως*, *ὄναγρος*, *πύγαργος*, *κατωβλέπων*, *κροκόδειλος*, *κερκοπίθηκος*, *κυνοκέφαλος*, *ἀκανθόχοιρος* oder Ausdrücke wie *ῥοδόδενδρον*, *βούτυρον*, *ὡρολόγιον*, *τριήρης* u. a.

Diese Andeutungen mögen genügen, um den Blick der Sprachforscher auf ein Gebiet zu lenken, das bisher noch vollkommen unangebaut ist, dessen Erschließung aber nicht ohne bedeutende Rückwirkungen auf die Linguistik und Culturgeschichte bleiben kann. Nun ist aber die Zahl der auf linguistischen Studien beruhenden Darstellungen antiker Culturgeschichte auf indogermanischem Gebiete, so-

*) Aehnliche Erscheinungen im Italiänischen werden besprochen von Hehn, Italien p. 220.

weit ich sehe, noch äußerst gering. Denn zwar hat uns A. Kuhn schon 1845 eine auf sprachlicher Grundlage beruhende Behandlung und Schilderung des Culturapparats der ältesten Indogermanen gegeben und seinem Beispiele sind verschiedene andere wie Pictet (les origines Indoeuropéennes ou les Aryas primitifs. Paris 1859. 1863), Kneisel (in einem Naumburger Programm) u. a. gefolgt. Dagegen fehlt es an culturhistorischen Werken über die einzelnen Völker nach ihrer Trennung noch so gut wie gänzlich und erst in jüngster Zeit hat Zimmer in seiner bekannten Florentiner Preisarbeit die gewünschte Aufgabe betreffs der vedischen Inder gelöst.*) In den beiden angegebenen Fällen war indes die Arbeit verhältnismäßig leicht, weil weder bei den ältesten Indogermanen noch bei den vedischen Indern von bedeutenden äußeren Einflüssen die Rede sein kann. Bei allen übrigen Zweigen des indogermanischen Volks aber kommt dieser Factor in mehr oder weniger großem Umfange zur Geltung und so lange, abgesehen von den archäologischen Vorbedingungen, nicht genügende Sammlungen von Lehnwörtern für die einzelnen Sprachen vorhanden sind,**) so lange nicht die sprachlichen Neuschöpfungen für importirte Culturartikel genügend durchforscht sind, so lange wird auch nicht an eine befriedigende Lösung der in Rede stehenden Aufgabe gedacht werden können. Möchten wir recht bald mit diesen notwendigen Vorarbeiten beglückt werden!

*) Helbig, dessen Arbeit »über die Italer in der Poebene« vorwiegend auf archäologischen Studien basirt, scheint eine Darstellung der römischen Culturgeschichte in dem angegebenen Sinne zu beabsichtigen.

**) In neuerer Zeit sind die semitischen Lehnwörter des Griechischen zusammengestellt von A. Müller in Bezzenbergers Beiträgen I, 273—300. Lehnwörterverzeichnisse des Lateins liegen vor von A. Saalfeld und mit Beschränkung auf die ältere Zeit von Tuchhaendler.

Eisenberg, S.-A. 1. März 1881. O. Weise.

Verschmelzung des Artikels mit dem Wortstamme.

Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, welche Stammveränderungen in den einzelnen antiken und modernen Sprachen bei Entlehnung von Fremdwörtern der Artikel der Nomina verursacht hat. Wie der Araber in ausländischen, von ihm übernommenen Worten öfter den arabischen Artikel zu finden meinte, wo er tatsächlich gar nicht vorhanden war, und so unter andern den Namen des macedonischen Königs *Alexander* in *Iskender* (gleichsam *al Iskender*) verkürzte, so haben auch häufig die romanischen Völker den Anfangsbuchstaben mit *l* anlautender Wortgebilde zum Artikel herabgedrückt, eine Erscheinung, für welche Diez, Grammatik der roman. Spr. I³ 204 und im Etymolog. Wörterbuch der roman. Sprache unter dem Buchstaben *l* eine große Anzahl von Belegen vorführt.

Doch ebenso häufig hat umgekehrt Anschluss des fremdsprachlichen Artikels an den Wortstamm in der entlehnenden Sprache stattgefunden. Um von den bekannten, noch leicht an ihrem Anlaut als arabischen Ursprungs erkennbaren deutschen Worten wie *Algebra, Alkohol, Alkoven, Alchymie, Eldorado, Elixir* u. a. abzusehen, die neben artikellosen wie Chemie (= Alchymie, nur ohne Artikel), Kattun, Koffer, Pauke, Moschus u. s. w. bestehen, so ist der fremde Klang bei volksetymologisch angelehnten Gebilden wie *Laute* (= franz. *luthe,* span. *laud,* arab. *el aud;* mit Einmischung von läuten) und *Hellebarde* (= span. *alabarda,* arab. *el harbet*) vollkommen verwischt und auch *Aprikose* (= franz. *abricot,* ital. *albercocca,* span. *alburicoque,* arab. *al-barquq,* welches höchst wahrscheinlich wieder aus mittelgriechisch *berikoka* = lat. *praecocia* oder *praecoqua* entstanden ist) gemahnt uns eher an *apricus* als dass wir eine arabische Bildung darin vermuten sollten.

Der gleichen Erscheinung begegnen wir in dem indischen durch semitische Vermittelung den Griechen zugekommenen Substantivum *ibha*, Elfenbein, Elephant, das wir nicht nur in dem ägypt. Namen der Insel Elephantine, »*Abu*«, sondern auch im Römischen und Griechischen wieder finden, dort ohne *(ebur)*, hier mit Artikel *(ἐλ-έφας)*, in beiden Sprachen durch die Phönicier eingebürgert; und nach O. Kellers freilich wenig sicherer Vermutung (vergl. Augsburger allgem. Zeitung 1876 n⁰ 154) haben wir denselben Vorgang der Verschmelzung des arab. Artikels auch bei den griechischen Bezeichnungen des Hahns, *ἀλεκτρυών*, und des Fuchses, *ἀλώπηξ*, anzunehmen; ja nach Movers ist der griech. Name des westafrikanischen Flusses *Λίξος* aus *L'ucos* = *Acasse* mit Artikel zu erklären (vergl. Movers, Phönicier II. 534 ff., Peschel, Geschichte der Erdkunde S. 20 Anm. 1).

Einmischung des hebräisch-phönicischen Artikels *ha* liegt z. B. vor in dem Namen des nach Herodot 3. 62. 64 im Karmelgebirge gelegenen syrischen Städtchens *Ἀγβάτανα*, dessen Identität mit der von Eusebius genannten und in die Gegend von Caesarea gesetzten Stadt *Batanea* erwiesen zu sein scheint (*ag* = *ha* unter Anlehnung an die Bezeichnung der gleichnamigen medischen Stadt. Vergl. auch Matzat, Hermes 6. 430); gleichwie vermutlich auch die von Ptolemaeus 4. 3 genannte Stadt *Ἀμμαίδαρα*, die wahrscheinlich mit *Medaura* identisch ist, den phönicischen Artikel in sich birgt.

Noch häufiger haben ägyptische Nomina beim Uebergange ins Griechische diese Stammveränderung erfahren, indem sowohl der femininale *(t)* als der masculinale Artikel *(p)* zum Wortstamme gezogen worden ist. Ich erinnere hier an Localnamen wie *Θῆβαι*, das aus *ape*, Haupt, dem vulgären Ausdruck für das hieratische *Pe Amun*, Haus des Ammon, mit Femininartikel unter Anlehnung an den Namen der Hauptstadt Böotiens hervorgegangen ist, oder an die Bezeichnung des westlichen mit dem Tempel der Hathor geschmückten Nomos dieser Stadt als *Tathyris (t + Hathor)* oder *Pathyris (p + Hathor)*. Auch *Φέρως* hat einen ähn-

lichen Ursprung aufzuweisen, da es aus dem memphitischen Artikel *(ph)* mit der Benennung des Nils *(iri = ero)* corrumpirt ist; wie denn auch das von Herodot 2. 142 in der Bedeutung *καλὸς κ᾽ἀγαθός* überlieferte Wort *πύρωμις* auf ägypt. *romi* mit Artikel zurückgeht. Und so wenig *Φίλαι* etwas mit *φίλος* zu schaffen hat, sondern eine Entstellung des ägypt. Ausdrucks *P-i-lak*, die Insel *Lak* ist, so enthalten auch trotz ihres griechischen Aussehens die Städtenamen *Βούσιρις* und *Βούβαστις* nicht das Nomen *βοῦς*, sondern das Wort *Pe* (nur dass dieses hier Substantiv ist und »Stadt« bedeutet) und die Götternamen *Osiris* und *Bast.* *)

Bei weitem die häufigsten Belege finden sich indes in den neueren Sprachen, besonders den romanischen. So stammt, um nur zwei Beispiele zu erwähnen, das italienische *lupolo* oder *luppolo* sammt dem mittellateinischen *lupulus* nicht etwa von *lupus* (als Deminutivum) ab, sondern ist aus dem deutschen Substantiv *hupa,* Hopfen, entnommen (vergl. auch Hehn, Culturpflanzen 3. Aufl. S. 353), während der Name des *cap Derneus* bei den Franzosen auf holländisch *ter Neuss* = engl. *the Nase* d. h. *Cap Lindesnäs* zurückgeht (vergl. Daniel, Handb. der Geographie II S. 794 Anm.).

O. Weise.

Ueber den Ursprung einiger metaphorischer Ausdrücke der arabischen Sprache.

Die in den letzten Jahrzehenten zur Blüte gelangten Untersuchungen über gesellschaftliche Sitten und Gebräuche der Urzeit haben gezeigt, dass eine große Anzahl von Sprachausdrücken, die wir früher recht bequem in eine der zahl-

*) Der Artikel ist im Inlaute vorhanden in *Μενόφρης* = *Men-re* (+ *ph*), *Ἀπρίης* oder *Οὐάφρις* = hebr. *Hophra* = ägypt. *Hu* + *ra* (+ *ph*), *Ἁρποκράτης* = *Hor* + *chruti* (+ *pe*), u. s. f.

reichen Classen rhetorischer Figuren einordneten, sprachliche »Ueberlebsel« (revivals) sind von wirklichen Handlungen und concreten Uebungen. Eine symbolische Handlung, welche Jahrhunderte hindurch bei einem Volke in lebendiger Uebung war, verliert im Verlaufe der späteren Geschichte dieses Volks ihre praktische Anwendung; sie hört aber damit noch nicht auf Gegenstand der Rede zu sein. Die Sprache erhält das Andenken an jene Handlung, welche ihre Geltung seit langer Zeit eingebüßt. Das Bewusstsein von der ursprünglichen lebendigen Bedeutung des sprachlichen Ueberlebsels ist mit dem völligen Schwinden des Gebrauches selbst geschwunden und die Deutung findet dann figürliche Rede in Ausdrücken, welche in ihrem Ursprunge jene abgestorbene Sitte bezeichneten. Edward B. Tylor hat in verschiedenen Schriften eine große Anzahl von sprachlichen Erscheinungen angeführt, welche die eben kurz angedeutete Tatsache beleuchten. *) Ich habe in den folgenden Blättern versucht, einige Beiträge hierfür aus dem Gebiete der arabischen Sprache zu liefern; die lebendige, zum großen Teil fortdauernde Tradition des beduinischen Lebens ist gerade auf diesem Gebiete der Erkenntnis uralter Volkssitten überaus günstig.

1. Das Knüpfen des Stricks.

In der arabischen Dichtkunst begegnen wir keiner Redensart häufiger als dieser: »ich habe meinen Strick an den seinigen geknüpft«; es soll durch diesen Ausdruck der Gedanke der Gemeinsamkeit, der Freundschaft, des Schutzver-

*) In früheren Zeiten ist man zuweilen in der Deutung anscheinend figürlicher Ausdrücke durch Sitten der Urzeit weiter gegangen als dies die Anforderungen der Wahrscheinlichkeit zulassen. Ein Beispiel hierfür ist Ampère's Histoire litèr. de la Françe avant le XIIème siècle Bd. I p. 89: »L'usage de faire passer les troupeaux entre deux feux s'est conservé en Irlande, et nôtre proverbe être entre deux feux pour signifier être dans un grand embarras a probablement son origine dans la situation dèsespèrée de celui qu'on offrait à Belenus ou Baal et qui s'avançait à la mort entre deux feux allumés.«

hältnisses bezeichnet werden. Umgekehrt ist das »Zerreißen des Stricks« ein häufig wiederkehrender Ausdruck für die Trennung zweier Freunde, für das Abbrechen freundschaftlicher Beziehungen, für die Entziehung des Schutzes.

Laḳad ḳaṭaʿa-l-wâshûna mâ kâna bejnanâ Wa-naḥnu ila an jûṣala-l-ḥablu aḥwagu*

»Die Zwischenträger haben zerrissen, was zwischen uns war; fürwahr, wir haben es nötiger, dass der Strick geknüpft werde.« (Kitâb al-aġânî Bd. VI p. 156, 10)

ist nur ein bezeichnendes Beispiel unter vielen, die angeführt werden könnten. Für den ersten Blick sollte man meinen, in solchen Ausdrücken eine poetische Metapher vor sich zu haben; das tertium comparationis zwischen dem Strick und der Freundschaft (das Knüpfen eines festen Bandes) liegt ja gar zu nahe. Mein Studium des altarabischen Lebens und der Gewohnheiten der Wüste haben mich jedoch dessen belehrt, dass in der erwähnten Redeweise ein Rest des altbeduinischen Schutzrechtes enthalten ist, und dass das »Knüpfen des Stricks« seinem Ursprung nach kein figürlicher Ausdruck ist, sondern die Bezeichnung einer concreten Handlung.

Die weitläufige Dichtung, welche dem Litteraturhistoriker als »Roman des ʿAntar« bekannt ist, ein Werk, welches das arabische Leben zwar vom Gesichtspunkte des Islam betrachtet, jedoch trotz dieser anachronistischen Stellung des Redacteurs, uns ein lebhaftes Spiegelbild der vormuhammedanischen beduinischen Gesellschaft bietet, gibt uns an zwei Stellen die Handhabe zum vollen Verständnis der Redeweise vom Knüpfen und Zerreißen des Stricks. Es sind zwei Recensionen dieses Romanes im Druck erschienen; eine kürzere ist in Bejrût gedruckt worden, eine vollständigere und an Episoden reichere in 32 Bändchen verdanken wir der Officin des Shejch Shâhîn in Kairo. Die beiden Stellen, welche für unseren Nachweis in Betracht kommen, sind in der Kairoer Ausgabe Bd. XIII S. 56 ff. und Bd. XXII S. 15 ff. zu lesen. Da beide Stellen ihrem Inhalte nach so ziemlich analog

sind, wollen wir der Kürze halber hier nur die eine, und zwar die erstere, mitteilen, in welcher die zu erzählende Begebenheit in kürzerer Fassung mitgeteilt ist. In der Ausgabe von Bejrût ist sie überhaupt nur an einer Stelle erzählt und zwar Bd. VI S. 399, der zweiten Kairoer Stelle entsprechend.

»Der Held ʿAntar saß eines Tages vor der Thür seines Zeltes, ihn umgaben die Freunde, ʿUrwa b. al-Ward und seine Genossen. Da plötzlich gewarten sie einen Beduinenmann, der an sie heranlief und rief: »O Vater der Ritter! hilf mir, denn ich stelle mich unter deinen Schutz, und du bist mächtig, mir Recht zu schaffen.« Da sprach ʿAntar: »O vornehmer Araber! Was ist dein Zustand und was ist's, was dich betroffen hat?« »O Vater der Ritter!« entgegnete jener, »ich bin unter deinem Schutz und bin dein gâr (eigentlich Nachbar d. h. ein solcher, der sich in eines freien Arabers Zelt als Hülfesuchender begibt).« »Wie wirst du unter den Arabern genannt«, frug ihn ʿAntar, »dass du diese Rede führen kannst; ich entsinne mich nicht, dir früher einmal begegnet zu sein.« »Du sprichst Wahrheit«, entgegnete jener, »ich heiße Fâ'ik b. ʿOlbân aus dem Stamme der ʿAnbar.« »Was ist's denn nun für ein Schutzverhältnis, auf welches du dich berufst?« Da sprach der Fremde: »So wisse denn, Vater der Ritter! ich zog aus meiner Heimat und von meinem Stamm mit hundert Kamelstuten weg, und hatte die Absicht gen Wâdî Dîḳâr zu ziehen, um meine Herde dort zu verkaufen, um durch den zu gewinnenden Preis meine und meiner Tochter Verhältnisse zu verbessern. Ich zog und zog bis dass ich in euer Lager gelangte. Da sah ich, wie dein Knecht Mejmûn deine Kamele am Brunnen tränkte. Auch ich versuchte, meinen Schöpfeimer in den Brunnen hinabzulassen; mein Strick aber, den ich mit mir hatte, langte nicht bis an den Spiegel des Brunnens. Da verlangte ich von deinem Sklaven die Erlaubnis meinen Strick an den seinigen zu knüpfen; so tränkte ich denn mein Vieh und zog von dannen. Kaum hatte ich mich von deinem Lager entfernt und war weiter gezogen, da zog mir entgegen

ein Mann, genannt Durejd b. Ḥarmala vom Stamme der Banû Fazâra, mit ihm war eine Schaar seiner Stammesgenossen. Mit ihrer Hülfe raubte er meine Stuten und entfernte sich mit der Beute. Nun komme ich vor dich mit dem Verlangen, du mögest meine Stuten zurück erbeuten von den Banû Fazâra, denn das Knüpfen des Stricks an den Strick zieht das Schutzverhältnis nach sich, so fordere ich denn meine Stuten einzig und allein nur von dir, denn ich bin dein Gâr geworden und stehe unter deiner Schutzpflicht.« Hierauf ʿAntar: »Jawohl, du stehst unter meiner Schutzpflicht, und kannst von mir Alles fordern, wie du sagtest.«

Nun erzählt unser Roman in gewohnter Breite, wie ʿAntar ohne seinen eignen Stammeskönig Ḳejs um Erlaubnis hierzu anzugehen, gegen den feindlichen Stamm der Fazâra zieht. Es dauert nicht lange, da stößt er auf den Stutenräuber Durejd, der die geraubte Herde eben vor sich einhertreibt und nicht begreifen kann, wie ʿAntar die Sache eines Fremden, der weder seinem Stamme angehört, noch aber auch in einem andern, durch das Beduinenrecht geheiligten Verhältnis zu ʿAntar steht, zur eignen machen konnte. Während die beiden feindlichen Helden im Wortstreit gegen einander begriffen sind, erscheint ʿAntars Stammesoberhaupt, der ʿAbsitenkönig Ḳejs, voller Ingrimm gegen ʿAntar, der eben im Begriffe war, den Stamm der Banû ʿAbs gegen den nach langer Blutfehde kaum erst versöhnten mächtigen Nachbarstamm der Banû Fazâra in Krieg zu verwickeln: »Was tust du da, o Vater der Ritter! Willst du wieder zwischen uns und die B. Fazâra das Schwert des Krieges werfen? Haben doch die Frauen kaum noch die Trauergewänder abgelegt, und da kommt mir wieder die Botschaft durch Ḥasan, dass sein Herr Durejd Klage gegen dich führt, darob, dass du dir den Schutz eines Kinâna-Beduinen anmaßest, dessen Kamelstuten Durejd weggeführt! Wozu denn diese lügnerische Anmaßung?« Da sprach ʿAntar: »Bei Allâh, o König! nicht lügnerisch ist der Schutz, den ich mir anmaße. Der Kinânite ist in Wahrheit mein Schutz-

befohlener, und er gehört zu mir; und wer da behauptet, dass der Fremde nicht mein Schutzbefohlener sei, auf den werfe ich mein Schwert. Willst du denn, o König, meine Treue gering achten, gehöre ich doch zu dir und bist du doch mein Herr!« »Allâh sei für« entgegnete Ḳejs, »aber sag' mir doch, woher die Schutzespflicht, die zwischen euch obwaltet, damit wir sie kennen und anerkennen«. Da befahl ʿAntar seinem Bruder Shejbûb (der die Stelle des Sancho Pansa in diesem Heldenromane vertritt) den Fremden aufzusuchen und ihn vorzuführen. Der alsbald herbeitretende Fâʾiḳ erzählt nun die Geschichte des Strickeknüpfens, wörtlich wie wir sie eben vernommen haben. Da begibt sich nun der König mit ʿAntar und Fâʾiḳ in das Lager der Banû Fazâra, um die Streitfrage friedlich zu erledigen. Sie sprachen nun zu ʿAntar: »Steige herab von deinem Rosse, damit wir ins Gericht gehen.« »Hoch zu Ross will ich nur rechten« entgegnete der stolze Recke. Hierauf trug nun Fâʾiḳ seinen Streitfall vor und als sie ihn zu Ende gehört hatten, riefen sie alle: »O ʿAntar, du hast dir eine Ausschreitung gegen die Banû Fazâra zu Schulden kommen lassen, nie hat das Knüpfen zweier Stricke eine Schutzpflicht bedeutet, und nie hat dies jemand unter den Völkern und nicht unter den edlen Arabern so gehalten oder solche Rede geführt.« Das Wort führte Sinân b. Abî Ḥâritha. ʿAntar aber erwiederte: »Nicht du sollst hier Richter sein! Bei Gott! Komme was da wolle, du bleibst mein Feind. Ich aber schwöre bei der Treue der Araber und beim Monat Ragab, hast du denn nie gehört, dass ʿÂmir b. Luwejj durch das Land des Ḳejs b. Hauda zog und als er sein Vieh tränken wollte, erlaubte man ihm seinen Strick an den ihrigen zu knüpfen, was er auch tat, und als später Beduinenscharen sein Vieh wegtrieben, forderte er seine Habe von Ḳejs b. Hauda, und dieser anerkannte seinen Anspruch und verschaffte dem ʿÂmir die geraubte Herde. Ihm lag damals ob, was heute mir obliegt. Und wenn alle Araber sagen wollten, dass das Strickeknüpfen kein Schutzverhältnis bedingt, so sage ich, dass es von heute ab die Schutzespflicht

auferlegt, denn ich gehöre zu dem Stamme, der jedem Hülferufenden zur Stelle ist und mit allem Preis gepriesen wird. Wer mir hierin widerspricht, dessen Kopf werde ich abhauen und dessen Odem werde ich ausblasen.« So sprach er. Da wendete er den Kopf seines Hengstes und kehrte zu seinem Stamme zurück und Niemand unterfing sich, ihm Widerstand zu leisten. —

Ich habe mir erlaubt für diese lange Episode des 'Antarromans (die ich oben in möglicher Treue auszugsweise mitteilte), den Raum dieser Blätter in Anspruch zu nehmen, weil der ihr zu Grunde liegende Gedanke für das Verständnis des Ausdrucks, von dessen Ursprung wir ausgegangen, von großer Wichtigkeit ist. Wir lernen aus dem mitgeteilten Stücke, von dem wir glauben, dass sein Inhalt wie der größte Teil der socialen Schilderungen im 'Antarromane in der Tatsächlichkeit des Beduinenlebens wurzelt, dass das »Knüpfen des Strickes an den Strick« ursprünglich nicht rhetorische Figur ist, sondern einem Vorgange des Beduinenlebens entspricht, und eine concrete Handlung bezeichnet, die nach dem Gewohnheitsrechte der Wüste ein verantwortliches Schutzverhältnis zwischen Individuen statuirte, deren Stricke aneinander geknüpft als Seil für den Schöpfeimer dienten. Wir halten es für höchst unwahrscheinlich, dass die der angeführten Episode untergelegte Rechtsanschauung eine Fiction sei, die unter den Beduinen niemals bestanden habe, vielmehr eine Unterschiebung sei, durch welche man einen Sprachausdruck habe erklären wollen, denn es liegt gar keine Veranlassung vor, dem Sammler des Romans philologische Tendenzen zuzumuten. Andrerseits lernen wir jedoch aus obigem Stück auch dies, dass jenes Beduinenrecht zur Zeit der Redaction des Romanes, oder der Abfassung jener Episode bereits antiquirt war und seine Geltung verloren hatte, es war vielmehr nichts anderes als eine Tradition aus älterer Zeit, deren practische Anwendung trotz des sonst beobachteten conservativen Charakters der Beduinensitten, aus unbekannten Gründen, aus dem Leben geschwunden war; denn es wird vorausgesetzt, dass weder Ḳejs noch

die Recken der Banû Fazâra davon wissen, und dass ʿAntar, als Vertreter des echten conservativen Rittertumes, dasselbe aus den alten Traditionen des ʿÂmir b. Luwejj zu neuem Leben und neuer Geltung erwecken wollte. Es konnte denn um so leichter auch aus dem Bewusstsein der Araber verschwinden, und bald blieb nichts anderes zurück, als jener Sprachausdruck, den man — wie wir nun sehen — mit Unrecht in das Gebiet der Metapher verweist. Innerhalb des Sprachgebrauches verflüchtigte sich später nach und nach die eigentliche sachliche Bedeutsamkeit derselben. Oft schimmert noch dieser sachliche Ursprung durch, wie z. B. in den Worten des Dichters Al-Achṭal:

Fasâ'il banâ Marwâna mâ bâlu d̲immatin
Waḥablin ḍaʿîfin lâ jazâlu juwaṣṣalu

»Frage die Banû Marwân, was ist's mit der Treue und mit dem schwachen Stricke, der nicht aufhört geknüpft zu werden?«

(K. al-aġânî Bd. XI S. 60.)

oder in dem Verse des Ibn Kalda:

Bânat Suʿâdu waamsa ḥabluhâ-nkaṭaʿâ
Wa lejta waṣlan lahâ min ḥablihâ ragaʿâ

»Es scheidet Suʿâd und ihr Strick wird abgerissen — o würde doch ihr Strick wieder geknüpft werden«

(ibid. Bd. X S. 112)

oft aber verschwimmt das Bewusstsein von demselben vollends in der figürlichen Anwendung,*) die diesem »Strickeknüpfen« eignet, so dass vom »Stricke der Freundschaft«, vom »schwach werdenden Stricke« gesprochen wird.

---

*) Noch weiter ist die figürliche Anwendung fortgeschritten in folgendem Beispiele aus einem Gedichte des Saʿîd b. Ḥamîd:

Walatufgaʿanna bimuchliṣin laka wâmiki
ḥablu-l-wafâ'i bi ḥablihi mauṣûlu

Fürwahr, es wird dir Schmerz verursacht werden durch einen aufrichtigen, einen Freund — an dessen Strick der Strick der Treue gebunden ist«

oder wie Hr. Huart frei übersetzt: »dont la fidélité est à toute épreuve.«

(Journal asiat. 1881. I, p. 24.)

Awalam takun tadrî Nawâra bi'annanî
Waṣṣâlu 'akdi habâ'ilin gaddâmuhâ

»Weiß denn Nawâra nicht«, sagt Lebîd in seinem Preisgedicht, »dass ich der Knüpfer der Knoten der Stricke bin und derjenige, der sie zerschneidet?« (Mu'allaka v. 55)

und Zuhejr sagt:

Wa-achlafatka-bnatu-l-Bakrîjji mâ wa'adat
Wa-aṣbaha-l-hablu minhâ wâhinan chalikâ

»Die Tochter des Bekriten hielt dir ihr Versprechen nicht — und ihr Strick ward schwach und zerfasernd« (Dîwân ed. Ahlwardt, Six poets, IX v. 3)

Abû Nuwâs spricht schon von »dem Stricke Muhammeds, den er ergriffen, um durch denselben vor den Wechselfällen des Schicksals sicher zu sein.«

Achadtu bihablin min hibâli Muhammadin
Amintu bihi min târik-il-hadathânî

und die spätere Prosa von dem Knüpfen der Stricke der Liebe und ihrem Zerschneiden ('Antar Bd. II p. 82 penult. XVI p. 161, 4 infr.). Dies gänzliche Verblassen der ursprünglichen Bedeutung des Strickeknüpfens zeigt sich in Ausdrucksweisen wie die des Historikers Al-Mas'ûdî »der Strick der Muslimîn ist verwirrt« d. h. wie der französische Uebersetzer das arabische »*idtaraba hablu-l-Muslimîn*« wiedergibt: »*l'islam serait mis en péril*« (Prairies d'or Bd. VII S. 41, 7).

Die aus der poetischen Litteratur der Araber soeben angeführten Beispiele, die leicht zu vermehren wären, zeigen uns den Weg, den der Ausdruck für eine symbolische Handlung des gesellschaftlichen Lebens durchmacht, bis dass die Erinnerung an diese symbolische Handlung vollends aufhört und jener Ausdruck zur bloßen Metapher wird. Der des sachlichen Substrates beraubte sprachliche Ausdruck ist dann für die wissenschaftliche Beobachtung ein »Ueberlebsel« alter außer Geltung gekommener Uebungen und Gewohnheiten,

2. Das Feuer des Krieges.

Ein anderes Beispiel. Nicht leicht würde jemand einen Zweifel daran wagen, dass der Ausdruck *»nâr al-ḥarb«* »das Feuer des Krieges« ein figürlicher Ausdruck sei. Gibt es etwas einleuchtenderes, als die Zusammenstellung des Krieges mit der lodernden Flamme? Und dennoch muss ich die Rechte der Rhetorik an dem Ausdrucke *nâr al-ḥarb* beschränken und auf die Ethologie der Wüste hinweisen um seinen rechten Erklärungsgrund ans Licht zu stellen. »Wenn die alten Araber« — so lehrt uns al-Mejdânî in seinem Commentar zu dem Sprichworte »das Feuer des Krieges ist lodernd« *(nâr al-ḥarb asʿaru)* — einen Krieg begannen, pflegten sie Feuer anzuzünden, um den Kampflustigen das Signal des ausgebrochenen Kampfes zu vermitteln« (Magmaʿ al-amthâl ed. Bûlâḳ Bd. II. S. 203). In jenen Zeiten und in einer Gesellschaft, wo der Beginn des Krieges der Bevölkerung noch nicht durch Maueranschläge und Proclamationen kundgetan werden konnte, sollte das Feuer auf den Höhen die Kunde bringen in alle Zelte, dass der Shejch des Stammes alle Wehrfähigen zum Schutz oder Trutz gegen den Feind aufbietet. Das »Anfachen des Kriegsfeuers« ist demnach eine concrete Handlung, eine Sitte des altarabischen Lebens, und nicht eine Tatsache, die sich nur in der Phantasie des Poëten vollzieht. Die concrete Bedeutsamkeit dieses Ausdruckes zeigt sich noch im Korân (Sure V, v. 69), wo Muhammed von den Juden sagt: »So oft sie ein Feuer für den Krieg *(nâran li-l-ḥarbi)* anzünden, löscht es Allâh aus.« Wenn also der Dichter sagt:

Fa'in rafaʿû-l-ḥarb al-ʿawâna-llatî tara
fashubba waḳûda-l-ḥarbi bi-l-ḥaṭabi-l-gazlî

»Wenn sie den unbarmherzigen Krieg wieder anheben — so schüre den Brand des Krieges mit mächtigen Holzscheiten« (Ḥamâsa 180, 1)

so ist wieder nicht das figürliche »Feuer des Krieges« gemeint, sondern das wirkliche Signalfeuer, das die Araber anzündeten, um die Kunde vom ausgebrochenen Kriege in

die entferntesten Zelte zu tragen. In elliptischer Weise wird aber dann auch das »Feuer« weggelassen, indem man sagt »der Krieg wird gezündet« *(shubbat al-ḥarb)* und damit war auch volle Gelegenheit geboten, die Sitte des Feuerzündens aus dem Bewusstsein zu verdrängen und den Ausdruck »das Feuer des Krieges anzünden« zur bloßen Figur werden zu lassen (Dîwân der Huḏejliten III. 1 p. 223 ed. Kosegarten).

Wir begegnen in der arabischen Litteratur noch einer andern Mitteilung über eine Kriegersitte der alten Araber, welche zur Erklärung des Ausdrucks »Feuer des Krieges« angeführt zu werden verdient. Es ist allerdings recht schwer, für die historische Treue dieser Mitteilung einzustehen; denn für die folgende vorislamische Sitte können wir uns lediglich auf die Nachricht eines dogmatischen Schriftstellers aus dem VI. nachmuhammedanischen Jahrhundert berufen. Sie möge nichtsdestoweniger der Vollständigkeit wegen hier ihren Platz finden. Unter den verschiedenen Erklärungen, welche der Korancommentator Fachr al-Dîn al-Râzî zu Sure 100 v. 2 (»Bei denen [Rossen] welche stampfend Feuerfunken sprühen«) anführt, finden wir auch folgende: »Andre Erklärer meinen, es sei hier von Ueberlistung die Rede, besonders von Ueberlistung durch Anzünden des Feuers, zum Zwecke dass der Feind die Kämpfenden in großer Anzahl wähne. Die Araber hatten nämlich in ihren Beutezügen die Gewohnheit beim Herannahen des Feindes viel Feuer anzuzünden, damit der auf sie blickende Feind sie in großer Anzahl glaube« (Mafâtîḥ al-ġejb ed. Bûlâḳ Bd. VIII S. 659). Auch dies wäre nun eine wirkliche Anwendung von »Kriegesfeuer« bei den alten Arabern.

3. Das Zerreißen der Kleider.

Wir können zur Beleuchtung des sprachgeschichtlichen Vorganges, wie aus der Bezeichnung einer symbolischen Handlung zuletzt eine bloß metaphorische Phrase wird, kein treffenderes Beispiel anführen, als das folgende. Das Zerreißen der Kleider als Symbol der Trauer ist ein Gebrauch, dessen Ueberreste noch weit und breit in Anwen-

dung sind. Jeder weiß es, wie oft wir diesem Trauergebrauche in der Bibel begegnen, und auch in der älteren arabischen Litteratur ist er auf Schritt und Tritt zu finden. Recht merkwürdig klingt es aber, wenn wir den Ausdruck »er zerriss seine Kleider = er versank in Traurigkeit« auch da finden, wo in einem besondern Falle die Möglichkeit des Kleiderzerreißens geradezu ausgeschlossen ist. Ich finde ein solches Beispiel in der DLXXXIXten der »Tausend und einen Nacht« (Ausgabe von Bûlâḳ vom Jahre 1279 Bd. III S. 442). Da wird erzählt, dass man jemanden seiner Kleider vollständig beraubte, so dass er ganz nackt und entblößt stand, und dass der Aermste über den Verlust seiner Kleidung voller Verzweiflung »jammerte, sein Gesicht schlug und seine Kleider zerriss« *(fa-shaḳḳat thijâbahâ)*. Also jemand, der seine Kleider sucht, und darüber, dass er sie nicht finden kann, voller Verzweiflung ist, »zerreißt seine Kleider«. Der Ausdruck für die symbolische Handlung des Trauernden wird zur sprachlichen Bezeichnung der Trauer beibehalten, obwohl in dem besondern Falle mit Bestimmtheit gewusst wird, dass die symbolische Handlung nicht geübt werden konnte.

Budapest. Dr. Ign. Goldziher.

Psychologische und ethnologische Studien über Musik.

Von

Dr. Georg Simmel.

Darwin schreibt in der »Abstammung des Menschen« (1875, II, 317): »Wir müssen annehmen, dass die Rhythmen und Cadenzen der oratorischen Sprache aus vorher entwickelten musikalischen Kräften herzuleiten sind. Auf diese

Weise können wir verstehen, woher es kommt, dass Musik, Tanz, Gesang und Poesie so sehr alte Künste sind. Wir können selbst noch weiter gehen und annehmen, dass musikalische Laute eine der Grundlagen für die Entwicklung der Sprache abgeben.« *) In demselben Sinne spricht er in dem Werke »Ueber den Ausdruck der Gemütsbewegungen« (1872, 88). Der Gesang der Vögel, führt er aus, dient vor allem dem Zweck des Lockens, er drückt die geschlechtlichen Triebe aus und bezaubert die Weibchen. Zu demselben Zwecke nun soll der Mensch seine Stimme zuerst gebraucht haben, und zwar darum nicht als Wortsprache, weil diese eines der spätesten Producte der menschlichen Entwicklung sei, musikalische Töne jedoch zum Zwecke der Lockung des Weibchens, oder auch umgekehrt, des Männchens, sich schon bei sehr niedrig stehenden Tieren finden. Ebenso bemerkt Jäger (Ausland 1867 Nr. 42, citirt von Steinthal): dass der Gesang der Vögel keineswegs die nächste Verwantschaft mit der articulirten Wortsprache besitze, sondern ganz genau dem unarticulirten, wortlosen Jodeln des Menschen entspreche. Es ist nämlich »der Empfindungslaut für geschlechtliche Erregung, der Ton des Wohlgefühles.« Freilich gewinnt er eine erweiterte Bedeutung, indem er auch für Lustgefühle andern Ursprungs gebraucht werde, wie für Wohlbehagen über Sonnenschein oder gefundenes Futter. Doch sei zu bedenken, dass Wärme und gewisse Nahrungsstoffe zugleich auch Stimulantia seien. Das Jodeln des Menschen aber hänge ebenso mit der Geschlechtssphäre zusammen; denn es sei das Verständigungszeichen zwischen Bursch und Dirne. Gegen diese Ansichten möchte ich erwiedern: Jede lautliche

*) Auf dieselbe Idee kam schon Leibnitz, bemerkt aber (Nouveaux Essais sur l'ent. hum. III 1): Il faut considérer aussi qu'on pourrait parler, c'est á dire, se faire entendre par les sons de la bouche sans former des sons articulés, si on se servait des tons de Musique pour cet effet; mais il faudrait plus d'art pour inventer un langage des tons, au lieu que celui des mots a pu être formé et perfectionné peu à peu par des personnes qui se trouvent dans la simplicité naturelle.

Aeußerung der Vögel ist gesanglicher Natur; wie jeden Affect überhaupt, so müssen sie natürlich auch den geschlechtlichen im Gesang äußern. Selbst wenn dieser der heftigste ist, hätten doch auch alle andern das Recht, zur gleichen Analogie zu dienen. Wäre dies aber der Fall, so ist nicht abzusehen, warum der Mensch je zur Wortsprache vorgeschritten sein sollte, da er doch alles in Tönen ausdrücken konnte. Würde ferner beim Menschen, wenn der wortlose Gesang ihm so von seinen Vorfahren angeerbt (ich will mich hier sogar auf den Darwin'schen Standpunkt stellen), also soviel natürlicher wäre, als die Sprache, würde er sich dann nicht wenigstens auf der niedrigsten Culturstufe als Ueberbleibsel erhalten haben, so dass er irgendwie einmal in jenes »wortlose Jodeln« ausbricht? Aber außer dem Jodeln unsrer Gebirgsvölker, über das nachher zu sprechen ist und das mit der Geschlechtssphäre in gar keinem strengen Zusammenhang steht, ist davon, wie mir Herr Professor Bastian versicherte und wie ich mich selbst in meinen Studien überzeugte, nirgends auf der Welt die Rede. Dem Vogel ist allerdings, der Gesang der natürliche Ausgleich des Affects, dem Menschen aber zunächst der Schrei; und da sollte er für einen so natürlichen Affect, wie der Geschlechtstrieb ist, einen andern gesucht haben? So scheint mir auf diesem Wege die Priorität des Gesanges vor der Sprache unbeweisbar, und ebensowenig durch das gleichfalls geltend gemachte Argument, dass Kinder eher nachsingen als nachsprechen. (Mir sagte dagegen eine Mutter von fünf Kindern, die sich später als nicht unbegabt in musikalischer Beziehung herausstellten, dass keines ihrer Kinder vor dem zweiten bis dritten Jahr irgend wie in Tönen gesungen haben.) Der Grund der Erscheinung, glaube ich, ist einfach der: das Kind versteht den Sinn der vorgesprochenen Worte kaum, es handelt sich bei seinem Nachsprechen um mechanische Wiederholung, das Kind muss die Reihenfolge der Buchstaben behalten, um sie zu reproduciren; natürlich ist das schwer, viel leichter als die Buchstaben, ist es für dasselbe, den Tonfall, mit dem sie gesprochen, der einen viel schärfern sinnlichen Ein-

Eindruck macht, zu hehalten und zu reproduciren; ist der Tonfall nun gesanglich modulirt, so wird er naturgemäß einen noch schärfern Eindruck machen und das Kind wird es deshalb leichter nachahmen können. Nur also, weil sie sich mechanisch leichter behalten lässt, wird die Melodie eher als das Wort vom Kinde wiederholt. Was allein beweisend wäre, dass ein Kind wortlos zu singen anfinge, ohne dass eine Nachahmung anzunehmen wäre, ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen. Gerade das wortlose Vorsichhinsingen wird nur bei Erwachsenen, nie bei kleinen Kindern beobachtet, die immer Worte singen.

Welche Rolle das Gedächtnis dabei spielt, sieht man daraus: ein Kind könne eine einfache Volksmelodie nachsingen; nur singe man ihm z. B. eine Chopin'sche Melodie, die aus denselben Tönen besteht (nur in andrer Reihenfolge), vor, und es wird sie nicht wiederholen können, offenbar doch nur aus dem Grunde, weil, wie auch bei Erwachsenen, das Gedächtnis die weniger natürliche Tonreihe nicht so gut aufzunehmen vermag; dass die Reproduction technisch dem Kinde möglich ist, zeigt jenes Nachsingen des Volksliedes. Dem wenn auch noch dunklen Bewusstsein der größern Sicherheit der Reproduction durch die Verbindung mit Tönen ist es wohl zuzuschreiben, dass alte Völker vor Erfindung der Buchstabenschrift ihre Gesetze sangen. Es handelt sich hier keineswegs nur um eine Erleichterung der Reihenreproduction, die den temporal gleichen Ablauf derselben zur Ursache hätte, sondern jedes einzelne Glied (oder wenigstens Gruppe) der einen Reihe geht mit dem entsprechenden der andern eine auch sachlich begründete Verschmelzung ein. Die Blutsverwantschaft der Poesie mit der Musik zeigt sich auch von dieser Seite, da bekanntlich auch Rhythmisches und Gereimtes weit eher und länger im Gedächtnis haftet, als Prosaisches.

II. Nichts kommt mir wahrscheinlicher vor, als dass der Gesang an seiner Quelle die durch den Affect nach der Seite des Rhythmus und der Modulation hin gesteigerte Sprache gewesen sei. Und zwar begründe ich

dieselbe folgendermaßen. Sprache und Geist entwickeln sich in gegenseitiger Stützung und Kräftigung, jeder Fortschritt des einen baut sich auf einem des andern auf. »Menschliches Sein ist Denken, sagt Steinthal, und das menschliche Denken ist ursprünglich Sprechen.« Wo also beim Urmenschen psychischer Process ist, da ist auch Sprache; das menschliche Streben nach Aeußerung, nach Ausgleichung des innern Affects durch äußere Motion, das bis dahin nur durch Gebärden und Schreien sich befriedigen konnte, findet in der Sprache reichere und angemessenere Formen. Und diese Brücke der Sprache, die das Tier zum Menschen führt, kann nicht wieder zurückgegangen werden; in immer charakteristischerer Sprache sucht jeder Affect seine Ausgleichung. Ist also jedes Denken und Empfinden beim Urmenschen Sprechen (»Kinder und Wilde sprechen fast immer«, Lazarus), so werden gesteigerte psychische Vorgänge auch einen gesteigerten Ausdruck suchen. Solche Vorgänge sehr acuter Art werden oft so stark sein, dass das wie sehr auch angestrengte und nach der Seite des Ausdrucks hin gesteigerte Sprachvermögen des Wilden keine äquivalente Ausgleichung mehr dafür ist; so der Schreck,*) der nur einen Schrei hervorlocken wird, so der Schmerz, der gleichfalls nur zum Schreien bringen wird. Nun wird es aber Affecte geben, die, nicht stark genug, um den Trieb nach sprachlicher Aeußerung gänzlich zu überwinden, dennoch in dem gewöhnlichen Modus und Ausdruck der Sprache keine ganz genügende Ausgleichung finden. So der Zorn, der seinen Ausdruck noch in den Worten, aber mit erhöhter Betonung und lauter als sonst gebrauchter Stimme, findet, die Niedergeschlagenheit, die sich der Worte mit leiser und eintöniger

*) Je mehr das Sprachvermögen sich hebt, desto mehr unwillkürliche Reflexe dieser Art werden in das Gebiet des Sprechens hineingezogen. Das geht soweit, dass bei stärkster Gewöhnung an die Sprache selbst bei den Affecten, die uns fast die Besinnung nehmen, die naturgemäß nur einen unarticulirten Schrei hervorbringen, man doch in Worte ausbricht; bei einem sehr heftigen Schreck rufen wir: Himmel! oder Jesus! u. ähnl.

Aussprache bedient. Es wird nun ferner auch Affecte geben, welche das rhythmische wie das modulatorische Element, das in der Sprache liegt, steigern. Ein solcher muss z. B. bei den Kriegszügen eintreten. Die Anspannung der Energie, die bei allen Völkern der Erde den tactmäßigen Schritt und den Tanz bei dieser Gelegenheit hervorbringt, verleiht aller Tätigkeit in diesen Augenblicken einen rhythmischen Charakter. Ist der Wilde soweit vorgeschritten (und wenn von organisirten Kriegszügen die Rede ist, muss er es sein), dass er seine Affecte schon mehr in der Form der Sprache äußert, dass sich im Stamm für bestimmte Gelegenheiten bestimmte Ausdrücke gebildet haben (z. B. bei Kriegszügen Aufforderungen und Rufe zum Mut, Schmähung der Feinde etc.), so dass der Affect immer in sie verlief — so wurden nun, der ganzen Disposition und besonders dem Schritte folgend, diese Laute rhythmisch hervorgebracht, die Ethnologie lehrt uns diese rhythmischen Laute beim Anrücken gegen die Feinde auf der ganzen Erde kennen, und Rhythmus ist der erste Anfang zur Musik.

Eine zweite Veranlassung zum Hervorbrechen des Gesanges mag ein allgemeines Gefühl des Wohlbehagens und der Freude gewesen sein. Man kann noch jetzt bemerken, dass Leute in freudiger Stimmung viel mehr sprechen als in gewöhnlicher oder gar gedrückter, namentlich Kinder (auch wenn sie ganz allein sind) sprechen in einem fort, sowie sie freudig erregt sind. Aber der Urmensch, dem das Sprechmaterial mit all seinen Fähigkeiten der Modulation und Abstufung nach jeder Seite hin noch ein flüssiges war,*) sich noch nicht, wie bei uns, zu einem relativ stabilen Tonfall verhärtet hatte, wird, wenn auch dieselben Worte, sie doch bei freudigen Affecten in anderer Betonung als gewöhnlich gebraucht haben. Und nun sehe man, wie noch jetzt der Modus des Sprechens sich ändert, wenn wir in freudigem Affect reden; wieviel

*) Vergl. die viel mehr als bei uns zur Bedeutungsbezeichnung verwandte Tonmodulation in allen niedrigen Sprachen.

mehr wir darin nach der Höhe und nach der Tiefe abweichen; wie der Tonfall ein viel melodischerer und harmonischerer ist, gleichsam als suchte die innere Harmonie eine äußere Offenbarung. Ferner beachte man, wie die freudige Stimmung zum Rhythmus hindrängt, nicht nur weil Rhythmus und melodischer Tonfall in engstem Zusammenhang stehen, sondern auch noch an und für sich — ist doch die rhythmische Bewegung des Tanzes ein Reflex, wie verschiedener anderer, so auch der frohen Stimmung (Lazarus, Leben der Seele, II 136).

In diese Kategorie von Affecten mag auch der Geschlechtstrieb gerechnet werden. Dass aus ihm die Entstehung der Musik als wortlose nicht zu beweisen ist, glaube ich oben gezeigt zu haben. Wenn man davon absieht, dass das primitivste Mittel zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, das wir auf der Erde finden, der Raub ist, wo von einer Werbung nicht die Rede sein kann, so mag, wo eine solche doch stattfindet, — jedenfalls doch in Worten — die geschlechtliche Erregung zu einer Steigerung derselben, zum Gesange führen, wie Jäger es annimmt. Als rein tierischer Laut ist ein Singen beim Menschen keinesfalls irgendwo nachzuweisen. Auch in diesem Punkte, wie in so vielen andern, hat Wilh. v. Humboldt ein Saatkorn der Erkenntnis ausgestreut: In der Einleitung zur Kawisprache § 9 sagt er: »die Worte entquellen freiwillig, ohne Not und Absicht der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch als Tiergattung ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend. Noch ein vierter Affect möge unter den Quellflüssen des Gesangs genannt werden, der mystisch-religiöse. Fast alle Beschwörungen, Zauberformeln, Gebete, soweit wir sie in der Ethnographie verfolgen können, werden mit möglichstem Pathos, d. h. demjenigen Tonfall, der dem Gesange am nächsten steht, gesprochen. Noch heute wird nirgends in so singendem Tone geredet, als auf der Kanzel und bei Gebeten. Nähert sich doch schon der gewöhnliche Ton der

Bitte auffallend dem Gesange.*) Auch das rhythmische Element muss durch das Feierliche, Abgemessene, das im Mysticismus liegt, gesteigert werden, was sich auch hier mit darin äußert, dass überall in den Naturreligionen der Tanz zu den Aeußerungen religiösen Affectes gehört.

Die Sprache der Negerstämme soll fast nur aus fortlaufenden Recitativen bestehen, gewiss ist der Grund davon kein andrer, als die leichte Erregbarkeit dieser Völker, ihre affectvolle Hingabe an alle augenblicklichen Ideen und Eindrücke, so dass die Erregung fast in jedem Augenblick zu stark ist, um in einfachen Worten sich auszudrücken und daher zur musikalischen Steigerung derselben sich flüchtet.

Anm. Wenn man unsern rauher klingenden Idiomen gegenüber von der Sprache der Griechen und der Italiäner gesagt hat, dass sie »wie Musik« klängen, so ist diese Hinneigung zur Melodie im Sprechen gewiss nicht ohne Zusammenhang mit der heitern und zugleich leidenschaftlichen Art dieser Volkscharaktere. So mag überhaupt, beiläufig bemerkt, was man gewöhnlich bei Individuen wie bei Völkern musikalische Anlage nennt, auf solche viel allgemeineren psychischen Qualitäten sich zurückführen lassen.

Aus solchen Ursprüngen scheint mir der erste Gesang geflossen zu sein, ein Gesang, der allerdings von dem, was wir heutzutage unter Gesang verstehen, um eine Welt weit verschieden ist. Aber man darf nicht vergessen, dass die Musik in diesem Stadium auch noch keine Kunst war, ebenso wenig wie die Hütte des Wilden ein Werk der Architektur als Kunst ist, und dass ein in jenen ersten Ursprüngen keineswegs mitbedingter Anstoß dazu gehörte, sie zu einer Kunst sich entfalten zu lassen. Kein Reisender hat aber, trotz der unglaublichen Monotonie oder Disharmonie der Gesänge der Wilden gezögert, sie doch als Musik anzuerkennen. Ammian hält doch die Kriegsgesänge der Barden eben für Gesänge, wenn er sie auch nur mit dem Getöse des Meeres vergleicht, das gegen die Felsen schlägt. Für diese Diffe-

*) Ueberhaupt: Accentus est etiam in dicendo cantus obscurior. Cicero, de orat. Und im Mittelalter heißt es: Accentus mater musices.

renzen in dem Urteil darüber, was rechte und eigentliche Musik sei, ist die Tatsache charakteristisch, dass die Chinesen beim Anhören europäischer Gesänge sagen: da heulen die Hunde; während ihre eigne Musik für ein europäisches Ohr ebenso klingt. Wenn also selbst in späterer Zeit, wo die Musik keineswegs mehr reiner Naturlaut ist, solche Verschiedenheiten und Schwankungen auftreten, dass man etwas bald für Gesang, bald kaum oder gar nicht mehr für solchen hält, wie sehr müssen in der Urzeit, wo das ganze Lautmaterial noch gleichsam in flüssigem Zustand war, die Grenzen zwischen Schrei, Wort und Gesang geschwankt haben. Wenn indes, besonders in dem erst erwähnten Fall, der Gesang dem unarticulirten Schreien näher zu stehen scheint, als dem gesprochenen Wort, so liegt der Grund davon erstens darin, dass wenn, auch noch jetzt, eine große Anzahl von ungeschulten und musikalisch ganz ungebildeten Leuten zusammen singen, mehr ein bloßes Geräusch als musikalische Töne resultiren. (Wie man überhaupt bloßes Geräusch aus an sich musikalisch reinen Tönen herstellen kann, indem man z. B. die sämmtlichen Tasten eines Claviers innerhalb mehrerer Octaven zugleich niederdrückt, vergl. Helmholtz, Tonempfindungen, 14.) Und ferner mag allerdings, wenn die Aufregung auf den höchsten Grad gestiegen ist, auch der Gesang nicht mehr eine genügende Ausgleichung des Affects gewesen sein, sondern man wird sie nur noch im Schreien gefunden haben. Voluntary Interjections are only employed when the suddeness or vehemence of some affection or passion returns men to their natural state (John Horne Took *ἔπεα πτερόεντα*, n. e, I, 62). Interessant für solchen Uebergang vom Sprechen zum Singen und von diesem zum Schreien ist, was Freycinet (Voyage autour du monde, I, 153) von den peuples sauvages de Rio de Janeiro, à l'époque de l'arrivée des Européens erzählt: Alle 3—4 Jahre feierten sie ein religiöses Fest, wobei die Zaubrer, nommés Caraïbes, das Volk in drei Gebäuden unterbringen, Männer, Weiber und Kinder getrennt. Les Caraïbes entraient dans la maison des hommes, et tous ensemble commençoient à parler fort

bas; puis ils chantoient d'un ton élevé: les femmes répondoient d'abord à ces chants d'une voix tremblante; mais criant bientôt de toutes leurs forces, elles sautaient avec violence jusqu' à écumer etc. Eine ähnliche Steigerung erwähnt Hochstetter (Neu-Seeland, 509) bei den Liebesliedern der Maoris: »den Refrain jeder Strophe bilden heftig hervorgestoßene unartikulirte Kehltöne; die Absicht, die wilde, den ganzen Menschen erfassende Leidenschaft zu zeichnen, wird in hohem Grade durch diese Art des Vortrags erreicht.« Betreffs jenes Ueberganges der Sprache in den Gesang, bemerkt Martius (Ethnographie Brasiliens, I, 330): »Wenn der Botocudo sehnlich etwas wünscht und verlangt oder in Leidenschaft gerät, so erhebt er die Sprache zu einem monotonen Gesang. Es ist, als wenn er die Armut seines Ausdrucks durch die erhöhte Stärke des Lautes ersetzen wollte« etc. Genau dasselbe bemerkt Grey (II, 301 ff.) von den Australiern. Nur bei ihren Festen und in der Trunkenheit lassen die Tehueltschen ihren Gesang hören, der ihrer Rede ziemlich ähnlich ist — also offenbar ein durch die Erregung des Momentes hervorgebrachter Uebergang von dieser in jenen. (Vergl. Pöppig, Reise in Chile etc. I, 332.)

Festzuhalten scheint mir also, dass der Gesang aus der Sprache sich entwickelt hat,*) und zunächst nur eine durch den Affect gesteigerte Sprache gewesen sei. Unser Sprachgebrauch bewart ein Zeichen dieses Verhältnisses, indem er die gesteigertste, gehobenste Form der Sprache, die Poesie, als Gesang bezeichnet; und man achte darauf, wie sehr, wenn ein Gedicht mit voller Hingabe an den Affect, mit Pathos declamirt wird, die Stimme sich dem Gesange nähert, so dass man aus einiger Entfernung in der Tat versucht

*) Die Brahmanen sagen, wie schon oben citirt, dass die Musik ihnen von Sarasvati, der Göttin der Sprache mitgeteilt sei. Plato (νόμοι, II) hält alle Musik ohne Text für unnütz, ebenso Augustin (Confessiones, X, 50), ebenso Herder (Ideen zur Geschichte und Critik der Poesie etc. Nro. 33). Für Kant dagegen (Urteilskraft § 16) zählt nur die Musik ohne Text zu den »freien Schönheiten«.

sein kann es für Gesang zu halten,*) allerdings für einen monotonen, aber genau ebenso monoton sind die Gesänge fast aller Naturvölker, die wir kennen. Aus diesem Wesen des Gesanges resultirt es, dass er, je näher seinem Ursprung, um so enger mit der Poesie verknüpft ist. Bodenstedt (Ges. Schriften, III, 121) erzählt von den gesangliebenden kaukasischen Soldaten: »Ich ließ ein paar Hauptsänger zu mir kommen, um mir einige von den Liedern, welche mich am meisten angesprochen hatten, dictiren zu lassen; es war jedoch unmöglich, die Kerle dahin zu bringen, mir ein Lied Wort für Wort herzusagen. Sie brummten und jodelten in einem fort, und hatten gewöhnlich schon das ganze Lied zu Ende gesummt, ehe ich noch mit dem Niederschreiben der ersten Strophe fertig war. Ich gab ihnen zu verstehen, dass mir für den Augenblick am Gesange nichts gelegen sei, sie sollten die Lieder Wort für Wort hersagen. Sie versuchten nach Kräften meinem Wunsche Folge zu leisten, aber es war ihnen unmöglich, auf diese Weise einen Vers herauszubringen. »Herr, hub endlich der Eine an, solche Sachen kann man nicht hersagen, die müssen gesungen werden.«

Ich brauche hier nicht erst an die innige Verschmelzung beider im classischen Altertum zu erinnern, ich will nur eine einzige Stelle anführen, die mir besonders charakteristisch scheint (Cicero, pro Archia, 19): Saxa et solitudines voci respondent, bestiae saepe immanes cantu flectuntur atque consistunt; nos instituti rebus optimis non poëtarum voce moveamur? Von Orpheus, auf den Cicero hier anspielt, wird uns berichtet, dass er die wilden Tiere durch den Ton der reinen Musik bezähmt habe; dass sie die Worte, die Gedichte, die er sang, dem Inhalt nach verstanden hätten, wird nirgends gesagt; und damit nun will Cicero den Archias verteidigen, der doch nur Dichter war, nie in seinem Leben

*) Quand Lulli composait ses beaux Récitatifs, il priait quelquefois la Chammesse de lui en déclamer les paroles: il prenoit rapidement ses tons et ensuite il les réduisoit aux régles de l'Art. (Batteux, Les beaux arts, 258.)

einen Ton brauchte gesungen zu haben — aber die Vorstellungen Poesie und Gesang sind so eng verbunden, eins appercipirt so unfehlbar das andre, dass auch da, wo an ihnen augenscheinlich gar keine Beziehungen auf einander vorhanden sind, doch unbedenklich Wesen und Wirken Beider identificirt wird. —

III. Wie sehr charakteristisch für die Musik vor allen Dingen der Rhythmus, d. h. also die Wiederholung gleichmäßiger Teile, ist, zeigen die vielen Redensarten, die ein gleichförmiges Wiederholen durch Vergleich mit der Musik bezeichnen: Entbehren sollst du, sollst entbehren, das ist der ewige Gesang; die alte Leier; in demselben Sinne: the old song; c'est toujours la même chanson; è sempre la stessa canzone; volver à la misma cancion. Bei den Tehueltschen beschränken sich die Gesänge auf bloße Wiederholungen ganz sinn- und bedeutungsloser Worte (Musters, Unter den Patagoniern, 185). Der Text zu den Tanzliedern der Arekunas besteht aus dem ewig wiederholten Wort *Heia, heia* (Appun, Tropen, II, 298).

Selbst wo die Melodien überhaupt fehlen, bleibt noch ein lebhaftes Gefühl für Tact und Rhythmus; so bei den Negern, deren melodische Beanlagung dagegen von manchen Seiten niedrig gestellt wird (Hamilton Smith, Nat. hist. of human species, I, 156; Schweinfurth, Quer durch Afrika, I, 450; vergl. dagegen Soyaux, Aus West-Afrika, II, 176—79). Bowdich (Mission nach Ashanti, 465) ist bei der vielfachen Complicirtheit und Disharmonie der dortigen Musik von dem wunderbaren Tacthalten der Musiker überrascht. Schlagintweit (Californien, 338) erzählt von der ohrenzerreißenden Musik eines chinesischen Theaters: »Eine Melodie habe ich niemals herausfinden können, aber der Tact, den der Capellmeister durch heftiges Aufschlagen von zwei Holzstäbchen auf ein Brett angibt, wurde sehr genau innegehalten.« Dieselbe Tactmäßigkeit wird von den Melanesiern erwähnt.

Ueber den Grund, weshalb eigentlich der Affect zum Rhythmus hindrängt, sei als reine Hypothese gewagt: dass

wir in der Aufregung durch die schnellere Blutcirculation die Schläge des Herzens und Pulses deutlicher empfinden und diese, da sie scharf rhythmisch sind, auch im übrigen zu rhythmischer Bewegung hindrängen.

Anm. Der Trieb nach rhythmischer Bewegung äußert sich manchmal in sonderbaren Formen; gewisse australische Stämme folgen ihm bei Gesängen, indem sie in deren Zeitmaß die langen Enden ihrer Bärte mit den Händen raufen. (So wenigstens scheint mir die Stelle in Browne, die eingeborenen Australier, in Petermanns Mittheilungen, 1856, zu verstehen.) Die arabischen Matrosen Grauls (Reise nach Ostindien etc. II, 72) fahren sogar bei ihren Gesängen, offenbar in rhythmischen bestimmten Zwischenräumen, mit den Köpfen zusammen.

Damit stimmt es auch, dass wir in den Stimmungen der Niedergeschlagenheit und der Spannung, wo der Herzschlag am leisesten, resp. am unregelmäßigsten ist, am wenigsten im Stande sind, zu singen, dass es uns dann fast unmöglich ist, in einem Rhythmus zu bleiben, der gegen unser inneres oscillirendes Gefühl so contrastirt, und dass ein Clavierspieler, der sich ängstigt, am ehesten aus dem Tact kommt. Es findet auch eine reciproke Wirkung statt: wenn man in der Angst durch eine große Willensanstrengung sich zu singen zwingt, so lindert das die Angst; Kinder singen in der Dunkelheit, um sich von der Furcht zu befreien. Man hat beobachtet, dass der Tact der Musik selbst auf den Pulsschlag wirkt (Krieger (?) citirt bei Bastian, Mensch in der Gesch., II). Quetelet fand, dass sein Pulsschlag sich einer rhythmischen Bewegung, die er hörte oder ausführte, accommodirt. Da ist es doch sehr wahrscheinlich, dass auch umgekehrt der lebhaft als rhythmisch empfundene Puls und Herzschlag eine lautliche Aeußerung rhythmisch gestaltet.

Anm. Aristides (de Mus. I. p. 31 Meibom) erwähnt, dass der Rhythmus drei Sinnen bemerkbar wäre: dem Gesichtssinn durch den Tanz, dem Gehör durch die Musik, dem Gefühl durch den Pulsschlag. Aristoxenus vergleicht die verschieden rhythmischen Musiken den entsprechenden Arten des Pulsschlages.

Wir sind in der Erregung nicht im Stande, in gewöhnlicher Weise fortzusprechen: die durch die Aufregung heftiger

arbeitende Lunge bringt die Luft stoßweise, intermittirend heraus, so entsteht das keuchende Sprechen bei manchen Erregungen, das zweifellos ein Element des Rhythmus enthält.*) — Ist aber beim Menschen erst einmal ein rhythmisirter, dann auch ein melodieartig gestalteter Sprachlaut in unwillkürlicher Weise entstanden, so mag ein Analogon des Vorgangs eingetreten sein, der in der Sprachschöpfung so wichtig war: dass die Erinnerung an ein Gefühl sich eng verbindet mit der Erinnerung an den durch dasselbe und mit ihm zugleich hervorgebrachten Laut, und dass darum, bei dem Wiedereintreten des Affects die Wiederholung auch der rhythmischen resp. melodischen Laute eine um so wahrscheinlichere, leichtere und näherliegende sein wird.

IV. Gehen wir nun zu der Frage nach der Entstehung der Instrumentalmusik über. Wenigstens ähnlich wie der Gesang aus dem bloßen Sprechen, ist diese aus dem bloßen Geräusch hervorgegangen; in viel geringerem Maße aber als jener ist sie Naturproduct, tritt sie als unwillkürliche Ausgleichung des Affects ein. Ueber den Unterschied zwischen Vocal- und Instrumentalmusik, wie er eintritt, wenn die Musik schon Kunst ist, hat Vischer (4. Heft der »Aesthetik« 980 ff.) hinreichend gesprochen, wo er hervorhebt, dass das Instrument »schon als materielle Masse Widerstand entgegen setzt«; es kann nur ein Abbild, nicht aber (so wie Gesang) den directen Ausdruck der den Menschen bewegenden Stimmung geben. Indes, mindestens für die Zeit des Ursprungs der Musik kann diese Entgegenstellung nicht gelten.**) Wenn der Wilde auf dem Kriegspfade, der innern Erregung, die

---

*) Ich kannte einen alten Herrn, der immer Liedchen vor sich hinbrummelte, nie aber deutlicher und tactmäßiger, als wenn er in Erregung, selbst in zorniger, war. — Die Erregung bringt nur eine Steigerung der rhythmischen Anlage zu Wege, die in Inspiration und Exspiration immer liegt.

**) Sie ist überhaupt an sich nicht prägnant; was subjectiv Ausdruck der Stimmung ist, ist für objective Betrachtung ihr Abbild; denn von Abbild im strengen Sinn kann doch hier nicht die Rede sein.

ihn auch zum Singen bei dieser Gelegenheit treibt, folgend, seine Waffen tönend und rhythmisch zusammenschlägt, ist das nicht in demselben Grade wie der Gesang der directe Ausdruck seiner Stimmung? Auch andere Affecte treiben zu einem ähnlichen unwillkürlich zu nennenden rhythmischen Geräusche. Der englische Arzt Dr. Chrichton Browne erzählt von einer Melancholikerin, zu deren Leidesäußerungen es gehörte, stundenlang die halbgeschlossenen Hände rhythmisch zusammenzuschlagen. Wenn es überhaupt ein Gefühl gibt, welches die Stimmbänder zu derjenigen besondern, speciell rhythmischen Bewegung treibt, die wir Gesang nennen, wenn dasselbe Gefühl, wie nicht bestritten, die Beine in die rhythmische Bewegung des Tanzes bringt, warum soll sie nicht auch die Hände zu rhythmischem Zusammenschlagen, denn dies ist der erste, natürlichste Anfang instrumentaler Musik, dann auch zum Zusammenschlagen mit den Instrumenten, die gerade in ihnen sind, treiben? Ganz dasselbe gilt für das tactmäßige Auftreten der Füße auf den Boden und das dadurch hervorgerufene Geräusch, das in demselben Maße wie das Zusammenschlagen der Hände eine natürliche Aeußerung des Gefühls und Anfang der Instrumentalmusik ist und auch ein Grund der innigsten, hier bis zur Identität des Acts gehenden Verknüpfung von Musik und Tanz; bei manchen uralten Nationaltänzen spielt dieses Auftrapsen auf den Boden noch eine notwendige Rolle. Bei den Pehuenchen fand Pöppig (a. a. O.) keinerlei Instrument, sondern nur beim Singen und Tanzen eine »stampfende Bezeichnung des Tactes mit den Füßen.« *) Dadurch, dass so instrumentale und vocale Musik aus derselben Quelle entspringen, erklärt sich am leichtesten die sonst gar nicht so selbstverständliche Erscheinung, dass auf der ganzen Erde und selbst auf den niedrigsten Stufen der Musikübung beide

*) Unmöglich wäre es nicht, dass dieses Auftreten zum Tacte des Gesanges der Ursprung des Tanzes wäre; doch verhält sich wahrscheinlicher der Tanz zum gewöhnlichen Gange, wie der Gesang zur Sprache; dieselben Momente, die hier zur Rhythmisirung führten, werden es auch dort getan haben.

Musiken vereint werden. Auch mag zu ihrer Vereinigung beigetragen haben, dass eine Erregung, durch Gesang gesteigert, oft zu solcher rhythmischen Geräuscherzeugung wird geführt haben, die primitivste Form der Begleitung. Man nimmt im Allgemeinen an, dass der Gesang die Grundlage der Instrumentalmusik sei; ich kann den Grund davon nicht einsehen, wenn man es nicht in diesem Sinne versteht. Bei manchen Polynesiern dient Händeklatschen anstatt eines Instrumentes zur rhythmischen Begleitung des Gesangs (Gerland-Waitz VI, 78). Dasselbe erzählt Brugsch (Reiseberichte aus Aegypten, 254) von den Nubiern. Von den nordwestlichen Karolinen wird berichtet, dass man dort den Gesang begleitete, indem man den Tact auf die Hüften schlug. (Clain bei le Gobien, Histoire des Isles Marianes, 406; Chamisso, der über hundert Jahre später reiste, vermisst dort noch jegliches Instrument, s. seine »Entdeckungsreise«, I, 133.) Das Zusammenschlagen der Waffen beim Gesange erwähnt Salvado (Memorie storiche dell' Australia, 306): Gl' instrumenti a fiato ed a corda sono perfettamente sconsciuti agli indigeni di Nuova Norcia, come altresì è ad essi ignota qualsivoglia sorta di tamburo. Usano però accompagnare i loro canti giulivi con due delle stesse loro armi percuotendole l'una contra l'altra.

Bei weitem weniger als Blasinstrumente finden wir Saiteninstrumente verbreitet, ihr Princip und ihre Construction weisen sie völlig aus dieser Periode hinaus, wo die Musik in höherem Maße ein Product einfacher psycho-physischer Ursachen, als künstlerischer Absichten war. Ihrem Ursprunge und darum auch ihren Wirkungen nach gehören die Flöten — und schon ihrer technischen Bedingungen halber — mehr der Natur-, die Saiteninstrumente mehr der Kunstperiode an. Ist doch das ganze hochgebildete Altertum im Gebiet der Saiteninstrumente nicht über eine sehr unvollkommene Harfe hinausgekommen (Westphal, Gesch. d. alten Musik, I, 95).

Mit dieser unmittelbaren Wirkung der Blasinstrumente hängt es zusammen, dass zu mystischen und erregenden Zwecken außer den Lärminstrumenten fast nur sie verwendet

werden. Der südafrikanische Zauberer *(Mganga)* führt ein Zauberhorn, die orgiastischen Culte der Cybele und des Dionysos umtönten Hörner und Pfeifen.

Die Musik bei den buddhistischen Gottesdiensten in Tibet wird mit Blasinstrumenten und Trommeln ausgeführt (Schlagintweit, Reisen in Indien, II, 92).

Aus demselben Grunde haben überhaupt Naturvölker für Blasinstrumente ein lebhaftes Gefühl; der Rhythmus charakterisirt sich schärfer auf ihnen und sie stehen dem Gesange, der doch wohl ersten Musikform, näher als die Saiteninstrumente. Lartet beschreibt zwei aus Renntierknochen gefertigte Flöten, welche in Höhlen zusammen mit Feuersteinwerkzeugen und den Resten ausgestorbener Tiere aufgefunden worden sind (citirt in der »Abstammung des Menschen«, II, 314).

Anm. Solche der frühesten Culturzeit angehörige Flöten aus Knochen finden sich auch in Südamerika (Exemplare im Kopenhagener ethnogr. Mus. Südamerica, 119 h u. sonst). Im italiänischen wird *ossa* für Pfeife gebraucht (Boccaccio Decam. III, 10). In Tibet wird »die menschliche Beinröhre« als Musikinstrument benutzt (Turner, Gesandtschaftsreise nach Tibet, 349). Hamilton (Wanderung in Nord-Afrika, 213) hörte in Angela a curious double clarionet, formed of the beg bones of the eagle or vulture.

Martins (a. a. O.) erwähnt, dass sein Violinspiel auf die Indianer gar keinen Eindruck machte; ja auch sehr sanfte Flöten stehen im Eindruck auf manche Naturvölker noch zurück, wie Seemann (II, 67) von den Eskimos am stillen Meer erzählt. Bei andern sind diese, besonders aber die lauten Instrumente, beliebter; die Magyaren, als sie in das westliche Europa kamen, kannten nur Blasinstrumente, denn die Worte nur für diese sind nationalen Ursprungs, für alle andern waren sie aus europäischen Sprachen übernommen. Diese Neigung erhielt sich noch zu den Zeiten Ladislaus VI. und Ludwigs II.; aus den Rangordnungen, die noch von ihren Zeiten existiren, sieht man, dass in der königlichen Capelle die Blasemusiker den Vorrang vor den andern gehabt haben (Delaborde, I, 157); jedenfalls hängt dies mit dem leidenschaftlichen und kriegerischen Charakter dieser Nation

zusammen; ist doch noch heute unsre Kriegsmusik nur Lärm- und Blasemusik, und sicherlich nicht nur aus technischen Gründen. — Auch die Kamtschadalen haben es nur bis zu schalmeiartigen Pfeifen gebracht (Andree, 197). In Liefland und Esthland ist die Sackpfeife das älteste und verbreitetste Instrument (Hupel, Topographische Nachrichten, II, 133). Die Polynesier kannten nur Trommel, Flöte und Muscheltrompete (Gerland-Waitz, VI, 77), ebenso die Melanesier (ebenda 604), und die alten Mexikaner (Sartorius, Zustand der Musik in Mexiko, Cäcila, 7. Bd.). Es besteht eine ungefähre Analogie zwischen der Entwicklung der vocalen und der instrumentalen Musik. Der bloße Lärm, der Anfang der letzteren, entspricht dem Wortlaut, der der Anfang der ersteren ist. Rhythmische Sprache, der entscheidende Schritt zum Gesange, entspricht dem rhythmischen Geräusch und denjenigen Blasinstrumenten, die nur einen oder wenige, monoton alternirende, Töne angeben, endlich die Modulation, der eigentliche Gesang, der, wie unsre ganze Entwicklung gezeigt hat, nach der Rhythmisirung eintritt und nicht in demselben deutlichen Maße Naturproduct ist, entspricht den mit mehreren Tönen melodisch abwechselnden Instrumenten. Die Lärminstrumente also sind die frühesten, die wir finden. Bossmann (Reise nach Guinea, 170) erzählt, dass die Mohren daselbst, deren Musik er im übrigen für höchst barbarisch hält, doch mindestens 10 verschiedene Trommeln hätten. Unter den ältesten griechischen Instrumenten finden wir die Lärmwerkzeuge in vielfacher Gestalt: *σίστρον, τύμπανον, κρόταλον, κύμβαλον.* Bei den Indianern sieht Waitz nur Lärminstrumente, selten eine Flöte mit höchstens 6 Löchern. Freycinet (I, 663 ff.) rühmt an der Musik auf Timor des airs fort mélodieux; aber von Instrumenten kannten sie nur Trommel, Tamtam und andere Lärminstrumente. Auf der ganzen Erde findet sich das Lärminstrument verbreitet, das z. B. Wilkes (Exploring exped.) bei den Sklaven in Rio Janeiro beschreibt: a rattle made of tin, similar to a child's rattle; jedes ethnologische Museum zeigt die ungeheure Ausbreitung dieses Instrumentes, das in höchst zahlreichen Vari-

anten auftritt, besonders häufig aus ausgehölten und getrockneten Früchten gefertigt wird, die mit Körnern oder Steinchen gefüllt werden.*)

V. Von diesem Ursprung der Musik aus dem unmelodischen Lärm her bleibt bei den Naturvölkern wie in der vocalen, so in der instrumentalen Musik der Charakter der Monotonie vorherschend, selbst wo schon die technischen Mittel zu melodiöserer Gestaltung vorhanden sind**) und bei Gelegenheiten, wo man gerade eine uns sinnlicher erscheinende Musik erwarten sollte.

Bei den verführerischen Bajaderentänzen schildert Quaas (Beschreibung von Sansibar) die Musik als eine höchst einförmige, mit Laute und Trommel erzeugt. »Will der chinesische Ständchensänger sich Erfolg von seiner Gunstbezeugung versprechen, so muss er mehrere Stunden lang sein Lied wiederholen. Da die chinesischen Liebeslieder selten mehr als vier Strophen haben, so ist eine drei- bis vierhundertmalige Wiederholung nichts Seltenes (Bibliothek des Unt. u. des Wissens, 1877, 10. Bd.). Tylor (Anahuac or Mexico etc., 207) erzählt von den mexikanischen Tänzen, die er in Coroyotta sah: A man and a woman stood facing each other, an old man tinkled the guitar, producing a strange, e n d l e s s, m o n o t o n o u s tune, and the two dancers stamped with their feet and moved their arms and bodies about in time to the music, throwing themselves into affected and v o l u p t o u s a t t i t u d e s etc.

Wer übrigens jemals einer Tarantelle am Golf von

*) In Neu-Guinea werden sogar erbeutete Menschenschädel, mit Steinen, harten Fruchtkernen und Bimsstein gefüllt, als Klapper benutzt. (Exemplare im Museum Godeffroy, wie Andree, Ethnographische Parallelen, 140, mitteilt.) Klappern wurden auch in den uralten deutschen Heidengräbern gefunden. (Ein Exemplar in der Sammlung der deutschen Gesellschaft in Leipzig, über andere und die betreffende Litteratur s. Ploss, das Kind, II, 219.)

**) Bei den Niamniamiern fand Schweinfurth (a. a. O. II, 34) die allermonotonste Musik, trotz der bedeutendsten musikalischen Beanlagung, die sie Instrumente mit regelrecht gebauten Resonanzböden erfinden ließ.



Neapel beigewohnt hat, hat erfahren, in wie fieberhafte Aufregung gerade eine einförmige Musik das Blut bringt und wie sehr sie sich leidenschaftlichen und üppigen Tänzen anpasst. *)

VI. Wie die Sprache zum concreten Gedanken, verhält sich die Musik zu der mehr verschwimmenden Stimmung: das erste ruft das zweite hervor, weil das zweite das erste hervorrief. Auch in der Poesie erweckt in ähnlicher Weise die Vorstellung des Dichters die analoge beim Hörer; nur dass in der Musik an die Stelle der Vorstellungen die bei weitem weniger klaren Gefühle treten, die bei der Poesie erst mittelbar eintreten; beim Dichter gehen sie den Vorstellungen vorher, beim Hörer folgen sie ihnen. — Regt also die Musik die Gefühle an, die beim Dichter seinem Schaffen vorhergehen, so sind Erscheinungen, wie die folgenden leicht zu verstehen. Alfieri pflegte oft, ehe er dichtete, seinen Geist durch Anhören von Musik vorzubereiten. »Fast alle meine Tragödien, sagte er einst, skizzirte ich in Gedanken beim Anhören von Musik oder wenige Stunden später.« Milton wurde beim Anhören der Orgel von seinen solennen Inspirationen erfüllt. Musik war auch eine Notwendigkeit für Warburton, den empfindsamen Dichter. Ein berühmter französischer Prediger, Massillon, entwarf seine Predigten, die er vor dem Hofe zu halten hatte, während er seine Geige spielte. Die Anregung, die Schiller aus der Musik erhielt, erwähnt Palleske, nach Streichers Berichten. Damit steht jedenfalls in Zusammenhang die alte Sitte des musikalischen Vorspiels bei den Rhapsoden, die sich in dem fast ausnahmslosen Brauch der Componisten erhalten hat, ein Lied nicht sogleich mit dem Gesange, sondern mit einem Vorspiel auf dem begleitenden Instrumente beginnen zu lassen.

---

*) Ebenso befördert sie auch die mystische Erregung, aus welcher Beobachtung wohl die Eintönigkeit so vieler mit der Religionsübung verbundenen Gesänge hervorgeht, nicht minder bei den Litaneien christlicher und jüdischer Kirchen, als bei den gottesdienstlichen Ceremonien afrikanischer und asiatischer Völker (vergl. B. Krapf, Reisen in Ostafrika II, 116).

Anm. Gerade dieser directe, weniger als bei allen andern Künsten verstandesmäßig vermittelte Uebergang: Gefühle des Musicirenden — Musik — Gefühle des Hörers, kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, wenn man den psychologischen specifischen Charakter der Musik erkennen will. Es ist für das flach rationalistische Wesen der psychologischen Untersuchungen des vorigen Jahrhunderts recht charakteristisch, dass Euler (Briefe üb. Physik etc. deutsche Ausgabe, No. 8) schreibt: »Das Vergnügen an Musik kommt also daher, weil man so zu sagen die Absichten und Empfindungen des Componisten errät, deren Ausführung, wenn man sie für glücklich erkennt, die Seele mit einer angenehmen Befriedigung erfüllt.« — Der Genuss der Musik als Kunst steht gegen jenes relativ sinnliche Element in keinem qualitativen, sondern nur quantitativen Gegensatz; die jetzige Musik erregt, verglichen mit jener einfachsten, eine solche Fülle von Gefühlen verschiedenster Art, dass eine gewisse Ausgleichung unter ihnen durch Hemmungsverhältnisse und damit Objectivität resultirt. —

Helmholtz (die Thatsachen in der Wahrnehmung, Beilage I) schreibt: »Ob der sehr deutliche und mannichfaltige Ausdruck von Bewegung, den die Musik hervorbringt, nicht vielleicht darauf zurückzuführen ist, dass die Aenderung der Tonhöhe im Gesang durch Muskelinnervation hervorgebracht wird, also durch dieselbe Art der innern Tätigkeit, wie die Bewegung der Glieder, wäre noch zu fragen«; die hierin und am Anfang dieser Anmerkung ausgesprochne objective Recurrenz der physisch-psychischen Phänomenenreihe erklärt viele Wirkungen der Musik. Wenn wirklich, wie ich vermutete, der Rhythmus des gesteigerten Herzschlags den der musikalischen Aeußerung beeinflusst, so ist es natürlich, dass durch physiologischen Zusammenhang wie durch psychische Association und Reproduction diese auch jenen beim Hörer hervorruft.

VII. Immer mehr im Laufe ihrer Entwicklung wirft die Musik ihren natürlichen Charakter*) ab; je mehr sie dies tut, desto mehr nähert sie sich ihrem Ideal als Kunst;

*) Wie früh sich überhaupt das Bewusstsein desselben verdunkelt, zeigt ein Fragment des Demokrit (Philodemus de Mus. IV in Vol. Hercul. I, pag. 135 col. 36): — *μουσικὴν φησι νεωτέραν εἶναι καὶ τὴν αἰτίαν ἀποδίδωσι λέγων αὐτὴν οὐκ εἶναι τῶν ἀναγκαίων ἀλλὰ ἐκ τοῦ περιεῦντος ἤδη γίνεσθαι.* Diese Ansicht erhielt sich bis zu dem so ganz falschen Standpunkt Burneys hin, der im Jahre 1789 schrieb (History of Music, Preface): Music is an innocent luxury, unnecessary indeed, to our existence, but a great improvement and gratification of the sense of hearing.

so erreicht sie das, was dem (ausübenden) Künstler der höchste Ruhm ist, Objectivität. Nicht als ob die Gefühle, oder auch nur die heißen und leidenschaftlichen aus der Musik verschwinden, sie nicht mehr anregen und nicht mehr von ihr angeregt werden sollten. Nur soll die Musik und die Art wie sie vorgetragen wird, nicht mehr direct aus ihnen resultiren, wie sie es ursprünglich getan, sondern soll nur ein Bild von ihnen sein, zurückgeworfen von dem Spiegel der Schönheit. In diesem Sinne hat die alte Erklärung, dass die Musik nachahmen sollte, wie jede andere Kunst, ihre Begründung. Sie ahmt die Töne nach, die auf Grund eines Affects sich der Brust entringen.

Dies vor allem scheint mir der springende Punkt in der Erklärung der Musik als Kunst zu sein. Es bezieht sich das ebenso natürlich auch auf die Instrumentalmusik, die als rohste, erste Kunst die in reflectorischer Weise hervorgebrachten rhythmischen Geräusche (s. o.) nachahmt. —

Obgleich das erste Losringen der Töne wie gezeigt, ursprünglich nicht ohne Worte geschieht, so können diese doch fortgelassen werden, da die starke Leidenschaft eben den Ton hervorbringt und dieser also das charakteristische ist. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass Sänger, die auf den Text ihres Liedes nicht ordentlich achten konnten und daher allen möglichen Widersinn zusammensangen, nichtsdestoweniger die Melodie mit der wahrsten und tiefsten Empfindung und Verständnis sangen. Es ist dies recht ein Beweis für den Charakter der Musik als Kunst, sie erregt typische Empfindungen, die die mehr individuelle Empfindung, die das Wort erregt, ganz in sich einschließen und sie decken. Tiefsinnig bezeichnet die Sprache das Musiciren als »Spielen«; in der Tat ist sie jetzt ein Spiel, und muss es sein, will sie anders Kunst sein; in ihrem Anfang aber war sie Ernst, in demselben Maße Ernst, wie Sprache und Schrei und jeder andre natürliche Laut.

VIII. Der französische Ingenieur Victor Renauld erzählt, es sei merkwürdig, dass bei den Botocuden fast immer die Weiber sich die Erfindung neuer Worte angelegen sein ließen,

wie auch die ihrer Lieder und Klagegesänge. In Siam ist die Musik fast die einzige Beschäftigung der Frauen: the highest ambition of the fair sex in Siam is to possess the faculty of performing the graceful evolutions and charming tunes of the Lakhon-pu-yng. — Their (der Mädchen) perception of concord in the notes is as acute as that of an European musician, and they are equally as long intuning their instruments (Bowring, Siam, 150). Bei den Kamtschadalen sind nach Andree (das Amurgebiet, 197) die Frauen die Dichterinnen und Componistinnen. In Ehstland gehört der Gesang den Weibern zu (vergl. Herder, Zu den esthnischen Liedern). Im alten Testament findet sich von Moses bis David keine lyrische, also gesungene, Poesie erwähnt, außer im Munde zweier Frauen: Deborahs, die ihr Siegeslied (wenn auch mit Barak zusammen) singt (Richter, 5) und der Lobgesang Hannas für die Geburt Samuels (Sam. I, 2). Delaborde (Essai I, 158) erzählt von den (Magyaren) Ungarn: On voit encore chez les paysans, qui gardent plus longtemps les moeurs primitives, les jeunes filles s'assembler aux jours de fête et chanter en choeur des odes et des poësies anciennes, ce qui n'arrive jamais aux jeunes garçons. Bei den Fidschi-Insulanern singen Männer aus den höhern Ständen nie, sondern nur Frauen und Kinder*) (d'Urville, IV, 707).

*) Es ist merkwürdig, wie bei manchen Völkern die sonst so enge Verbindung von Musik und Tanz, wo die Würde ins Spiel kommt, in einen Gegensatz umschlägt. Bei den Römern ist der Gesang zwar auch in den frühern Zeiten verworfen, nostris moribus abesse a principis persona, der Tanz dagegen gilt sogar als Laster (Nepos). Aber schon zur Gracchenzeit lernten vornehme Knaben singen (Scipio ap. Macrobium, II, 10), während der Tanz noch lange Zeit ein Zeichen verwerflichster Schamlosigkeit war. Bei den Oezbegen ist es nach Vambéry (Skizzen aus Mittelasien, 73 ff.) nur eines Weibes würdig zu tanzen, in der Musik aber werden sogar die Prinzen des Herscherhauses unterrichtet. — Wenigstens die Fixirung eines Unterschiedes der Geschlechter in dieser Beziehung zeigt auch die entgegengesetzte Tatsache: Bei den Tehueltschen tanzen nur die Männer (Musters, a. a. O., 67). Ebenso in der Türkei, wo freilich äußere Gründe die Veranlassung geben mögen. In Hisinene fand Cameron (Quer durch Afrika, I, 163) bei den sehr obscönen Tänzen doch eine strenge Scheidung von Männern und Frauen.

Chamisso (Entdeckungsreise, III, 67) teilt mit, dass auf Radak die Gesänge, durchaus auf Krieg und Seefahrt bezüglich, von Weibern gesungen würden; bei den Medern blieb, wie Brisson (de regno Persarum) erforscht hat, die Musik hauptsächlich in den Händen der Frauen. Nach Busch (Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi, I, 260) scheint ein gewisses Horn bei den Negern des Mississippi nur von Frauen geblasen zu werden.

Die Australier lassen sich durch die Gesänge ihrer Weiber zu den höchst leidenschaftlichen Handlungen anstacheln (Grey, II, 313 ff.; Gerland-Waitz, VI, 747 und 775). Die Weiber von Madagascar glaubten sogar, dass, wenn sie während der Abwesenheit ihrer Männer im Kriege zu Hause sängen und tanzten, dies den Mut und die Energie der Männer belebe (Rochow, Reise nach Madagascar, übers. von Forster, 1792, 24). Auch hier ist ein Argument aus dem Gegenteil zu entnehmen: Prschewalski (Reisen in die Mongolei, 58) bemerkt, dass bei den Mongolen die Frauen weniger musikalisch zu sein scheinen als die Männer, zugleich aber auch, dass ihre Stellung diesen gegenüber eine absolut nichtige ist. Vielleicht entspricht die Wirkung auch dem S. 267 genannten Affect. (Tiere wenigstens werden durch die Musik zur Begattung geneigt, wozu Beispiel s. in Schneiders medicinischer Musik, I, 74 ff.) Bei den musikalischen Insecten musiciren nur die Weibchen. Wenn die Kimbundaweiber bei ihren lasciven Festen erst nach dem bloßen Gesang den anstößigen Kanyetanz getanzt haben, lassen sie, wenn dann die Männer hinzukommen dürfen, die sie zu allen Excessen anreizen wollen, noch Trommler und Flötisten aufspielen (Magyar, Reisen in Südafrica, I, 314). Sirenen verführten die Vorbeifahrenden durch Gesang. »Gewöhne dich nicht zur Sängerin, dass sie dich nicht fange durch ihre Reize« (Sirach 9, 3).

Bei den Persern ist es trotz der leidenschaftlichen Liebe zu Musik und Tanz doch einem freien Manne nicht schicklich, zu singen und zu tanzen (Polak, Persien, 292). Bei den Persern wurde die nicht gottesdienstliche Musik nur von Niedriggeborenen geübt (Buch des Kawus, 732; Brugsch, Reise nach Persien, 389).

»Die Lippen der Hure sind süßer wie Honigseim und ihre Kehle ist glätter denn Oel.« (Sprüche Salom. 5, 3). Die Zusammenhänge der Musik mit geschlechtlichen Vorgängen erhellen auch aus der Erscheinung, dass bei allen Naturvölkern, bei denen Pubertät und Beschneidung (der Jünglinge wie der Mädchen) zu Feierlichkeiten Veranlassung geben, die Musik bei diesen eine Hauptrolle spielt (s. Beisp. bei Ploss a. a. O. u. sonst). —

Beschäftigen sich die Frauen nun activ mehr mit der Musik, so wird umgekehrt auch ihre Empfänglichkeit für dieselbe eine stärkere gewesen sein. Dobrizhoffer (Gesch. d. Abigonen, II, 170) erzählt, dass sein Geigenspiel zuerst eine Menge Weibspersonen, und darauf erst die Jünglinge schaarenweis herbeigelockt habe. Salvado (306) erzählt von den Gesängen der Australier: I lamentevoli canti li commovono in guisa da altegiare le fisionomie, e quelle delle donne specialmente, in modo veramente lagrimevole. Dass ein Unterschied von Männern und Frauen früh bemerkt, und wahrscheinlich, wie alle Phänomene im Leben der Naturvölker, zu mystischen Meinungen und Geboten geführt hat, zeigen Tatsachen wie folgende: Bei den Aschanti darf keine Frau eines der zahlreichen Instrumente berühren; der Gesang ist die einzige Form der Musik, an der sie teilnehmen (Bowdich, 468). Eine Gattung indischer Lieder darf nur von Männern gesungen werden (Jones, XII). Auf Lukanor gab es Lieder, die nur von Frauen, und andere, die nur von Männern gesungen werden durften (Mertens, Recueil des actes etc., 146). »Es wird auch (in Loango in den von den Mädchen zur Zeit der ersten Menstruation bewohnten Hütten) musicirt und zwar mit den beiden, nur vom weiblichen Geschlecht benutzten primitiven Instrumenten, der ntūbu und kuīmbi, welche in keiner Jungfrauenhütte fehlen« (Pechuel-Lösche, in der Zeitschr. für Ethnologie, 10. Jahrgang, Heft I).

IX. Noch zweifelloser als in dieser Erscheinung tritt in einer andern das Naturelement der Musik hervor, in dem Refrain-Singen, das man doch auf den ersten Blick für einen rein

künstlerischen Modus halten möchte. Nur das kann der Anfang desselben gewesen sein, dass vom Gesange eines einzelnen die Zuhörer so angeregt wurden, dass sie unwillkürlich selbst zu singen anfingen — gewiss ursprünglich nicht in derselben Melodie, sondern in einem wilden Tohuwabohu. Das ist noch reine Subjectivität, der Gesang des Ersten als solcher ist ganz gleichgültig, wirkend ist hier nur der dadurch hervorgebrachte Affect, der ebenso gut von irgend einer andern Ursache könnte hervorgebracht sein. Erst allmählich, wenn die Objectivität ein wenig mehr Raum gewonnen, und zugleich der Sinn für wohltönende Gestaltungen sich Bahn gebrochen, wird man, von einem Liede erregt, in denselben Tönen mitgesungen haben. Noch heute, wenn ein Musikstück uns erregt, singen wir halb oder ganz unbewusst mit, oder bewegen wenigstens Hände oder Füße in seinem Rhythmus. Wir haben also, wo bei Naturvölkern Refrains gesungen werden, eine Mischung der Elemente des Natürlichen und des Künstlichen. Die Stimmung, die der Gesang des Vorsängers erregt, führt unter allen Umständen bei den Zuhörern zum Gesange; dass sie aber dasselbe singen, wie er, und seine Töne wiederholen, ist der Kunst nahekommende Nachahmung, in der hier indes ihrerseits auch wieder ein natürliches Moment mitwirkt. So wie so würde jenes erste Lied zu einer ihm verwandten Stimmung bei den Hörern geführt haben, und diese wieder zu einem verwandten, wenn auch natürlich nicht g a n z gleichen Liede. War das öfter geschehen, so musste man, namentlich bei bekannten Liedern, die Stelle schon erwarten, die den Gipfelpunkt des Effects bildet und also am heftigsten zum Mitsingen trieb: so dass die Wirkung um so sichrer und allgemeiner eintrat. Bei den Indianern haben die meisten Lieder einen Refrain, den der Chorus mitsingt (Waitz, III, 231). Freycinet (I, 663) erzählt von der Insel Timor: la personne qui est à la tête (der Tanzenden) chante des paroles dont le refrain est répété en choeur. Winwood Reede (Martyrdom of Man und African Sketsch Book, citirt in der Abst. des M., II, 316) bemerkt: Wird der afrikanische Neger erregt, so bricht er häufig in

Gesang aus, ein andrer antwortet mit Gesang, während die übrige Gesellschaft, als wäre sie von einer musikalischen Welle berührt, in vollkommnem Gleichklang einen Chor murmelt. Brugsch (Reiseberichte aus Aegypten, 254) führt die Melodie eines Gesanges seiner nubischen Matrosen an, »den einer solo singt, während der Chorus seinen Gesang unter Händeklatschen begleitet und einzelne Stellen wiederholt.« Der Vortrag des griechischen Chors war wirklicher Gesang und die für denselben ausgewählten Tonweisen so einfach und volkstümlich, dass die Zuschauer zuweilen in solche ihnen bekannte Melodien mit einstimmten (Weitzmann, Gesch. d. griech. Musik, 23). Bei der Zuckerrohr-Ernte singen die Neger oft, um bei der Arbeit nicht zu ermatten, und zwar in der Weise, dass eine Negerin entonne d'une voix sonore un couplet, dont le refrain est répeté en choeur (Pontécoulant, Phénomènes, 130). Der Scholiast zu Pindar Ol. 9, 1 erzählt, dass das Volk bei den Olympien den Refrain *τήνελλα καλλίνικε*, dreimal zu den Worten gesungen haben, mit denen der Name des Siegers verkündet worden; dies ist uralte Sitte.

X. An dem gleichen Punkt setzt auch die Entstehung der Volkslieder an. Ist theoretisch und empirisch eingesehen, dass die besonders ansprechenden Stellen eines Einzelgesanges die Zuhörer zum Mitsingen und Wiederholen antrieben, so mussten die Lieder, die viele solcher Stellen enthielten, am meisten bekannt werden und sich einprägen. Dazu kommt die Verbindung mit dem Wort, das die Erinnerung erleichterte. Vom ursprünglichen Mitsingen werden die einzelnen Mitglieder des Stammes ganz naturgemäß dazu gekommen sein, wenn sie sich zu singen gedrungen fühlten, in diesen ihnen bekannten Tönen zu singen; es herscht bei allen Menschen überhaupt eine starke Neigung, in schon bekannten Melodien ihre Stimmungen auszudrücken, ehe sie zu neuen greifen.*) Jene zuerst von Einem gesungenen, und durch

*) Aehnlich bemerkt Aristoteles (Probl. XIX, 5), dass wir auch lieber schon bekanntes in der Musik hören, als unbekanntes. Ebenso

refrainartiges Mitsingen bekannten Lieder werden aber eben nur darum mitgerissen und sich verbreitet haben, weil sie dem Charakter der Zuhörer am meisten entsprochen haben. Ist der Volkscharakter zu Extremen geneigt, so werden die leidenschaftlichen, ist er düster, die melancholischen Mollmelodien zuerst zum Mitsingen, dann zum selbständigen Ausdruck der Stimmung, endlich zum Wiederholen nur aus Vergnügen an der Sache geführt haben.*) Wie bei der Sprachschöpfung die Ausdrücke eines höher begabten verbreitete Geltung gewonnen haben werden, weil sie die Empfindungen und Anschauungen auch der andern am besten ausdrückten und man seine Worte also, wie man ihnen am eifrigsten lauschte, auch dann am häufigsten wird selbst angewendet haben, so wird man auch die Gesänge des bedeutendsten im Stamme am ehesten nachgeahmt haben. Bedeutend aber ist, namentlich für die in ihrem Gesichtskreis so beschränkten Wilden, nur derjenige, der eine auch ihnen irgendwie einwohnende Eigenschaft, d. h. also eine von den Eigenschaften der Volksseele in höherem Grade als der Durchschnitt besitzt. Mehr also als alle andren werden die von ihm gefundenen Melodien ausgesprochen haben, was in aller Herzen lebte; und da sich mit geistiger Bedeutung fast immer eine äußere oder priesterliche Macht verbindet und man auf die Aeußerungen des so Ausgezeichneten im Stamme so wie so besonders wird aufmerksam gewesen sein, so ist auch von dieser Seite die Verbreitung der Lieder erklärlich, die nur den Inhalt der Volksseele repräsentirten. Also die Qualitäten der letzteren oder wenigstens diejenigen, welche die Grundlage der Musik bilden, finden sich durch

---

Goethe: »Musik im besten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr, je älter sie ist, je gewohnter man sie ist, desto mehr wirkt sie.«

*) Ob hier etwa ein physisches Moment mitwirkt, so dass die Verschiedenheiten des Kehlkopfes und des Gehörapparates bei den verschiedenen Rassen und Völkern, die häufige und leichte Production und Reproduction gewisser Lieder und das Vermeiden andrer bedingt, ist eine der leider noch fast phantastisch erscheinenden Aufgaben der Anthropologie.

Talent oder Genie getragen, in besonders hohem Grade in der Seele eines Einzelnen; sie sind aber natürlich nur darin, weil er Kind dieses Volkes ist, weil sein ganzes empirisches Ich durch das Leben in diesem Volke sich gebildet hat; die persönliche Anlage hat das Empfangene nur steigern, nur gleichsam auf höhere Zinsen legen können, als die große Masse es tut. Dessen Melodien nun werden in der beschriebenen Weise verbreitet und zu Volksliedern. Und wie wenn die Worte eines Abgeordneten, den das ganze Volk gewählt hat, weil er die Eigenschaften der Nation am vollkommensten in sich vereinigt, zu geflügelten werden, und man dann der Wahrheit gemäß sagen kann, dass das Worte sind, die das Volk gesprochen — ebenso haben wir nach den obigen Ausführungen in der Tat das Recht, jene Melodien als Emanationen der Volksseele*) zu betrachten, deren sonst mehr vereinzelte Strahlen sich in dem Brennpunkt einer persönlichen Begabung gesammelt haben. —

XI. Neben der Allgemeinheit der Gefühle, die in den Volksliedern ausgedrückt werden, ist eine Erscheinung besonders auffallend, die sich gerade auf den niedrigen Stufen der Musikübung vielfach findet: dass die Musik benutzt wird um ganz specielle, concrete Vorstellungen auszudrücken. Dallas (History of the Maroons, auf Jamaica) sagt: It is very remarkable, that the Maroons had a particular call upon the horn for each individual, by which he was summoned from a distance, as easily as he would have been spoken to by name, had he been near.« »Die Eingebornen in Ashanti behaupten, sie könnten durch ihre Flöten sich mit einander unterhalten und ein alter Resident zu Akkra versicherte mir, er habe solche Gespräche gehört und jeder Satz sei ihm erklärt worden. Alle Oberleute in Ashanti haben besondre Melodien für ihre Hörner« etc. (Bowdich, 401 und 464). Bei den Tyrolern dient das Jodeln vielfach dem Zwecke der Verständigung, ebenso der Gesang der venetianischen Gondoliere und der Weiber vom Lido. Die

---

*) Ohne jede Involvirung eines mystischen Elementes.

Indier haben für jede Jahreszeit bestimmte Melodien, die diese bezeichnen (Jones, 28). Bei den Persern erweckt eine bestimmte Tonart, *Zer-Keki*, die Vorstellung des Reichtums (Jourdain, V, 304). Am Camerones teilt man durch die Töne des Horns Nachrichten mit, auf Bissaux publicirt man königliche Befehle auf diesem Wege (Waitz, I, 157). Ganz dasselbe ist es, wenn man auf Tahiti besondere Gesänge für das Erbauen eines Hauses, das Fällen eines Baumes, das Herablassen eines Kahnes in's Meer hat (Gerland-Waitz, VI, 85).*) Auf den Fidschi-Inseln wird das Volk zu Kannibalenfesten durch Trommelschlag zusammengeladen, der einen ganz bestimmten, nur hierzu gebrauchten Rhythmus hatte (♩♪♩𝄾♩. ♩.) (ebenda, VI, 651, nach Erskine 291). In der deutschen Sprache hat die Bezeichnung einer bestimmten Persönlichkeit durch musikalischen Ausdruck sich in dem Sprichwort: Wes Brod ich esse, des Lied ich singe, erhalten.

XII. Da die Musik ursprünglich das natürliche Product der Erregung ist, und naturgemäß, gehört, nur wieder Erregung hervorrufen kann, so scheint es ein Widerspruch, dass sie, wie so vielfach (besonders bei den Griechen) hervorgehoben, auch beruhigende und sänftigende Eindrücke macht. Derselbe lässt sich so lösen, dass diese Wirkung eine indirecte ist: in der Tat kann die Musik immer nur irgendwie erregend wirken; indem die Erregung aber nach einer andern Seite hin erfolgt, als die vorher vorhandene, schwächt sie diese. Dass auch das Singen zum Zweck des Einschläferns psychologisch ebenso zu erklären ist, findet sehr bedeutende Stützpunkte bei Volkmann (2. Aufl. I, § 68, bes. Anm. I, vergl. außerdem Spinoza Ethik, Pars IV, Propos. VII). Die

*) Wenigstens scheint die Bemerkung an diesem Ort sich auch auf die Melodie zu beziehen; dass verschiedene Formeln und Redensarten dabei gebraucht werden, wäre doch selbstverständlich. In Södermannland hat der uralte Brauttanz, den die Braut mit dem Pfarrer aufführt, eine ganz eigne Melodie (Jonas, Schweden, 217). Auf den Wildheuflühen bei Klosters bedeutet der erste am Jacobstag daselbst erschallende Juchzer, dass der betreffende Hirt von der Mahd Besitz genommen hat (Christ, Pflanzenleben in der Schweiz, 310—311).

Musik bringt, wie oben gezeigt, eine Erhöhung des Lebensgefühls mit sich, indem sie, aus freudigen, mystischen etc. Stimmungen resultirend, solche wieder erregt; nichts ist natürlicher, als dass besonders schmerzliche Erregungen durch diesen Gegensatz geschwächt werden. Erst in einer voll ausgebildeten Kunst, wo keine directe Reciprocität zwischen den Empfindungen des Musikers und des Hörers mehr herscht, kann die Musik dem letzteren eine Schwächung des Affects hervorrufen, aus der sie beim ersteren nie entstehen konnte. Plato erwähnt die Sanftmut der Musiker; die griechische Musik*) hatte ihren Zweck in der zuletzt erwähnten Schwächung des Affects, und da mag das Wesen der Musiker durch die von ihnen erzielte Wirkung allmählich beeinflusst worden sein. Auch kann bei sehr heftigen künstlerischen Affecten eine äußere Sanftmut sehr wohl bestehen.**)

XIII. Salvado (306) erzählt von den Eingebornen Australiens: Quante volte mi sono servito delle loro canzoni di ballo onde incorraggiarli ed infiammarli nei lavori campestri? Non una, ma mille volte, essendosi strajati per terra lassi delle forze ed annoiatisi, nel sentirmi cantare Machielò, Machielé, che è una delle loro più communi e più favorite canzoni, fangen sie selbst an zu singen und zu tanzen und beginnen dann mit neuem Mut und Kraft die Arbeit wieder. So ist Musik überall Erleichterung für die Arbeitenden.

Anm. Sie ist der natürliche Ausgleich für die durch die Arbeit hervorgerufene Erregung; so wird ihre Verbindung mit gewissen energischen Handlungen eine so feste, dass umgekehrt sie auch Energie hervorruft.

Freycinet (665) sagt von Timor: »Les habitans, lorsqu'ils

*) Besonders die von Plato anerkannte.

**) Auch im christlichen Mittelalter werden besonders die beruhigenden Wirkungen der Musik hervorgehoben, ja, sie wurde sogar zum Symbol der Mäßigkeit und Affectlosigkeit (Beisp. bei Thomas v. Aquino, in den Erklärungen zum canticus canticorum und auf einem Fresko der Capella degli Spagnuoli). Hier mag der Grund, wenigstens zum Teil, in dem ascetischen Charakter der Zeit gelegen haben, der mit bewusster Tendenz alles Naturgegebene in sein conträres Gegenteil verkehrte.

travaillent, chantent presque sans cesse, surtout si l'occupation à laquelle ils se livrent, exige le concours de plusieurs individus et une sorte de simultanéité d'action, comme quand il leur faut pagayer dans une pirogue, porter en commun de lourds fardeaux, battre le riz etc., de même aussi pour l'encourager l'un l'autre à l'ouvrage.« Nec solum in iis operibus, in quibus plurium conatus, praeeunte aliqua iucunda voce, conspirat, sed etiam singulorum fatigatio quamlibet se rudi modulatione solatur (Quintil. Inst. or. I, 10).*) Auch ist bekannt, dass alte Völker ihre Sklaven mit Musikbegleitung peitschen, um ihnen die Strafe erträglicher zu machen. (Stellen im Plutarch, Pollux, Aristoteles.) Die Eskimos erleichtern sich die elendesten Umstände durch Musik und Tanz (Waitz, II, 67). Aus ägyptischen Reliefs ersehen wir, dass bei den ungeheuren Frondienstleistungen beim Heranschaffen von Monolithen ein Mann auf den Stein stieg, um zu singen und mit den Händen einen Rhythmus zu markiren. Noch in neuester Zeit ist dort, unter entsprechend andern Verhältnissen, derselbe Gebrauch im Schwange, wie v. Hammer mitteilt (in einer Recension des Villoteauschen Werkes, 56. Band der Wiener Jahrbücher, 1831). Die extravaganten Wirkungen der Musik besonders auf die Neger sind aus vielen Beschreibungen bekannt (z. B. bei Freycinet I, bei Waitz II, bei Pontécoulant, Durand, Voyage au Sénégal u. v. a.). Der Fanatismus des Schamanentums, des Cybelecultes und ähnlicher Erscheinungen ist zweifellos zum großen Teil Resultat der dabei verwendeten Musik. Solche Ausschreitungen hören natürlich bei vorgeschrittenen Völkern auf.

Anm. Aber viele lebhafte Wirkungen blieben doch noch dem classischen Altertum, wie die schon erwähnten Beispiele zeigen; Terpander dämpfte durch Musik den spartanischen Aufruhr; bekannt ist die politische Wichtigkeit, die im griechischen Staatswesen der Musik beigelegt wurde. Von Damon sagt Plato, seine Musik könne nicht verändert werden, ohne dass die Verfassung des Staates selbst sich ändere. Die ganze Stelle, Polit. III, 10 u. 11 muss hier zugezogen werden, wo der Einfluss der einzelnen Ton-

*) Werden doch auch einige Tiere (z. B. die Kamele auf ihren ermüdenden Wüstenreisen) durch Musik zu neuer Anstrengung gekräftigt.

arten, Rhythmen und Instrumente auf das Gemüt geprüft wird, um je nach diesem im Staate erlaubt zu sein oder nicht. Sie ist für Plato nur ein Erziehungsmittel, was er oft ausspricht, z. B. II. *Πολ.* VII. 6, § 522, *Πρωταγ.* 199g, 326a, de legg. II, 655d, 668 u. s. w. Ebenso ist der Abschnitt Athenäos XIV cap. 22. 34 von großer Wichtigkeit und Interesse für unsern Gegenstand, ferner Quintilian, I, X, 9—21, Cicero, de legg. II, 15. Bei Aristoteles viele Stellen im 19. Problem und in der Politik. In Rom wurden im Jahre 639 alle musikalischen Instrumente mit Ausnahme der einfachen Flöte von den Censoren untersagt; es ist im höchsten Grade charakteristisch, dass in dem angenommenen Einfluss auf die Sitten, Flöten und Saiteninstrumente in Rom und Hellas die Rollen geradenwegs vertauscht haben. (Den Lenkern des griechischen Staatswesens kam es eben darauf an, die Seelen möglichst ruhig, zur *σωφροσύνη* zu stimmen, während die des römischen Volkes, den kriegerischen Tendenzen des Staates entsprechend, die Charaktere möglichst energisch und aufgeregt haben wollten.)

XIV. Es hat manchem merkwürdig geschienen, dass bei den wilden Völkern, die doch in ihren bildnerischen Versuchen meistens das abenteuerlich Phantastische, die grellen Farben, die abnormen Gestalten lieben, vorzugsweise gerade die monotone Musik gefunden wird. So bei den Botocuden, während Martius doch von ihnen, wie von allen Ureinwohnern Amerikas (die alle sehr monotone Musiken haben), sagt: »Er (der Ureinwohner Amerikas) vermag wohl das Ungewöhnliche, Groteske und Wilde zu vergrößern, das Seltsame bis zum Ungeheuerlichen und Schrecklichen auszumalen.« Ebenso lieben die Fidschi-Insulaner gerade die grausigsten, spannendsten, phantastischsten Geschichten, während ihre Musik entsetzlich eintönig ist. Aber erstens stehen diese Völker dem Ursprung der Musik aus der Sprache noch näher; da sie nur durch die graduelle Steigerung von Modulation und Rhythmus entstand, so war sie zuerst gewiss sehr monoton, die organische Verbindung mit dem Wort legte ihr eine Fessel auf, die das moderne Recitativ noch zeigt. Und dann herscht eine gewisse Monotonie auch in der bildenden Kunst der Naturvölker; Humboldt (Ansichten der Natur, I, Anm. 51) bemerkt, dass rohe Völker im Hange zum Vereinfachen und Verallgemeinern der Um-

risse, zur rhythmischen Wiederholung und Reihung der Bilder durch innere geistige Anlagen getrieben werden. Es stände also dem Hange zum Phantastischen etc. eine Strömung zum Monoton — Rhythmischen gegenüber. Eine Seite derselben läge in dem Nachahmungstriebe uncivilisirter Völker (den wir auch bei unsern ungebildeten Ständen beobachten): sodass, wenn z. B. ein Beliebiger etwas an einen Felsen gekritzelt hat, alle, die desselben Wegs kamen, dasselbe oder ganz Aehnliches ankritzeln, wie sich auch aus der Kenntnis der Petroglyphen auf der ganzen Erde ergibt (beste Zusammenstellung bei Andree, a. a. O., vergl. außerdem der Analogie wegen S. 287). Indessen besteht bei aller Monotonie der Gesänge noch ein grell unharmonisches Zusammenklingen vieler Stimmen und ein ebensolches Gefüge der einzelnen Tonfolgen. »Wie der Magen der Araber das rohe Fleisch und die warm aus dem Tiere genommene noch rauchende Leber vorzieht, so ziehe sein Ohr auch seine in gleicher Weise rauhe und unharmonische Musik allen andern vor« (Baker, the Nile tributaries of Abissinia, 203). Es lässt sich also doch eine Analogie — wenn ich sie auch keineswegs als eine vollkommene ausgeben will — aufstellen: wie die einförmig sich wiederholenden Gebilde aus einzelnen phantastischen, wilden Gestaltungen bestehen, so die monotonen Gesänge aus sich ebenso wiederholenden unharmonischen, grellen, einzelnen Tönen.

In scheinbarem Gegensatz zu diesem unmusikalischen Sinn wissen wir, dass Indianer und Araber ein unglaublich scharfes Gehör haben, auf Entfernungen hin hören, die für Europäer alle Geräusche mit ungestörtem Schweigen überdecken. Hier schlägt eine Stelle von Steinthal (Ursprung d. Spr., 3. Aufl., 306) ein: »Ich leitete den Vorzug des Menschen (vor den Tieren) fast ganz von der aufrechten Stellung ab. Dazu kommen die andern Sinne (außer dem Tastsinn), welche sämmtlich, und hier klingt Herder an, extensiv schwächer, aber intensiv stärker wirken, d. h. sich über geringere Entfernungen erstrecken, aber mehr Eindrücke erfahren, also an den Dingen mehr Eigenschaften entdecken

und die gleichartigen Eigenschaften mehrer Dinge genauer unterscheiden.« (Obgleich Steinthal die ganze Ausführung, der diese Stelle entnommen ist, später als antiquirt bezeichnet, hat diese Beobachtung, an und für sich genommen, doch Richtigkeit.) Ich möchte hier nur darauf hinweisen, dass nur die Not des Lebens diese Gehörsschärfe bei den Naturvölkern ausgebildet hat, die zur Warnehmung der Nahrung ebenso wie der Feinde durchaus darauf angewiesen waren. Auch mag sie von der immerwährenden Stille herkommen, die die meisten Naturvölker umgibt, wie ihr scharfes Gesicht von ihrem unbegrenzten Horizont. (Menschen, die zwischen engen Mauern leben, werden kurzsichtig.) — Darum braucht — das ist reine Hypothese — diese Ausbildung eine nur einseitige zu sein, die darauf ausgeht, sehr leise Geräusche, Luftschwingungen von sehr geringer Intensität zu percipiren. Die Fähigkeiten des musikalischen Ohres, besonders die beim Zusammenklingen verschiedner Töne entstehenden complicirten Schwingungen in ihre akustischen Componenten zu zerlegen, ist damit noch nicht gegeben. Ließe sich dies feststellen, so wäre es ein interessantes Corollar zu Fechner, (Psychophysik, II, 293) und besonders zu der daselbst citirten Stelle aus Erhards Otiatrik. Dass überhaupt die Ausbildung des Gehörs nur eine partielle, namentlich die musikalische mit den andern Seiten desselben nicht verbunden zu sein braucht, dafür liefert einen Beleg, dass G. Carus W. v. Humboldt als einen »Gehörmenschen« schildert, während er doch für Musik auffallend wenig empfänglich war (cf. Kant, Urteilskraft, § 51, 3). —

XV. Die eigentlich thematische Erfindung war bei der geringen Tonzahl, innerhalb deren die griechischen Melodien auf den Saiteninstrumenten sich bewegen konnten, in engste Grenzen eingeschlossen; der Reiz konnte also nicht in den Themen und ihrer Neuheit, sondern nur in der Feinheit der Nüancirung und Ausführung liegen; ganz ähnlich wie in ihrem Drama nicht der so oft sich wiederholende Stoff, sondern nur seine vollendete Durchführung und die Variirung in derselben das Criterium der Wertschätzung abgab. Schopen-

hauer bemerkt, dass eine Kunstschöpfung um so größer ist, je weniger sie ihre Größe dem Stoffe zu danken hat.

Mit dem mehrstimmigen Satz war zugleich das Kunstsein der Musik abschließend ausgesprochen, sie bedurfte jetzt complicirter Regeln. (Ansätze dazu wurden wie gesagt schon ziemlich lange gemacht, ehe etwas unsrer Musik auch nur ähnliches entstand. Hucbald (gest. 930), der bekanntlich zum ersten Male den Versuch machte, mehrere Stimmen harmonisch zu verbinden, findet es schön, übereinandergesetzte Quinten und Quarten gerade fortschreiten zu lassen! (Rousseau, der so oft falscherweise in Aeußerlichkeiten die Wege zu seinem Ideal erblickt, wollte auch in der Musik zur Einfachheit der reinen Natur zurückkehren und verwarf darum alle Mehrstimmigkeit: Il est bien difficile de ne pas soupçonner que toute notre harmonie n'est qu'une invention gothique et barbare, dont nous ne nous fussions jamais avisés si nous eussions été plus sensibles aux véritables beautés de l'art et à la musique vraiment naturelle. Dict. de mus. Art. Harmonie. Im Rückblick auf die Griechen verfasste er ein Air, das nur 4 Töne umfasste. Aehnliche Ansichten sprach Tartini aus.) Nun wurde in den Kreisen höherer Bildung ein Interesse für Musik erweckt, das früher nie geherscht hatte, während die Musik der untern Volksschichten mehr und mehr verlor. Ich erinnere an die Erscheinung der Meistersinger, in der die Volksmusik den Versuch machte, zu einer höhern, kunstmäßigen Durchbildung zu gelangen; aber es kam nur zu verzwickten Berechnetheiten, gekünstelt wie gothische Structuren; es fehlt der Kunst nun einmal die Lebenswärme ohne das Sonnenlicht des persönlichen Genies. Nichtsdestoweniger ist es ein Irrtum zu glauben, dass die Nation ohne Einfluss auf die Entwicklung der Musik wäre. Für die übrigen Künste ist wohl nicht bezweifelt, dass sie national sein müssen, wenn sie ihre Blüte erreichen und bewaren wollen. Das soll keineswegs zugleich heißen, dass sie patriotisch sein müssen, die Geschichte zeigt sogar, dass gerade in den zerrüttetsten Staatswesen die Kunst, gleich Blumen auf Schutthaufen, die

herrlichsten Blüten treiben konnte; was ich meine ist nur dieses: wie große und wie gestaltete Anlagen auch ein Mensch in's Leben mitbringen mag, das Leben seines Vaterlandes, das ihn vom ersten Tage an umkreist, lässt ihn doch erst zu dem werden, was er ist, drückt ihm seinen Charakter auf, von ihm empfängt er Ziele und Wege; und gerade je größer eine Seele ist, desto mehr wird sie von dem Stoff für jegliche Bildung, wie ihn das nationale Leben ihr zuträgt, in sich aufnehmen. Dies geschieht schon ohne sein Zutun und ohne dass er sich dessen bewusst wird, in den Jahren der Entwicklung. Soll der Künstler also ein einheitliches Arbeiten bewaren — und ohne dies ist kein großer Künstler möglich — so darf er den Charakter seiner Strebungen nicht ändern, wie er ihn einmal empfangen hat, wie ihn die Natur, die Bildung, das Wesen seines Landes ihm aufgedrückt hat. Also nicht darum, weil es die vaterländische Art ist, muss der Künstler sie bewaren, nicht darum, weil es etwa der patriotischen Würde eines Deutschen widerspricht, auf französische Manier zu arbeiten: sondern aus dem ganz realen Grunde, dass seine psychophysische Anlage und seine durch die Erziehung im Vaterlande gewordene Sitten- und Wesensart nur für eine bestimmte Art des Schaffens die richtigen Grundlagen sind, während er, wenn er davon unterschiedene Muster nachahmt, nur zu leicht zu einer Zersplitterung seines Wesens und damit dem Verfalle seiner Kunst kommt; in solchem Sinne muss er auf nationalem, auf historischem Boden stehen (klares Bewusstsein davon aber, Nationalgefühl braucht er nach dem Gesagten nicht zu haben). Freilich, die Musik ist auf ihren psychologischen Gehalt noch nicht genügend untersucht, um die nationalen Unterschiede mit Worten feststellen zu können. Betrachtet man aber die gesammte deutsche Musik seit 150 Jahren, daneben die französische und noch die italiänische, so kann kein Zweifel obwalten, dass jede derselben in ihrer Entwicklung sowohl, wie im Charakter der einzelnen Compositionen durchaus und unverwechselbar von den andern unterschieden ist. Zwar können wir vorderhand noch nicht

nachweisen, dass, weil der Charakter eines Volkes dieser bestimmte ist, es sich diese bestimmte Musik schaffen musste; dass aber eine Wirkung dieser Art stattfinden muss, zeigt jene Differenzirung der nationalen Musiken. Weiter: wie jedes, auch das subjectivste und individuellste Erzeugnis der Poesie, indem es in einer nationalen Sprache geschrieben ist, eben der Sprache, die für jeden »dichtet und denkt«, einen wesentlichen Teil dessen verdankt, was es ist, so findet jeder Mensch schon eine historisch gewordene Volksmusik vor; natürlich verstehe ich hier unter Volksmusik nicht nur die Volkslieder, diejenige Musik, die das »Volk« *κατ' ἐξοχήν* sich geschaffen, sondern alles dasjenige, was überhaupt die nationale musikalische Litteratur eines Volkes bildet. Wenn also die Musikgeschichte fast stets die Erscheinung aufweist, dass jeder Componist auf den Schultern seines Vorgängers steht, so liegt implicite darin, dass die Gesammtsumme der bisherigen musikalischen Entwicklung seines Volkes die Grundlage seiner musikalischen Bildung ist, und soviel verdankt er der Kette seiner Vorgänger, dass er ohne sie nimmer das geworden wäre, was er ist.*) Naturgemäß wird sein Geschmack durch das fortwährende Anhören der nationalen, bis dahin geschaffenen Musik, von frühester Zeit an gebildet; diese häufige Gelegenheit, Musik zu hören — und in der modernen Zeit ist man ja fast stets davon umgeben — wäre aber nicht da, wenn nicht diese Musik in das Volk vollständig aufgenommen, seiner Seele entsprechend wäre. Der Componist bekommt also die Musik, die zunächst seine Richtung bestimmt,**) als Tradition, wie dem Dichter der Mund seines Volkes die Sprache überliefert, die er nachher zu seinen Werken bildet. Und indem wir so zurückgehend finden, dass die Grundlagen, auf denen jeder Componist zu

*) Wie sich am deutlichsten von der Seite der Technik und der Theorie ergibt.

**) Und wir sehen auch alle bedeutendsten Componisten erst eine Weile in den Spuren ihrer Vorgänger wandeln, bevor der eigene Styl sich daraus entwickelt. Alle echte Kunst, sagt Goethe, muss von einem »Ueberlieferten« ausgehen.

bauen anfängt, nationale sein müssen, wenn wir bedenken, welchen Einfluss es auf den Künstler ausüben muss, dass er jenes Musikstück eines Früheren von seinem Volke mit Begeisterung aufgenommenen, jenes vernachlässigt sieht, wenn man die ganze, in eminentem Sinne historische Kette der Musikentwicklung betrachtet — so kann unmöglich zugegeben werden, dass sie sich, losgelöst von allem andern Nationalen, gleichsam ein Staat im Staate, abwickle, auch wenn wir die Gleichung zwischen dem musikalischen und dem sonstigen Inhalt der Volksseele noch nicht gefunden haben.

XVII. Im frühen Zustand des Naturmenschen, wo noch kein Nationalgefühl sich bildet, finden wir auf der ganzen Erde dieselben musikalischen Erscheinungen, ähnliche Instrumente und Melodien, dasselbe Ausströmen der Musik aus dem Affect und die Hingabe an ihre nervenerschütternden Wirkungen. Dann aber äußert sich immer mehr und mehr das nationale Element; wir sehen, wie streng zur Zeit von Griechenlands Blüte die asiatischen Instrumente perhorrescirt wurden, ebenso die griechischen in Rom zur Zeit kräftigsten nationalen Bewusstseins. Wir sehen, in welcher fast eifersüchtig zu nennenden Weise die französische und die deutsche Geigerschule ihre charakteristischen Gegensätzlichkeiten bewart haben, wie ferner eine gewisse Art internationaler Musik, der in der letzteren Zeit mehre Componisten huldigten (Liszt, Berlioz), keine rechten Früchte getragen hat, weil sie eben in keinem Boden recht fest wurzelt. Wie heftig die nationalen Gegensätze der Musik werden können, zeigen z. B. die Vorgänge in Paris, die die Biographie universelle, Art. Lulli mitteilt: Jean Jaques Rousseau se mit à leur tête (der Parteigänger für italiänische Musik), sa »lettre sur la Musique française« fut le signal d'une guerre d'opinion, qui fit éclore un nombre considerable de brochures. Au parterre de l'opéra le public se partageait en deux camps, rangés, l'un du côté de la loge du roi, l'autre du côté de celle de la reine. Le coin du roi se composait des défenseurs de la musique française, les admirateurs de la musique italienne formaient le

coin de la reine. Les deux parties s'injuriaient; peu s'en fallut qu'ils n'en vinssent aux mains.

Anm. Erinnerung an die Circusparteien. Auch hier der interessante Process, dass das Object schließlich ganz zurücktritt; seine Wichtigkeit, zuerst Ausgangspunkt, wurde dann Ausrede für die Heftigkeit der Streitenden. Aber in der Musik findet sich noch öfter als in andern Künsten und Wissenschaften diese Erscheinung, weil jeder glaubt, dabei mitreden zu können und jeder Kampf, der an Breite gewinnt, auch an Heftigkeit zunimmt. Je weniger sich über Musik mit Worten vernünftigerweise streiten lässt, um so mehr wird gestritten. — Sehr oft kann man beobachten, wie Taubstumme und Kranke, die aus irgend einem Grunde der Sprache beraubt sind, wenn man ihre Zeichen nicht versteht, in eine ganz unverhältnismäßige und erschreckende Heftigkeit geraten. Ohne Vergleichung im Uebrigen möchte ich die psychologischen Ursachen dieser und jener genannten Erscheinung für ganz ähnliche halten. Es ist für den, der über Musik spricht, unmöglich, in ganz adäquater Weise das concret auszudrücken, was ihn eigentlich zu seiner Ansicht gebracht hat; für derartige Empfindungen mangeln unsrer Sprache die Worte; der andre kann ihn also nicht verstehen, um so weniger, als er schon vorher eine andre Ansicht gehabt hat, die jener nicht versteht, und aus diesem Unvermögen der Verständigung entspringt, wie in dem Falle des Stummen, die Heftigkeit, die man in Controversen ästhetischer, speciell musikalischer Art, nur zu oft constatiren muss.

Den Chinesen, die von ihrer eignen Musik vollständig verzückt werden, spielte Amiot les plus belles sonates, les airs de flûte les plus mélodieux et les plus brillants vor — der Effect ist nur, dass er sie damit langweilt und quält.*) Von der wunderbaren Macht des Nationalen in der Musik zeugt ferner folgende Geschichte, die ich einem Journal entlehne:

»Als Bonaparte in Aegypten war, versuchte er auf alle Weise, durch alle Wunderwerke occidentalischer Wissenschaft, Einfluss auf die Muselmänner und deren Sympathien zu gewinnen. Auf Monges Rat probirte er's auch mit der Musik. Ein zahlreiches Orchester, von den geschicktesten Musikern gebildet, versammelte sich eines Abends auf dem

*) Sie sagten ihm: solche Melodien sind nicht für unsre Ohren und unsre Ohren sind nicht für solche Melodien.«



Platze Esbekieh zu Kairo und führte nun in Gegenwart der Vornehmsten des Landes und einer großen Zuhörermenge eine ganze Reihe von Musikstücken aus. Bald erhabene Compositionen, bald gelehrte Musik, bald einfache, sanfte Melodie, bald Militärmärsche oder rauschende Fanfaren. Vergebnes Mühen! Die Muselmänner blieben kalt und gleichgültig bei alledem, ganz wie die Mumien in ihren Katakomben. Monge war außer sich: »Die Strohköpfe sind nicht wert, dass ihr euch weiter bemüht«, schrie er den Musikern zu, »spielt ihnen »Marlbrough« vor, das passt vielleicht für sie!«

Marlbrough s'en va-t-en guerre,
Mirliton, Mirliton ton taine,
Marlbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra!

begann das Orchester zu spielen, und es geschah eine Art von Wunder, schon bei den ersten Tönen belebten sich Tausende von starren Gesichtern, es ging eine freudige Bewegung durch die lauschende Menge, und einen Augenblick konnte man glauben, dass sich die ernsten Muselmänner, alt und jung, auf die offenen Straßen stürzen und tanzen würden, so freudig und fröhlich bewegt waren alle durch dieses Liedchen. Von da ab wurde der »Marlbrough« jeden Abend gespielt, und jeden Abend war der Erfolg derselbe. Wie ist wohl diese eigentümliche Erscheinung zu erklären? Gretry, Haydn, Mozart machen keinen Eindruck, das Marlbroughlied aber bringt die ganze Bevölkerung in frohe Bewegung? Chateaubriand glaubte die Erklärung dieses eigentümlichen Phänomens gefunden zu haben. Er führt nämlich an, dass die Melodie des Marlbroughliedes arabischen Ursprungs sei; das Lied selbst gehört dem Mittelalter an und wurde aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst durch Kreuzritter, unter Don Jayme I. von Aragon, nach Spanien und unter Ludwig IX. nach Frankreich gebracht. Das Lied enthielt die Geschichte eines Kreuzfahrers Namens Mambron, von dem man sonst weiter nichts weiß. Diese Geschichte vom Ritter Mambron, Musik wie Text, war das Liedchen, welches Madame Poitrine

sang, um ihren königlichen Säugling, Sohn Ludwig XVI., einzuschläfern. Die Königin Marie Antoinette vernahm das Liedchen zufällig, es gefiel ihr, sie sang es nach, und durch sie kam es so in Mode, dass es bald in ganz Europa gesungen wurde. Durch einen lächerlichen Zufall trat der Name des Herzogs von Marlborough oder Marlbrough (John Churchill), des Siegers von Malplaquet, an die Stelle des alten Kreuzritters Sire Mambron. Die Muselmänner in Aegypten vernahmen also in dieser Melodie die Klänge eines alten Nationalgesanges und wurden davon ergriffen«. — Bodenstedt (a. a. O. II, 104) spricht von der »wahrhaft herz- und ohrzerreißenden« Nationalmusik der Perser und erzählt dabei, dass junge Asiaten, welche früh ihrer Heimat entfremdet und in Petersburg erzogen und geschult wurden, bei ihrer gelegentlichen Rückkehr in die Heimat doch das Trommeln und Paukenschlagen der asiatischen Spielleute weit lieber hören und höher stellen, als alle musikalischen Genüsse, welche die Petersburger Concerte ihnen boten. Ganz dieselbe Beobachtung machte Polak (a. a. O. 292).

Und endlich beachte man, dass nicht nur für den Charakter des Volks im Großen und Ganzen offenbar seine Musik charakteristisch ist, sondern wie die Musik auch von den wellenartigen Schwankungen im Flusse des Volkslebens gehoben und gesenkt wird, wie jede Steigerung des Culturlebens auch ihr einen neuen Schwung verleiht, worauf Ambros (Geschichte der Musik, II, Vorrede, XXII ff.) hingewiesen hat. Ja wir sehen, wie sogar so specielle Erscheinungen wie die Romantik in der deutschen Cultur, Anfang des Jahrhunderts, Componisten (Mendelssohn, Schumann und ihren Epigonen) eine Richtung gegeben, die sie ohne diese nie genommen hätten.

XVIII. Das Jodeln scheint seinem Charakter nach zu den primitivsten Musikübungen zu gehören, unterscheidet sich aber so wesentlich von dem Gesange, dass es durch die Besprechung der Entstehung desselben nicht mit abgetan ist. Da es für den Einzelnen nicht möglich ist, die zur Erforschung dieser Erscheinung nötigen Erfahrungen zu sam-

meln,*) veröffentlichte ich im Jahrbuch des Schweizer Alpenclub, Jahrgang 1879, eine Reihe von Fragen über die Natur des Jodelns, die noch in andere Journale aufgenommen wurden und mir eine Anzahl von Zuschriften von Kennern des alpinen Lebens zuführten. Leider standen dieselben gegenseitig in so vielen Widersprüchen, dass angenommen werden muss, das Jodeln sei in den verschiedenen Alpengegenden charakteristisch verschieden. Was ich von dem Gemeinsamen in diesen und meinen eigenen Beobachtungen zu inductiven Resultaten vereinigen konnte, ist Folgendes: Der Jodler besteht aus einer ziemlich kurzen Reihenfolge von, ohne Unterlage von Worten sondern nur von einzelnen Buchstaben, fast nur Vocalen, hervorgebrachten Tönen, an der das Charakteristische ein fortwährendes Abwechseln zwischen Brust- und Kopfstimme, mit Ueberspringung des Falsets, ist. Jedes sog. Ueberschnappen der sprechenden Stimme im Affect oder bei sonstiger zu heftiger Anstrengung derselben zeigt das Protoplasma des Jodelns. Ueberlegt man nun, dass ein möglichst lautes Rufen resp. Schreien zu Vertändigungszwecken im Gebirge fast immerzu geboten ist, und dass die Anstrengung der Lunge durch das stete Steigen zum Ueberschlagen der Stimme besonders disponirt, dass diese beiden Bedingungen sich ausschließlich im Hochgebirge vereinigt finden und eben dort ebenso ausschließlich das Jodeln beobachtet wird: so ist es wohl nicht unwahrscheinlich, dass der Jodler ursprünglich nichts andres ist, als ein zur Kopfstimme umgeschlagner Schrei, dessen häufiges Vorkommen Veranlassung wurde, ihn zu einer kunstmäßigen Art auszubilden. Eine weitere Bekräftigung erhält die Hypothese der Analogie von Jodeln und Schreien durch das Factum, dass der Jodler sehr oft am Schluss eines Gesanges ausgestoßen wird, wo andre Völker mehr oder weniger articulirte Schreie anfügen.

---

*) Litteratur darüber existirt nicht, wie ich anzunehmen berechtigt bin, es sei denn ein kleiner Bericht von Sieber im »Echo«, 1853, Nro. 43: »Das Jodeln der Bergbewohner« — wertlos.

Fassen wir nun die oben angeführte Jäger'sche Ansicht wiederum in's Auge, wonach der Jodler, durch den Geschlechtstrieb hervorgerufen und Vehikel seiner Befriedigung, den Anfang des Gesanges gebildet habe. Ich will gar nicht leugnen, dass, wenn der Geschlechtstrieb sich etwa im Schreien geäußert, nicht auch jenes Ueberschnappen der Stimme dabei stattgefunden habe; es liegt aber kein Grund für einen Causalnexus zwischen diesem und jenem vor; ferner spricht das oben Erwähnte dagegen, dass der Jodler nur bei Alpenvölkern beobachtet worden ist,*) und dass es mit Vorliebe schon in dem Alter von 8—14 Jahren getrieben wird, wo von geschlechtlichen Momenten noch nicht die Rede sein kann; endlich der Umstand, dass der Jodler eben tatsächlich nicht charakteristisch als »Verständigungszeichen zwischen Bursch und Dirne« auftritt; die Mehrzahl der mir gewordenen Mitteilungen stellen sogar jede Beziehung dieser Art principiell in Abrede; nur eine einzige aus St. Gallen erwähnt, dass der Jodler allerdings zu Verständigungszwecken zwischen dem Aelpler und seiner Dirne dient, fügt aber hinzu, dass dieses Jodeln sich gar nicht von dem zu andern oder gar keinem Zweck unterscheidet; wenn auch als Verständigung zwischen Beiden angewendet, trägt es doch den Charakter einer viel allgemeineren, als einer nur vom Geschlechtstriebe dictirten.

Macht dieses alles schon die Jäger'sche Ansicht ziemlich unwahrscheinlich, so kommt noch dazu, dass der Jodler, wenn er der Anfang des Gesanges sein sollte, Momente der Fortbildung zu diesem in sich tragen müsste, was keineswegs der Fall ist. Es gibt keinen Gesang auf primitiven Entwicklungsstufen, der wortlos wäre — während für den Jodler eben das Charakteristische ist, dass er Worte ausschließt; in einem Bericht an mich heißt es: »Je verein-

*) Ein einziges entgegenstehendes Factum ist mir mitgeteilt worden: bei Hasserode im Harz wurde einmal ein richtiges Jodeln bei Eingeborenen beobachtet. — Da dies aber ganz allein dasteht, muss es auf zufällige Ursachen geschoben werden, etwa auf (geschichtlich feststehende) Einwanderung von süddeutschen Bergbewohnern in jene Gegend.

samter der Bergbewohner ist, um so ungekünstelter ist sein Jodeln und desto weniger erinnert es an Gesang.« Dazu kommt noch, dass eine Anzahl von Affecten, die wir empirisch als wichtige Quellflüsse der Musik kennen lernten, geradezu ihrem Charakter nach den Ausdruck im Jodeln unmöglich machen, z. B. der mystisch-religiöse.

Der Geisterweg die gerade Linie.

Von

Karl Haberland.

Eine merkwürdige Zusammenstimmung, wie sie uns deren die vergleichende Ethnologie ja so viele unter räumlich und in der Entwicklung weit auseinanderstehenden Völkern als Producte des sich überall gleichartig äußernden Menschengeistes aufweist, herscht in der Anschauung, welche einerseits die Fidschiinsulaner, Chinesen und nordamerikanischen Indianer, anderseits unser Volksglaube von einer Eigentümlichkeit geisterhafter Wesen haben, nämlich dass deren Weg der geradlinige ist, dass sie sich von einem Orte zum andern in dieser Linie bewegen müssen.

In Deutschland tritt diese Anschauung uns namentlich in den Sagen von der wilden Jagd entgegen. Wie diese zwar überhaupt vielfach ihre genau eingehaltenen Wege hat und auf ihnen regelmäßig dahin braust, so sind es doch besonders Häuser, deren Türen sich genau geradlinig gegenüber liegen, welche mit Vorliebe von ihr besucht und durchzogen werden. Einige Belege hierzu werden uns dies versinnlichen.

Im Altenburgischen behauptet man, dass wo zwei Türen sich gegenüber liegen, der wilde Jäger hindurchzieht, *) ander-

*) A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848. S. 428.

wärts in Thüringen fordert man dazu drei, welche in gerader Linie aufeinander stehen.*) In Schrunz befindet sich ein Haus, in dessen Atrium vier Türen im Kreuz stehen, es wurde vor Alters viel vom Nachtvolk besucht; in Frastanz ging sein Zug durch den Hausgang eines einsam gelegenen Hauses, dessen Vorder- und Hintertür man daher offen lassen musste, wenn man nicht durch nächtliches Lärmen um den Schlaf kommen wollte; in der Zalöchera bei Bürs fährt es zwischen vier einsamen im Quadrat stehenden Häusern die Kreuz und Quer hin und her.**) Zu Neubrunn im Würzburgischen zog das wütende Heer immer durch drei Häuser, in welchen drei Türen, Haus-, Küchen- und Hoftür, gerade hintereinander lagen.***) Im Aargau sagt man von den Häusern, welche auf der Marke stehen und deren Hausgang parallel mit der Grenze gehend zwei gerade entgegengesetzte Tore hat, dass durch sie das wilde Heer, oft Dünger seiner Rosse hinterlassend, hindurchziehe; im tyroler Sarntale zählt man gleichfalls ein solches Haus unter die Heidenhäuser,†) ein Zeichen, dass man auch hier es als ein unheimliches betrachtet.

Ferner gehören hierher wohl die Scheunen, welche mehrfach als Durchzugsstätten der wilden Jagd erwähnt werden, wie die des Kreithof in Mittelfranken,††) die eines Bauernhofes am Battenberge im Aargau, durch welche anstatt des wilden Jägers der Geist eines Schlossherrn in vierspänniger Kutsche fährt,†††) eine solche in Ulten in Tyrol; dann die Durchzüge durch bestimmte Gehöfte, wovon man im Voigt-

*) E. Duller, Das deutsche Volk. Leipzig 1847. S. 140.

**) F. J. Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie. Gesammelt in Churrhätien. Chur 1862. S. 2. 3.

***) Ebendaselbst. S. 3 (nach Grimm).

†) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867. Bd. 2. S. 94. 95.

††) F. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55. Bd. 1. S. 133.

†††) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolff und W. Mannhardt. Göttingen 1853/9. Bd. 1. S. 292. Bd. 2. S. 181.

lande verschiedene Beispiele findet,*) das vielfach auftretende Gebot während der Zwölften, der Lieblingszeit des wilden Jägers, alle Türen fest zu schließen, damit er nicht hindurch ziehe und einen seiner Hunde am Ofen zurücklasse; die Angabe, dass die wilde Jagd an einem Berge gerade in die Höhe auch wohl ebenso an der andern Seite wieder hinabfahre.**)

Die Grundlage der Idee dieses Hindurchfahrens der wilden Jagd durch die Gebäude mit gegenüberstehenden Türen bildet der Sturmcharakter der wilden Jagd und der ihr verwanten Erscheinungen; die einfache Tatsache, dass derartig liegende Türen durch die Zugluft die Kraft der Windstöße verstärkt und fühlbarer machen, liegt speciell den angeführten Beispielen zu Grunde. Auf der andern Seite weist aber die wilde Jagd und das wütende Heer auf den Volksglauben über das Schicksal der Seelen nach dem Tode; denn der wilde Jäger unter seinen verschiedenen Namen und Bezeichnungen ist entweder der Geist eines Menschen, welcher seine Ruhe im Grabe durch sein sündiges Leben verscherzt hat und nun im Sturmwind allein oder mit seinen Gefährten umherfahren muss, oder in älterer Auffassumg eine Gottheit, welche die Seelen der Gestorbenen von der Erde hinweg zu ihrem neuen Aufenthalte führt. Diese Identificirung der Sturmwinde und der Seelen der Gestorbenen, welche auch die Benennung der indischen Sturmgötter, der Maruts, die von *mar* »sterben« sich ableitet und uns dieselben gleichfalls als »Personificationen der Seelen der Abgeschiedenen« zeigt, uns enthüllt, und die ferner in der weitverbreiteten Auffassung der Seele überhaupt als Hauch ihr Gegenbild findet, versinnlicht uns trefflich die Sage, welche in Litthauen von der Stadt Ragnit erzählt wird und die uns direct auf die Anschauung von der Geisterbewegung in gerader Linie hinweist, welche uns bei den Polynesiern, den Chinesen und den nordamerikanischen Indianern allerdings auch nur in

*) R. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes. Gera 1871. S. 122.

**) A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859. Bd. 1. S. 222. Wolff-Mannhardt. Bd. 3. S. 34.

vereinzelten Beispielen — wenigstens sind mir vorläufig keine weiteren als die gleich anzuführenden bekannt — aufstößt.

Ragnit besitzt zwei Kirchhöfe, einen litthauischen und einen deutschen, welche auf den beiden Seiten liegen. Die einstigen Bekannten aber kommen Nachts oft, namentlich bei stürmischem Wetter, zusammen; sie fliegen nicht gar hoch und in ganz gerader Linie, auf welcher daher auch kein Gegenstand steht. Alle Versuche, in sie hinein zu bauen, sind stets gescheitert, ein Scheunendach, welches gerade in dieser Linie sich befindet, hat sich nie darauf gehalten, so oft es auch reparirt worden ist.*)

Diese hier genau angegebene Linie des Geisterweges findet sich nun wieder in der Erzählung der Fidschiinsulaner von der Fahrt ihrer abgeschiedenen Seelen nach dem jenseits des Meeres gedachten Geisterlande. Diese haben ihren Hauptabfahrtsort bei Thimbathimba auf Vanualevu und in der Nähe dieses Ortes liegt die Stadt Nambangpatai, welche die Seelen passiren müssen. Hier aber sind die Häuser alle so gebaut, dass Vorder- und Hintertür in gerader Linie sich befinden, um den Geistern freien Durchzug zu gestatten; dieser Durchzug der Geister veranlasst auch die Bewohner der Stadt, aus Scheu vor diesen stets nur halblaut zu reden.**) Gegenstücke zu dem Fidschiglauben von einer allgemeinen Abfahrtsstelle der Seelen finden sich im keltischen und slavischen Volksglauben. Aus ganz Armorika müssen sich die Seelen im Augenblicke der irdischen Auflösung zu dem Pfarrer von Braspar begeben, dessen Hund sie dann nach Brittannien geleitet,***) und ebenso musste zur Heidenzeit Preußens und Litthauens jede Seele auf ihrer Reise in das Jenseits das Haus des Kriwe, des Oberpriesters der Preußen und Litthauer, passiren, der nachher den Verwanten das

*) Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Berlin 1837. S. 167.

**) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859/72. Bd. 6. S. 674 (nach Williams und Calvert).

***) F. Nork, Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. Stuttgart 1849. S. 466 (nach Eckermann).

Aussehen der Seele beschreiben, ihnen auch sogar die Spuren, welche die mit der Leiche verbrannten Waffen etwa in der Wohnung gemacht hatten, zeigen konnte.*)

In China begegnet unser Glaube in dem Brauche der Provinz Ho-nan, dass derjenige, welcher ein Kind ertränken will, nie in gerader Linie, sondern bald vor-, bald rückwärts, bald nach Ost, bald nach West geht, damit der Geist sich nicht zurückfinden könne, falls ihn die Lust anwandeln sollte, in das Haus der Familie, nun natürlich als ein sich rächender, zurückzukehren,**) und in Nordamerika im Brauche der Ojibways, dass die Wittwe vom Begräbnis ihres Mannes, um der Verfolgung des Toten zu entgehen, im Zickzack zurückkehren muss,***) welche Verfolgung bei andern Stämmen auch wohl dadurch abgewehrt wird, dass jemand der Wittwe zur Vertreibung des Geistes fortwährend mit einer Hand voll Zweige um den Kopf fährt.†) Auf Kamtschatka kriechen die Totengräber, um den Tod an der Verfolgung zu hindern, zweimal durch einen geflochtenen Ring.††)

Indem ich nun noch aus dem deutschen Volksglauben anführe, dass nach Spessartbrauch die junge Frau beim Heimgange keinen Umweg machen darf, damit ihr auch das Glück nachfolgen kann,†††) und dass man, als die Zwerge aus der Stublacher Höhe ausgewandert waren, Morgens einen wohl zwei Stunden weiten Weg sah, den sie in gerader Linie durch Feld und Wald genommen hatten, und welcher die

---

*) J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slawischen Mythus. Lemberg 1842. S. 398 (nach der Chronik des Stryjkowski).

**) Huc und Gabet, Wanderungen durch das chinesische Reich. Leipzig 1867. S. 331 (nach Missionär Delaplace).

***) A. Bastian, Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin 1868. S. 59.

†) E. B. Tyler, Anfänge der Kultur. Leipzig 1873. Bd. 1. S. 447 (nach Tanner).

††) Globus. Bd. 10. S. 204.

†††) Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. München 1860 ff. Bd. 4. Abt. 2. S. 252.

nächsten zwanzig Jahre gänzlich ohne Vegetation blieb,*) habe ich die mir zu Gebote stehenden Beispiele erschöpft; ich glaube aber doch, dass aus ihnen deutlich hervorgeht, wie die Anschauung von der geraden Linie als die den Geistern eigentümliche Wegrichtung, da sie sich bei verschiedenen Völkern selbständig entwickelt hat, eine von denjenigen ist, welche sich im menschlichen Geiste auf gewissen Stufen seiner Entwicklung fast notwendig bilden müssen, und für welche ja auch hier die Grundlage in der bei weitem allgemeineren Auffassung der Seele als Hauch und Wind klar vor Augen liegt.

Die Mittagsstunde als Geisterstunde.

Von

Karl Haberland.

Neben der Mitternachtsstunde als Zeit für das unbehinderte Wirken der Geister und daher als derjenigen, welche am besten für die Vornahme magischer und abergläubischer Handlungen sich eignet, tritt auch die Mittagsstunde im Volksglauben als Zeit des Geisterwirkens, als deshalb zu fürchtende oder aber zu verschiedenen Zwecken zu benutzende lebhaft hervor. Wirkt dort die tiefe Dunkelheit, das tote Schweigen, das Bewusstsein, sich gerade in der Mitte der Zeit zu befinden, welche keines Menschen Freund ist, vor deren Unheimlichkeit alle Völker ein gewisses Bangen empfinden, deren Scheiden sie alle als eine Erleichterung fühlen, ahnungsvoll auf die Stimmung ein, um sie geneigt zu machen, an Dinge zu glauben, welche der helle Tag mit seiner tätigen Wirksamkeit nicht kennt, so ist es hier in den Sommermonaten die allgemeine Abspannung der Natur und der

*) Eisel. S. 17.

Menschenseele, welche diese ähnlich stimmt und traumhaft befangen hält, wenn das leuchtende Auge des Tagesgestirns vom wolkenlosen Himmel herniederblickt, und in der tiefen Ruhe der Natur der Menschengeist ihr inneres Leben zu belauschen, ihre sonst verborgnen Kräfte wirksam zu sehen glaubt.

Kein Wunder daher, dass die Phantasie diese Stunde mit geisterhaften Wesen bevölkerte und manche gespenstische Erscheinung in sie verlegte, dass der Aberglaube manche Kraft in ihr fand, sie für einzelne Handlungen als beste Zeit vorschrieb, für andere hinwiederum als verhängnisvoll meiden lehrte.

Namentlich ausgebildet erscheint die Lehre vom Mittagsgespenst bei den slavischen Volksstämmen, bei welchen die Furcht vor demselben noch tief im Volksglauben wurzelt. Da ist zunächst die in der wendischen Lausitz, in Böhmen und Polen des Mittags mit Geschoss bewaffnet und von Jagdhunden begleitet den Wald durchstreifende Dziewitza *(dzievica, dzievamma)*, welche Wild und Menschen, die ihr im Wald aufstoßen, aufschreckt, und welche ihr classisches Gegenbild an der den Wald mit bellenden Hunden durchziehenden Hekate findet.*) Dann in Böhmen als ein sehr gefürchtetes Wesen die Poludnice, die auch vereinzelt durch einen männlichen Feld und Wald zur Mittagsstunde durchsuchenden und die ihn Beschimpfenden arg schädigenden Polednìček ersetzt wird. Sie schleicht, weiß oder rot gekleidet, häufig verschleiert, durch das hohe Getreide, dann aber auch durch Straßen und Gassen und wehe dem, der sie ruft; zu ihm kommt sie in das Haus und weiht alles, was sie berührt, durch diese Berührung dem Tode; mit dem Glockenschlag Zwölf aber verschwindet sie. Besonders gefährlich ist sie den Sechswöchnerinnen, welche sich in der heißen Mittagsstunde im Freien sehen lassen, denn nicht nur dass sie das

*) J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slawischen Mythus. Lemberg 1842. S. 281. Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolff und W. Mannhardt. Göttingen 1853/9. Bd. 3. S. 114. J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen. Prag 1863. S. 34. 112

unbewachte Kind dann häufig auswechselt, auch der leichtsinnigen Frau selbst macht sie das Verkehrte ihres Beginnens klar. So wurde eine, welche darüber lachte, in einem Wirbelwinde fortgeführt und erschien erst nach einem Jahre wieder; einer andern, welche zur Mittagszeit das schmutzige Wäschewasser auf die Straße trägt, spritzt sie dasselbe mit den Worten: »Du gehörst in's Haus und nicht um Mittag auf die Straße!« dreimal in's Gesicht, wieder andern hockt sie zur Strafe auf. Vorstellen tut man sich die Mittagsfrau in Böhmen im allgemeinen als ein weiß oder roth gekleidetes Wesen, auch wohl als eine weiße Frau in rotem Tuche.*) In der wendischen Lausitz darf bei der Ernte die stillende Mutter nicht bis zur Mittagsbetglocke auf dem Felde bleiben, wenn sie nicht Gefahr laufen will, zu Hause statt ihres Kindes einen Wechselbalg zu finden;**) anderwärts in Deutschland fürchtet man die in der Mittagsstille der heißen Tage umherschleichende Kornmuhme.***) Der böhmischen Poludnice entspricht in Dalmatien der Mittagsgeist *(podne roga)*, an den der Glaube namentlich in Ragusa noch lebendig ist, und den man den Kindern als Schreckbild vorhält, um sie vom Herumlaufen in der Mittagshitze abzuhalten;†) in Russland »die klagende Frau« oder »die trauernde Wittwe«, welche durch das hohe Getreide zur Erntezeit schleicht und dem, der sich nicht schnell zu Boden wirft, Hände und Füße zerbricht.††)

Die wendische Lausitz kennt auch noch ein Mittagsmännchen, welches mit verschiedenem Schabernack die Menschen zu vexiren liebt, indem es beispielsweise als kleines

*) Grohmann, Sagen. S. 111—114. J. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig 1864. Nr. 60. 61. 56. 58.

**) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860. § 343.

***) W. Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870. Bd. 2. S. 213.

†) J. u. O. v. Düringsfeld, Ethnographische Kuriositäten. Leipzig 1879. Bd. 2. S. 86.

††) Grohmann, Sagen. S. 112.

Männchen mit einer großen Hucke Holz erscheint und den mitleidig Unterstützenden unter schallendem Gelächter sich plötzlich in einem Sumpfe befinden lässt. *) Der Bamberger weiß, dass in seinem Pöpelgässchen der Pöpel Mittags oder Mitternachts umgeht, **) der Bergmann in der Hagener Gegend hört zur selben Zeit das Erdmännchen klopfen und arbeiten,***) der Schwede sieht seinen »Tomte i Garden« in der Größe eines einjährigen Kindes, aber mit einem alten Gesicht, einen Strohhalm schleppend zur Mittagszeit daher keuchen. †)

Dem classischen Völkertum war es der griechische Pan, der römische Faunus, welcher den Mittag unsicher machte. Um diese Zeit schlief Pan ermüdet von der Jagd und kein Hirt wagte dann zu flöten oder ein sonstiges Geräusch zu machen, um ihn nicht zu erwecken, denn empfindlich strafte er die Störer seiner Mittagsruhe. ††) Ebenso fürchtete der römische Hirt den Faunus und beim Palilienfeste betete er zu Pales, die Göttin möge ihn bewaren, denselben zu erblicken, wenn er die Felder in der Mittagsglut beträte; †††) von der Gegend von Pallene in Macedonien wird berichtet, dass kein Hirt sich zu dieser Zeit dorthin wagte aus Furcht vor dem Getös, welches die dort rasenden Gespenster machten. §) Gleich dem Pan pflegte auch Proteus sein Mittagsschläfchen, und zwar am Strande inmitten seiner Robben zu halten. §§)

Auch bei andern Völkern tritt diese Idee, dass die Gottheiten sich während der Schwüle der Mittagszeit der Ruhe und dem Schlafe überlassen, auf. Nach Firdusi ist dies die

*) Wolff-Mannhardt. Bd. 4. S. 223.

**) Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. München 1860 ff. Bd. 3. S. 296.

***) A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859. Bd. 1. S. 197.

†) F. Notter in den Anmerkungen zu seiner und Mörickes Uebersetzung des Theokrit, Bion und Moschos. Stuttgart 1855. S. 184.

††) Theokrit. Idylle 1. Vers 15—18.

†††) Ovid, Fasten. Gesang 4. Vers 762.

§) Notter. S. 183.

§§) Virgil, Georgica. Buch 4. Vers 432.

Zeit, um die Diwe (Dämonen) zu besiegen, da sie dann in Schlaf versunken sind*), und den Baalspriestern ruft, als sie ein Zeichen ihres Gottes erwarten, Elia am Mittag spottend zu: »Rufet mit lauter Stimme, denn er ist ja Gott! Denn er ist (vielleicht) im Nachdenken, er ist bei Seite gegangen, er ist auf der Reise, vielleicht schläft er, so wird er aufwachen.« **)

In Deutschland erscheinen zur Mittagsstunde vielfach an bestimmten Plätzen geisterhafte Wesen, welche man sonst eigentlich mehr um Mitternacht zu sehen pflegt. Meist sind es weibliche Gestalten, welche diese Stunde zu einem unbelauschten Bade oder zum Kämmen ihrer goldglänzenden Haare benutzen, verblasste Gestalten unsrer heidnischen Vorzeit, einstens vielleicht Sonnenjungfrauen, deren goldenes Haar die Strahlen der Sonne symbolisirte und deren Baden im Spiegeln der Sonnenscheibe in Quell' und See sein Vorbild und seine Erklärung findet. In einem großen Pfuhl am Meißner, dem Frau-Hollen-Bad, wurde diese oft zur Mittagsstunde badend gesehen,***) und gleicher Weise badet sie als Frau Hulli noch jetzt in einem Mainarm bei Haslach in Unterfranken Mittags zwischen elf und zwölf Uhr oder auch vor Tagesanbruch meist allein, öfters aber auch mit zwei andern gleich schönen Frauen.†) Der Hierlingsbrunnen bei Ordruf im Thüringischen ist gleichfalls der mittägliche Badeplatz einer Jungfrau, welche zu dieser Zeit, ein Schlüsselbund, das gewöhnliche Zeichen verwunschener Burgfräulein, am Gürtel tragend, vom dortigen Schlossberge herniedersteigt.††) Am Schlossberg bei Kleinteich im Samlande kämmt sich zur Mittagsstunde ein verwunschenes Burgfräulein die goldgelben Haare in einem goldenen Troge;†††) auch am

*) Angelo de Gubernatis, Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. Uebersetzung von Hartmann. Leipzig 1874. S. 85.

**) Erstes Buch der Könige. Kap. 18. Vers 27.

***) Brüder Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1865. Bd. 1. S. 8 (nach Prätorius).

†) Wolff-Mannhardt. Bd. 1. S. 24.

††) Brüder Grimm, Sagen. Bd. 1. S. 14 (nach einer alten Chronik).

†††) R. Reusch, Sagen d. preuß. Samlandes. Königsberg 1863. S. 70.

Pilberg in dortiger Landschaft zeigte sich früher in den schlechten Stunden von elf bis zwölf Uhr Mittags eine haarschlichtende Frau,*) wobei beachtenswert erscheint, dass auch von einem andern Pilberge (bei Annaberg im Meißenschen) das Erscheinen einer Jungfrau mit prächtigen gelben hinter sich geschlagenen Haaren zur Mittagszeit erwähnt wird.**) Am Hopfensee sitzt am Johannismittage auf einer Anhöhe eine Nixe, die Kammerjungfrau des dort versunkenen Schlosses, und kämmt ihr langes Haar.***) Im Westphälischen geht das Fräulein von der Isenburg zuweilen auch zur Mittagszeit um, weiß gekleidet, wenn der mit ihrem Schicksal verknüpfte Schatz durch ein Feuer sich kündet, schwarz, wenn dieses nicht der Fall.†) Nach Rochholz wird dem sogenannten Burg- oder Mittagsfräulein zugeschrieben, dass es keinen Schatten werfe, da es ein Geist sei.††) Eine altenglische Sage kennt eine Waldfrau Meridiana, mit welcher sie den weisen Gerbert, den spätern Papst Sylvester den zweiten, zusammenleben lässt.†††)

Namentlich ist auch den Wassergeistern die Mittagsstunde für ihr tägliches Leben von Bedeutung. Im Strahl der Mittagssonne sich wärmende Brunnenjungfrauen treten mehrfach in Deutschland auf, in Böhmen verkündet das Erscheinen der Rusalky zu dieser Zeit Regen.§) Dort hat auch dann der Wassermann seine größte Kraft und die Kinder fürchten zu dieser Zeit am meisten den Rand des Wassers;§§) einzelne derselben steigen nur während des Mittagläutens an's Land, um ihre Kleider zu flicken, und ziehen diejenigen, welche sie beleidigen, in's Wasser hinab.§§§)

*) R. Reusch, Sagen d. preuß. Samlandes. Königsberg 1863. S. 65.

**) Brüder Grimm, Sagen. Bd. 1. S. 14 (nach Prätorius).

***) Kuhn. Bd. 1. S. 364.

†) Woeste in Wolff-Mannhardt. Bd. 2. S. 89.

††) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867. Bd. 1. S. 119.

†††) Ebendaselbst. Bd. 1. S. 104.

§) Grohmann, Sagen. S. 137.

§§) Grohmann, Aberglauben. No. 46.

§§§) Grohmann, Sagen. S. 163.

Der böse Gott der Tscheremissen, welcher im Wasser hausend gedacht wird, ist gleichfalls sonderlich in der Mittagsstunde mit Unglück schwanger, und überhaupt gilt diesem Volke die Stunde von elf bis zwölf Uhr Mittags als Unglücksstunde, in welcher daher auch nichts begonnen wird; ebenso betrachten die Wotjaken die Mittagsstunde in der Zeit vom Blühen der Rosen bis Ende August als gefährliche Tageszeit.*)

Für das Schatzgraben erscheint die Mittagsstunde im Volksglauben als eine günstige, denn zu dieser Zeit sonnen sich häufig die Schätze, welche man mit der Sonne selbst auf- und niedersteigend wähnt;**) im Samlande hält man namentlich die Sonntagsmittagszeit von elf bis zwölf Uhr während der Kirchzeit für besonders passend.***) Von einem Schatzkessel wird in einer Oldenburger Sage erwähnt, dass er so gestanden habe, dass die Sonne, wenn sie hätte herzukommen können, durch beide Griffe geschienen haben würde.†) Gleich den Schätzen kamen aus dem See bei Dambeck früher am Johannistage auch die Glocken des dort versunkenen Turmes, um sich in der Mittagsstunde zu sonnen.††) Die Orgel der im Pielberge bei Königsberg versunkenen Schlosscapelle kann man Sonntags um zwölf Uhr Mittags noch jetzt spielen hören,†††) und ebenso hört man auf der alten Burg Reinstein bei Blankenburg um die Mittagsstunde noch oft ein Schellenläuten, zuweilen auch ein Gehämmer wie von vielen Schmieden.§) Nach der persischen Sage, welche uns Firdusi aufbewart hat, bestieg Dschemschid alltäglich zur Mittagsstunde, wenn die Sonne am höchsten stand, mit seinem Becher in der Hand seinen hohen Tron; daraus aber trinkt

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches. Petersburg 1776. Bd. 1. S. 34. 58. Globus. 10, 204.

**) Menzel. Bd. 1. S. 202.

***) Reusch. S. 66.

†) L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867. Bd. 2. S. 163.

††) A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848. S. 4.

†††) Reusch. S. 69.

§) Grimm, Sagen. Bd. 1. S. 146 (nach Happel).

er den Trank der Verführung, so dass er sich als Gott anbeten lässt, bis ihn die Strafe seiner Vermessenheit trifft.*)

Mancherlei andre gespenstische Erscheinungen verlegt noch der deutsche Volksglaube in die Mittagszeit, allerdings nur vereinzelte, da ihm die Mitternachtsstunde doch die eigentliche Gespensterzeit ist. So sieht man bei Sargans, wenn jemand sterben soll, vorher zur Mittagsstunde einen gespenstischen Leichenzug, den Leichenwagen mit Ochsen bespannt, dahin ziehen,**) so in Iserlohn zeitweise eine glühende Kutsche mit sechs glühenden Bären *(ursus* oder *aper?)* erscheinen;***) so läuft in Westphalen die Sage von einem Schäfer, den um die Mittagsstunde eine Jungfrau in den Hügel geführt, worin der König Weking noch haust, ferner die von einem Glücklichen, welcher zu dieser Zeit bei einem Garten eine kegelspielende gespenstische Gesellschaft fand und eine aus Versehen in den Garten hineinspringende Kugel, welche sich als golden erwies, schnell ergriff und sich durch einen Sprung über ein fließend Wasser vor der Verfolgung schützte, so die von einem namentlich in den Julimittagen am Berghang wimmernden Kinde und Aehnliches.†)

Dem frühen Mittelalter galt die Mittagsstunde, in welcher auch das Altertum das giftige Mittagsgespenst der Empuse umherschleichend glaubte, für der Gesundheit gefahrdrohend, da in ihr der daemon meridianus, von dem namentlich das sechste Jahrhundert eine ganze Reihe von Krankheiten herleitete, sein Wesen trieb; sogar die Kirchtüren, welche den übrigen Teil des Tages offen standen, wurden derzeit seinetwegen des Mittags über geschlossen. Die Pest selbst nannte man damals morbus meridianus, wie auch die Lausitzer Pestjungfrau um Mittag erscheint, und in der Hitze des Sommers Apollo seine Pestpfeile versendet.††) So singt

*) Menzel. Bd. 2. S. 65.

**) Ebendaselbst. Bd. 1. S. 164.

***) Kuhn. Bd. 1. S. 153.

†) Ebendaselbst. Bd. 1. S. 272. 238. 239.

††) Rochholz. Bd. 1. S. 62. 67. Menzel. Bd. 2. S. 213.

gleicher Weise der Psalmist von ihm, dessen Schirm Jehovah zu seiner Rechten ist, »dass ihn die Sonne Tags nicht stechen wird, noch der Mond des Nachts«, und dass der Jehovahgeschützte sich nicht zu fürchten brauche »vor der Pest, die im Finstern wandelt, vor der Seuche, die verwüstet am Mittag«,*) und ähnlich fürchtet auch der Karene beim Durchschreiten der Dschungeln den Fieberdämon derselben und sucht ihn durch Hängen einer Opfergabe an den Baum, unter welchem er geruht, zu versöhnen.**)

In dem Volksglauben der wendischen Lausitz werden noch jetzt die sonnenstichartigen Krankheitserscheinungen auf die Pripołniza, die Mittagsfrau, zurückgeführt. Sie durchschreitet die Felder als eine große weiß gekleidete Frauensperson mit einer Sichel in der Hand und befragt die, welche sich in der Mittagshitze auf dem Felde befinden, über allerlei Dinge; wer nicht ordentlich antworten kann, dem schneidet sie mit der Sichel den Kopf ab oder erwürgt ihn oder verursacht ihm ein gefährliches Kopfleiden. Als bestes Mittel empfiehlt sich das Gespräch auf den Flachsbau zu bringen, da man davon vielerlei reden kann, obgleich nach einer andern Auffassung gerade die Mittagsfrau den Flachsbau wählt, um die Unglücklichen zu Tode zu fragen. Die Personification der das Gehirn afficirenden übermäßigen Sonnenhitze in dieser Mittagsfrau ergibt sich leicht aus der Angabe, dass sie bei umwölktem Himmel oder nahendem Gewitter sich nicht sehen lässt.***) Auch in einer in der Quellgegend der Etsch erzählten Sage halten flachsjätende Dirnen, welche ein Riese nach dem Wege einer von ihm verfolgten seligen Frau befragt, diesen mit der weitläufigen Erzählung des Flachsbaues und seiner Verarbeitung hin, bis die Verfolgte sich gerettet.†)

*) Psalm 121. Vers 5. 6. Psalm 91. Vers 6.

**) E. B. Tyler, Anfänge der Kultur. Uebersetzt von Spengel und Poske. Leipzig 1873. Bd. 2. S. 224.

***) Wolff-Mannhardt. Bd. 3. S. 113. Grohmann, Sagen. S. 111 (nach Haupt).

†) J. N. Ritter von Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols. Zürich 1857. S. 30.

Wegen dieser Krankheitsgefahr der Mittagsstunde galt bereits im Altertum, wie uns Plautus und Theokrit beweisen, das Mittagsschläfchen nach dem Essen als gefährlich und ungesund, und diese Meinung erhält sich noch in fast allen Gauen unsres Vaterlandes, wenn auch wohl die Wenigsten ihn noch, wie die Grabfelder, wegen des Dämonenspukes scheuen.*) Als Schutzmittel gegen das giftige Gewürm während der Mittagsruh galt früher den Schnittern der Quendel.**)

Verboten ist die Mittagstunde in Bayern für den Einzug der Braut,***) auch der mit der Ausstattung beladene Brautwagen muss in Oberbayern bis Mittags Schlag zwölf Uhr im Dorfe des Bräutigams eintreffen.†) Im Westphälischen hält man die Stunden zwischen elf und ein Uhr nicht für gut zum Kornsäen, da dann der Teufel sein Wesen treibt††), und in der in Oberbayern vorkommenden Bestimmung, das Flachsausziehen Mittags zwölf Uhr zu beginnen und bis zehn Uhr Vormittags zu vollenden, scheint auch die Vermeidung der Stunde von elf bis zwölf Uhr, welche mehrfach im Volksglauben als die eigentliche Mittagsstunde auftritt, beabsichtigt zu sein.†††) Eine ganz ähnliche Vorschrift finden wir bei den Kurg in Ostindien wieder, wo vor der Mittagsstunde das Anschlagen des großen Baumes, welcher bei der Anlage der Kardomomenpflanzungen gefällt werden muss, um durch die Erschütterung bei seinem Falle den Samen zu erwecken, bis zur gehörigen Tiefe vollendet sein muss.§) Vom langen Aufenthalte an Stellen, wo vier Wege sich kreuzen — dem beliebten Geister- und Gespensterstelldichein — zur Mittagszeit, wie gleicher

*) G. Lammert, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869. S. 92. 93.

**) Natur. Bd. 26. S. 385.

***) Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55. Bd. 1. S. 267.

†) Bavaria. Bd. 1. S. 393.

††) Kuhn. Bd. 2. S. 24.

†††) Panzer. Bd. 2. S. 162.

§) H. Mögling, Das Kurgland und die evangelische Mission in Kurg. Basel 1866. S. 19.

Weise um Mitternacht und während der Dämmerung, rät bereits das Gesetzbuch des Manu*) ab, so dass wir die gleiche Scheu vor der Mittagsstunde als Geisterstunde, welche wir bei Germanen, Slaven, Griechen und Römern antreffen, auch bei unsern ferneren Urverwandten wiederfinden.

Günstig wird die Mittagsstunde im deutschen Volksglauben für das Aufbinden von Fiebermitteln auf die Pulse gehalten;**) gewählt wird sie in der Ebene der Rheinpfalz als Begräbniszeit;***) besondere Kraft dem Mittagsopfer *(Utschabali)* von den bereits erwähnten Kurg zugeschrieben.†)

An die Mittagsstunde bestimmter Tage knüpft sich in Deutschland und Frankreich mehr als wie an die Mittagsstunde im Allgemeinen ein zahlreicher Aberglaube. Vorzüglich ist es die des Johannistages, welcher selbst als ein Mittag des Jahres gelten und dessen Mittagsstunde daher als die Mittagsstunde katexochen betrachtet werden kann.

Zunächst ist sie von Wichtigkeit für das Sammeln von Heilkräutern. Hollunderblüte, das beliebte Heilmittel des Landvolkes in vielen Gegenden Deutschlands, muss dann gebrockt und getrocknet werden.††) Johannisblut *(Hypericum perforatum* oder *Scleranthus)* dann gesammelt ist zu vielen Dingen gut;†††) besonders geschätzt aber ist als Heilmittel die Kohle, welche man beim Graben am Johannismittage unter der Wurzel des Beifußes, in einigen Gegenden auch unter der Klettenwurzel, in England auch unter der des Wegerich *(plantain)* findet. Sie ist nach deutschem Glauben »zu vielerlei gut«, der englische Glaube des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts aber weiß genau, dass sie bei sich getragen gegen Epilepsie, Seuche, Carbunkel,

---

*) Buch 4. Vers 131.

**) Albertus Magnus, Egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Reading o. J. Bd. 4. S. 45.

***) Bavaria. Bd. 4. Abteilung 2. S. 407.

†) Mögling. S. 78.

††) K. Freiherr von Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855. S. 184.

†††) Wuttke. § 18.

Quartanfieber, Blitz und noch andere Fährlichkeiten schützt, auch unter das Kopfkissen gelegt einen Traum vom Liebsten verursacht; übrigens aber erklärt schon ein englisches Buch vom Jahre 1675, dass dies keine Kohlen, sondern alte verrottete Wurzeln sind, und leitet aus ihrem starken Gehalte an flüchtigen Salzen ihre Heilkraft ab.*) Der unsichtbar machende Farnsamen wurde zur Zeit der Elisabeth anstatt wie gewöhnlich um Mitternacht gleichfalls auch Johannismittag gesammelt.**) Der ältere französische Aberglaube schreibt vor, sich genau um Mittag mit gewissen Kräutern als Schutz gegen allerlei böses Antun zu gürten;***) der des Lechrains lehrt, dass wenn man zu dieser Zeit im Namen der heiligen drei Personen in drei Schnitten eine Aschen schneidet, man viele Schäden durch bloßes Auflegen derselben heilen kann;†) in der Uckermark wächst an manchen Orten zwischen elf und zwölf Uhr eine ordentliche Hand — die Johannishand — aus der Erde, deren Bestreichen gut gegen Flüsse und andere Uebel ist.††) In der Perleberger Gegend kann man sich sogar Johannismittag einen dienstbaren Geist verschaffen, wenn man in den Wald an einen Ameisenhaufen geht, worauf man derzeit dann einen Vogel sitzend findet; murmelt man nun gewisse Worte, so verwandelt er sich in einen kleinen Kerl, welcher sofort in den Sack, den man bereit halten muss, springt und dann zu Hause gut und schnell für seinen Herrn arbeitet.†††) Rupft man zwischen Elf und Zwölf das Laub eines Rosenstockes ab, so blüht er nach Rheinpfälzer Ansicht im Herbst noch einmal.§)

---

*) Kuhn-Schwartz. S. 393. Wuttke. § 18. J. Brand, Popular antiquities of Great Brittain. Edited by Carew Hazlitt. London 1870. Vol. 1. p. 185/6.

**) Brand. Vol. 3. p. 267.

***) Französischer Aberglaube im Anhang von Liebrechts Ausgabe der Otia imperialis. Hannover 1856. No. 142.

†) Leoprechting. S. 184.

††) Kuhn-Schwartz. S. 392.

†††) Ebendaselbst. S. 393.

§) Bavaria. Bd. 4. Abteilung 2. S. 380.

Für das Vorauserfahren des Zukünftigen scheint in Deutschland der Johannismittag nicht von großer Bedeutung — in Ostpreußen betrachtet man das Aufsuchen von Blumen als sicheres Zukunftszeichen*) — dagegen ist in Italien und Dalmatien diese Stunde dafür beliebt. Auf Sicilien gießt man genau um zwölf Uhr vor der Haustür Blei, ebenso im Neapolitanischen, wo man zu Avellino dabei das Gesicht der Sonne zuwendet;**) in Dalmatien schlägt man während des Mittagläutens schweigend Eiweiß in Wasser, um aus der entstehenden Figur das Bild des zukünftigen Gatten zu entnehmen, oder säet etwas Korn in einen Topf, um am Morgen von Peter und Paul (29. Juni) aus den aufgeschossenen Halmen, wenn sie hoch oder krumm, Glück und Brautring, wenn sie klein geblieben, aber Unglück herauszulesen.***)

Gefährlich ist der Regen am Johannismittag den Haselnüssen, deren sicherer Verderb er ist. Deutschland, Frankreich und England stimmen in diesem Glauben an die Schädlichkeit des Johannisregens überein, und lässt der ältere englische Aberglaube ihn sogar von vierzig Regentagen gefolgt werden;†) ein deutscher Theologe des vorigen Jahrhunderts bemerkt dazu: »Endlich ist ein heutiger Regen auch den Haselnüssen schädlich, aber sehr natürlich ohne den Johannes, weil sie jetzt noch zu zart sind.«††) Neben dem Wurmigwerden der Nüsse schreibt ihm der Volksglaube im Lechrain auch noch das Schwangerwerden vieler Mädchen im laufenden Jahre zu,†††) wobei erinnert werden mag, dass die Nuss als erotisches Symbol vielfach und nicht nur in Deutschland auftritt. Die Westphalen behaupten, dass auch die Bucheckern, da sie Johanni von elf bis zwölf Uhr Mittags offen stehen, vom Regen leiden und ein solcher zu

*) Wuttke. § 18.
**) Düringsfeld. Bd. 1. S. 25.
***) Ebendaselbst. Bd. 2. S. 88.
†) Kuhn. Bd. 2. S. 175. Brand. Vol. 1. p. 177. 187.
††) B. Haug, Die Alterthümer der Christen. Stuttgart 1785. S. 162.
†††) Leoprechting. S. 184.

dieser Zeit daher die Mast verderbe.*) Einen weiteren Bezug der Nuss auf den Johannistag bietet uns noch die Elsässer Vorschrift, die jungen Nüsse zum Nusswasser Johannismittag zwischen elf und zwölf Uhr abzunehmen,**) und der berühmte wegen seiner Wunderkräfte hochgeschätzte Wallnussbaum im Abteikirchhof von Glastonbury, welcher nie vor St. Barnabas (11. Juni, der Mittsommertag alten Styls) anfing Blätter zu treiben, sondern es stets gerade an diesem Tage tat.***)

Unter den übrigen Tagen, deren Mittagsstunde der Volksglaube in irgend einer Beziehung Wichtigkeit beilegt, sind für die Landwirtschaft wichtig der Tag Christian, an dem man in Schlesien Mittags die Bohnen stecken muss,†) wofür man in der Rheinpfalz wieder die Mittage der Kreuzwoche wählt,††) der Laurentiustag, an welchem man beim Graben zwischen elf und zwölf Uhr überall Kohle findet, die mit dem Samen gemischt nach schwäbischer Anschauung das Getreide vor dem Brande bewart;†††) für die Hühnerzucht aber der Neujahrstag, in dessen Mittagsstunde man nach Osterroder Brauch die Hühner mit allerlei Früchten füttert, damit sie im Jahre gut legen.§) Lichtmessmittag zeigt in Westphalen dem Bauer die Witterung der nächsten vier Wochen; sieht der Dachs in dieser Stunde seinen Schatten, d. h. scheint die Sonne, so muss er noch vier Wochen im Bau bleiben, weil das Wetter dann streng wird.§§) Zur Vertreibung der Wanzen muss in Oberfranken die Magd Charfreitag, wenn es zwölf Uhr Mittag schlägt, drei Wanzen unbeschrien in ein fließendes Wasser tragen.§§§)

---

*) Kuhn. Bd. 2. S. 176. Kuhn-Schwartz. S. 393.

**) Kuhn. Bd. 2. S. 173.

***) Brand. Vol. 1. p. 165.

†) Wuttke. § 323.

††) Bavaria. Bd. 4. Abteilung 2. S. 379.

†††) A. Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874. Bd. 1. S. 389.

§) J. Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835. Anhang. Aberglaube No. 761.

§§) Kuhn. Bd. 2. S. 118.

§§§) Bavaria. Bd. 3. S. 341.

Kornblumwurzel am Tage Corporis Christi um die Mittagsstunde ausgerissen, stillt, wenn man sie in der Hand erwärmen lässt, alles Bluten;*) die Jacobimittag mit einem Goldstück abgeschnittene Wurzel der selten vorkommenden weißblühenden Wegwarte zieht jeden Dorn aus der Wunde, heilt überhaupt jede Wunde;**) in Schwaben braucht man die bereits genannte Laurenzikohle, um mittels eines Stücks Bergwurz Verwundungen und offene Schäden zur Verhütung des Rotlaufes zu räuchern.***)

Der glücklichste Mittag von allen Tagen aber ist der eines goldenen Sonntags, auf den ein Frauentag, namentlich Unserer-Lieben-Frauen Kerzweih, fällt; die in dieser Stunde Gebornen besitzen nach dem im Lechrain herschenden Glauben die Kraft, Geister und ferner in einem sogenannten Erdspiegel alles das zu sehen, was sie zu erfahren wünschen.†)

Der Spiegel im Glauben und Brauch der Völker.

Von

Karl Haberland.

Das Wiederstrahlen des eigenen Selbst von der Spiegelfläche, wodurch ein Wesen entsteht, welches dem Auge existirt, aber dennoch unfassbar ist, welches Leben zu haben scheint, aber dennoch flüchtig wie ein Traumbild in das Nichts verschwindet, die Wiedergeburt der Umgebung in wesenloser Erscheinung — diese Eigenschaft der spiegelnden

*) Albertus Magnus. Bd. 4. S. 3.

**) Menzel. Bd. 2. S. 273. Nach Theophrast Paracelsus richtet sich diese Blume stets nach der Sonne und ist am wirksamsten, wenn die Sonne am höchsten steht. Ebendaselbst.

***) Bavaria. Bd. 2. S. 902.

†) Leoprechting. S. 93. 153.

Flächen musste früh den Menschen reizen, Erklärung dieses Vorganges zu suchen, Bedeutung in diese Erscheinung zu legen und die spiegelnde Kraft selbst seinen Zwecken dienstbar zu machen. Die mannichfache Verwendung des Spiegels in der Symbolik der Völker, die weitverbreitete Anwendung desselben zu magischen Zwecken, der verschiedenartige Aberglaube, der sich an ihn knüpft, sie geben uns das Resultat dieser frühen Bemühungen des menschlichen Geistes, Bedeutung einer Erscheinung abzugewinnen, deren einfacher natürlicher Grund ihm noch verborgen war oder ihm nicht bedeutungsvoll genug erschien.

Wenden wir uns zunächst zu der Stellung, welche der Spiegel als Symbol einnimmt und zu seiner Anwendung im Cultus. Der japanische Sonnengott Tensio Dai Sin, welcher in der Sintoreligion eine hervorragende Rolle spielt, wird einzig und allein unter dem Symbol eines reinen glänzenden Spiegels unter Ausschluss bildlicher Darstellung verehrt, jedenfalls unter Rücksichtnahme auf das allsehende Auge des Gottes am Himmel. Namentlich berühmt ist seine Spiegeldarstellung in seinem kleinen alten Tempel zu Ysse, wo der glänzende Metallspiegel in der Mitte der betreffenden Mauer die Verehrer dieses alten volkstümlichen Gottes zur Anbetung hinzieht. Eine moralische Beimischung erhält dieser japanische Spiegelcultus noch durch den Glauben, dass nur derjenige, welcher ohne zu erröten hineinsehen kann, würdig ist vor die Gottheit hinzutreten.*) Aehnlich stellen auch die Chinesen die Seele ihres Kriegsgottes Quanti durch ein Stück Glas dar, welches auf seinem Bauche angebracht ist.**) Im alten Mexiko, wo auch ein Spiegeltempel erwähnt wird, weist schon der Name des einen Hauptgottes auf den Spiegel hin, denn Tezcatlipoca, wörtlich übersetzt »der glänzende

*) E. B. Tylor, Anfänge der Cultur. Leipzig 1873. Bd. 2. S. 351. Fr. Müller, Allgemeine Ethnologie. Wien 1873. S. 406. R. Werner, Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam. Leipzig 1873. S. 324.

**) Missionar Smith im Baseler Missionsmagazin. Jahrgang 1848. Heft 3. S. 125.

(nach anderen Berichten der rauchende) Spiegel«, dessen Bild auch aus einem sehr glänzenden Steine gearbeitet war, verdankt diesen seinen Namen dem glänzenden Schilde an seinem linken Arme, welches wie ein Spiegel aussah — nach Anderen trug er einen Spiegel in der Hand — und worin er alles was geschah, sehen, welcher also als ein Symbol seiner Allwissenheit betrachtet werden konnte. Wir dürfen aus diesem Spiegel wohl auf die ursprüngliche Natur des Tezcatlipoca als Sonnengott, als welchen ihn auch Wuttke auffasst, schließen, wenngleich dieselbe der spätere Cultus nur sehr verdunkelt zeigt.*) Eine Beziehung des Spiegels zur Sonne zeigt auch der nordgermanische Mythus, wenn wir als Naturgrundlage der Verpfändung des einen Auges Odins in Mimirs Brunnen die Spiegelung der Sonne im Wasser betrachten.

In der griechischen Götterwelt erscheint der Spiegel als beliebtes Attribut der Aphrodite, welches ihr als Repräsentantin des verlockenden weiblichen, sich gern schmückenden Liebesreizes auch mit vollstem Rechte zukommt; Chariten und Eroten halten ihn auf den Bildwerken ihr vor, als häufiges Weihegeschenk schmückte er ihre Tempel, und selbst im spätern Kalenderzeichen ist er ihr als Attribut geblieben. Auch das leuchtende Erz, welches sie in alter korinthischer Bildung hält und welches als Schild aufgefasst wird, hat gleichfalls Aehnlichkeit mit dem Spiegel. Ferner kommt dieser noch als Attribut der Sirenen vor, auch diente er beim Aufputzen von Junos und Minervens Tempelbildern, denen man dabei ihn vorhielt.**)

Seine Hauptbedeutung gewinnt er aber im Mythos des Dionysos und in den Mysterien. Bereits die indische Kosmogonie kannte die Selbstbespiegelung des Urwesens als Grund

*) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859/72. Bd. 4. S. 140. J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867. S. 613 ff.

**) W. Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870. Bd. 2. S. 78. 158. E. A. v. Besnard in seinen Erläuterungen zum Arnobius. Landshut 1842. S. 539.

dieser materiellen Welt, indem es dadurch, dass es sich schaut, als Schöpferkraft tätig wird, oder nach andrer Auffassung, die Vorspiegelung der künftigen Schöpfung durch Maya, die Einbildungskraft als weiblicher Teil des Brahma gefasst — auf einem indischen Bilde werden beide als Zwitter verbunden, Maya einen halbmondförmigen Schleier voller kleiner Gestalten ausbreitend dargestellt —, wodurch in diesem selbst die Liebe zu dem schönen Bilde entstand, als Voraussetzung der Entstehung des Kama, des indischen Liebesgottes, und durch ihn der Schöpfung;*) und ganz ähnlich fasst die spätere Entwicklung des griechischen Mythos die Schöpfung der materiellen Welt auf, denn nach Proklus betrachtete Dionysos sich selbst in einem Spiegel, den Hephästos geschmiedet hatte, und schuf, verführt durch dieses Bild, danach alle Dinge.**) Dieses Spiegelbetrachten wird daher auch der neuplatonischen Auffassung der Grund für das Herabsteigen der Seelen, für den Verlust ihres seligen Zustandes; das Schauen in den Dionysosspiegel macht die Seele lüstern, in diese bunte üppige Welt herabzusteigen, wodurch sie unter Einbuße ihrer höheren Natur sich mit der Körperwelt verknüpft.***) Auch Adam verlor, wie die Gnostiker behaupteten, dadurch, dass er sich in einem Spiegel beschaute und sich in sein eigen Bild verliebte, seine himmlische Natur.†) Nach einem andern Mythos verschlingt Zeus den Phanes, welcher die Urbilder aller Dinge in sich trug, und veranlasst dadurch, da er die Realität war, dass diese bis dahin bloßen Spiegelbilder in die reale Erscheinung traten.††)

Noch eine andere verderbliche Rolle spielt der Spiegel im Dionysosmythos. Der vielgestaltete Zagreus betrachtete

*) Menzel. Bd. 1. S. 257. Müller, Urreligionen. S. 624.

**) Ebendaselbst. Bd. 2. S. 66. Fr. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker. Leipzig u. Darmstadt 1839 ff. Bd. 4. S. 129.

***) Creuzer. Bd. 2. S. 292.

†) Menzel. Bd. 2. S. 68.

††) Ebendaselbst. Bd. 2. S. 63. Zu vergleichen Creuzer. Bd. 4. S. 115.

sich gerade als Stier in einem vom Hephästos verfertigten Spiegel, als die von der feindlichen Here gesandten Titanen kamen und trotz seiner Verwandlung in alle möglichen Gestalten ihn in Stücke rissen; einzig das Herz wurde gerettet und aus diesem dann später mittelst der Semele der Dionysos geboren*) — auch seine Mutter, die Persephone, hatte sich, ehe sie ihn gebar, in einem Spiegel betrachtet.**) Der weibische Bacchos thrakischer Sitte trägt bei Aeschylos neben dem Schwerte gleichfalls den Spiegel.***)

Wie im Mythus des Dionysos erscheint der Spiegel auch von Wichtigkeit in seinen Mysterien; er war hier in das Festgerät übergegangen und diente nicht nur zur Schmückung, sondern auch namentlich für die Zwecke einer mythischen Götterbeschauung und Seelenreinigung,†) wie ähnlich nach der Angabe des Olympiodor die ägyptischen Tempel am Eingange Spiegel hatten, welche den Eintretenden zur Selbstprüfung und zur Selbsterkenntnis ermahnen sollten.††) Von dem arkadisehen Despoinatempel berichtet Pausanias, dass zur Rechten des Heraustretenden gleichfalls ein Spiegel an der Wand befestigt war, worin der Beschauer sich selbst gar nicht oder nur dunkel sehen konnte, die Bilder der Göttinnen aber und der Tron deutlich zum Vorschein kamen.†††) Noch der jetzige deutsche Aberglaube kennt ein Gebet und Bibellesen vor dem Spiegel als wirksam zum Vertreiben von Spuk aus dem Hause,§) sowie das Stecken von drei Kornähren an denselben unter Nennung der drei heiligen Namen, um eine reiche Getreideernte zu erlangen.§§)

Der orientalische Mysticismus vergleicht die Seele im

*) Menzel. Bd. 2. S. 66.

**) Creuzer. Bd. 4. S. 196.

***) Besnard. S. 539.

†) Ebendaselbst. S. 540.

††) Creuzer. Bd. 2. S. 109.

†††) Pausanias. 8, 37, 7.

§) L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867. Bd. 1. S. 181.

§§) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860. § 321 (Wetterau).

Zustande der Einswerdung mit ihrem Gotte einer reinen Spiegelfläche, die an und für sich keine Farbe hat, sondern nur die Farbe des in ihr erscheinenden Bildes wiederspiegelt,*) der christliche Philosoph Raymund von Sabunde die Contemplation einem Spiegel, worin Gott alle Dinge sieht;**) die Weisheit Salomonis nennt die Weisheit den fleckenlosen Spiegel der Wirksamkeit Gottes.***) Die Körper, welche nach dem Weltende die gläubigen Parsen bei der Auferstehung erhalten, werden so rein sein wie Glas,†) und ähnlich dient auch unsern mittelalterlichen Dichtern der Spiegel als ein Bild für Reinheit der Seele, für den Vollbesitz einzelner Tugenden.

Im Cultus tritt auch sonst noch der Spiegel verschiedenfach auf. Als Hohlspiegel soll er in Rom, wenn das Feuer im Tempel der Vesta erloschen war, zur Erzeugung des neuen gedient haben, wenigstens berichtet dies Plutarch als eine Einführung des Numa, und ganz ebenso erzählt Garcilaso de la Vega von den Peruanern, dass sie das Feuer bei den Sommersonnenwendopfern auf die gleiche Weise entzündet hätten.††) Doch bezweifelt Tylor, und wohl mit Recht, die Wahrheit des Berichtes des Garcilaso und betrachtet ihn als eine genau nach dem Berichte des Plutarch gemodelte Phantasie.†††) Bei den Ostjaken soll früher — jetzt ist davon nichts mehr bekannt — die Weihung des Wassers durch einen Metallspiegel geschehen sein, indem man das Bild des Götzen darauf reflectirte, wie dieser Brauch auch bei den Buddhisten, aus deren Cultus er dann wohl in den ostjakischen übergegangen wäre, herscht.§) Im Pferde-

*) A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islam. Leipzig 1868. S. 87 (nach Ghazzâly).

**) Menzel. Bd. 2. S. 68.

***) Weisheit Salomonis 7, 26.

†) Avesta. Uebersetzt von Fr. Spiegel. Leipzig 1852/63. Bd. 1. S. 34. Anmerkung.

††) Müller, Urreligionen. S. 368. 375. 391.

†††) E. B. Tylor. Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit. Leipzig o. J. S. 319 ff.

§) A. Erman, Reise um die Erde. Berlin 1833. Bd. 1. S. 680.

opfer der Hindu muss der Kopf des Tieres unter andrem auch mit einem Spiegel berührt werden, und gleicher Weise findet er bei diesem Volke unter den Heiratssymbolen seinen Platz.*) Als Leichenmitgabe finden wir den Spiegel bei den Bekennern des Islams beliebt, und im Anklang an mohammedanische Sitte geben auch die Chewsuren ihren Toten Kamm und Spiegel mit in das Grab,**) wie dieser sich ebenfalls in altgriechischen Gräbern als mitgegebenes symbolisches Gerät mehrfach vorgefunden hat.***) Die Indianer in Guiana legen ihn ihren Leichen auf die Herzgegend,†) lassen also seine Beziehung auf die Seele deutlich hervortreten, wobei nochmals das Glas auf dem Bauche Quanti's erwähnt sein mag.

Gehen wir nunmehr zu der magischen Benutzung des Spiegels über, so treten uns zunächst die noch vielfach vorkommenden Fälle entgegen, wo der Spiegel als solcher ohne vorherige Weihung oder dergleichen dem Hineinschauenden einen Teil seiner Zukunft enthüllt. Namentlich ist es die Mitternachtsstunde überhaupt oder die bestimmter Tage, welche den Spiegel dazu befähigt. Tritt man Nachts zwischen elf und zwölf, oder auch zwischen zwölf und ein Uhr mit einem brennenden Lichte in jeder Hand vor den Spiegel, schaut aufmerksam hinein und ruft dabei dreimal den eignen vollen Namen, oder lacht laut auf, so tut man Blicke in die Zukunft [Oldenburg];††) tut man das Gleiche in der Neujahrsmitternacht, ruft dabei aber den Namen eines Verstorbenen, so wird dieser im Spiegel sichtbar [Schlesien];†††) schreibt man in der Nacht der drei Könige deren Namen mit Blut auf die Stirn, so sieht man sich im Spiegel geradeso als

---

*) The Church Missionary Intelligencer. 1860. p. 96.

**) O. Radde im »Globus«. Bd. 35. S. 122.

***) Creuzer. Bd. 4. S. 196.

†) R. Schomburgk im Journal of the Ethnological Society of London. Edinburgh & London 1848. Vol. 1. p. 275.

††) Strackerjan. Bd. 1. S. 92.

†††) Wuttke. § 401.

wie in der einstigen Todesstunde [Frankreich].*) Freundlicher schaut aber in den meisten Fällen das Bild des künftigen Geliebten dem Mädchen aus dem Spiegel in solchen Stunden entgegen. Wickelt sich ein solches in der Mitternachtsstunde des 24., 29. oder 30. Juni das Tischtuch vom Abendessen um den Kopf und tritt in finsterer Stube vor den Spiegel, so zeigt sich in demselben das Bild des Zukünftigen [Kephalonia]; **) schreibt sie Nachts zwölf Uhr den Namen des Liebsten auf Papier, verbrennt dieses und legt die Asche in Papier gewickelt auf einem mit einem Kreuz gezeichneten Spiegel unter das Kopfkissen, dann erscheint er ihr sicher im Traume [England].***) Bei Mondfinsternissen zeigt sich der Zukünftige dem Mädchen, wenn sie eine Butte mit Wasser in's Freie stellt, in diesem, und zwar trägt er auf der Stirn so viele Striche, als das künftige Eheglück dauern wird; kein Gesicht im Wasser bedeutet dabei natürlich, dass die Betreffende als alte Jungfer sterben wird [Rheinprovinz].†) Ebenso sieht das slovenische Mädchen ihn in der Weihnachtsmitternacht in dem Wasserspiegel des Flusses, wenn sie gewisse Formalitäten dabei beobachtet.††)

Ein ähnliches Schauen in einen Eimer mit Wasser findet in vielen Gegenden Deutschlands in der Frühe des ersten Ostertages statt, aber nicht um in die Zukunft zu blicken, sondern um zu sehen, wie das Osterlamm in der Sonne sich zeigt und sich in derselben bewegt [Altmark, Westphalen], oder um zu sehen, wie die Sonne selbst an diesem Freuden-

---

*) Französischer Aberglaube. Nr. 155 in Liebrechts Ausgabe der Otia imperialis.

**) J. und O. v. Düringsfeld, Ethnographische Curiositäten. Leipzig 1879. Bd. 1. S. 116.

***) J. Brand, Popular antiquities of Great Brittain. Edited by Carew Hazlitt. London 1870. Vol. 3. p. 152.

†) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolff und W. Mannhardt. Göttingen 1853/59. B. 3. S. 60.

††) G. Krek, Ueber die Wichtigkeit der slavischen traditionellen Litteratur als Quelle der Mythologie. Wien 1869. S. 58.

tage springt und tanzt [Schwaben].*) Auch in England kommt diese Sitte vereinzelt vor, statt des Wassergefäßes blickt man hier auch wohl in eine Quelle,**) die dem Zwecke — das Wiederspiegeln der Sonne von der zitternden Oberfläche — noch besser entspricht. In Irland ist diese Betrachtung des Tanzes der Sonne am Ostermorgen zu Ehren der Auferstehung des Herrn in einem Quell oder klarem Wasser selbst bis in die ansehnlichsten Familien gebräuchlich.***)

Das griechische Altertum kannte neben der Gastromantie, Wahrsagen aus einem mit Wasser gefüllten bauchigen Gefäß, wobei ein unbefleckter Knabe als geeignetste Person zum Hineinsehen diente,†) auch die Hydromantie, welche die Wassersprudel als magische Spiegel benutzte, und ähnlich war auch bei den Arabern, Syriern und Juden die Weissagung aus ruhenden Wasserflächen im Gebrauch.††) Von den Druiden wird berichtet, dass sie künftige Ereignisse aus heiligen Quellen und Strömen, auch aus stehendem Regen- und Schneewasser, welches sie durch einen Eichenzweig oder einen Zauberstab aufrührten, vorhergesagt hätten,†††) und im alten Mexiko blickte man gleichfalls unter bestimmten Ceremonien in ein Gefäß mit Wasser, um Verlornes wieder zu finden, Auskunft über Befinden Abwesender, Ausgang von Krankheiten u. dergl. zu erhalten.§)

Das Spiegelbild des giftigen Basilisken und Lindwurm übt auf diese selbst seine tötliche Wirkung aus, und erscheint der Spiegel daher in den deutschen Sagen mehrfach als Mittel der Tötung dieser Ungetüme. Die Gesta Romanorum berichten bereits über diese Basiliskentötung durch das

---

*) J. D. H. Temme, Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839. S. 85. A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859. Bd. 2. S. 141.

**) Kuhn. Bd. 2. S. 142. Brand. Vol. 1. p. 91.

***) »Ausland«. 1860. S. 314.

†) J. Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835. S. 329.

††) R. Spence Hardy, Eastern Monachism. London 1860. p. 381.

†††) Brand. Vol. 3. p. 9.

§) Waitz. Bd. 4. S. 165.

eigne Spiegelbild,*) und eine böhmische Sage meldet, wie man an dem Brunnen, welcher einen Basilisken barg, Nachts einen Spiegel aufstellte und Morgens sich darin der Basilisk durch seinen eignen giftigen Blick tötete.**) In einem Bierkeller in Stuttgart verschwanden nach einander zwei Brauknechte, ohne dass man sich Rechenschaft darüber zu geben wusste; der Nachfolger aber verbirgt sich hinter einem Fasse und stellt einen Spiegel einem Loche gegenüber auf, welches sich im Erdboden befand, es dauert auch nicht lange, bis ein Lindwurm herauskriecht, auf sein Spiegelbild losschießt und sofort tot darnieder stürzt.***) Aehnliches erzählt die Sage vom Spiegelbrunnen in München: diesem entsprangen während einer Pestseuche die dieselbe verursachenden Dünste, da in ihm sich ein giftspeiender Lindwurm verborgen hatte, welcher nicht hervorzulocken war, bis endlich dieses durch einen über dem Brunnen angebrachten Spiegel, den man ihm immer mehr und mehr näherte, gelang und so die Möglichkeit geboten wurde, ihn zu erlegen.†)

Dieser deutschen Sage vergleicht sich die griechische vom Perseus, dem Athene das Haupt der Medusa beim Abschlagen in einem blanken Spiegel sehen lässt, um ihn vor dem verhängnisvollen Anschauen des Hauptes selbst zu bewaren; nach jüngerer Fassung lässt sie ihn sich auch vorher an einem Phantom, wobei er in einen Brunnen sehen muss, üben.††) In einem deutschen Märchen fällt ein Zauberer sofort tot nieder, als er in den Stein seines eignen Ringes blickt, den ihm ein von ihm gefangen gehaltenes Mädchen Nachts abgezogen hat.†††)

Diesen Wirkungen des eignen Spiegelbildes gesellt sich

---

*) Menzel. Bd. 1. S. 24.

**) J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen. Prag 1863. S. 243.

***) Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55. Bd. 2. S. 78.

†) Panzer. Bd. 1. S. 233.

††) L. Preller, Griechische Mythologie. Berlin 1872/5. Bd. 2. S. 68.

†††) Brüder Grimm, Kinder und Hausmärchen. Göttingen 1856. (3. Auflage.) Bd. 3. S. 327.

noch die Sitte der Bewohner der Montagne noire hinzu, welche der dräuenden Hagelwolke einen Spiegel entgegen halten, damit sie, wenn sie sich so schwarz und hässlich sieht, erschrocken zurückweiche,*) und als komische Fassung das Benehmen des Kreuzschnabels, welcher nach tyroler Anschauung sein Wassergefäß nach geschehenem Trinken zum Käfig hinaus wirft, weil er sein krummes Maul nicht im Wasser gespiegelt sehen mag.**) In Neuvorpommern stellt man beim ersten Herauslassen des jungen Federviehs in's Freie einen blanken Kessel daneben, damit der Falke dadurch geblendet werde und ferner auch die Hexe nicht den Kopf der Küchlein am Rücken festwachsen lassen kann.***)

War in den bisherigen Fällen einfach die ureigne Kraft des Spiegels in Anspruch genommen, so tritt uns nunmehr eine andre Reihe von Tatsachen entgegen, worin dem Spiegel durch besondre Weihen und andre Manipulationen eine übernatürliche weissagende Kraft erteilt wird und meist der Besitzer desselben diese Kraft zum Nutzen Andrer ausüben lässt, den Spiegel für sie befragt oder sie selbst hineinschauen lässt. Das Mittelalter und der Beginn der neueren Zeit sah diese Art der Weissagung in größter Blüte; neben dem eigentlichen Spiegel tritt das glänzende Schwert, das Becken, der Krystall als Instrument bei der Weissagung auf. Bereits im Jahre 1303 erklärte Robert of Brunne in seinem Buche »Handlyng Synne« für Zauberei ein Kind in ein Schwert, Becken, Daumen oder Krystall sehen zu lassen, aber nach wie vor blieb der Zauberkrystall, arabischen Ursprunges, das Lieblingsinstrument der englischen Astrologen, und namentlich sah dort das 16. und 17. Jahrhundert die Divination und Geisterbefragung mittelst Krystalles oder Spiegels sehr im Schwunge, die selbst in den bessern Ständen jetzt noch zuweilen vorkommt. Ein berühmter Krystall des

*) Wolff-Mannhardt. Bd. 2. S. 419.

**) J. N. Ritter von Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols. Zürich 1857. S. 387.

***) Kuhn. Bd. 2. S. 64.

siebzehnten Jahrhunderts wird beschrieben als groß wie eine Orange, in Silber gesetzt, oben mit einem Kreuze, am Rande mit den eingravirten Namen der Engel Raphael, Gabriel, Uriel; als ein andrer berühmter Weissagungsspiegel tritt eine polirte Steinkohle auf. Das Diebsgesichtzeigen im Spiegel oder der Wasserphiole wird gleichfalls aus diesem Jahrhundert als gebräuchlich berichtet; ein herumziehender Priester lehrte schon im Jahre 1536 nach seinen Beschwörbüchern die Weihung von Krystallen, worin Kinder nachher das Geforderte sehen sollten. In den Dörfern von Cornwallis und auch anderwärts zeigt noch jetzt der mit der geheimen Kunst Vertraute das Gesicht der Hexe oder des Diebes den Betroffenen im Spiegel.*)

Ganz ebenso in Deutschland. Das Buch des Doctor Hartlieb vom Jahre 1455 nennt neben andren Wahrsagungsarten auch die, dass man reine Kinder beschwört und in einen Spiegel, einen polirten Krystall oder »Parillen« unter dem Schein vieler Kerzen, Gebet und Räucherung hineinschauen lässt, oder dass man ein glänzendes Schwert zur Weissagung benutzt, was auch schon Frauenlob zu kennen scheint, und zwar wenn es sich um Streit oder dergl. dreht, eines womit schon Viele getötet sind, da dann die Geister schneller herbeieilen, eines unbefleckten aber, wenn nach Lust, Freude oder Schätzen die Frage steht.**) Das Landgebot des Herzogs Maximilian von Bayern vom Jahre 1611 verbietet gleichfalls das Wahrsagen durch Spiegel, Glas, Krystall oder Parillen,***) und die Spiegel, worin man sieht, was man will, spielen überhaupt im ganzen siebzehnten Jahrhundert eine bedeutsame Rolle im Volksleben;†) am bekanntesten ist die von Johannes Rist als Augenzeuge erzählte Geschichte, wo das ganze Liebesschicksal eines jungen

*) Brand. Vol. 3. p. 56. 59. 101. 108. 109. 135.

**) Grimm, Mythologie. Anhang. S. 63. 64. K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874. S. 533.

***) Panzer. Bd. 2. S. 270.

†) Wolff-Mannhardt. Bd. 3. S. 330.

Mädchens in einer Krystallkugel geschaut wird und dann Scene für Scene auch eintrifft.*)

Noch jetzt besteht in vielen deutschen Gegenden der Glaube, dass Diebe, Hexen, zukünftige Geliebte von dem klugen Manne oder der klugen Frau in ihrem Spiegel entdeckt auch wohl gezeigt werden können,**) auch spielt wohl der Bergkrystall zum Entdecken von Schätzen vereinzelt, wie in Kärnthen, im Lechrain, noch seine Rolle.***)

Betrachten wir das Diebfinden vermittelst des Spiegels noch etwas näher, namentlich auch weil es uns die Anwendung eines Dinges als Spiegel zeigt, an den wohl nicht so leicht zu diesem Zwecke gedacht wird, nämlich des Fingernagels. Wir fanden bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in England diese Art der Weissagung als das Blickenlassen eines Kindes in den Daumen erwähnt;†) ebenso berichtet das schon erwähnte Buch des Doctor Hartlieb von 1455, dass man reine Kinder zu beschwören pflege, sie in ihren Nagel schauen lasse und sie dann befrage, oder dass man auch die Hand eines reinen Kindes mit Oel und Ruß salbe, die Sonne darauf scheinen lasse und es nun befrage.††) Fernere Gewährsmänner für diesen Brauch sind Geiler von Keisersperg, nach welchem zu seiner Zeit die Diebsfinder »Gesichten« auf einen Nagel machten, ihn mit Oel salbten und ein Kind oder eine reine Jungfrau sagen ließen, was es darin sehe,†††) und Bodin, welcher von einem gleichzeitigen Portugiesen in Toulouse berichtet, dass er verborgene Dinge in eines Knaben Nägel gezeigt habe und überhaupt derartiger Zauberer erwähnt, die einen ihrer Nägel rieben, um alsdann

*) Brüder Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1865. Bd. 1. S. 154.

**) Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. München 1860 ff. Bd. 3. S. 302 (Oberfranken). Wuttke. § 87 (Mecklenburg, Ostfriesland, Schlesien).

***) K. v. Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855. S. 93. Wuttke. § 87.

†) Brand. Vol. 3. p. 135.

††) Grimm, Mythologie. Anhang. S. 63.

†††) A. Stöber, Zur Geschichte des Volksaberglaubens im Anfange des 16. Jahrhunderts. Basel 1875. S. 27.

einen reinen Knaben hineinsehen zu lassen.*) Für ein noch jetziges Fortbestehen dieses Glaubens in Europa fehlen mir die Zeugnisse, aber in Indien müssen sich noch jetzt bei Diebstahlverdacht in einem Hause alle Familienglieder versammeln und ihre Daumennägel aneinander reiben, wodurch auf einem derselben der Name des Diebes leserlich wird.**)

Eine andre Art und Weise, den Dieb in einem Spiegel zu erkennen, teilt sie verdammend Baptiste Thiers in seinem Traité des Superstitions***) mit und eine ganz ähnliche Philo in seiner Magiologie.†) Auf ein Krystallglas macht der Diebsfinder ein Kreuz und schreibt darunter Sancta Helena; dieses Glas lässt er von einem ehelichen keuschen Kinde von zehn Jahren halten, kniet hinter diesem, betet dreimal das Gebet der heiligen Helena und fragt, wenn das Kind einen Engel im Glase sieht, wer der Dieb ist. Ganz ebenso ist die Vorschrift bei Philo, nur dass statt des Kreuzes ein Beschmieren des Glases mit Oel eintritt, und nicht ein Engel, sondern ein schwarzer Mann im Spiegel erscheint. Von den weisen Männern und klugen Frauen im und am Fichtelgebirge berichtet Pachelbel in seiner Beschreibung dieses Gebirges, dass sie beim Befragen nach Diebstahl, Krankheit, Heirat u. s. w. einfach in ihre Kammer gehen, dort in den Stein, welcher meist ein Jaspis ist, oder in den Spiegel sehen und dann referiren, was sie in demselben erblickt haben.††)

In Aegypten weist der auch als Diebsfinder fungirende Magier einen reinen Knaben an, in eine mit Wasser gefüllte außen mit Sprüchen beschriebene Tasse zu sehen, während er ihm unter die Mütze einen gleichfalls beschriebenen über die Stirn herabhängenden Zettel steckt, ihn beräuchert und Sprüche murmelt; der Knabe sieht dann Personen sich darin

*) Brand. Vol. 3. p. 171.

**) F. A. Wiese, Indien. Leipzig 1836/37. Bd. 2. S. 464.

***) Liebrecht, Französischer Aberglaube. Nr. 479.

†) Stöber. S. 27.

††) (D. Pachelbel), Ausführliche Beschreibung des Fichtelberges. Leipzig 1716.

bewegen, citirte Geister u. s. w., welche er den Interessenten schildert, allerdings durchaus nicht immer in deutlichster Beschreibung, da sie häufig nicht recht in die Mitte der Wasserfläche kommen wollen.*) Das genaue Seitenstück hierzu liefert uns wiederum Doctor Hartliebs Buch, wo er von der Wahrsagung aus einem Glase berichtet, worin Sonntags vor Sonnenaufgang aus drei fließenden Wassern geschöpft ist und dabei der Zauberer den Knaben beschwört, um ihn zum Hineinsehen zu befähigen.**)

Teilen wir noch einige Mittel mit, wodurch nach jetzigem Volksglauben geheime Kräfte dem Spiegel zugeführt werden. Um alles in einem solchen sehen zu können, muss man auf einen Spiegel, bei dessen Verkauf nichts abgehandelt ist, gewisse Charaktere schreiben, ihn alsdann in einem Kreuzwege in einer ungeraden Stunde mit dem Glase nach unten eingraben und erst nach drei Tagen wieder herausnehmen;***) eine andre Vorschrift aus dem siebzehnten Jahrhundert schreibt das Begraben von drei schwarzen geschlachteten Hennen unter Beobachtung verschiedener Ceremonien vor, worauf man dann am ersten Tage einen unsichtbar machenden Ring, am zweiten einen Heckgulden, am dritten aber den gewünschten Spiegel findet.†) Der sogenannte Erdspiegel, worin man gleichfalls sehen kann, was man will, und der aus einer runden Metallscheibe besteht, muss stets nach einer Kirche gerichtet sein, worin Johannes der Täufer rastet; dies wäre nun wohl einfach, wer aber darin etwas sehen will, muss an einem goldnen Sonntage in der zwölften Stunde unter einem gar seltnen Zeichen geboren sein, sodass es nur wenige gibt, die sich dieses Spiegels bedienen können.††) Die weisen Männer, welche im Württembergi-

*) C. B. Klunzinger, Bilder aus Oberägypten etc. Stuttgart 1878. S. 380.

**) Grimm, Mythologie. Anhang. S. 60.

***) Albertus Magnus, Egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Reading o. J. Bd. 2. S. 19.

†) Wolff-Mannhardt. Bd. 3. S. 330.

††) Leoprechting. S. 93.

schen Verstorbene im Spiegel sehen lassen, weihen diese wahrscheinlich dadurch, dass sie dieselben einer Leiche vor das Gesicht halten, und sollen, um zu diesem Zwecke zu gelangen, selbst vor dem Aufbruch von Gräbern nicht zurückscheuen.*) Der im Lechrain gebräuchliche Bergspiegel zum Aufsuchen von Schätzen, Metalladern u. dergl. besteht aus einem Uringlase, worin sich ein hochgeweihter Weihbrunnen befindet.**) Gut ist es übrigens bei allen Zauberspiegeln, zuerst einen Hund oder eine Katze hineinsehen zu lassen, damit dem Ersthineinsehenden nicht etwa etwas Verhängnisvolles wiederfahre.***)

Der Zauberspiegel spielt natürlich auch in den Märchen und Sagen seine wichtige Rolle, und brauche ich für das deutsche Märchen wohl nur an Sneewittchen und den Spiegel ihrer Stiefmutter zu erinnern. In einer Variante des Märchens heißt merkwürdiger Weise der Hund des Sneewittchen »Spiegel« und ihn befragt die Königin mit den Worten:

»Spiegel unter der Bank
sieh' in dieses Land, sieh' in jenes Land;
wer ist die Schönste in Engelland?« †)

In wallachischen Märchen, welche gleichfalls auch ihr Sneewittchen aufweisen, tritt verschiedenfach noch die Bestimmung hinzu, dass der Hineinsehende zwar alles, auch das Entfernteste, aber nicht sich selbst zu sehen vermag, weshalb dann auch in einigen Märchen der Gesuchte, um nicht entdeckt zu werden, sich in einen Gegenstand an dem Hineinschauenden, in eine Rose im Haar oder in eine Laus auf dem Kopfe verwandelt.††) Der Orient hat seinen berühmtesten Zauberspiegel in dem Becher des Dschemschid, auf dessen hellgeschliffenem Boden dieser alles, was in der Welt

*) Wuttke. § 87.

**) Leoprechting. S. 94.

***) Albertus Magnus. Bd. 2. S. 19. Wolff-Mannhardt. Bd. 3. S. 330.

†) Grimm, Märchen. Bd. 3. S. 89.

††) A. und A. Schott, Walachische Märchen. Stuttgart und Tübingen 1845. S. 106. 154. 159. 188.

vorging, erschauen konnte;*) von den altägyptischen Königen Saurîd und Çâ fabeln die Araber, dass sie gleichfalls auf einer Marmorsäule einen Spiegel besessen hätten, worin sie alles, was in den sieben Zonen sich ereignete, Gutes sowohl wie Böses, sehen konnten, und vom König Carsûn, dass er auf einem Turm am Meere einen Spiegel aufgestellt habe, welcher alle Schiffe an's Ufer zog und sie erst nach Entrichtung des Zehenten wieder frei ließ.**)

Eine Wundereigenschaft der Spiegel, auch des Wasserspiegels, ist noch, dass einem solchen gegenüber die Unsichtbarkeit oder die falsche Gestalt einer Person nicht Stand hält, ein Glaube, der sich eigentümlicher Weise sowohl in China, wie in unsrem Vaterlande findet. Nach chinesischem Glauben kann eine gewisse Classe Gespenster ihre Gestalt verändern, ist aber nicht im Stande, dies in einem Spiegel zu tun, weshalb nach einem alten chinesischen Berichte früher diejenigen, welche in die Gebirge traten, einen glänzenden Spiegel als Gespensterschutz hinter ihrem Rücken getragen haben sollen,***) und nach deutschem kann man den sonst nur hörbaren Hackelberg, den wilden Jäger, schauen, wenn man in ein Wasser blickt, in welches er dann aber einen Pferdeschinken wirft,†) kann man im Wasser oder im Spiegel diejenigen erblicken, welche ein gewisses unsichtbares und unsichtbarmachendes Vogelnest tragen und daher sonst nicht zu erkennen sind.††) Ein derartiges Vogelnest erlangen kann man auch nur dadurch, dass man es durch Zufall in einem Spiegel oder in einem Wasser erblickt,†††) wie andrerseits auch wieder der Spiegel dazu dient, den unsichtbarmachenden Knochen aus den Knochen einer ganz schwarzen

*) Menzel. Bd. 2. S. 64.

**) Wüstenfeld im Orient und Occident. Herausgeg. v. Th. Benfey. Bd. 1. S. 331. 334. 335.

***) Pfizmaier, Zur Geschichte der Wunder in dem alten China. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Bd. 69.) S. 841.

†) Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1855. S. 347. (Aus dem Dorfe Dörrigsen).

††) Grimm, Sagen. Bd. 1. S. 222.

†††) Ebendaselbst.

Mitternachts gekochten Katze herauszufinden, da der Spiegel das Bild eines dieser Knochen, die man einzeln ihm vorhält, nicht wiedergibt und ihn dadurch als den gewünschten bezeichnet.*)

Ein mannichfacher Aberglaube umgibt überhaupt in Deutschland den Spiegel. Da ist zunächst die Vorschrift, welche durch ganz Deutschland geht, das Kind nicht vor vollendetem ersten Jahre in ihn schauen zu lassen, mit landschaftlicher Verschiedenheit der durch die Verletzung derselben hervorgebrachten Nachteile für das Kind. Es wird eitel [Pfalz, Rheinpfalz, Sachsen], leichtfertig [Oberpfalz], stolz [Schlesien, Wetterau und anderwärts], oder ein Narr [Aargau], es lernt stammeln [Mecklenburg], wird krank [Ost- und Westpreußen]; oder muss gar sterben [Franken].**) Auch sagt man wohl, dass ein Kind sich so lange in seinem Händchen sehen kann, als es noch in keinen Spiegel geschaut hat.***) Wie in Deutschland findet sich auch in England, selbst in höheren Kreisen, die Abneigung kleine Kinder in den Spiegel schauen zu lassen.†)

Ebenso allgemein ist in Deutschland das andre Verbot, sich Nachts in dem Spiegel zu beschauen und zwar meist mit der Bedrohung, dass dann der Teufel — auch wohl ein andres garstiges Gesicht [Schlesien] — aus dem Spiegel herausblicke, dass er neben oder hinter einem stehe und über die Schultern blicke; oder aber auch, dass man dann sein eigen Spiegelbild verliere [Schlesien].††) In einer eng-

---

*) W. Mannhardt, Die praktischen Folgen des Aberglaubens. Berlin 1878. S. 82. (Nach hessischen Sagen.)

**) G. Lammert, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869. S. 119. Bavaria. Bd. 2. S. 257. Bd. 4. Abt. 2. S. 346. E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857. S. 317. Grimm, Mythologie. Anhang. Deutscher Aberglaube. Nr. 29. Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Berlin 1837. S. 282. Wuttke. § 356.

***) Rochholz, Kinderlied. S. 318.

†) Brand. Vol. 3. p. 172.

††) Grimm, Aberglaube. Nr. 104. Panzer. Bd. 2. S. 298. Wolff-

lischen Schrift vom Jahre 1618 wird gleichfalls das Spiegelbeschauen bei Kerzenlicht als unglückbringend bezeichnet.*)

Verboten ist das Hineinsehen in den Spiegel in Mecklenburg und Schlesien der Sechswöchnerin, weil sie sonst darin leicht unheimliche Gestalten sieht, und wird in dieser Zeit daher der Spiegel dort in vielen Hauswesen verhängt.**) Gleicher Weise soll auch das Weib in ihrer Periode nicht hineinsehen, jedoch nicht, weil ihr dieses schadet, sondern vielmehr, weil der Spiegel dadurch Schaden leidet. Bereits Aristoteles behauptet, dass er durch einen solchen Blick anläuft und fleckig wird,***) und schon Plinius kennt das einzige sichere Hülfsmittel in diesem Falle — das nachträgliche Wiederbeschauen des Spiegels auf der hintern Fläche.†) Geiler von Keisersperg gibt den Grund für diesen Spiegelverderb wie folgt an, »wan die dempff unnd die feuchte vonn den augen ausz gond unnd den spygel verflecken«,††) andre ältere Schriftsteller schieben ihn auf die während dieser Zeit aus dem Auge ausgehenden giftigen Strahlen†††) und mühen sich mit vieler Gelehrsamkeit den Grund für diese merkwürdige Tatsache darzulegen.

Gern lässt man dagegen in der Mark und im Oldenburgischen Geflügel, ehe man es frei herumlaufen lässt, in den Spiegel schauen, da sie sich dadurch angewöhnen und nicht verlaufen;§) sicher gewöhnt man eine Katze an, wenn man sie in einen Sack steckt, diesen dreimal um sich herumschlägt und sie alsdann in den Spiegel oder auch in den Schornstein blicken lässt.§§)

Mannhardt. Bd. 1. S. 243. Bd. 4. S. 147. Strackerjan. Bd. 1. S. 262. Alpenburg. S. 252. Wuttke. § 205.

*) Brand. Vol. 3. p. 172.

**) Wuttke. § 369.

***) K. Sprengel, Geschichte der Medicin im Alterthum. Leipzig 1846. Bd. 1. S. 427.

†) Plinius, Naturgeschichte. Buch 28. Kap. 23.

††) Stöber. S. 46.

†††) Lammert. S. 147.

§) Wuttke. § 237. Strackerjan. Bd. 1. S. 105.

§§) Strackerjan. Bd. 1. S. 105.

Nach böhmischem Glauben darf ein Kranker nicht in den Spiegel sehen, damit sich sein Zustand nicht verschlimmere;*) dagegen benutzt man in Süd-Canara (Ostindien) gerade das Spiegelbild des Kranken, um ihn zu heilen, indem man bei gefahrvollem Zustande ihn in einen Topf voll Oel nach davor getaner Andacht blicken lässt, sodass sein Gesicht sich spiegelt, dann etwas Haar- und Zehennägelabschnitzel hinein wirft und den Topf einer Koragarfrau übergibt, damit diese die alten die Krankheiten verursachenden Götter des Landes unschädlich mache.**) Auch bei den Kaffern sieht die Wöchnerin, ehe sie von dem durch Aufguss auf eine Wurzel bereiteten Reinigungswasser genießt und das Neugeborne damit wäscht, vorher in das Gefäß hinein.***) Im alten Griechenland tauchte man wohl bei Krankheiten einen Spiegel in's Wasser, ließ den Kranken hineinschauen und beurteilte dann aus dem gut oder schlecht ausfallenden Spiegelbilde die Gefahr der Krankheit. †)

Das Herabfallen des Spiegels oder das Zerbrechen desselben ohne äußere Veranlassung — im Oldenburgischen auch schon das bloße Bewegen — gilt durch ganz Deutschland als Ankündigung eines Todesfalls im Hause oder des Eintritts eines andren Unglücks, ††) und ebenso findet sich dieser Glaube in Venedig †††) und in England. Hier sagt man entweder, dass es Unglück oder den Tod des besten Freundes oder des Hausherrn oder eines sonstigen Familiengliedes bedeute, nach einem Sprichwort aber nur »Sieben Jahre Ungemach, jedoch keinen Mangel.« §) Sitzen dreizehn Personen bei der Mahlzeit zusammen, dann muss derjenige sterben, welcher dem Spiegel gegenüber sitzt; dies ist dal-

*) J. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig 1864. Nr. 1097.

**) »Globus.« Bd. 28. S. 60.

***) Waitz. Bd. 2. S. 414.

†) Brand. Vol. 3. p. 171. (Nach Potter.)

††) Wuttke. § 50. Strackerjan. Bd. 1. S. 34.

†††) Düringsfeld. Bd. 2. S. 115.

§) Brand. Vol. 3. p. 171. 172. 277.

matischer und oldenburgischer Glaube, nach letzterem trifft das Schicksal auch den, der unter dem Spiegel sitzt, obgleich er nicht hineinschauen kann.*)

Das Verhängen der Spiegel im Zimmer oder dem ganzen Hause, sobald ein Todesfall eintritt, ist weitverbreitete deutsche und französische Sitte, welche auch bei den Juden, in Litthauen, auf den Orkneys und anderwärts sich wiederfindet. Der ursprüngliche Grund hierfür ist wohl die Furcht, dass des Toten Seele sich darin beschaue und vielleicht zum Unglück der andren Bewohner im Hause zurückgehalten werde, welche Furcht vor dem Verweilen der Seele ja auch so viele andre abergläubische Totenbräuche veranlasst hat. Doch ist dieser Grund den den Brauch Ausübenden nur selten noch gegenwärtig wie z. B. dem Litthauer, der seine Leiche nie so stellen wird, dass sie in einem Spiegel zu sehen ist, da er meint, dass dann der Tote aufstehe und sich darin besehe; vielmehr geschieht das Verhängen meist einfach, weil es so hergebracht ist, oder es wird wohl auch ein rein praktischer Grund wie z. B. in Bayern, dass das Amalgam nicht verderben solle und man deshalb die Spiegel verhänge und abhänge, angegeben. Nach oldenburgischer Ansicht stirbt derjenige, welcher sich in einem Spiegel besieht, während eine Leiche im Hause ist.**)

Verboten ist dem Brahmanen dem Gesetze des Manu***) zu Folge sein Gesicht im Wasser zu betrachten, wie er gleicher Weise auch das Bild der Sonne im Wasser nicht anschauen darf. Ein Grund hierfür wird im Gesetze nicht angegeben, es fehlt hier die Beziehung auf den Tod, welche der griechische Volksglaube mit der Selbstbespiegelung im Wasser verband†) und in der Erzählung von Narkissos poetisch gestaltet

*) Düringsfeld. Bd. 2. S. 92. Strackerjan. Bd. 1. S. 34.

**) Grimm. Anhang. Französischer Aberglaube. Nr. 7. Ebendaselbst. Litthauischer Aberglaube. Nr. 2. F. Nork, Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. Stuttgart 1849. S. 463. Strackerjan. Bd. 1. S. 66. Bd. 2. S. 129. Lammert. S. 105. Brand. Vol. 2. p. 169.

***) Buch 4. Vers 37. 38.

†) Preller. Bd. 1. S. 598.

hat. Nach der Darstellung des Ovid*) prophezeit der Tiresias bei der Geburt des Narcissus, dass er lange leben werde, wenn er sich nicht kennen lerne; dieses Sichkennenlernen geschieht aber dem spröden Jüngling, als er einst sein Bild in einer Quelle schaut und er sich bezaubert von der Schönheit dieses Bildes nicht wieder von ihm abwenden kann, bis er endlich zu ihm hernieder in das Wasser sinkt. Die dort entsprossene, seinen Namen tragende, betäubend duftende Blume neigt wie er den Kopf und weist mit diesem Namen, der mit dem indischen *naraka* (Finsternis, Hölle) und dem griechischen *narke* (Erstarrung, Betäubung, Schlaf) zusammenhängt, und mit ihrer Verwendung zu Totenkränzen gleichfalls in das Gebiet des Todes,**) wie andrerseits das Märchen selbst wieder sich an das Spiegelschauen des Dionysos und seine Verwanten eng anschließt.

Auch von einem gewissen Eutelidas berichtet eine griechische Sage, er sei, stolz auf seine Schönheit, einst von seinem eignen Spiegelbilde im Wasser so stark afficirt worden, dass er in eine hässliche Krankheit verfiel. Eine merkwürdige Erklärung wird in den Tischreden des Plutarch hierfür zu geben gesucht, indem einer der Tischredner behauptet, dass da nach Hippokrates der höchste Grad körperlichen Wohlbefindens immer gefährlich sei, so könne der Spiegel oder die Wasserströmung leicht diesen gefährlichen Blick zurückhauchen zum eignen Schaden des sich auf dieser Spitze des größten, daher aber gerade dem Umschlage nahen Wohlbehagens befindlichen Menschen.***)

Als komisches Seitenstück zum Narkissosmärchen wollen wir noch der kamtschadalischen Erzählung vom einfältigen Gotte Kutka erwähnen, dem die Maus den Streich spielt, dass sie ihm im Schlaf das Gesicht wie einer Frau anmalt und er nun, als er sich im Wasser erblickt, sich in sich selbst verliebt.†) Auch der germanische Glaube bringt das

*) Verwandlungen. Buch 3. Vers 342 ff.

**) Menzel. Bd. 2. S. 69. 70.

***) Plutarch, Tischreden. Buch 7. Frage 7. § 4. 5.

†) Tylor, Anfänge. Bd. 1. S. 104. (Nach Steller.)

Wasserbild mit der Vorbedeutung nahen Todes zusammen; er lässt die Schemen von Leuten, denen baldiger Tod in Aussicht steht, auf dem Wasserspiegel versumpfter Cisternen sehen*) und betrachtet als eine Vorbedeutung langen Lebens, wenn man im Traume sein Gesicht im Wasser sieht,**) was also nach der Traumtheorie des Gegensatzes für das wachende Spiegeln des Gesichtes im Wasser nahen Tod bedeutet.

Bei aufmerksamer Betrachtung der aufgeführten abergläubischen Vorstellungen kann es uns kaum entgehen, dass in ihnen mehr oder weniger direct, mehr oder weniger deutlich die Anschauung durchblickt, dass das Spiegelbild die Seele des Menschen darstellt, oder wenigstens auf sie hinweist, und den Geist zu Folgerungen daraus nach dieser Richtung hinleitet. Das Sichzeigen des Schutzgeistes, Sichmelden der Seele, die gespensterhafte Erscheinung derselben, ehe sie sich von ihrem Körper trennt, als Anzeichen des nahen Abscheidens, welche Anschauungen uns der Glaube fast aller Völker aufzeigt, sind den mit dem Spiegelbilde verbundenen, welche sich auf das Verhältnis zum Tode beziehen, durchaus gleichlaufend, und auch die Anschauungen einiger niederen Volksstämme bieten uns erwünschten directen Beweis für unsre Gleichstellung. Der Arowake unterscheidet in seiner Sprache nicht zwischen unsern Begriffen »Schatten, Seele, Bild«, welche er unterschiedslos mit dem Worte *ueja*, ebensowenig als der Abiponer, welcher sie, auch das Echo noch mit einschließend, mit dem Worte *loákal* bezeichnet,***) und der Fidschi-Insulaner kennt neben »dem dunklen Geiste« des Menschen oder seinem Schatten, welcher zum Hades hinabsteigt, noch seinen »lichten Geist« oder das Spiegelbild im Wasser oder Spiegel, welcher in der Nähe des Sterbeplatzes bleibt.†) Diese beiden Beispiele aus der primi-

*) Bavaria. Bd. 2. S. 321.

**) Brand. Vol. 3. p. 151.

***) Tylor, Anfänge. Bd. 1. S. 423. (Nach Martius und Dobrizofer.)

†) Ebendaselbst. S. 427. (Nach Williams.)

tiven Anschauung der Menschheit werden genügen für die Gleichstellung von Spiegelbild und Seele, und unsre Zurückführung des Spiegelaberglaubens auf diese Gleichstellung, welche auch in der magischen Benutzung des Spiegels mitspricht und in seiner symbolischen Anwendung durchblickt, nicht als zu gewagt erscheinen lassen.

Die Humboldt'schen Manuscripte.

Das Programm einer neuen Ausgabe des sprachphilosophischen Werkes von Wilhelm von Humboldt, mit dem ich das vorliegende Heft eröffnet habe, sollte nicht bloß eine vorläufige Anzeige eines Vorhabens bilden, sondern auch an die Freunde Humboldts meine Bitte bringen, sie möchten etwaige Wünsche, welche sie ihrerseits in Bezug auf eine solche Ausgabe vielleicht längst gehegt haben, oder welche jetzt bei dieser Veranlassung in ihnen erwachen, mir mitteilen. Dankbar würde ich namentlich gegen Angabe solcher Stellen sein, welche der Erklärung bedürfen.

Seitdem ich das Programm habe drucken lassen, bin ich jetzt schon im Stande, näheres über die Vorlagen anzugeben.

Die in der Akademie gelesene Abhandlung »Ueber das Verbum in den amerikanischen Sprachen« ist nach ihrem wesentlichen Inhalte in § 21 hineingearbeitet, und ich werde nur einiges daraus mitzuteilen haben. Sie ist früher abgefasst, als die Abhandlung »Ueber das Entstehen grammatischer Formen«, aber später als diese, jedoch kurz nach ihr, in der Akademie gelesen.

Die oben S. 203 unter IV. erwähnte Charakteristik des Sanskrit dürfte ebenfalls nichts Wesentliches enthalten, was nicht in § 15 »Bezeichnungsmittel der Worteinheit. Buchstabenveränderung« eingegangen wäre. Allerdings gibt das Ms. eine erschöpfende Darstellung des Lautwandels im Sanskrit bis in alle Einzelheiten hinein. Die Tendenz geht aber nicht auf eine Lautlehre schlechthin, sondern darauf, zu zeigen, wie durch den Lautwandel die Worteinheit bewirkt wird. Ich werde nur wenig aus dieser Behandlung des Sanskrit aufnehmen, nämlich nur soviel als zur Erklärung gewisser Stellen notwendig scheint. — Uebrigens ist diese Arbeit unvollendet geblieben. Sie hatte den Titel: »Ueber den grammatischen Bau der Sanskrita-Sprache«, und sollte in zwei Teile zerfallen: »I. Betrachtung desselben aus dem Gesichtspunkte der grammatischen Formen, II. der grammatischen Begriffe.« Nicht einmal der erste dieser Teile ist ganz vollendet; vom zweiten haben wir nur die Ueberschriften der 11 Paragraphen.

Erwähnen muss ich noch, dass in der Anmerkung (1) der S. 243 der »Einleitung« in dem Ms. A sich folgendes Citat fand: »Meine ungedruckte Reise durch Biscaya. S. 186.« Sollte sich diese handschriftliche Arbeit noch in den Archiven der Familie befinden?



Die Gestalt, in der uns durch Buschmann die »Einleitung« gegeben ist, muss doch wohl eine gewisse Autorität behaupten. Aendern werde ich alles, was kurzweg falsch heißen muss, wo Herstellung des Ursprünglichen unerlässlich ist. Eigentliche Druckfehler dürften sich gar nicht finden; Versehen, wie S. 234, 25: »ausgezeichnete« statt »auszeichnete«, 149, 26 »auslaufen« statt »auslauten« u. s. w. finden sich nur in geringer Anzahl. Bedeutsamer sind die Fälle, wo Buschmann Correcturen nicht richtig verstanden hat, oder wo er gar falsch änderte. Anders aber stellt sich doch die Sache, wo er nur stylistisch änderte, namentlich ein Wort durch ein synonymes ersetzte, um die nahe Wiederholung desselben Wortes zu meiden. Hier hätte Humboldt, da er selbst in den Mss. sich gegen solche Wiederholungen empfindlich zeigt und sie corrigirt, die Aenderung gut geheißen. Ich werde sie also im Text stehen lassen, aber unten anmerken.

Die sehr unangenehmen Sperrungen, die meist sinnlos, zuweilen gegen den Sinn verstoßen, stammen ganz von Buschmann.

Die Einteilung in Paragraphe ist für den Druck erst von Buschmann gemacht. Die ältern Mss. sind etwa in der Weise numerirt wie die Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium. Das Ms. A, das vollständig von Humboldt durchgesehen ist, hat statt der 25 Paragraphen vielmehr 38 Nummern; die 5 letzten Nummern entsprechen den 5 letzten Paragraphen. Da Humboldt die Buschmann'sche Copie von A (von mir B genannt) bis zu § 12 durchgesehen hat, so hat er die Einteilung bis dahin gebilligt. Ob er die Einteilung von § 12—20 gebilligt hätte, ist sehr zweifelhaft. Ich werde zwar die Zählung beibehalten, eine Correctur aber dadurch herbeiführen, dass ich, wie durchweg, die Columnen-Titel (die Seiten-Ueberschriften) an die im Ms. A bezeichneten Stellen in den Text bringen werde.

In Bezug auf die Orthographie ist mir gesagt worden, ich möchte allenfalls Humboldts Schreibweise herstellen, mindestens aber die jetzt in seinen Werken angewante, und von ihm tatsächlich gebilligte, unverändert lassen. Ich werde mich wohl zu letzterem entschließen.

Die ältern Mss. gestatten durch den größern Teil des Werkes hindurch einen objectiven von Humboldt selbst herrührenden Commentar. Nur für einen kleinern Teil, der ganz zuletzt erst ausgearbeitet worden sein mag, lassen sie völlig in Stich, so namentlich für den § 14, aber auch für die §§ 22—25. Die frühern Aeußerungen weisen eine Classification der Sprachen in agglutinirende und flectirende nur kurzweg und entschieden ab. Am günstigsten sind wir in dieser Beziehung für den § 1, 9, 10 und 11, also für den Kern der Schrift, gestellt. Die kürzern Stellen, welche unsern Text erläutern, werde ich als Anmerkungen unter dem Texte geben, die längern in den Einleitungen zu den Paragraphen.

Die Form der neuen Ausgabe zeigt die obige »Unvollendete Abhandlung«. Nicht nur aber die Seitenzahl der alten Ausgabe wird am Rande bemerkt werden, sondern auch die Zeilen jener werden denen in dieser genau entsprechen und zum Behufe des Citirens gezählt werden.

H. Steinthal.

Empirismus und Wissenschaftslehre.

Von

Dr. Gustav Glogau.

Vorbemerkung.

Die Darlegungen, welche ich in den beiden im IX. und X. Bande dieser Zeitschrift veröffentlichten metaphysischen Aufsätzen gegeben habe, sind inzwischen im I. Bande meines Abrisses der philosophischen Grundwissenschaften in größerem Zusammenhange wieder aufgenommen und in der Band X S. 370 dieser Zeitschrift versprochenen Weise zum Abschluss gebracht worden. Hier lege ich nunmehr den Lesern derselben eine Betrachtung vor, welche etwa den II. Band des Abrisses, der noch zurücksteht, einleiten würde. Dieselbe wird, wie ich hoffe, bald in den Gegenstand selbst weiter fortgeführt werden. — Die kritischen Einwände aber, welche Steinthal Band XIII S. 180 f., 195 ff. dieser Zeitschrift gegen die Disposition des Abrisses und namentlich gegen das Verhältnis der beiden Bände zu einander erhoben hat, sollen in der Fichte-Ulricischen Zeitschrift für Philosophie nächstens eingehend von mir erörtert werden. Dabei werde ich auch Gelegenheit finden, im Anschluss an eine Kritik der Lotzeschen Ansicht, meine Auffassung des Verhältnisses von Psychologie und Logik genau zu bestimmen.

---

1. Die alte Frage: was ist Wahrheit? scheint heute, wo nicht in den Gemütern der Menschen, so doch innerhalb

des Bereiches des wissenschaftlichen Nachdenkens verstummt. Denn sowohl das praktische Leben wie auch die Wissenschaft wollen von einer weiteren Rechtfertigung und einem letzten Zusammenschluss ihrer einzelnen Gebiete, von einer Verkettung und Vertiefung dessen, was ihnen im Leben und im Erkennen einzeln unmittelbar sich darbietet, mit Hülfe allgemeiner Untersuchungen nichts wissen. Man sucht und findet vielmehr für die Bewältigung der vielgestaltigen Aufgaben, die täglich auf allen Gebieten in neuer Fülle hervorquellen, in dem eigenen Tun die ausreichenden Mittel und hat dabei das volle Genügen. Jede außer und vor den besonderen Bestrebungen entworfene Richtschnur für diese Tätigkeit; jede Vereinigung ferner der einzeln angesponnenen Fäden zu einer beherschenden Grundanschauung habe nämlich, wie die Erfahrung es lehre, wo sie wirklich Einfluss auf das Besondere gewonnen, stets nur auf Abwege führen müssen. So meint man, nach den Erfahrungen, welche man noch in dem letzten Jahrhundert an dem weitreichenden Einflusse der Kantischen, und später an demjenigen der Schelling- und Hegelschen Philosophie gemacht hat, einer derartigen Hülfe überhaupt besser zu entbehren. Als Entgelt für diese Beschränkung aber, die vielfach als solche gefühlt und mit besonderm Namen verbrämt wird, ist man bemüht, der Wirklichkeit zu ihrem vollen und ganzen Recht zu verhelfen. Denn diese biete im Leben und in der Wissenschaft auf allen Gebieten allein eine feste und sichere Handhabe. — Dies ist die wissenschaftliche Grundstimmung, welche heute durch die Welt geht, die Tendenz des durchgreifenden Realismus, der von allen speculativen und religiösen Factoren sich losmachen möchte, und dabei den Zusammenhang des einzelnen Wirklichen gänzlich verliert, indem er sich in lauter Specialitäten zersplittert. In Deutschland wenigstens ist er aber immerhin noch weit genug davon entfernt, die Alleinherschaft zu behaupten, da er die Grundmauern eines anders fundirten Gebäudes, das ein jüngst vergangenes Geschlecht in gewaltigen Kämpfen errichtet hat, bisher nicht einzureißen vermochte.

2. Man wird nun den Versuch, das concrete Wirkliche in Leben und Wissenschaft von abstracten Gedanken und Gefühlswerten möglichst unabhängig zu machen und der Besonderheit die volle Rechnung zu tragen, auch gewiss nicht ohne weiteres tadeln dürfen, selbst wenn man Denken und Sein oder Speculation und Erfahrung als feindlichen Gegensatz nicht fassen mag. Ganz gewiss lebt ja z. B. derjenige Mensch weit glücklicher, welcher, von einem unbewussten Impulse getragen, auf einem bestimmten Gebiete des praktischen Lebens seine Kraft, unbekümmert um alle letzten Scrupel und Zweifel, voll einsetzt, als jener andere, der in gewissenhafter Erwägung den Gesammtzweck des Daseins ins Auge fassen möchte, um nach ihm sein besonderes Tun zu bestimmen. Während der Erstere durch manche Niederlage hindurch, ja bei manchem Wandel der ursprünglichen Ziele, von Erfolg zu Erfolg schreitet, weil er mit der einmal gegebenen Lage der Dinge zu rechnen weiß, sind des Letzteren Schritte unsicher, da er mit seiner Erwägung der Natur der Sache nach niemals zu einem befriedigenden Abschlusse kommt. So kann er nirgends fest und unbefangen Wurzel gewinnen und wird im Fortgang des Lebens über sich selbst und die Menschen und die menschlichen Ziele gar leicht enttäuscht. Damit aber ist ihm die rechte Freudigkeit des Daseins gebrochen, welche dem Ersteren, trotz aller Schranken, deren er sich recht wohl auch selber bewusst sein mag, aus der ungebrochenen Kraft des Strebens von selbst erblüht. Und diese Freudigkeit ist die erste Bedingung für das Gelingen. — Aber selbst wo praktischer Idealismus kein unruhiges Suchen bleibt, sondern bis zur religiösen Begeisterung entflammt ist, die uns Ziele zeigt, die kein Ohr vernahm und kein Auge gesehen hat, und an ihnen einen felsenfesten und dauernden Halt gibt; oder wo er den Menschen, zu Gunsten einer reinen Wirksamkeit auf engem Gebiete, entsagen gelehrt hat und in allen Lagen des Lebens die Uebermacht behauptet und die leitende Kraft bleibt: auch da drängt er allzuleicht in eine schiefe Stellung zur Welt und zur Wirklichkeit. Man denke an Goethes Lebensführung,

die mit einem tüchtigen Stück Realismus versetzt war, im Vergleich mit derjenigen seiner sentimentalen und seiner frommen Zeitgenossen, und wiederum mit derjenigen der Philosophen, ja selbst mit Schiller; man erinnere sich dessen, was man bei allen Stillen im Lande beobachtet. Eine schiefe Stellung zur Welt, auf die unser Wirken und Schaffen nun doch ausschließlich gewiesen ist, muss aber notwendig auch die letzten Ziele des Daseins, unser inneres Werden und Wachsen verschieben.

3. Aehnlich verhält es sich auf dem Gebiet der Erkenntnis. Der Philologe oder Historiker, welcher, gleichgültig gegen alle andern Bestrebungen, etwa die französische Revolution oder die indische Litteratur erforscht, oder mit staatsrechtlichen Verhältnissen entschwundener Zeiten oder mit grammatischen Studien sich abgibt, findet einen überlieferten Tatbestand vor als den Stoff oder Gegenstand seiner Untersuchungen, grade wie andrerseits der Naturforscher an den Erscheinungen einen festen Widerhalt für seine Tätigkeit besitzt, welche unsern Sinnen sich darbieten. Beiden ist für ihre Arbeit, das müssen wir zugestehen, im Ganzen eine unverrückbare Grundlage gegeben und ferner eine bestimmte Richtung der Forschung, welche ein Irrlichteriren und fruchtloses Abschweifen ausschließt und sichere Einzelerfolge in Aussicht stellt. Außerhalb dieses Gebietes der positiven Wissenschaft aber, zu dem auch die Mathematik und allgemeine Mechanik zu rechnen ist, kann es, so scheint die Erfahrung zu lehren, eine solide Erkenntnis nicht geben. Geistvolle Betrachtungen über Natur und Geschichte und überfliegende Ahnungen über das Wesen der Dinge mögen genial sein; übrigens sind sie im gleichen Maße, als sie sich von der Erfahrung entfernen, gehalt- und wertlos, ohne sicheren Fortschritt im Einzelnen und ohne bleibende Resultate. Wie die Religion gehören sie ganz zu dem dunkeln Phantasieleben der Menschheit, das ja freilich unaustilgbar mit ihr verwachsen scheint, gegen eine wissenschaftliche Behandlung aber seinem Wesen nach sich verschließt. Daher sind solche Bestrebungen von der soliden Wissenschaft abzuzweigen und ganz und gar

in das Reich der Träume, auf den Boden der Poesie zu verweisen, welche sich mit der Wirklichkeit, einem wahrhaften Wissen und Können, nicht zu vermischen hat. —

4. Indem wir dies Alles einstweilen ruhig zugestehn könnten, müssen wir doch auf einen Punkt sofort aufmerksam machen, der allzuleicht übersehen wird. Nämlich sowohl jene Grundlagen wie auch die Richtung, in welche der handelnde Mensch und der empirische Forscher sich ohne sein Zutun hineingestellt findet, bedeuten nicht etwas Einfaches, in sich selber schon Klares, das zu allen Zeiten vorhanden war und für immer unveränderlich bliebe, so dass man es eben nur hinnehmen könnte. Vielmehr lehrt ein Blick in die Geschichte, in das fremdartige Wesen vergangener Zeitläufte, das grade Gegenteil: die Formen sowohl wie die Stoffe oder Gegenstände unseres Handelns und Denkens haben sich in Jahrtausende langem Ringen vieler zusammenwirkender Culturvölker aus wesentlich heterogenen Gebilden erst allmählich hervorgebildet. Es gab eine Zeit, die gar nicht fern, ja sogar uns sehr nahe liegt, als das, was heute für das Einfachste und ganz Selbstverständliche gilt, z. B. die distincte Auffassung abgetrennter für sich bestehender sinnlicher Qualitäten, auf deren Voraussetzung die moderne Naturforschung beruht, noch gar nicht vorhanden war, und eine andere, in der das Verfahren des logischen Denkens noch nicht geübt wurde, geschweige denn dass es gewusst werden konnte. Wer dies aber einsieht und bedingungslos anerkennt, für den ändert sich sofort die ganze Lage der Sache. Man kann dann nicht mehr von fertigen Gegenständen oder Aufgaben der Forschung reden, die mit fertigen Methoden zu lösen wären; sondern Gegenstand und Methode, und d. h. die gegebenen Grundlagen der Forschung, zeigen sich alsdann der Aufklärung zuerst bedürftig und treten jetzt selber in Frage. Und zwar lässt sich die Frage nach dem Wesen des Stoffes und der Denkmethode nun sachlich gar nicht von dem concreten Handeln und Forschen ablösen, wie man vorgeben möchte (3), obwohl sie sich, nach der allgemein geltenden Arbeitsteilung, abgesondert behandeln lässt. Ist dies aber, wie wir gleich

sehen werden (5), richtig, so kann auch der einzelne praktische oder theoretische Empiriker, sobald er nicht fremder Autorität sich blind unterwirft, sondern als wahrhafter Forscher seinem Gegenstand ernsthaft zu Leibe geht, von ihr nicht absehn, wie wenig er selbst darum wissen mag. Im andern Fall steht er unbewusst unter der Herschaft ihm fremder Gewalten, die mit ihm ihr Spiel treiben, deren Dialektik er steuerlos unterworfen ist (7).

5. Das bestätigt sich nun überall in dem wirklichen Handeln und Forschen. Der Stoff der wissenschaftlichen Tätigkeit — um zunächst von dieser zu reden — ist nirgends etwas Fertiges und Festes, das als objectiv gegebene Tatsache daläge und durch handfestes Zugreifen ohne Beimischung etwelcher subjectiver Momente sich aneignen ließe. Vielmehr zeigt z. B. gleich die philologische und archäologische Kritik, dass Handschriften und überhaupt die geschichtlichen Denkmäler, also das am meisten Aeußerliche des wissenschaftlichen Materiales der Philologie, erst durch die verwickelten Denkacte der Interpretation zu Tatsachen müssen gemacht werden, auf welche sich etwas bauen lässt; ja dass schon die Tradition derselben zu sehr schwierigen Untersuchungen herausfordert, da die Erzeugnisse der Vergangenheit nur lückenhaft und vielfach entstellt auf uns gekommen sind. Die Erforschung ihres Ursprunges nach Veranlassung, Ort, Zeit und Verfasser; die Feststellung ferner der Sckicksale, welche sie im Laufe der Jahrzehnte oder Jahrtausende so umgestaltet haben konnten, wie sie jetzt vorliegen, ist zum Behuf der Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes, auf den es ankommt, unentbehrlich und bietet besondere Probleme, die aber wiederum lediglich mit Hülfe dessen, was dem Inhalt der vorliegenden Denkmäler selbst entnommen werden kann, wie unzureichend sie überliefert sein mögen, durch mancherlei Combinationen und Vergleichungen dieses relativ Gegebenen gelöst werden können. Ihre Lösung ist also abhängig von der generellen und individuellen Interpretation, welche doch selbst erst mit Hülfe jener zu erschließenden Tatsachen ergänzt und zu Ende geführt werden

konnte. So ist der Forscher in einen Cirkel gebannt, aus welchem nur Divination, eine unbewusste innere Intuition zunächst des Möglichen und weiter des Wahrscheinlichen und des Wahren einen Ausweg schafft. Diese bildet am letzten Ende das Fundament aller Wissenschaft, ja auch der praktischen Tätigkeit. Mit seiner eigenartigen Auffassung aber prägt der Forscher dem vergilbten Pergament oder dem verstümmelten Torso, der in irgend einem Trümmerfeld aufgedeckt wurde, eine Form ein, welche ein treues Abbild ist sowohl von seinen mannichfaltigen Kenntnissen wie auch von der Art seiner Gedankenbewegung. Diese ist fortan mit dem Stoffe unlöslich vereint, denn sie wird in und mit dem Stoffe, der nur in der Deutung Leben gewinnt, überliefert. Der Schüler empfängt ja von dem Lehrer den Standort, von dem aus sich die vereinzelten Elemente erst zu Tatsachen in seinem Geiste zusammenschließen! Da nun aber die wissenschaftliche Subjectivität des Lehrers als etwas Endliches gar nicht ihm selber gehört, sondern nach Inhalt und Form der Zeit unterworfen ist, so wird sie auch im Geiste des Schülers, in dem sie latent ist, beim Fortschritt der Wissenschaft bewusst und unbewusst umgebildet, und dieser Process der Geschichte, der bald mehr bald weniger tief greifen kann, ist eben unendlich. Sowohl die empirischen Kenntnisse oder der Horizont des Geistes wird allmählich erweitert, als auch wird der Standort oder die Art der Verknüpfung der einzelnen Elemente in Folge eigner neuer Erfahrungen, die das Subject gemacht hat, tiefgreifend verändert. Man denke an die Geschichte der homerischen oder platonischen Frage, an die Kritik der biblischen Bücher alten und neuen Testaments u. s. w. Aber ebenso freilich auch an die Geschichte der Geologie oder an die Physik des Nostradamus und Newtons. Denn ganz abgesehn von der Schwierigkeit naturwissenschaftlicher, z. B. geologischer Feststellungen sind auch die Tatsachen der Natur der Erfolg verwickelter geistiger Operationen. Die Auffassung der Naturformen im Großen und Ganzen wie die Zerlegung derselben und das Experiment sind nämlich geleitet von fertigen, wenn

auch unbewussten Principien. Sie bedeuten eine Antwort auf Fragen, welche ihrerseits aus manchen bewussten und unbewussten Combinationen der Elemente der gesammten Weltanschauung hervorgehn, welche ebensowohl sehr leichtfertig als sehr tiefsinnig sein können. Erst aus dem Zusammenwirken der Sensation mit der Frage aber ergibt sich als Antwort die sogenannte Tatsache. Auch hier also empfängt die Jugend in und mit der Kenntnis der Tatsachen die Subjectivität des Jahrhunderts, den Kategoriengehalt, welcher in der wissenschaftlichen Fragestellung an den Sinnenreiz herantrat.*)

6. Hierüber sollte wohl auch der Empirismus einige Klarheit gewinnen, denn Kritik der Tatsachen, deren jede wissenschaftliche Tätigkeit bedarf, ist ohne solche Einsicht unmöglich. Kritik nämlich, wie wir gleich sehen werden, wo sie nicht am Einzelnen haftet, sondern mit principiellem Bewusstsein ganz und voll bis zum Ende geführt wird, ist Erkenntnistheorie; Erkenntnistheorie aber ist zunächst der

*) Wer dies bedenkt, wird die breite Empirie der modernen Forschung, welche ja gewiss einen Vorzug derselben vor der Wissenschaft des Altertums begründet, maßvoller zu würdigen wissen, als derjenige, welcher die fertigen Facta zu sehen und zu schmecken meint, um deren richtige Anordnung es der Wissenschaft nur noch zu tun sei. Ja, es kann unter Umständen die Breite der Empirie der richtigen Auffassung sogar im Wege stehn, indem sie die Schärfe und Tiefe der Fragestellung und d. h. den Kategoriengehalt abschwächt. — Aber auch daran täte die moderne Wissenschaft wohl sich zu erinnern, dass sie ihre gegen die Forschung des Altertums wesentlich verbesserte Stellung zu einem guten Teil der so sehr verachteten Scholastik verdankt, welche das Resultat der antiken Wissenschaftslehre, die aristotelischen Kategorien, wie in einer Versteinerung erhalten und der Naturwissenschaft unmittelbar zu freier Anwendung überliefert hat. Daran mahnt die Empiriker nicht etwa irgend ein unpraktischer Idealist, sondern Stuart Mill. Hätten wir alle Irrgänge des Altertums erst selber durchmachen müssen, um jene Formen zu schaffen, wie weit wohl würden wir heute gekommen sein! Das zeigt klar und deutlich die Geschichte des griechischen Geistes. Aber davon haben unsere Empiriker ja gar keine Ahnung! Auch der Kantischen Philosophie ist eine solche Betrachtung ganz ferne geblieben.

Versuch, die subjectiven und relativ constanten Factoren aus den relativ objectiven oder gegebenen Elementen, welche wechseln, zu sondern, und in dem objectiv-subjectiven Gewebe des Wissens die Grundfäden bloßzulegen, durch welche der innere Zusammenschluss des Einzelnen bewirkt wird. Indem nun aber der »Gegenstand« zum Behufe dieser Analyse jener auf ihm selber beruhenden Festigkeit, welche er für das naive Bewusstsein besitzt, beraubt und zertrümmert wird, zeigt sich am letzten Ende ein Doppeltes. Einmal sieht sich die Erkenntnistheorie gezwungen, das geschichtliche Leben des Geistes in Rechnung zu ziehen, den Wandel, welchem alles Menschliche unterliegt (5); andrerseits aber erweist sich in jenem Gewebe nicht bloß der subjective oder begriffliche Factor sondern auch der objective (oder die Außenwelt), wie dem Naturforscher recht wohl bekannt ist, als gar nichts anders, denn als ein Product des menschlichen Bewusstseins, d. h. als Erscheinung. Wie Sprache und Mythos nicht in gedruckten oder geschriebenen Buchstaben einen abgesonderten Bestand für sich haben, sondern lediglich in lebendigen Functionen des Bewusstseins, so auch die compacte sinnliche Einzelheit, welche wir Ding nennen. Die Erscheinung aber erweist sich insofern als ein Symbol, als sie vielfache innere Erregungen, Schlüsse und Tätigkeiten durch und in sich zusammenhält und so unter dem Namen des Dinges repräsentirt. Es verschwindet das fertige Object des Philologen wie des Naturforschers restlos in einem einzigen vielverschlungenen Process. Denn schon die Erzeugung oder Hervorbringung des ersten Materiales müssen wir, wie die Physiologen uns lehren, nicht als ein einfaches Ereignis, sondern als einen solchen Process betrachten. Auch die niedere sinnliche Warnehmung, welche der Deutung noch nicht unterworfen ist, stellt sich nicht fertig und momentan wie ein Spiegelbild in den fertigen Geist jedwedes beliebigen Individuums hinein. Sondern hier wie überall gilt es, die Tatsachen selbst zu erzeugen, nachdem die Vorbedingungen zu ihrer Aufnahme von den Völkern wie von den Einzelnen in einem oft lange andauernden Processe des Werdens und Lernens allmählich gebildet sind.

Nur das, wofür wir Augen und Sinne gebildet haben, können wir warnehmen.

7. So scheint es freilich nicht jedermanns Sache zu sein, in diesen Abgrund zu tauchen, der sich hier auftut und bodenlos scheinen kann. Indessen eine mächtige Dosis dogmatischen Dünkels, welche aller positiven Wissenschaft um der Festigkeit und Bestimmtheit ihrer nächsten Ergebnisse willen zukommt und ihr eine vornehme Miene leiht, verhindert auch die kräftigen und wahrhaft kritischen Geister, welche Principienfragen durchaus nicht scheuen, sich bis zur Anerkennung einer Wissenschaftslehre zu wagen. Ein solches, der Wirklichkeit ganz entzogenes Gebiet schmeckte doch gar zu stark nach Phantastik, und dem Argwohn, dass man dergleichen anerkenne, möchte man sich nicht aussetzen. So werden zwar diejenigen Principien, deren sich das Denken bedient, dessen wir uns ausdrücklich bewusst sind, von hervorragenden Naturforschern vielfach in Streit und Gegenstreit auseinandergezogen und mögen durch die Discussion so erfahrener Männer oft eine helle Beleuchtung empfangen. Den verborgenen Grundlagen aber der Wissenschaft und des Lebens weiter nachzugehn und den Grundstock unbewusster Processe zu analysiren, auf welche, wie gesagt, die Physiologie auf ihren eigensten Wegen schon in den ersten Anfängen der Warnehmung gestoßen ist, den Umfang derselben und ihre weitere Verkettung genau zu bestimmen: dazu fühlt man sich nicht veranlasst, weil man das geliebte Festland nicht aufgeben möchte. Auch hat die Physiologie allein dazu nicht die genügenden Mittel (5). Es wird also das »unmittelbar Gegebene« — und das heißt doch nur das kritisch noch nicht Zerlegte — als das Wesen des äußeren Objects constituirend, als Tatsache nach »*außen*« verlegt, so dass das bewusste Denken daran eine fertige Oberfläche vorfindet, auf der es nunmehr herumschreiten kann, und kein Mensch fragt nun noch, wie jenes äußere Object und die Tätigkeit des Subjects oder wie Denken und Außenwelt an einander geraten und wie diese heterogenen Gebilde im

Erkenntnisprocess sich begegnen können.*) Aehnliches aber können wir an der philologischen Untersuchung bemerken. Sie macht in ähnlicher Weise vor den letzten inneren Elementen halt, indem sie die Grundformen der Sprache, des Mythos, des Rechts, der Sittlichkeit als die geistige Substanz ansieht, welche gegeben ist und die man, da sie sich nicht weiter zerlegen lässt, unmittelbar hinnehmen müsse. In diesen dunkeln Tiefen verhält der Mann der Tatsachen sich also völlig kritiklos. Ohne es zu wissen schwört er auf die Worte eines Meisters, nämlich des dunkeln unverstandenen Zeitgeistes, dessen wahres Wesen ihm völlig verborgen ist (5). Statt ein solider und nüchterner Bürger im Reiche des Wissens zu sein, wie er es meinte, der die Gesetze kennt und weil er sie billigt, ruhig sie ausübt, ist er vielmehr ein Knecht der jedesmal geltenden Kategorien, da er den Sinn der Termini, mit denen er arbeitet, und was alles in ihnen beschlossen liegt, nicht in freier Herschaft durchschaut hat. Denn weder kennt er den Sinn und Wert der grundlegenden Kategorien, mit denen wir die Natur und das Leben des Geistes betrachten, noch das gegenseitige Verhältnis dieser beiden Gebiete, noch auch vermag er, über die Oberfläche hinausdringend, eine Vorstellung davon zu gewinnen, als wie zusammengesetzt das Weltbild, das sich im Bewusstsein der Völker erzeugt, schon in seinen innersten Teilen sich darstellt, und wie sehr seine letzten Fäden bereits von dem Geist der Geschichte bedingt sind, den wir vom ersten Atemzug an ungeprüft in uns aufnehmen. Das aber heißt, es fehlt ihm die Einsicht in das Wesen und die Beschaffenheit des

*) Vergl. Fichte, Bestimmung des Menschen, Werke II S. 221 »das Bewusstsein des Gegenstandes ist nur ein nicht dafür erkanntes Bewusstsein meiner Erzeugung einer Vorstellung vom Gegenstande«. — Man kennt Fichte wenig, wenn man nur »jene qualvollen Deductionen der Art und Weise wie das Ich das Nicht-Ich aus sich producirt«, wie Schopenhauer sich ausdrückt, gelesen hat, und nicht auch seine mehr populär gehaltenen und seine ethischen Schriften, namentlich aber den Nachlass. Jedenfalls ist in der genannten vortrefflichen Schrift die Theorie vom Grunde tiefer und besser gefasst, als es Schopenhauer gelungen ist, der Fichte so unsäglich verachtet.

Wissens, welche die Wissenschaftslehre hervorzubringen zur Aufgabe hat.

8. Die Lösung dieser Aufgabe kann nun natürlich, wie wir wiederholt schon anerkannt haben, dem Empiriker als solchem nicht eigentlich zufallen, sondern sie bildet den Gegenstand einer besonderen Wissenschaft. Welches wäre also, fragen wir hier, wo wir das Verhältnis der Empirie zur Wissenschaftslehre erörtern, die richtige Stellung derselben zu diesen Problemen? Das ergibt sich aus Folgendem. Einmal steht jeder Forscher verdienstlos innerhalb einer in sich zusammenstimmenden Grundauffassung der Dinge, an der er Teil hat, ohne dass er von ihrem Dasein auch nur eine Ahnung zu besitzen braucht (5). Welche Aufgabe also immer ihm zufallen möge: die Wirksamkeit des »objectiven Geistes«, den er unbewusst in sich trägt und der ihn ebenso von außen in tausend Einrichtungen wie Litteratur- und Geschichtswerken, Laboratorien und chemischer Formelsprache, Lexikon und Grammatik u. s. w. eingesponnen hält, ohne dass er, wie gesagt, eine Anschauung von dem Wesen dieser Einrichtungen und ihrem Zusammenhange gewonnen hat, leitet sein Tun und führt ihm die Werkstücke sowie die Methoden für seine besondere Arbeit in einem Zustande entgegen, in welchem sie für einander schon ganz und gar zubereitet sind. Wie Steinthal sich ausdrückt: die Idee ist auch im lautesten Streit der Parteien der Baumeister (Abriss der Sprachwissenschaft I, S. VIII f.). Für die bewusste wissenschaftliche Arbeit dagegen haben sich verhältnismäßig sehr einfache Annahmen und Voraussetzungen als Werkzeuge herausgebildet, mit denen sich die erste Bewältigung eines gegebenen Stoffes in gegebener Richtung sehr wohl vollziehen lässt. So kommt es, dass der empirische Forscher für einfache Aufgaben einer selbständigen Ausübung der höheren Kritik — und d. h. eben der erkenntnistheoretischen Untersuchung — entbunden ist, und dass das Bedürfnis nach derselben sich nur erst stufenweise mit der Verwickelung der Aufgaben einstellt. Wie sollte sich wohl auch z. B. die philosophische Lehre von der Erscheinung mit der Unter-

suchung eines Chemikers, oder die sprachliche Analyse eines deutschen Philologen mit dem Begriffe des Absoluten unmittelbar in der Einzelforschung berühren! Daher fehlt nun aber dem beschränkten Sinn überhaupt das Interesse, um dasjenige, was andre für ihn gemacht haben und was seine eigentliche Aufgabe auch ohne sein Wissen schon fördert, sich zu bemühen; er zieht es vor, ohne Kopfzerbrechen und Zweifel bei dem Einfachen und Anerkannten ruhig stehn zu bleiben, woraus sich nun ebensowohl seine sicheren Erfolge, wie andrerseits die entsetzliche Isolirung aller einzelnen Gebiete des Wissens ergibt. Dazu kommt aber ferner allerdings der Umstand, den man von Seiten der Empirie mit Recht, wenn auch im Uebermaß geltend gemacht hat, dass eine Wissenschaftslehre, welche in unmittelbarer Fühlung mit dem concreten Inhalt das Gewebe des Daseins durchsichtig machte, noch gar nicht vorhanden oder doch über die Anfänge und ersten Grundlinien noch nicht hinausgekommen ist.*) Nicht ganz mit Unrecht spricht man von unheilvollen Wirkungen, welche philosophische Aufstellungen gehabt haben sollen (1). Man erklärt sich also, die segensreichen Folgen der philosophischen Bemühungen vergessend, mit einer *menschlichen* Wahrheit zufrieden, welche zwar nicht aus den letzten Gründen begriffen sein möge, dafür aber wenigstens ein sicherer und fester Besitz sei, wie es z. B. alle Erfindungen jedem der sehen könne ad oculos demonstrirten. Diesen sicheren Besitz bei Seite schiebend nach dem Absoluten zu verlangen, welches etwa auf dem Grunde jenes Abgrundes ruhen möge, von dem wir gesprochen, sei eitle Torheit. Positive Forschung wolle eben etwas ganz anderes, als luftige

*) Die vorher gegebenen Andeutungen werden keinen Zweifel darüber lassen, wie sehr sich meine Wissenschaftslehre von den selbständig ansetzenden metaphysischen Substructionen Fichtes und Schellings unterscheiden müsste, welche von der Aufgabe in den innersten Tiefen ihres Geistes bewegt waren. Sie kamen eben von Kant her, dessen Schematismus, ja dessen ganze Transcendentalphilosophie, auf unanschaulichen logischen Constructionen der inneren Vorgänge beruhte, während ich ganz und gar in der Völkerpsychologie meine Wurzel finde.

Speculationen, nämlich Erfolge, mit denen sich etwas anfangen lasse, die man verwerten kann.

9. Damit haben wir den Standpunkt des Näheren geschildert, den wir oben für gar nicht unberechtigt erklären mussten (2—3). Wir können es daher auch niemand verargen, der von ihm aus und nach den Bedürfnissen, welche er offen lässt, etwa eine »inductive« Logik entwerfen wollte oder auch eine materialistische Metaphysik, welche darin dem älteren Sensualismus verwant wären, dass sie das Kategoriengewebe nicht ableiteten, sondern mit gewissen Cautelen in jeder Denkbewegung schon fertig voraussetzten; ja wir haben schon zugestanden, dass dergleichen Bestrebungen recht wohl fruchtbar und anregend wirken können (7). Eine wahrhafte Befriedigung des Geistes aber kann dieser Standpunkt, wie wir nachzuweisen suchten, nicht bieten, da er durch und durch bedingt ist und unfrei (4 f.); wer auf ihm stehn bleibt, sucht die Befriedigung nicht sowohl in der Tat und Wahrheit, als in einem vereinzelten Tun und am letzten Ende im Leben, in den Freuden der Gesellschaft. Um sie zu finden, werden wir also die unbewusst bleibende Grundströmung des Daseins, aus welcher im gewöhnlichen Leben nur je vereinzelte Seiten, und zwar zusammenhangslos, in die verstandesmäßige Klarheit hervortreten, allerdings nicht vernachlässigen dürfen, sondern sie als das Primäre anerkennen, als den tragenden Grund und die eigentliche Substanz des Daseins, die zu erforschen bleibt, an der erkenntnistheoretische Velleitäten nicht ohne schweren Schaden vorbeigehn können. Wie in der Poesie und im Leben entspringt auch in der Wissenschaft das Wahre und Neue aus unbewussten Vorgängen (5), und nur erst hinterher können die neu hervorbrechenden Kräfte in das Licht des Verstandes gehoben werden. Das hat selbst Hegel anerkennen müssen, der die neuen Wendungen in der Philosophie den Wendungen des Lebens erst folgen lässt. Hinterher aber darf die Erweiterung unseres bewussten Denkens durch Reflexion auf die unbewusst treibenden Gründe und die Erkenntnis des geschichtlichen Zusammenhanges, in welchem wir stehn, als

eine klärende, Zusammenhalt bietende Macht nicht ausbleiben, und der Philologe z. B. darf sich nicht dabei befriedigen, mechanisch das nachzutun, was ein genialer Meister instinctiv vor ihm geübt hat, wenn er umfassende Aufgaben in Angriff nehmen, z. B. das Ganze eines Volkstums in seinem Innern nacherzeugend erkennen will. Hier stößt er fortwährend auf jene dunkel gebliebenen Vermittelungen der einzelnen Richtungen, die das Leben umspannt, und nur dadurch, dass er diese in ihrer Einheit und ihrem Zusammenhange in seinem Geiste erlebt, und dann diese seine innere Intuition in Reflexionsbegriffen denkend erfasst, d. h. bewusst macht, kann er den Charakter des Volkes erkennen. Dann aber übt er ja eben höhere Kritik (6) und ist von seiner Seite her an der Erkenntnistheorie tätig. In dieser Mitarbeit allein aber kann die richtige Stellung von Empirie und Wissenschaftslehre zu suchen sein, wenn einmal die Arbeit der philosophischen Forschung sich doch nicht umgehen lässt (8).*) So muss dem Empiriker überhaupt, dem theoretischen wie dem praktischen, die Hülfe, welche ihm eine Wissenschaft bietet, welche diese Arbeit zum alleinigen Gegenstand nimmt und alle die mannichfachen Quellen, aus denen das Problem seinen Ursprung hat, zusammenleitet, ganz gewiss erwünscht sein, wie umgekehrt derjenige ein schlechter Wissenschaftslehrer sein müsste, der das Leben und Wesen der einzelnen Wissenschaften nicht kennt. Das hat sich auch in dem allezeit vorhandenen Zusammenwirken der Philosophie mit dem Leben, der Kunst und der Wissenschaft allezeit bewährt, und jederzeit ist der philosophische Forscher und Bürger und Dichter der beste gewesen. Nur freilich muss er der nicht kleinen Gefahr in glücklichem Takte sich zu entziehen wissen, die Schale der Philosophie für den Kern zu nehmen und der abstracten Erwägung mit ihren Schlacken vor den inneren Lebensquellen, die sich in ihr zum Bewusstsein emporheben, einen unberechtigten Einfluss zu geben, wie dies unser Schiller getan hat. Die erkenntnistheoretische Arbeit liegt mit der des

*) Vergl. hierüber meinen Abriss S. 9 ff., überhaupt aber die ganze »allgemeine Einleitung«.

Empirikers in der gleichen Richtung, und wird mit ähnlichen Mitteln nur weiter fortgeführt, wenn auch unter eigentümlichen erschwerenden Bedingungen. Der Mensch als Mensch müsste also sein Wesen verstümmeln, wenn er ohne philosophisches Streben auskommen wollte. Wer lediglich im Positiven verharrte, und zwar in einer ganz bestimmten einzelnen Richtung, ohne weder ein letztes Ziel noch eine tiefste Begründung des Daseins zu wünschen; wer ein abgestuftes leises Verklingen des Einzelnen und Endlichen in das Allgemeine und Unendliche als trübes Nebellicht hasst, weil sein Auge nur grelle Lichter vertragen kann, der treibt ein Brotstudium oder ein Handwerk, das sich ganz abgelöst hat von den sittlichen Zwecken. Er sehe zu, wie er dem Gefühle völliger Nichtigkeit oder dem Aberglauben und sittlicher Zersetzung entrinnen könne, wenn er, vom Schicksal plötzlich emporgerüttelt, diesen Fragen wie Abgründen, die sich vor ihm eröffnen, wehr- und waffenlos gegenübersteht. Beschränktheit ist freilich im Menschenleben sehr häufig. Sie befähigt sogar ausschließlich zu mancher Arbeit und zu manchem Glücke, und jeder ernsthafte Arbeiter wie jedes Glück, das auf Erden erblüht, soll freudig begrüßt und anerkannt werden. Deswegen aber darf man notwendige Aufgaben nun nicht übersehen. Sind diese auch nicht in absoluter Vollkommenheit zu lösen, ist auch die philosophische Forschung wie alles Menschenwerk eben ein Stückwerk, so dass schwere Vorwürfe vielfach mit Recht sie treffen mögen (1—3): so war es doch stets ein sicheres Zeichen des nahenden Todes, wenn der Zusammenhalt eines Ganzen wesentlich der einmal bestehenden Organisation, den vereinzelt bleibenden Institutionen oder dem objectiven Geiste anheimfällt, und nicht mehr in kräftigen Geistern in einer poetischen und philosophischen Totalanschauung eine subjective Beseelung und damit eine der Zeitlage angemessene Wandlung und Erhöhung empfängt. So ist das Altertum endlich dahingestorben, dem Christentum weichend, das diesem Bedürfnis in seiner Weise Befriedigung verschaffte. —

10. Ich hätte nun das Nämliche, was ich soeben an der Wissenschaft zeigte (5—9), auch für das praktische und

öffentliche Leben durchzuführen; auch dieses verarmt, wo der Empirismus die Alleinherschaft behauptet. Die Wissenschaftslehre, welche auf die letzten Fundamente des Daseins zurückgeht, hat eben damit nicht bloß für das Erkennen Bestimmungen zu treffen, sondern auch die Einheit und den Zusammenhang der theoretischen und der praktischen Tätigkeit bloßzulegen und für die letztere die grundlegenden Kategorien zu entwickeln. So ist zu zeigen, wie auch das Leben über sich selbst hinaus zur Wissenschaftslehre hinstrebt. Indessen darf ich nach dem Gange meiner Studien und meiner Stellung mich hier nur mit Vorsicht äußern. Auch bin ich gezwungen, meine Darlegungen nicht allgemein zu halten, sondern an diejenige politische Grundstimmung anzuknüpfen, die vor wenigen Jahren die herschende zu sein schien.

11. Nach den Erschütterungen, welche die socialen und politischen Zustände Europas in 100 Jahren völlig verändert haben, schien hier ebenfalls im Ganzen ein rastloses Wirken und Schaffen am Einzelnen eingetreten. Zwar sind die befreienden Ideen, welche vor hundert Jahren ihren Siegeslauf durch die beengte und niedergedrückte bürgerliche Gesellschaft nahmen, als latente Kräfte in unserem Geiste noch heute wirksam und führen noch hier und dort zu neuen Explosionen; auch zeigen sich neue Gährungen z. B. auf socialem und kirchenpolitischem Gebiet. Aber im Ganzen hielt man jene Ideen bereits für überlebte, graue Theorien, die nur für den Geschichtsforscher oder Litterarhistoriker noch von Interesse wären. In der Wirklichkeit stehend, meinte die neue Weisheit, dürfe man sich um Theorien nicht kümmern, sondern ohne Reflexion auf angenommene letzte Principien müsse man je mit den gegebenen Factoren rechnen, wenn man dem stets sich erneuernden Leben genug tun wolle. Ungesund sei es und bringe nur Unheil, abstracten Theorien wie denjenigen Rousseaus oder Kants, der Manchesterschule oder des Humboldtschen Freiheits-Ideales, Einfluss auf das wirkliche Handeln zu gestatten.

12. Diese Ansicht finde ich ebenso berechtigt, wie die Empirie in der Wissenschaft und aus gleichem Grunde; auch

ist es leicht, ihren Ursprung zu zeigen. Nur dass der Undank gegen die Vorwelt hier weit greller hervortritt, welcher der Bürgerstand offenbar das neue Leben, das er heut' führt, zu verdanken hat, während es sich weit leichter vergessen ließe, dass eine ganze Reihe von Wissenschaften, überhaupt aber der Sinn für das stille Werden der Dinge in Natur und Geschichte, die hingebende Liebe an das Einzelne, welche den berechtigten Stolz des Empirikers bildet, dem Geiste eben jener Tage entsprungen ist, welche die neue Phase der Philosophie und die Ideen der politischen Freiheit hervorgebracht haben. In den neuen Gesichtspunkten findet auch das Gesunde und Tüchtige des Empirismus sein wahrhaftes Prius, welche man für die Betrachtung der Wirklichkeit damals erschuf. — Aber an den Theorien des vorigen Jahrhunderts, die in dem stillen Arbeitszimmer der Denker entstanden, musste ja natürlich manche idealistische Ecke und Kante abzuschleifen bleiben, als nach der langen gewaltsamen Dämmung einer allgemeinen dunkelen Gährung der Geister, die sie hervorgerufen hatten, der überkommene Ideengehalt in die Wirklichkeit vorbrach, um nun auch praktisch das Leben aus den alten Geleisen zu heben und in neue Bahnen zu führen. Auch hat man später zu manchem zurückkehren müssen, was jene für überlebt und unwürdig ausgeben wollten. Denn überall stellt sich im Leben, auch unter feindlichem Druck, bis zu einem gewissen Grade unbewusst Ordnung und Vernunft her, was sie mehrfach verkannt hatten. Da nun aber der Liberalismus von dieser Einsicht zu Anfang sehr weit entfernt war; da er den alten Mächten durchweg mit Misstrauen begegnete, sich selbst aber alle Vollkommenheit zumaß: so sind in der allgemeinen Propaganda die schöpferischen Gedanken des vorigen Jahrhunderts vielfach zum Zerrbild geworden. Was die Theorie, welche die tausendfach verschiedenen Beschränkungen gar nicht im Auge hält, welchen jeder wahre Gedanke, jedes Naturgesetz und jede grammatische Regel, je nach dem weiteren Zusammenhange, in welchen sie eintritt, naturgemäß unterliegt, allgemein hatte aussprechen müssen: das wurde jetzt direct als

das Radicalmittel ausposaunt, um mit einem Schlage die kranke Welt in Ordnung zu bringen. Von der Vernunft des Bestehenden, von der zähen Kraft des auch dem Ueberlebten noch einwohnenden Beharrungstriebes, gab man sich bei der Umbildung der alten Verhältnisse nicht genügende Rechenschaft. Sie erschien als etwas Selbstverständliches und Leichtes, und man setzte sich jedem Abzug entgegen, überzeugt, dass nur böser Wille die stricte Durchführung des sorgfältig beratenen Programmes durchkreuzen wolle, auf welchem wahre Freiheit und wahres Volkswohl allein beruhe. Das war erklärlich. Da der Absolutismus eine politische Erziehung, einen sicheren Einblick in die großen Verhältnisse des Völker- und Staatslebens nicht hatte erwerben lassen, so konnte man eben diese vielfach recht fremden Gegenstände lediglich mit dem Maßstab allgemeiner Principien messen, welche für die je individuelle Sachlage, wie gesagt, zu weit waren. Um so größer aber war der Schwung der Redner, welche von den Bedingungen alles politischen Handelns, von dem Drängen des Augenblicks, ja selbst von ihrer Verantwortlichkeit keine genügende Vorstellung hatten.

13. Die verhängnisvollen Folgen konnten nicht ausbleiben. Dem »akademischen« Parlamentsredner setzte der Beamte und Staatsmann seine Geschäftskunde entgegen, die in Jahrhunderte langer Tradition herangereift war, aber freilich ohne ein deutliches Bewusstsein der Principien; den »Ideologen« wurde die Logik der Tatsachen vorgehalten, nämlich die Forderung, den Blick lediglich auf die möglichst gute Befriedigung des nächsten drängenden Bedürfnisses zu richten, wenn man über unfruchtbare Debatten hinaus zur Tat kommen wolle. Der nächste Augenblick werde dann durch die neue Lage der Dinge, welche er schaffe und die man nicht dürfe vorausbestimmen wollen, eine neue Aufgabe stellen. — Dieser im Centrum des öffentlichen Lebens vor aller Augen hervortretende Gegensatz ergriff aber bald auch weitere Kreise, da die Vorbedingungen für denselben überall vorhanden waren. Die eine derselben haben wir in dem Umschwunge der wissenschaftlichen Denkweise schon kennen

lernen. Aber auch die Umwälzung des ganzen wirtschaftlichen und Verkehrslebens durch die neuere Technik hatte fort und fort darauf hingewiesen, dass man die Folgen, welche eine einzelne Veränderung im weitern Umkreis etwa haben konnte, erst jedesmal abwarten müsse. Endlich entspricht diese Denkweise ganz dem Verhalten jener wahrhaft praktischen Leute, die ohne viel zu grübeln und zu speculiren mit dem Umkreis ihres Wirkens innig verwachsen sind und sehr genau fühlen und wissen, was sie jedesmal zu tun haben (2). Dazu kam die fest monarchische Gesinnung, der Gehorsam, den man im Heere gelernt hat, um den Liberalismus, der alles bekrittelte ohne selber zu schaffen, zu discreditiren. Denn war auch der Liberalismus bei der Menge Modesache geworden, so wurzelte er eben, wie jede Mode, vielfach wenig tief, und mancher, der sich in der Theorie durchaus liberal dünkte, war es in seinem wirklichen Handeln niemals gewesen. So bedurfte es nur eines genügenden äußeren Anstoßes um den Umschwung hervorzubringen. Als daher die Bestrebungen des deutschen Nationalvereins eine furchtbare Niederlage erlitten, da sich in der Verwickelung der politischen Dinge die Notwendigkeit herausstellte, auf die elementaren Mächte zurückzugreifen, zur kriegerischen Gewalttat; als die überragende Persönlichkeit eines eisernen Staatsmannes, der mit unerschütterlicher Zähigkeit und getragen von unerhörten Erfolgen die Zügel fest und straff in der Hand zu behalten und Deutschland aus unbeschreiblicher Verwirrung zu unerhörtem Glanze zu führen wusste: da war der Sieg des praktischen Empirismus auch im politischen Leben entschieden.

14. Natürlich konnte in den systematischen Köpfen der Deutschen eine wirkliche, dauernde Umwandlung der gesammten Staatsanschauung nicht sofort Platz greifen. Die großen Ereignisse von 1866 und 1870 hatten Aufgaben gestellt, die sofort und unbedingt gelöst werden mussten, also ein fruchtbares Zusammenwirken der freudig erregten Parteien erzwangen, und wohl hätte man die Unruhe, welche die Umwälzungen auf allen Gebieten auch des materiellen

Daseins hervorriefen, mit der Gährung eines in seinen innersten Tiefen erregten neu zeugenden Volksgeistes verwechseln können. Dennoch war in der Politik der Compromisse davon keine Rede. Denn der Zwang der Umstände und das Tactgefühl des Praktikers mag wohl innerhalb eines schon bestehenden Gesammtgeistes eine berechtigte Stelle finden (8); die Erschaffung eines neuen Systemes aber kann nur entweder einem umfassenden Selbstbewusstsein gelingen, oder sie ist die endliche Folge lange dauernder und schwerer historischer Processe. So wurden, trotz der zahlreichen Siege, welche der Liberalismus im Drange der Zeitumstände errang, die alten Grundanschauungen, die nun einander genähert waren, auf beiden Seiten kaum wesentlich umgebildet; vielmehr ruhten die Elemente zweier verschiedener Lebensauffassungen ungelöst in einander, und nur in wenigen Individuen mochte es zu einer wirklichen Umwandlung der alten Denkweise, zu einer neuen Synthese gekommen sein. Das ließ sich, wie gesagt, unter dem Drucke erzwungener Zugeständnisse nicht anders erwarten. Es blieb aber so lange verborgen, als die Aufgaben in frischer Fülle hervorquollen und die Geister vollauf beschäftigt waren. Einrichtungen und tief einschneidende Veränderungen der Gesetzgebung wurden ad hoc gemacht, trotz der Warnung der »Doctrinäre«, welche von lauter vereinzelten Compromissen ohne eine beherschende politische Gesammtauffassung nichts wissen wollten. Die Menge aber sah sich mit Jubel von der drückenden Forderung theoretischen Selbstbewusstseins erlöst, denn die Impulse des Augenblicks, von denen sie selbst in ihrem Handeln geleitet wird, erschienen gerechtfertigt.

15. Der notwendige Rückschlag ließ nicht auf sich warten. Eben in Folge jener Logik der Tatsachen traten nach der ersten Begeisterung überall im Volksgeist unausgeglichene Spannungen hervor und ein brutaler Cultus der Macht, dem der materialistische Sinn des Zeitalters von allen Seiten entgegenkam, bemächtigte sich der Tatkraft der entfesselten Geister. Es zeigte sich jetzt im Leben, wie in der Wissenschaft (9), dass ein bloß praktischer Sinn ohne ein

weit und tief greifendes theoretisches Selbstbewusstsein die Mittel nicht besitzt, eine umfassende Bewegung in die ihr angemessenen Bahnen zu leiten und heterogene Elemente wahrhaft zusammenzufassen. Im Einzelnen waren in Staat und Industrie, Schule und Kirche die alten Grundlagen durchbrochen und durch Concessionen an die Forderungen des liberalen Zeitgeistes neue Bahnen geöffnet. Aber indem nun jeder, der die Macht dazu hatte, nur sich und seinen eignen Standpunkt als rechter Realpolitiker ins Auge zu fassen begann, wurden bald die Sonderinteressen entfesselt, und die Nation in feindliche Interessengruppen zerteilt; und in überstürzender Jagd schritt man aller Wege zum Aeußersten. So folgte dem Aufschwunge der Industrie der Krach; und der Socialismus, den man einst als Trumpf gegen den unbequemen Liberalismus hatte ausspielen wollen, schwoll an; das Unterrichtsgesetz aber blieb aus; und das parlamentarische Leben und die Selbstverwaltung gerieten ins Stocken. Als nun gar die Attentate auf das ehrwürdige Haupt des deutschen Kaisers erfolgten, folgte der Gründung des Reiches eine tiefe Ernüchterung. Aber nicht zur inneren Einkehr und zur milden und nachgiebigen Beurteilung des Nächsten wurde man angetrieben, worin doch das einzige Heil in dem langwierigen Umbildungsprocesse, in dem man begriffen war, würde gelegen sein, sondern man suchte die Schuld der inneren Zerrüttung zuerst allein auf die Socialisten, dann auf die Juden zu wälzen. Das entsprach ganz dem herschenden Zeitgeist, der keineswegs erschüttert war. Denn das Maß und die rechte Begrenzung der Kräfte ist es, die dem Praktiker überall abgeht. Der Sinn für das Ganze setzt eben die Kenntnis der andern voraus und das Verständnis und die liebevolle Anerkennung ihrer berechtigten Bestrebungen. Nur ein so erweitertes Bewusstsein, das ohne gründliche Vertiefung in das Wesen des Menschen und den Zusammenhang der menschlichen Dinge unmöglich ist, kann eine neue Ordnung der Dinge ohne sehr schmerzliche Belehrungen von Seiten der Logik der Tatsachen oder des Schicksals auffinden.

16. In wie verschiedenem Sinn man aber die Ziele genommen hatte, an denen man gemeinsam zu arbeiten glaubte, zeigt am deutlichsten die gegenwärtige Phase des sogenannten Culturkampfes. Eine Staatsweisheit, welche die elementaren Ideen der Staatspädagogik so sehr verachtet, dass ihr Lehre und Beispiel überall das Letzte sind; die so ganz überall nur Machtfragen sieht, dass sie sich den Parteien des eigenen Landes als ein selbständig wirkendes Princip gegenüberstellt und sie unter Umständen mit gleicher Schroffheit behandelt, wie die Bestrebungen des Auslandes: eine solche Staatsweisheit konnte das stolze Wort von Canossa unmöglich in dem Sinne meinen, den die freien Geister ihm beilegen mussten. Sie untersucht nicht, wie das religiöse Leben mit der hierarchischen Organisation, in die es durch die Geschichte eines Jahrtausends hineingewachsen ist, zusammenhängen möge, um Maßregeln zu finden, welche die letztere treffen, ohne die Macht des verletzten religiösen Bewusstseins ihr als unüberwindlichen Bundesgenossen beizugesellen. Sie kennt und sucht überhaupt nicht die Mittel, jahrtausende alte Fragen von neuem in Fluss zu bringen, und ihre Absicht geht gar nicht auf eine Umwälzung des ganzen inneren Menschen, aus der sich unmittelbar die Befreiung von der äußeren Gewalt überlebter Autoritäten und eine veränderte Stellung zum Staatswesen ergeben würde. Sie will bestimmte Erfolge, die sich in sinnlichen Größen ausdrücken lassen (vergl. 8, Ende); und zwar soll die Frucht durch Schütteln vom Baume fallen, ohne dass man um ihre innere Beschaffenheit weiter zu sorgen hätte. So macht sie Gesetzesparagraphen, um auf ihrer Grundlage mit dem Schwerte der Staatsallmacht dreinzuschlagen; aber der Begeisterung, welche jenes stolze Wort nicht in den Schlechtesten der Nation erregt hatte, steht sie sehr fremd, ja feindlich gegenüber. Denn wo eine spontane Bewegung der Geister auf Grundlage eben jener Gesetze das durch hohe obrigkeitliche Bewilligung im Einvernehmen mit der evangelischen Orthodoxie der religiösen Bewegung vorgezeichnete Bette überfluten wollte, ist sie energisch dagegen eingeschritten. Sie hat zu dem

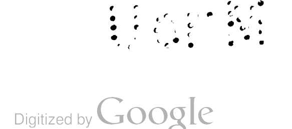


freien Geist kein Vertrauen. Da wäre also ein schmaler Compromiss, dessen Vorteile gegen die frühere Lage sich an den Fingern abzählen ließen, immerhin zu den Erfolgen zu rechnen, da man auf den Schaden, den der Kampf sonst angerichtet, nicht achtet. — Ob es andrerseits angehn wird, das Programm einer Partei, die nicht ohne Unterlassungssünden der Regierung erst frech und maßlos geworden ist, während dieselbe geknebelt und rechtlos am Boden liegt, also wiederum ohne Mitwirkung und Teilnahme dieses zunächst interessirten Teiles des Volkes, in seinen berechtigten Teilen durchzuführen, etwa wiederum im Bunde mit der evangelischen Orthodoxie und den »Conservativen«, das wird eine nahe Zukunft erweisen. Sicherlich ist es für einen einzelnen Mann keine kleine Aufgabe, die Triebkraft und die sittliche Wirksamkeit des individuellen Interesses, das den Grundpfeiler des Daseins bildet und für ewig auch bilden wird, gegen die Pflicht einer allgemeinen Fürsorge, die ebenfalls besteht, richtig abzumessen und diese in der stufenweisen Gliederung des staatlichen Organismus in richtigen Verhältnissen durchzuführen, ohne die natürlichen und notwendigen Zusammenhänge des Lebens, auf denen alles freie, sich seiner Verantwortung freudig bewusste Tun, die ganze sittliche Gesundheit des Volkes beruht, aufzulockern und zu zerstören. Nimm jemand seine natürlichen Pflichten, und du tauschst für das Leben den Tod ein — das gilt auch von den kleineren staatlichen Verbänden. Alles kommt auf die Stellung an, welche die bestehenden ewigen Factoren des menschlichen Wesens zu einander einnehmen. —

17. Ich will nicht endlich noch drittens erörtern, wie kläglich die Kunst bei den Enkeln Lessings und Schillers am Boden liegt; dessen bedarf es wohl gegen niemanden. Dann aber hat uns der politische Empirismus des letzten Jahrzehnts nach den großen Erfolgen der äußeren Politik im Innern auf keinem Gebiete aus der Sackgasse herausgeholt, in welche der deutsche Idealismus in unserm Jahrhundert geraten war. Dass dieser an seinen eignen Mängeln zu Grunde ging, welche schwächere Nachfolger durch ihre ver-

geblichen Anstrengungen, ihn mit der Wirklichkeit zu versöhnen, nur bloßlegen konnten; dass ferner der Realismus, der die bestehende Erfahrung auf den Kampfplatz führte, um den aus dem Zeitgeist hervorgewachsenen Forderungen im Einzelnen abzuhelfen, ein heilsamer Rückschlag war, wird von mir gar nicht bezweifelt. Der Gang des historischen Processes bewegt sich eben in Gegensätzen und starken Schwankungen, und wer mag es sagen, welche Ansatzpunkte z. B. für eine neue Gliederung der Stände auf vergrößerter, dem Zeitgeist entsprechender Basis aus dem jetzigen trüben Chaos noch hervorgehen mögen! Nur haben wir festzuhalten, dass der nackte Empirismus ebenfalls nur eine bestimmte Phase in dem großen Entwicklungsgange der Dinge hat sein können und dass wir noch lange nicht am Ziel sind. Durch das Geschehene belehrt, hat vielmehr der Gedanke mit neuer Kraft das Haupt zu erheben, um eine Gesammtauffassung der Dinge, die jedem sein Recht lässt, hervorzubringen. Dieses kann nur durch eine energische Versenkung in das bestehende Wirkliche mit seinen vielverzweigten Lebensbedingungen gelingen, denn der Volksgeist will aus seinen eigenen inneren Bedürfnissen schaffen, wenn einmal die alte Schale zersprengt ist. Daher ist auch die Arbeit nicht diesem oder jenem einzelnen Staatsmanne oder einzelnen Denker, sondern uns allen in gleicher Weise auf die Schultern gelegt. Mögen also diejenigen, welche lediglich das Echo eines fremden Denkens und Fühlens sind, das Heil schon ergriffen wähnen, auf einen hinschauend »der es versteht«; mögen andere, von dem vergeblichen Kampfe ermattet, einer pessimistischen Ironie sich anheimgeben: der Aufgabe, welche der Zeitgeist den Menschen ohne ihr Wissen und ohne ihre Wahl als heilige Notwendigkeit auferlegt, darf niemand, wie sie für ihn auch falle, sich in Selbstsucht und Feigheit entziehen, wenn er sein Menschenrecht wahren will.*) Engherzig wäre

*) Auch wird jeder Druck im praktischen Leben von allen empfunden, und die Gewitterwolken, welche aus dem schwülen Schoße der krankhaften Spannungen sich erheben, drohen Allem Tod und Verderben, dem äußern und dem innern Leben. — Dies zur Beherzigung für die



es und ein Zeichen von Kleinmut, den Inhalt verloren zu geben, weil überlebte Formen ihm nicht mehr genügen. So mag nun das Handeln von der theoretischen Selbstbesinnung ganz gewiss noch verschieden sein und eigner Eigenschaften bedürfen; dennoch sind beide untrennbar verbunden. Der wahre Staatsmann ist Pädagog. Dieser aber muss einerseits die Aufgabe kennen und die Natur des Zöglings und andrerseits im Stande sein, mit instinctiver Sicherheit die nach der Lage der Dinge jedesmal nötige Maßregel zu erkennen und sie fest und unentwegt durchzuführen. Dies Zweite nun ist nur selten die Sache des Denkers.

18. In diesem Sinne einer alle Seiten des Lebens im Auge haltenden Gesammtanschauung habe ich es gewagt, einen Teil der Aufgabe in Angriff zu nehmen, den wichtigsten oder, wenn man will, den am wenigsten nötigen, die Wissenschaftslehre. Und zwar ist die historische oder phänomenologische Seite derselben (6) im ersten Bande des Abrisses von mir bereits abgehandelt, während die principielle Erörterung (6) erst folgen soll. Dass diese nur durch Reflexion auf die von selber nach einem gemeinsamen Ziele zusammenwirkenden principiellen Bestrebungen der Wissenschaften und der Praxis herausgeschaut und zusammengefügt werden kann, ist schon angedeutet (9). So also wären jene allerdings das Frühere. Denn nicht mehr kann die Philosophie den Anspruch jener Himmelsstürmer erheben, aus bloßem Denken die Gottheit und ihr Verhältnis zum Weltprocesse in allen Einzelnheiten zu erkennen. Aber, wie schon dargelegt ist, die Grundanschauung, die der Empiriker unbewusst und verdienstlos in sich trägt (8), versagt, eben weil sie unbewusst ist, bei complicirteren Aufgaben ganz ihre Dienste, so dass die einzelnen Seiten des Lebens in unheilbaren Gegensatz zu einander geraten müssen! Es hat daher die philosophische Forschung, was in Leben und Wissenschaft an concreten Mächten ihr übergeben wird, in einer weitergehenden Weise zu analysiren, als dort geschehen

praktischen Leute, denen der Glaube an das Gute und die Liebe zu demselben und die Arbeit für dasselbe um seiner selbst willen zu schwer wird.



konnte, und in einen Zusammenhang und eine Vermittelung mit einander zu setzen, welche die widerstrebenden Aeste am Baume des Lebens in ihrer Einheit erkennbar und auf die gleiche Wurzel zurückführbar macht. Daher werden freilich auch umgekehrt die Segnungen, welche sie etwa zu spenden vermag, nur denjenigen zufließen, welche in die Betrachtung des Einzelnen tief genug eindrangen, dass ihnen durch die Widersprüche, welche hier als unlöslich erscheinen, ein zerquältes Herz und ein unbefriedigter Geist erwuchs. Damit aber ist sie nun weit entfernt, sich für sich abzuschließen. Sondern indem der Wirklichkeit, der Erfahrung, welche ja eben nichts anderes als das principiell nicht aufgeklärte Tun des Empirikers ist (8, 2—3), ihr volles Recht bleibt und es auch größeren zusammengehörigen Kreisen nicht versagt werden kann, ihre besondern Theorien zu entfalten*) (9), nimmt sie für sich die Aufgabe in Anspruch, zu oberst den Zusammenhang und die bestimmten Beziehungen des Materiellen und Ideellen aufzusuchen, die doch in demselben Geiste beschlossen und unleugbar eng an einander gebunden sind, damit aber zugleich das Verhältnis der Begriffe zum Wirklichen allgemeingültig festzustellen, oder das Verhältnis von Wirklichkeit und Idee, und also das Wesen dieser beiden Glieder des tiefsten und ursprünglichsten Gegensatzes. So hat sie zuerst die letzten Quellen aller Gewissheit und Wahrheit aufzudecken, um von hier aus die allgemein gültigen Grundbestimmungen alles Daseins und endlich die Gliederung des theoretischen und praktischen Geistes zu entwickeln. Mit dem Wesen der primären Gewissheit aber wird sich uns unmittelbar auch die Bedeutung des Wörtchens »Sein« und das Wesen dessen, was wir Wahrheit nennen, entschleiern. Das soll in dem nächsten Artikel gezeigt werden.

---

*) Solche sind z. B. der Materialismus von naturwissenschaftlicher, der Spiritualismus von theologischer oder ästhetischer Seite, deren eminente Fruchtbarkeit und ausreichende Begründung für ihre besonderen Forschungskreise gar nicht geleugnet werden soll.

Beurteilungen.

Principien der Sprachgeschichte von Hermann Paul. Halle 1880. VII und 288.

Bücher wie das vorstehende, welche allgemeinere Probleme erörtern, verraten eine Wendung zum Bessern, denn allgemeiner Gesichtspunkte kann keine Einzelforschung auf die Dauer entbehren. Zwar schrieben 1853 Theod. Aufrecht und Adalb. Kuhn im II. Bande der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung S. 241, um die Aufnahme eines Aufsatzes von Wilh. von Humboldt über den Infinitiv zu begründen resp. zu entschuldigen: »Wie die Naturwissenschaften erst seit der Zeit zu reichster Entwickelung gelangt sind, seitdem das Experiment in die einzelnen Disciplinen derselben eingeführt wurde, so wird die Sprachwissenschaft erst dann zu wahrem Gedeihen gelangen, wenn mehr und mehr das erfahrungsmäßige in derselben zum Bewusstsein gebracht sein wird. Apriorische Theorien haben von jeher die Wissenschaft nicht gefördert, sondern sie zuweilen ganze Jahrhunderte gehemmt« u. s. w. Sinn und Wert dieser Sätze hat schon Steinthal im Vorwort seiner Schrift »Grammatik, Logik und Psychologie. Ihre Principien und ihr Verhältnis zu einander« (1855) S. XIV flg. beleuchtet. Noch interessanter ist es, wenn auch ein Einzelforscher wie Paul S. 6 obiger Schrift das zu sagen wagt, was die Philosophen freilich schon lange wussten: »Man befindet sich in einer Selbsttäuschung, wenn man meint, das einfachste historische Factum ohne eine Zutat von Speculation constatiren zu können. Man speculirt eben nur unbewusst und es ist einem glücklichen Instincte zu verdanken, wenn das Richtige getroffen wird«.

Jene Sätze von Aufrecht und Kuhn stellten allerdings die Stimmung der großen Mehrzahl indogermanischer und wohl auch anderer Sprachforscher dar. Noch Theodor Benfey in seiner »Geschichte der Sprachwissenschaft und

orientalischen Philologie in Deutschland« (1869) äußert sich S. 323 so deutlich und so selbstbewusst, dass über seinen Standpunkt kein Zweifel bestehen kann. »Die Naturphilosophie ist längst von den Naturwissenschaften verdrängt, heißt es da, und nur noch Nachzügler sprechen von einer Rechtsphilosophie, von einer Philosophie der Geschichte und ähnlichen Philosophien, während die wissenschaftliche Behandlung der entsprechenden Disciplinen teils schon in voller Blüte steht, teils in frischem Aufblühen begriffen ist. So ist die Philosophie, welche sich vor kaum einem Jahrhundert als die einzige Wissenschaft betrachten zu dürfen glaubte, eines der Gebiete nach dem andern beraubt, welche sie als ihr unentreißbares Besitztum ansah. Sie sind in die Hände derer übergegangen, welche sich durch die genaueste Kenntnis derselben als ihre legitimen Herscher beurkundet haben. Die Psychologie, welche sie selbst heute noch nicht aufzugeben geneigt ist, gibt sich immer mehr als ein untrennbarer Teil der Anthropologie, also weiter der Zoologie zu erkennen; die ihr (wem? der Psychologie?) untergeordnete Logik, diese Wiege der Philosophie (für mich undeutlich!), wird ihr bald nachfolgen (wohin denn?); selbst die Aufgabe, welche sie noch mit einigem Recht in Anspruch zu nehmen scheint, die Erkenntnis des Zusammenhangs aller geistigen Entwicklungen, wird sich bald als die einer Universalgeschichte im höchsten Sinne des Wortes herausstellen, so dass ihr vielleicht nichts weiter übrig bleiben wird, als die speculative Methaphysik, diese Mythologie der Wissenschaft (die aber trotzdem nie aus der Welt verschwinden wird! Kraft und Stoff sind übrigens auch metaphysischer*) Natur!). Hegel hat gerade dadurch, dass er die Philosophie zur

*) Wenn man in der Schrift von Grant Allen »Der Farbensinn, sein Ursprung und seine Entwicklung« (1880) Sätze liest wie »Die potentielle Energie ihrer früheren Trennung ist im Moment des Zusammentreffens zur kinetischen geworden« (S. 10) oder »Die kinetische oder active Energie der Sonnenwellen hat die potentielle oder ruhende Form angenommen« (S. 45) u. s. w., so möchte man das bei naturwissenschaftlichen Gegenständen schon philosophisch genug finden.

höchsten Vollendung, deren sie fähig war, emporhob, ohne es zu wollen, aber ganz in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der menschlichen Entwickelung, ihre Auflösung herbeigeführt. Indem er ihr Rätsel löste, bereitete er ihr das Schicksal der Sphinx« u. s. w. Die Leser dieser Zeitschrift bedürfen keiner eingehenden Widerlegung dieser Ansichten und werden es höchst sonderbar finden, anzunehmen, die Philosophie könne zu einem Abschlusse gebracht werden, ja derselbe sei bereits erfolgt, ihrem Namen zum Trotz, der das Streben nach Weisheit ausdrückt; nur das möchte ich hervorheben, wie Benfey gerade die Sprachphilosophie, die ihm doch zunächst lag, nicht eigens erwähnt, sondern mit der Wendung »ähnliche Philosophien« unbestimmt andeutet, und als noch auffallender, dass er S. 787 für die Fragen, die sich auf Ursprung, Wesen und Entwicklung der Sprache beziehen, eine innige Vereinigung philosophischer und linguistischer »Anlagen« fordert, »um einen gedeihlichen Fortschritt in Aussicht zu stellen«, damit aber Sprachphilosophie anerkennt, die doch keiner andern Beurteilung als Naturphilosophie, Rechtsphilosophie u. s. w. hätte unterliegen müssen. Offenbar hat ihn der von Sprachphilosophie unabtrennbare Name Humboldts verhindert, consequent zu Ende zu denken oder dann — zu Ende zu sprechen; denn man kann nicht jene verwerfen und doch ihren Träger preisen; letzteres tut aber Benfey der Humb. »das Verdienst der philosophischen Sprachbetrachtung« zuweist, »mag sie sich auch in einer ganz andern Weise der historischen anschmiegen müssen, als ihm nötig schien«, und schon im Streben nach der Verbindung philosophischer und empirischer Elemente für die weitere Entwickelung der Wissenschaft »keinen geringen Gewinn« erblickt. Diese und*) andere ähnliche Ausdrücke, welche die Bedeutung des Mannes gewissermaßen erzwang, werden über Benfeys rein empirische Sprachbehandlung nicht weiter täuschen, die in der »genauesten Kenntnis« des Sanskrit ihre Meisterschaft bewährte.

*) »Der große Mitbegründer der neueren Sprachwissenschaft« S. 279 unten.

Als einzige Ausnahme unter den indogermanischen Forschern bleibt eben nur Aug. Friedr. Pott übrig, von dem man freilich keine systematischen Erörterungen zu erwarten hat; aber immer und immer wieder bricht die philosophische Betrachtung durch in kürzern und längern Excursen. Um gleich an demselben Punkte seinen Gegensatz zu Benfey zu zeigen, diene folgender Satz Benfeys, unmittelbar vor der schon citirten Stelle S. 323: »Die allgemeinen und philosophischen Grammatiken, welche im vorigen Jahrhundert wie die Pilze aufgeschossen waren, verschwanden schon im Anfang des unsrigen vor der Entwickelung einer Sprachwissenschaft.« Dieses abfällige Urteil dringt auch in den Abschnitten S. 298 und 310 hervor, wo diese Art Grammatiken kurz besprochen werden. Und nun höre man Potts (S. CCI seiner Einleitung zu Wilh. von Humboldts Schrift »über die Verschiedenheit« u. s. w.) wahrhaft schöne und humane, ich meine auch tief gedachte und richtige Aeußerung: »Was lange und von verständigen Leuten hoch gehalten worden, geziemt sich nicht, mit Einem Hauche des Mundes hinwegblasen zu wollen. Auch wird, was gestern und heute im breitesten Maße galt, nicht morgen schon allen Wert verloren haben. Und fürwahr, wir haben noch gar vieles Unverlernbare aus jener Classe von Schriften zu lernen, wenn gleich nicht Weniges in ihnen, dessen Annahme auf falschen Voraussetzungen beruht, allerdings umgelernt werden muss. An Aufhellung grammatischer Begriffe hat die allgemeine Grammatik höchst verdienstlichen Anteil, wenn gleich dieselbe vielfach an weiterer erfahrungsmäßiger Sprachkenntnis ihr Correctiv findet.« Man vergleiche dann beispielsweise dasjenige, was Pott im Band »Präpositionen« (1859) aus Moritz' »kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend« (Berlin 1781) S. 103 anführt, eine Stelle, die für den philosophischen Sinn des Citirenden und Citirten gleiches Zeugnis ablegt, und frage sich ernstlich, ob derartige Betrachtungen jedes Wertes und jeder Wahrheit entbehren. Den Accusativ im Satze »um das Haus stehen Bäume« erklärt nämlich Moritz im Gegensatze zu

»vor dem Hause stehen Bäume« in der Weise, dass der Sprechende die Bewegung, die er selbst in Gedanken oder mit dem Auge vollziehen muss, um den Kreis der Bäume zu erfassen, als Wirkung und Richtung der Bäume auf ihn als Mittelpunkt darstellt und damit seine subjective Bewegung verobjectivirt durch Umdrehung des wirklichen Verhältnisses, gleich wie etwa dem, der im fahrenden Kahne die Gegend betrachtet, die Ufer sich zu bewegen scheinen. »Die Reihe ersetzt die Bewegung gewissermaßen durch ihre Ausdehnung... zugleich ist die Reihe nirgends, sondern sie rückt, in meinen Gedanken, von dem einen ihrer besonderen Standörter beständig zum andern fort« u. s. w. Gerade der I. Band von Potts großem Werke würde überflüssigen Stoff bieten, seine philosophische Begabung zu illustriren, wenn diese einleitenden Worte einen andern Zweck hätten als: das Buch von Paul als höchst erfreuliche und bedeutende Erscheinung ins rechte Licht zu rücken, und das gilt, ganz abgesehen davon, ob man seinen Hauptgedanken beizutreten vermöge oder nicht.

Es wird wohl den meisten derjenigen, die Pauls Buch zur Hand genommen haben, ergangen sein, wie dem Verfasser dieser Besprechung: dass sie schon vom Titel einigermaßen sich betroffen fanden: »Principien der Sprachgeschichte«; warum nicht »der Sprachwissenschaft«, »der Sprachvergleichung« oder sonst ähnliches? wie z. B. A. H. Sayce the principles of comparative philology (London 1875, 2. Ausg.) herausgegeben hat. Den Titel erklären heißt hier eben das Buch besprechen; denn zutreffender könnte er nicht sein. Den Verfasser hat ein starkes Verlangen erfasst, aus Abstractionen heraus an die Tatsachen zu kommen und nur an diese sich zu halten; deswegen verwirft er die bisherige Grammatik, die er als descriptiv und ontisch schildert, weil sie Abstractionen statt Tatsachen enthalte, Beharrliches dem beständigen Wandel unterschiebe, und gelangt, um seinen Gegensatz zu ihr möglichst scharf darzustellen, durch Reduction jener Abstractionen auf das Einzelne zur historischen und genetischen Betrachtung und damit dazu, Sprachwissen-

schaft auf Sprachgeschichte zu begrenzen, wie eben der Titel andeutet und der erste Satz besagt: »Die Sprache ist wie jedes Erzeugnis menschlicher Cultur ein Gegenstand der geschichtlichen Betrachtung«; Paul meint »nur«, ich »auch« der gesch. Betr. Wo es sich um diese handelt, muss man lange Perioden in lückenlosem Zusammenhange überschauen können, was natürlich nur bei Litteratursprachen möglich ist; am ergiebigsten fällt die Betrachtung aus, wenn die Perioden an der Muttersprache des Betrachters oder an Sprachen, die ihr nahe liegen, sich nachweisen lassen und bis in seine Zeit hineinreichen. Somit ergab sich für Paul aus der Beschränkung der Auffassung sofort diejenige des Stoffes: er zieht fast nur die germanischen und romanischen Idiome bei und spricht sich S. 26 so aus: »Es wäre vielleicht nicht so schwer gewesen, aus sprachwissenschaftlichen Werken eine Anzahl von Beispielen zusammenzuraffen (als wenn das die noch einzige Möglichkeit wäre!). Ich habe es aber gerade deshalb unterlassen, weil ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, dass alles in der Sprache aus dem Ganzen heraus beurteilt werden muss. Ich halte es in der Tat in methodischer Hinsicht für unendlich viel lehrreicher, auch nur einen einzelnen Dialekt bis in das Kleinste hinein zu studiren und durch die verschiedenen Stadien seiner Entwickelung Schritt für Schritt zu verfolgen, als sich die Kenntnis einer Menge von Einzelheiten aus den verschiedensten Sprachen anzueignen.« Aber woher weiß denn Paul, dass die Menge von Einzelheiten, die schon als sprachliche Tatsachen Wert haben, nicht zu Erkenntnissen zusammenschießen können, die man aus der Betrachtung eines Dialektes, deren Nutzen ich selbstverständlich nicht verkleinern will, nicht gewonnen hätte? Verschiedener Stoff ergibt verschiedene Resultate; warum soll bloß die eine Art Stoff zu Resultaten führen, die andere ein zusammengeraffter Haufe von Einzelheiten sein und bleiben? Ist das letztere bei der Erforschung eines Dialektes, der doch auch aus sprachlichen Einzelheiten sich zusammensetzt, gänzlich ausgeschlossen? Ob Männer wie Humboldt, Pott, Steinthal

Gabelentz u. s. w. und Bopp selber nicht gerade aus der Masse verschiedener Sprachen wertvolle Einsichten erlangten, diese Frage will ich gar nicht aufwerfen und überhaupt hier nicht weitläufig widerlegen, weil die etwas gereizte Abweisung eines räumlich umfassenderen Sprachstudiums wohl die unbewusste Folge des dunkeln Gefühles ist, mit der Identification von Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte ersterer durch ungebührliche Beschränkung Unrecht getan zu haben; odisse quem laeseris ist ja menschlich genug. Umgekehrt dürfte mancher die Ueberzeugung hegen, dass Abhandlungen wie die von Gabelentz über das Passiv und dergl. nicht nur wohl berechtigt, sondern auch sehr förderlich sind; jedenfalls z. B. Sayce, dessen neustes in zwei Bänden erschienenes Werk Introduction to the science of language (London 1880) zu Pauls Schrift einen frappanten Gegensatz bildet; Bd. I S. 159 tut Sayce den Ausspruch: »Je mehr Sprachen der Sprachforscher gründlich kennt, um so besser, besonders wenn sie verschiedenen Sprachfamilien angehören. Wenn der arische Forscher nicht mit einer semitischen Sprache bekannt ist, wird seine Flectionstheorie wohl einseitig und fehlerhaft sein, und wenn er ferner keine Kenntnis eines agglutinirenden Dialektes besitzt, so muss man seine Ansichten über das Verhältnis von Flection und Agglutination mit einem gewissen Misstrauen aufnehmen. Grammatiken und Wörterbücher geben uns noch keinen Begriff von der innern Structur und dem Geiste einer Sprache, worauf doch alles ankommt, um irgend eines der wichtigeren Sprachprobleme näher zu bestimmen«. Sayce geht auf anderes aus, als »aus sprachwissenschaftlichen Werken eine Anzahl von Beispielen zusammenzuraffen« und wenn es auch leicht begreiflich ist, dass es das Maß menschlicher Kraft übersteigt, mehrere Sprachen philologisch zu kennen, so dürfte es doch zwischen der streng philologischen und der von Paul gebrandmarkten Sprachkenntnis eine mittlere Art geben, die man dilettantisch heißen mag, wenn sie nur zur Lösung von Aufgaben, wie sie Sayce andeutet, sich als genügend erweist. Am besten dürfte es sein, dabei nicht auf

die bloße Zahl der Sprachen zu sehen, sondern auf die Verschiedenheit der beigezogenen Sprachen; eine kleinere Zahl ganz verschiedenartiger Sprachen, die man genauer studirt hat, dürfte bessere Schlüsse ergeben, als eine Unzahl von Sprachen, die man nur ganz oberflächlich kennt, und zwar dürfte bei entlegenern litterarisch cultivirten Sprachen die Fähigkeit sichern und einigermaßen geläufigen Uebersetzens das genügende Maß bezeichnen; denn jeder, der sich mit Sprachforschung eingelassen, kann es erfahren, wie nach einer noch so sorgfältigen Durcharbeitung der Grammatik und vollkommener Aneignung des Theoretischen das praktische Lesen noch allerlei vorher ungeahnte Schwierigkeiten bietet und keineswegs einer rein handwerklichen Technik gleich steht. Nach Pauls Ansicht stellt sich die Sprachwissenschaft zur Philologie in ein ungleich günstigeres Verhältnis, ja geht eigentlich in ihr auf, denn Sprachgeschichte ist eine wesentlich philologische Aufgabe, und in der Tat kann man von Jüngeren den Satz häufig hören, dass sprachliche Arbeiten philologische sein müssten, um Nutzen zu bringen, wodurch der alte Begriff der Sprachvergleichung ganz eliminirt wird. Nur eine Schule, die von Benfey, hat ihn überhaupt nie in Gegensatz zur Philologie gefasst; Benfey forderte als Grundlage des Sprachstudiums philologische Kenntnis des Sanskrit, das ihm als die hohe Schule der Sprachwissenschaft galt; seine und seines Schülers, Leo Meier, sprachvergleichende Arbeiten bewegen sich fast nur im Ramen des Sanskrit und der beiden classischen Sprachen, von denen wieder das Griechische einer besondern Bevorzugung genoss; Specialitäten der altindischen Grammatik gewinnen bei ihm in einer wohl nicht immer berechtigten Weise sofort indogermanische Bedeutung. Die »junggrammatische« Schule aber hatte gleich anfangs den Satz aufgestellt, dass jede Sprache zuerst auf eigenem Boden, unter den eigenen Verwanten zu erforschen sei, den freilich schon Corssen nur zu eigensinnig in der Praxis befolgt hatte, und nachdem einmal die alte Schule Stellung und Verwantschaft der einzelnen indogermanischen Sprachen im Ganzen und Großen bestimmt hatte, ist diese

Forderung natürlich genug; doch vergesse man nicht, dass Bopps Entdeckungen nur in entgegengesetzter Art gemacht werden konnten, dadurch, dass er gerade das Entfernteste, z. B. Gotisch und Altindisch, mit einander verglich; denn hätte er zuerst das Gotische auf deutschem Boden betrachten und erst nach Erforschung aller deutschen Sprachzweige einer andern Familie sich zuwenden wollen, wie hätte er diese Familie auswählen können, wenn nicht bereits die Verwantschaftsverhältnisse im Ganzen und Großen bekannt waren? Man mache also der alten Schule nicht zum Vorwurf und rechne der neuen nicht zum Lobe an, was im natürlichen Verlaufe der Entwicklung begründet liegt. Das neue Verfahren musste ein viel erträglicheres ja vertrauliches Verhältnis zur Philologie herbeiführen, wie man es früher für unmöglich gehalten, und gemäß der menschlichen Eigenheit, in die Extreme zu fallen, muss man sich nicht wundern, wenn auf einmal ein Unterschied zwischen den beiden Wissenschaften gar nicht bestehen soll. Ein Unterschied lässt sich aber trotz alledem nicht wegleugnen, will man nicht die eine oder andere Wissenschaft widerrechtlich einschränken, z. B. wie Paul Sprachwissenschaft auf Sprachgeschichte, und zwar wie schon andere gesehen der Unterschied, dass Sprachwissenschaft der Idee nach alle Sprachen der Erde, nicht bloß indogermanische oder semitische u. s. w., umfasst, Philologie der Idee nach alle Culturäußerungen eines Volkes, nicht bloß Litteratur und Sprache, untersucht, so dass sie zwar in einem Ausschnitte zusammentreffen, nach Ziel und Aufgabe aber sehr von einander abweichen, wenn gleich sie sich gegenseitig erwünschte Unterstützung gewähren können. Auf der Unbeschränktheit nach Zeit und Raum muss gegenüber Paul die Sprachwissenschaft eben so sehr bestehen, als die Philologie eine so niedrige banausische Auffassung, wie sie Sayce Introd. Bd. I S. 135 flg. 156 flg. vorträgt, sich ernstlich verbitten oder — was noch besser — würdevoll ignoriren wird.

Im Streben, Tatsachen und nur diese zu erfassen, verfällt Paul nicht bloß in Einseitigkeit, indem er das Beharr-

liche der descriptiven Grammatik in seine Entwicklungsphasen auflöst und so nur Sprachgeschichte übrig behält, sondern in mindestens eben so große und zur Erklärung entschieden ungeeignetere Abstractionen, als diejenigen sind, denen er entgehen möchte. Statt der Abstractionen der descriptiven Grammatik, die nur verzeichnet, »was von grammatischen Formen und Verhältnissen innerhalb einer Sprachgenossenschaft zu einer gewissen Zeit üblich ist, was von einem jeden gebraucht werden kann, ohne vom andern missverstanden zu werden und ohne ihn fremdartig zu berühren« (S. 28), »sind das wahre Object für den Sprachforscher vielmehr sämmtliche Aeußerungen der Sprachtätigkeit an sämmtlichen Individuen in ihrer Wechselwirkung auf einander. Alle Lautcomplexe, die irgend ein einzelner je gesprochen, gehört oder vorgestellt hat mit den damit associirten Vorstellungen ... fallen in die Sprachgeschichte (man bemerke auch hier: Geschichte!), müssten eigentlich alle bekannt sein, um ein vollständiges Verständnis der Entwickelung zu ermöglichen« (eben da). »Denn: weg mit allen Abstractionen! muss für uns das Losungswort sein, wenn wir irgendwo die Factoren des wirklichen Geschehens zu bestimmen versuchen wollen« (S. 13). So breiten sich denn vor Paul die Millionen zufälliger Einzelheiten als Stoff aus, in deren Anschauung man wohl versinken, die man aber ohne Abstraction nicht denken kann. Sein krankhaftes Verlangen, nur das Wirkliche in die Hände zu bekommen, lässt ihn das Allgemeine zum Erdichteten und die zufällige Einzelheit zum wahren Object verschieben, lässt ihn in der Verwendung von noch so sorgfältig aus der Erfahrung gewonnenen Denkproducten eitel Scholastik und Formalismus erblicken (S. 13). Der Begriff Hund ist eine Abstraction, der eine zahllose Menge von Individuen der verschiedensten Größe, Gestalt und Farbe durch gewisse gemeinsame Merkmale umfasst; das Grimmsche Lautverschiebungsgesetz ist eine Abstraction von eben so großer Ausdehnung, dessen complicirte Verhältnisse bekannt genug sind; trotzdem ist weder das erste ein Fabeltier, noch das zweite ein erfun-

dener Vorgang. S. 78 sagt Paul selbst: »Wie wir überhaupt nach einem gewissen Durchschnitt das in einer bestimmten Periode allgemein übliche darstellen (das ist eben descriptive Grammatik), so sind wir auch im Stande, für jede Entwickelungsperiode einer Sprache ein im Wesentlichen allgemein gültiges System der Gruppirung aufzustellen«. Ohne solche Zusammenfassungen wäre keine Uebersicht und keine Erkenntnis möglich. Nicht die Abstraction als solche ist verwerflich, sondern ihre Ablösung von den Einzeldingen, auf denen ihre ganze Berechtigung beruht und mit denen sie daher in stetem Zusammenhange bleiben muss, damit jede Willkür des Denkens sofort ihre Correctur finde. Unverständig ist es, in der Fülle der Einzelheiten zu versinken, und auf jede Abstraction und damit auf jedes Denken zu verzichten, um ja nur das Wirkliche zu haben, statt auf der Leiter größerer und kleinerer Abstractionen auf zum allgemeinsten und ab zur Sinneserscheinung zu steigen und sich so beständig von ihrer Festigkeit zu überzeugen; wenn ich der Unterscheidung in Kehl-, Zahn- und Lippenlaute nicht recht traue, wer verhindert mich, kleinere Gruppen zu bilden und die Verästelung so weit zu treiben, bis ich bei den 125 Lauten von Sweet oder bei den 390 des Prinzen L. L. Bonaparte anlange, die bei Sayce Bd. I S. 353—363 aufgezählt sind?

Um nur einen Schritt vorwärts zu kommen, sieht sich auch Paul so gut wie wir andern gezwungen, die Erscheinungen in Gruppen zu scheiden d. h. zu abstrahiren, nur nach anderm Durchschnitte. Oder wenn er S. 40 erstens die Bewegungen der Sprechorgane, zweitens die Bewegungsgefühle, drittens die Tonempfindungen, viertens die Erinnerungsbilder unterscheidet, ist das nicht auch Abstraction und zwar eine viel größere und farblosere als wenn man von Kehl-, Zahn- und Lippenlauten spräche? Und dass seine Abstraction nicht zur Erklärung der einzelnen Vorgänge dient, sondern nur richtigere allgemeine Anschauungen vermittelt, muss Paul selbst S. 48 flg. gestehen. »Das Wesen dieser größeren oder geringeren Bequemlichkeit, der Ursache, warum die

Neigung zur Abweichung nach der einen Seite hin größer ist als nach der andern, zu untersuchen, ist eine rein physiologische Aufgabe (Physiologie gibt also die wahre Erklärung, nicht Psychologie!). Damit soll nicht gesagt sein, dass sie nicht auch psychologisch*) bedingt ist. Accent und Tempo .... auch die Energie der Muskeltätigkeit sind wesentlich von psychischen Bedingungen abhängig, aber ihre Wirkung auf die Lautverhältnisse ist doch etwas physiologisches. Bei der regressiven**) Assimilation kann es nur die Vorstellung des noch zu sprechenden Lautes sein, was auf den vorhergehenden einwirkt; aber das ist ein gleichmäßig durchgehendes psychisches Verhältnis von sehr einfacher Art, während alle specielle Bestimmung (d. h. die wahre Erklärung!) des Assimilationsprocesses auf einer Untersuchung über die physische Erzeugung der betreffenden Laute basirt werden muss.« Somit ist Paul, der sich an Einzelerscheinungen kaum genug tun konnte, auf Abstractionen geraten, die nach seiner eignen Aussage gerade jenes Einzelne nicht zu erklären vermögen. Man verstehe mich recht: ich bin mit Pauls Abstractionen einverstanden, von ihrer Berechtigung überzeugt; der Einfluss des Bewegungsgefühls z. B., das sich mit jeder noch so kleinen Abirrung der Sprechorgane ebenfalls ein wenig verschiebt und so Anlass zu weiterer Abirrung bietet, bis eine Reihe solcher unmerklich kleiner Abirrungen schließlich eine Lautveränderung hervorbringt, und so vieles andere, ist wahr und schön dargestellt; ich wollte nur zwei Dinge klar machen: 1. der Abstractionen kann kein Denken entraten; das einzelne lässt sich nur anschauen, nicht denken. Paul glaube nur nicht, dass er dem Wirklichen näher gekommen sei, wenn er von »einzelnen« Vorstellungen oder Sprechbewegungen redet, oder von »continuirlichen« Uebergängen, welche Laut mit Laut verbinden; diese Ausdrücke sind viel abstracter und allgemeiner als etwa »alle Verschlusslaute«, »jeder Dauer-

*) Gedruckt steht: physiologisch.
**) Gedruckt steht: progressiven.

laut«; durch den Beisatz »einzeln« oder »continuirlich« wird »Vorstellung« und »Uebergang« nicht specialisirt, sondern nur mit einer neuen Abstraction verbunden, weil jene Worte keine Anschauungen, sondern Begriffe enthalten. Während man sonst nur aus dem, was am Sprechprocesse in die Sinne fällt, abstrahirte, abstrahirt Paul aus den äußeren und inneren Factoren des Processes, wodurch er die alte Auffassung ergänzt, nicht ersetzt; denn 2. die äußere Erscheinung gibt eine Fülle verschiedenartigen Stoffes und damit das Material der Erklärung; die Bewegungsgefühle, Tonempfindungen, Erinnerungsbilder empfangen allen Inhalt nur durch den äußern Laut, ohne den sie hohle leere Classenbegriffe sind, mit denen sich nichts anfangen lässt. Ihr Wert ist, kantisch gesprochen, nur formal und regulativ, nicht constitutiv; gerade weil Pauls Erörterungen auf alle Lautveränderungen passen, können sie für Erklärung der einzelnen Veränderungen bei Seite gelassen werden, weil sie keinen neuen Stoff der Erfahrung, sondern nur neue Formen der Erfahrung hinzubringen. So sind die auf S. 50 und 56 ausgesprochenen Anschauungen ganz richtig: *ἐρείσθην* wurde nicht jedesmal von *ἐρείδω* durch Verwandlung von *δ* in *ς* vor *θ* gebildet, sondern gerade so mechanisch wiederholt wie *ἐρείδω* selbst, und die physiologische Erklärung betrifft bloß den Anfang; es ist aber eine volle und unentbehrliche Erklärung, die Paul nur zurecht schiebt, nicht beseitigt, und auf die vornehm herabzublicken, als wäre ein gewaltiger Fortschritt erzielt, er gar nicht berechtigt ist, weil er keinen neuen Inhalt vorführt. Eben so steht's mit dem Satze S. 79 »Streng genommen dürfte man nicht sagen, dass das früher Zusammengeschlossene sich isolirt habe, sondern nur, dass das in den Seelen einer früheren Generation zusammengeschlossene sich nicht auch in den Seelen einer späteren Generation zusammengeschlossen hat.« Obwohl gesperrt gedruckt und unantastbar wird er sachlich in der Wissenschaft nicht das geringste ändern, es wird keine neue Erkenntnis aus ihm fließen; dieser und der vorhergehende und ähnliche Sätze würden praktisch bloß zur Abänderung

des Ausdruckes Anlass geben können und die Sachen unberührt lassen, wie z. B. Paul S. 83 den Ausdruck Lautwandel (denn »auch der Lautwandel ist ein psychischer Process«) als ungenau bezeichnet. Paul überschätze also den Wert der Psychologie nicht und bedenke, dass man über das Innere nur so viel weiß, als das Aeußere anzeigt, und für die Erkenntnis jenes ganz von diesem abhängt.

Was die Principien angeht d. i. die in der Sprachgeschichte tätigen Factoren, so entnimmt er sie zweien Wissenschaften: der Lautphysiologie und der Psychologie, welche das Wirken der beiden Factoren: Laut und Vorstellung getrennt schildern, die in der Sprachgeschichte zu einem Ganzen sich verbinden. Mit Hülfe dieser beiden Wissenschaften will Pauls Buch die Gesetzmäßigkeit sprachlichen Geschehens nachweisen und dadurch dieses erst begreiflich machen, ungefähr wie die Geologie ihre Principien aus der Physik und Chemie holt. Ohne Speculation kann nun freilich die Psychologie nicht auskommen, wenn sie eine einheitliche Auffassung erreichen will. Aber vor Speculation empfindet auch Paul gar keine Abneigung, nur vor Abstraction, wie dieses die zu Anfang dieser Besprechung citirte Stelle von S. 6 zeigen konnte. Glieder in die Erfahrung einfügen, um sie begreiflich zu machen — das heißt doch wohl speculiren — dürfte aber vielen bedenklicher erscheinen, als sie bloß ins Kurze ziehen d. h. abstrahiren; denn dort kann man vollständig in die Irre geraten, während man hier immer Fühlung mit der Erfahrung behält und sich in beliebige Abstände von derselben begeben kann. Es kommt hier darauf an, Pauls Gedanken über Psychologie und ihr Verhältnis zu andern Wissenschaften zu besprechen, wobei sich ergeben muss, ob sie die Principien der Sprachwissenschaft enthält. Dagegen sprechen schon die obigen Bemerkungen, wornach gegenüber der Lautphysiologie die Psychologie mehr nur formalen Wert beanspruchen kann, die materielle Erklärung jener überlassen muss; Principien aber sind Erkenntnisquellen und constitutiver Natur. Kommt dazu, dass Paul nur eine individuelle Psychologie zugesteht, die Völker-

psychologie leugnet und damit gerade dasjenige, das die Principien enthält, wieder eine Folge seines Strebens, den Abstractionen auszuweichen und nur das einzelne als Wirkliches zu ergreifen. Dieser Punkt verdient eingehendere Erörterung.

»Es ist eine Tatsache von fundamentaler Bedeutung, dass alle rein psychische Wechselwirkung sich nur innerhalb der Einzelseele vollzieht. Aller Verkehr der Seelen unter einander ist nur ein indirekter, auf physischem Wege vermittelter. Fassen wir daher die Psychologie im Herbartschen Sinne als die Wissenschaft von dem Verhalten der Vorstellungen zu einander, so kann es nur eine individuelle Psychologie geben, der man keine Völkerpsychologie oder wie man es sonst nennen mag gegenüberstellen darf« (S. 14. 15). Neben dem Individuum am einen Ende kennt Paul die gemeinsame Grundlage in der menschlichen Natur am andern Ende, auf der die Sprache aufgebaut ist, ansonst sie »nicht das geeignete Werkzeug für den allgemeinen Verkehr« wäre (S. 23); dazwischen die sanctionirende »Uebereinstimmung einer Anzahl mit einander in Verbindung stehender Individuen« (S. 23). Nun fällt »die Erlernung der Sprache in eine frühe Entwicklungsperiode, in welcher überhaupt bei allen psychischen Processen .... noch wenig Individualität vorhanden ist. Und ebenso verhält es sich mit derjenigen Periode in der Entwickelung des Menschengeschlechts, welche die Sprache zuerst geschaffen hat« (S. 22), wo der Gegensatz von erlernen und schaffen unverständlich bleibt. »Während sich auf diesen Gebieten d. h. des Rechts, der Religion u. s. w. immer mehr Absichtlichkeit, immer mehr Individualismus geltend gemacht hat, ist die Sprache nach dieser Seite hin viel mehr bei dem ursprünglichen Zustande stehen geblieben.« Offenbar kann »Individuum« und seine Ableitungen doppelt verstanden werden: entweder das in einem Körper beschlossene geistige Einzelwesen, abgesehen von allen andern, oder das mit andern verglichene und von ihnen sich unterscheidende geistige Einzelwesen; im ersten Fall besteht die Individualität lediglich in der Umgrenzung

durch den besondern Leib, im zweiten in der eigentümlichen Beschaffenheit des Geistes selbst; der Ausdruck »individuelle Psychologie« zeigt den ersten Sinn, die Ausdrücke »Individualität« und »Individualismus« den zweiten. Jene Zahl-Individualität, die hunderten dasselbe Gepräge aufdrückt, tut der Völkerpsychologie gar keinen Eintrag, die den Satz gar nicht bestreitet »dass alle rein psychische Wechselwirkung sich nur innerhalb der Einzelseele vollzieht«; sie tritt nur in Gegensatz zu der andern Individualität, welche geistige Eigenheit und Unterschiedenheit bedeutet, und da ist es eine ausgemachte Tatsache, dass für diese Individualität die Volksseele, oder die in tausend und tausend Zahlindividuen niedergelegte geistige Gleichheit notwendige Voraussetzung ist. Geistige Individualität existirt, wie auch Paul zugibt, von Anfang an so wenig, dass man vielmehr die Behauptung wagen darf: es ist Aufgabe der Cultur, aus der geistigen Gemeinsamkeit scharfe Individualitäten herauszuarbeiten, ohne den Zusammenhang mit jener zu zerreißen; denn wer diesen verloren hat, das ist der Sonderling und der Narr. In der gemeinsamen Arbeit der »Individuen« besteht das Glück eines Gemeinwesens, während uncultivirte Völker nur das Herdenbewusstsein und die Stammesangehörigkeit zusammenhält, in welcher alle Individualität untergeht. Das Zahlindividuum lässt sich durch eine Nummer am besten bezeichnen; das geistige Individuum stellt eine in allen Graden denkbare Verschlingung gemeinsamer und besonderer Elemente dar; nur aus dem Hintergrunde des Gemeingeistes tritt es hervor und bleibt ganz unbegriffen, wenn es sich nicht von diesem Hintergrunde abhebt; der Gemeingeist, die Volksseele ist das Primäre, das »Individuum« das Abgeleitete; wie sollte es keine Psychologie des ersteren geben oder wenigstens geben können, dessen Wirklichkeit durch die Wiederholung in so und so viel Exemplaren unmöglich gefährdet wird? Gerade die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Völkerpsychologie bildet einen bedeutenden Fortschritt über Herbart hinaus: Steinthals Aufsätze über das Epos und der geschichts-psychologische Versuch »der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei

den Griechen« im II. Bande dieser Zeitschrift geben eine deutliche Vorstellung von diesem Postulat. Auch hier glaubt Paul mit dem bloßen Zahlbegriffe eins und einzeln die Wirklichkeit eingefangen zu haben und erhält nur die allerleerste Abstraction; denn was mögen seine Zahlindividuen, für sich genommen, für einen Inhalt einschließen? welcher Wert mag ihnen zukommen als der der hohlen Einheitsform? und wie können die allgemeinsten Formen psychischen Geschehens: Verflechtung, Verschmelzung, Apperception u. dergl., wie sie die individuelle Psychologie darstellt, einen speciellen Vorgang erklären und Principien d. h. Erkenntnisquellen liefern? Die Psychologie der Volksseele dagegen hätte es nicht mit bloßen Formen zu tun, sondern müsste diese in Verbindung setzen mit dem Stoff, welchen Sprachgeschichte, Kunstgeschichte, politische Geschichte u. s. w. in Fülle darbieten, und würde trotz dem allgemeinern Namen viel specieller verfahren als die individuelle Psychologie, die, weil sie für jedes Individuum taugen soll, gar keinen Inhalt aufnehmen darf.

Nach alle dem brauche ich kaum zu sagen, was ich von Aussprüchen halte, wie S. 32: »die psychischen Organismen sind die eigentlichen Träger der historischen Entwickelung. Das wirklich gesprochene hat gar keine Entwickelung.« Nur in diesen »bleibt die Spur alles geschehenen, wodurch weiteres Geschehen veranlasst werden kann, nur in diesen sind die Bedingungen geschichtlicher Entwickelung gegeben« (S. 33). Vollkommen richtig! aber diese Einsicht hilft so lange nicht das geringste, als ich vom Inhalte dieser psychischen Organismen eben nur durch das Aeußere Kenntnis habe; der Weg des wirklichen Geschehens führt freilich von innen nach außen, der Weg meiner Erkenntnis aber eben so ausschließlich von außen nach innen; Paul verwechselt, was schon Aristoteles scharf geschieden hatte, und ohne die Realität dieser psychischen Organismen in Abrede zu stellen, könnte ich, was Aristoteles dem Plato zum Vorwurf macht, dass er unnützer Weise die Dinge verdopple, dem wirklichen Pferde ein Pferd καϑ' ἑαυτόν entgegenstelle, auch auf Paul anwenden,

der alles Aeußere noch einmal innen setzt, so dass immer das Aeußere, das ich allein kenne, durch den inneren Spiegel, der nichts sein eigen nennt, reflectirt wird, und diese Verdopplung soll nun gar ein Fortschritt in der Erkenntnis sein und ihm das Recht geben, über die Leistungen der empirischen Wissenschaften an mehreren Stellen (S. 8, 13, 27) schroff abzusprechen und S. 33 den Satz aufzustellen: »Die Sprachgeschichte wird nicht eher ihre Aufgabe erfüllen, als bis sie sich in eine Entwickelungsgeschichte dieser (psychischen) Organismen verwandelt hat«! Als wären über die Geschichte des Deutschen, des Lateinischen, Griechischen, der romanischen Sprachen ohne Psychologie nicht die wertvollsten Aufklärungen erfolgt, und als könnte jene vermeintliche Aufgabe nicht einfach dadurch erfüllt werden, dass man bei Grimm, Diez u. s. w. überall das Wort »innerlich« supplirt! Mit diesem Werturteil, zu dem eine formale, ich möchte sagen mathematische Denkweise einen empirischen Forscher über empirische Leistungen verleitet, vergleiche man dasjenige, was ein Philosoph aber realer Denker über sie äußert: »Der Einzelforscher tut ganz recht, wenn er, der lehrhaften Anweisung transscendenter Speculationen sein Ohr verschließend, sich lediglich in der Strömung, in die er historisch hineingestellt ist, behauptet und den Drang des Gefühls zu befriedigen sucht, das ihn, auch ohne deutliches Bewusstsein im Einzelnen, im Ganzen sicher in seiner Arbeit zu führen vermag. Der Gang der Dinge hat (ohne directes Zutun der Philosophen) in einer Jahrhunderte langen lebendigen Tradition einen Organismus des Wissens herausgestaltet, in welchem die »wesentlichen« Gesichtspunkte doch wohl zur Geltung werden gekommen sein, wenn selbst zum Teil nur latent, als im Geiste des Forschers wirkende Kräfte, die nur mit und in dem Stoffe in lebendigem Tun (unbewusst) können überliefert werden« (G. Glogau S. 6/7 seines Buches: die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes 1880). Dieser Gegensatz ist ungemein interessant und kann zu allerlei Gedanken aufregen, die außerhalb dieser Besprechung liegen.

Sind meine Ansichten begründet, so ist die Stellung, welche Paul der Psychologie im Bereiche der Wissenschaften anweist, schief; die Psychologie lässt sich mit Physik, Chemie u. dergl., den von ihm sogenannten Gesetzeswissenschaften, gar nicht vergleichen. Diese haben einen begrenzten Stoff: in der Physik ist von Schwerkraft, Licht, Wärme, Elektricität u. s. w. die Rede, die Chemie behandelt Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff u. s. w., deren Eigenschaften und Verbindungen; die Psychologie zeichnet sich nicht so fast durch einen eigenen Stoff aus, obwohl als solcher die Tatsachen des menschlichen Bewusstseins vorliegen, als vielmehr durch eine eigentümliche Betrachtungsweise: ein Aeußeres als Darstellung eines Innern in Analogie zum menschlichen Bewusstsein anzusehen. Sogar die anorganische Natur ist solcher Betrachtungsweise nicht ganz entzogen und Versuche sind schon gemacht, die Naturkräfte als Urgrund und Vorbereitung des Geistes auszudeuten; sicherer lässt sich das schon mit der Pflanze und ganz bestimmt mit dem Tiere wagen, und umgekehrt hat man teils die Tatsachen des menschlichen Bewusstseins, obschon nicht sinnlicher Art, längst auf freilich nicht warnehmbare Bewegungen der Atome des Gehirnes zurückgeführt, teils Eigentümlichkeiten der Völker lediglich den Einflüssen des Klimas, des Bodens u. dergl. zugeschrieben und dadurch naturwissenschaftliche Auffassung auf das Gebiet der Geschichte und der Psychologie übertragen. Psychologische Auffassung stellt sich somit der naturwissenschaftlichen gegenüber, wozu noch die religiös-teleologische, sittliche und ästhetische kommen; alle Dinge und alles Geschehen können unter jede dieser fünf Beleuchtungen gestellt werden, wenn gleich diese oder jene Dinge oder Geschehnisse den einen oder anderen Standpunkt besser vertragen. Insofern nun Ethik und Aesthetik nichts erklären, sondern nur beurteilen wollen nach praktischer oder theoretischer Seite, Religion und Teleologie zwar erklären, aber ohne Anhalt in der Wirklichkeit — denn weder das Dasein Gottes noch ein System von Zwecken lässt sich beweisen —, bleiben als wissenschaftliche Auffassungen nur noch die beiden

ersten übrig, von denen die eine über die Warnehmungen der fünf Sinne, die andere über die Warnehmungen des Selbstbewusstseins als directen Stoff verfügt. Eine Zusammenstellung mit einer einzelnen Wissenschaft wie Physik und Chemie, die keine Erweiterung ihrer Grenzen und Ausdehnung ihrer Sätze auf andere Gebiete zulässt, ist deshalb unstatthaft. — Es bedarf zweitens nur geringen Nachdenkens, um einzusehen, wie unverhältnismäßig dürftig der durch unmittelbare Warnehmung im eigenen Innern gewonnene Stoff ausfallen muss, weil die inneren Ereignisse nur aus gewissen Vorzeichen oder gewissen Nachwirkungen, also direct eigentlich gar nicht, beobachtet werden können; bekanntlich ist ein Zorniger, der sich selbst beobachtet, ein Unding. Warnehmung der Erinnerungsbilder innerlicher Zustände wäre zwar innerlich, aber nicht direct. Dem gegenüber bietet sich den beiden anderen Wissenschaften eine gewaltige Masse unmittelbar warnehmbaren Stoffes, mag man auch über das Wesen der treibenden Kräfte im Dunkeln tappen. Trotz der Dürftigkeit des unmittelbar gegebenen Stoffes steht aber doch die Tatsache des Selbstbewusstseins fest, und dies ist der einzige, aber zureichende Grund, den die Psychologie als Wissenschaft geltend machen kann, weil die Wissenschaft als Object oder wenigstens Ausgangspunkt etwas Wirkliches verlangt. Alles andere beruht auf Analogieschlüssen aus dem Aeußern, die um so einleuchtender werden, je menschenähnlicher die Wesen sind, denen dieses Aeußere angehört. Durch Ausbreitung des Analogieschlusses auf alles Gegebene von dem winzigen Punkte des Selbstbewusstseins aus entsteht die psychologische Weltauffassung. — Es entspräche also dem Sachverhalte mehr, nicht sowohl objectiv von Natur und Geist, als von natürlicher (naturwissenschaftlicher) und geistiger (psychologischer) Auffassung zu reden; der Zwist liegt nicht im Object (der Säugling weiß nichts davon), sondern ist im Kopfe des Subjectes entstanden, und eine Lösung dieses Zwistes kann nur durch den Nachweis seiner Entstehung und Entwickelung erfolgen; die Frage so zurecht gerückt zu haben ist das unzweifelhafte Verdienst

Glogaus. — Drittens ist die Psychologie gar nicht so einfach und ungemischt, wie die beiden Naturwissenschaften, um sie als »reine Geisteswissenschaft« bezeichnen zu können. Was man bis jetzt in der individuellen Psychologie behandelte, lässt sich unmöglich von physiologischen Forschungen abtrennen, so wenig, dass ja mancher ihr das Recht einer besonderen Wissenschaft bestreitet, und was Völkerpsychologie angeht, so muss sie sich namentlich bei uncultivirten Völkern mit Anthropologie und Ethnologie auseinandersetzen, bei den übrigen an dem Stoffe herausbilden, welchen Sprach-, Cultur- und politische Geschichte darreichen. Wie verschieden derselbe Gegenstand behandelt werden kann, zeigt die reiche Litteratur über das griechische und deutsche Epos, welche Philologen und Litteraturhistoriker angehäuft haben, im Gegensatze zu Steinthals Aufsatze im V. Bande dieser Zeitschrift; in dieser verschiedenen Behandlung liegt das Recht gesonderter Existenz. Alle Resultate der Physiologie wird die Psychologie sorgfältig verwerten, z. B. den für Sprache so wichtigen Fund, dass ihre Functionen an die Integrität einer ganz bestimmten Stelle auf der linken Seite des Gehirnes gebunden seien — verwerten zur Aufklärung der inneren Ereignisse, die, weil die entsprechenden Bewegungen der Gehirnatome uns verborgen sind, eine eigene zusammenfassende Betrachtung erlauben. Diese Vermischung mit anderen Wissenschaften folgt von selbst daraus, dass mehr der Gesichtspunkt (1) als der Stoff (2) Psychologie von ihnen scheidet. — Viertens: Selbst einzelne Behauptungen der Psychologie, mögen sie noch so fest zu stehen scheinen, halten mit den Formeln der Naturgesetze keine Vergleichung aus. »Vielleicht der bedeutendste Fortschritt, sagt Paul S. 29, den die neuere Psychologie gemacht hat, besteht in der Erkenntnis, dass eine große Menge von psychischen Vorgängen sich unbewusst vollziehen, und dass alles, was je im Bewusstsein gewesen ist, als wirksames Moment im Unbewussten bleibt .... Alle Aeußerungen der Sprachtätigkeit fließen aus diesem dunkeln Raume des Unbewussten in der Seele« u. s. w. Ich stimme herzlich ein; allein über eine Hypothese, deren wir

durchaus bedürfen und für welche die Erfahrung spricht, geht das nicht hinaus, und zwar ist Existenz und Wirksamkeit von Wesen, die weder äußerlich noch innerlich wargenommen werden (unbewusster Vorstellungen) eine ganz und gar metaphysische Hypothese, die man auch rundweg leugnen kann mit Verzicht auf jede abgeschlossene psychologische Darstellung, welche, wie schon gesagt, ohne jede metaphysische Annahme sich nicht durchführen lässt.

Paul trägt offenbar zu sehr die Herbartsche Psychologie im Kopfe, in ihrer rings abgelösten mathematisch formalen Behandlung, auf die ich mich nicht näher einlasse; ich verweise auf meinen Aufsatz »Die Sprachauffassung Herbarts im Zusammenhange seines Systems« im XI. Bande. Besäße mathematische Psychologie Lebenskraft, dann freilich ließe sich mit ihrer und der Lautphysiologie Hülfe der Gang der Sprachgeschichte construiren; und in diesen zwei Factoren ginge so ziemlich alles auf. Aber »eine reine Geisteswissenschaft«, eine »Psychologie als Gesetzwissenschaft« existirt eben nicht und wird nie existiren, die zur Sprachwissenschaft sich so verhielte wie Physik und Chemie zur Geologie, aus der man bequem unbezweifelbare Gesetze zum Begreifen der Geschichte herübernehmen könnte. Dadurch ist der von Paul als fundamental bezeichnete Unterschied von Geschichtswissenschaften (weitesten Sinnes) und Gesetzwissenschaften mindestens für den Bereich der Seele und des Geistes aufgehoben und auf die Naturwissenschaften zurückgeschoben, von wo ihn Paul unter Vermittlung des vagen Begriffes des Geschehens auf das andere Gebiet übertragen hatte. In der Psychologie die Principien der Geschichte zu finden, in den psychischen Formen die Ursachen des Geschehens ist gerade so widersinnig, als in der Logik oder der Lehre von den Denkformen die Gründe der materialen Wahrheit oder Falschheit eines Satzes. Mit Recht tadelt Paul S. 13 diejenige Classe von Culturforschern, »welche es allen übrigen zuvorzutun wähnt, wenn sie nur in Darwinistischen Gleichnissen redet«; denn in der Tat, wenn man z. B. die Judenverfolgungen der neuesten Zeit einfach als Ueberlebsel (survivals)

oder als Atavismus bezeichnen hörte, womit alles abgetan sein sollte, so kann man nicht umhin, trotz der Neuheit der Schlagwörter nicht geringe Oberflächlichkeit anzuerkennen, weil die Frage doch immer wiederkehrt, wie denn nur im neunzehnten Jahrhundert solch mittelalterliches Verfahren noch auftauchen kann. Schlagwörter d. i. Verweisungen auf bloße Formen des Geschehens beantworten nie eine Frage, sondern nennen nur die Anschauung und Denkweise, nach denen, nicht: aus denen, eine Erscheinung erklärt werden soll. Denselben Fehler, den Paul an anderen rügt, begeht er selbst; nur sind es eben andere Anschauungen und formale Bestimmungen, die er mit materieller Erklärung verwechselt; man vergleiche, was oben über Pauls lautphysiologische Erörterungen geäußert wurde. Vielmehr steht Psychologie zur Geschichte im selben Verhältnis, wie etwa reine Mathematik zur angewanten Mathematik: auch durch reine Mathematik allein lässt sich keine wirkliche Bewegung bestimmen, wenn nicht nähere Angaben hinzutreten, die der Natur der bewegten Materie entnommen sind; so erklären auch psychische Formen allein kein wirkliches Geschehen ohne Hinzunahme anderer Motive, die der specielle Stoff ergibt. Schließlich wird aber Paul und wohl gar der aufmerksame Leser die Frage aufwerfen, die ich ihm auch gar nicht verdenken kann: wozu denn Psychologie in der Sprachwissenschaft gut sei? Und ich antworte ohne Zögern: wozu Philosophie überhaupt gut ist, weil Psychologie neben Geschichte (Sprachwissenschaft eingeschlossen) sich so stellt, wie Philosophie neben die Naturwissenschaft, d. h. nicht dazu, materielle Erklärungen zu ersetzen, die die einzelne Wissenschaft zu geben verpflichtet und befähigt ist — denn sie allein verfügt über den Stoff, aus dem jene zu holen sind —, wohl aber: um die Ansprüche eines tieferen und die Grenzen der einzelnen Wissenschaft überschreitenden Denkens zu befriedigen, welche niemals den Inhalt, sondern nur die Form der Erkenntnis betreffen können. Solche Ansprüche brauchen den empirischen Forscher nicht zu kümmern, der ruhig seinen Weg verfolgt, wie die Natur

seines Stoffes ihn vorzeichnet, wobei ich an die oben ausgeschriebene Stelle Glogaus erinnere; dagegen der Psycholog und Philosoph können unmöglich die empirisch gewonnenen Resultate unberücksichtigt lassen, wenn sie nicht in Scholastik zurückfallen wollen, dadurch dass sie die Form vom Inhalte ablösen. Paul spürt über den Bedarf des Einzelstudiums hinausgehende Ansprüche des Denkens und sucht ihnen in den allgemeinen Partien seiner Schrift gerecht zu werden, vielleicht wohl bewusst, dass alle, die erst mit der Einzeldarstellung zu denken anfangen, über dieselben hinweglesen oder sie ganz überschlagen, mit einigem Rechte, weil der reine Empiriker nichts daraus gewinnt. Man sieht nun wohl, dass ich über Paul keineswegs so schlimm urteile, wie es nach dem Früheren scheinen könnte; ich erkläre mich vielmehr mit dem meisten, was nicht das Verhältnis der Wissenschaften zu einander und die Bedeutung des Gedächtnisses, worüber später, betrifft, ausdrücklich einverstanden, und werfe ihm nur vor — in meinen Augen freilich ein schweres Versehen, dessen Illustration der größte Teil dieser Besprechung dienen sollte —, dass er seiner Theorie nach, der die Psychologie als Gesetzwissenschaft gilt, während sie in Beziehung auf die Sprachwissenschaft nur formal auftreten kann, mit formalen Bestimmungen die materiellen Erklärungen zu verdrängen meint; vielmehr müssen sich beide mit einander verbinden, z. B. die bisherige Erklärung von ἐρείσθην mit Pauls formaler Berichtigung, um Erkenntnisse zu schaffen, die der Sprachwissenschaft und der Psychologie, der Forderung des Fachmannes und des Denkers gleichmäßig Genüge tun. Ich sagte: seiner Theorie nach; ich muss nämlich sofort hinzufügen, dass Pauls Praxis vielfach inconsequent d. h. in diesem Falle besser ist als seine Theorie, indem die Gewöhnung des Fachmannes an materiale Bestimmungen trotz alledem durchbricht. So ist es denn ganz bezeichnend, wenn Ludwig Tobler in seiner Recension im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie (Nr. 4 von 1881) sagt: »Alle diese einleitenden Begriffsbestimmungen .... üben auf den weitern Verlauf der Dar-

stellung keinen Einfluss«; er hätte nur noch hinzufügen können: glücklicherweise.

Hiemit wäre der Gegensatz zwischen Paul und mir auf einen deutlichen Ausdruck zurückgeführt und die Pflicht erfüllt, die der Kritik dergleichen Büchern gegenüber obliegt, nämlich: die dem Verfasser selbst oft unbewusste Grundanschauung, aus der alles andere fließt, hervorzuziehen und der eigenen entgegenzustellen, wobei das allfällige mit unterlaufende Lob oder Gegenteil ganz Nebensache ist. Das Nachfolgende zieht die Consequenzen für die Analogie-Erklärung. Curtius hat nämlich nicht so ganz Unrecht, vom Schlagwort der Analogiebildung zu sprechen (Griech. Verb. Bd. II[1] S. 257), wenn man nicht im Stande ist, nähere Bestimmungen hinzuzufügen. Denn die Behauptung »die und die Form ist durch Analogie entstanden«, auch wenn man die Musterbildung bezeichnet, bietet nicht sowohl eine Erklärung, als nur eine Angabe des Gebietes, auf dem sie stattfinden soll, enthält keine Lösung, sondern eine Aufgabe. Nun ist Paul viel zu sehr Einzelforscher, als dass er sich durchweg mit solcher Antwort begnügt hätte, deren Hohlheit und Leerheit er instinctive fühlt. So bezeichnet er S. 106 »gelesen, genesen, gewesen«, die schon im Ahd. mit *s* erscheinen, als Analogieformen nach dem Präsens »lesen« für gesetzmäßiges »gelernen, generen, gewerenr« (weil das Part. Perf. die Endung betonte, tritt für hartes *s* weiches *z* resp. *r* ein), weist aber auf die Gleichheit des Wurzelvocales im Präsens und Partic. Perf. hin, der das *s* auch in der letzteren Form hielt und dem Streben, denselben Begriff auch lautlich gleichmäßig zu gestalten, erwünscht zu Hülfe kam, und dies Streben konnte aufsteigen, als durch die allgemeine Zurückziehung des Accentes auf die Wurzelsilbe eine Gleichförmigkeit bereits eingeleitet war. Dies Raisonnement wird auch negativ bestätigt, denn wo die Gleichheit des Wurzelvocales fehlte, trat auch, was Paul hervorhebt, die Gleichheit des Consonanten viel später ein: »gekoren, gefroren, verloren« im Gegensatz zu »kiesen, friesen, verliesen«. Eine ganz ähnliche Ausführung findet man S. 115. Derlei äußere An-

lässe und innere Triebfedern müssen durchaus für jeden Fall nachgewiesen werden, wenn Analogie-Erklärung mehr als Schein und Schlagwort sein soll. Schon in meiner Abhandlung »Ueber Lautgesetz und Analogie« wurde darauf hingewiesen und z. B. Brugmans Deutung des griech. Aor. Pass. als unbefriedigend dargestellt (diese Zeitschrift Bd. XI S. 466), weil sie nur formaler Art sei, ohne die wirklichen Motive aufzudecken; ohne die dort gegebene Ergänzung für unfehlbar zu halten, glaube ich doch, sie diene wenigstens der Veranschaulichung dessen, was ich meine. Ebenso scheint es durchaus berechtigt, der bloß formalen Erklärung der griechischen Comparative, dass sie Analogiebildungen nach den Zahlwörtern wie *δέκατος* darstellen, die andere entgegenzusetzen, dass *τατος* altindischem *titha* von *bahutitha* »vielfach viel«, *tāvatitha* »der sovielte« entspreche; der begriffliche Zusammenhang der Steigerungsgrade mit den Ordinalien muss für die eine und die andere gleicherweise nachgewiesen werden. Nun ist es ja wahr, wenn Paul S. 111 sagt: »Wir müssten eben allwissend sein, sollten wir im Stande sein überall die Ursache anzugeben, warum in diesem Falle so, in jenem anders entschieden ist. Und die Tatsache lässt sich nicht wegleugnen, dass sehr häufig ganz analoge Fälle in demselben Dialekte, ein und derselbe Fall in verschiedenen Dialekten abweichenden Ausgang haben«. Aber das dispensirt nicht davon, wenigstens principiell die Notwendigkeit näherer Bestimmungen und Motive für jede Analogie-Erklärung anzuerkennen, am meisten da, wo es sich nicht um vereinzelte dialektische Eigenheiten, sondern um Formen weit verbreiteter Sprachen handelt, und statt in vielen Fällen sich mit dem Satze zu entschuldigen: Nur einer ist allwissend, wäre es offener, die Schwäche der Erklärungsweise einzugestehen. Befolgte man diese Forderung, so ergäbe sich eine Summe von Motiven und Triebfedern, die, weil jede Sprache geistiger Einheit entsprungen ist, zu einander stimmen und eine Charakteristik der Sprache ausmachen würden, während eine Sammlung von Analogiefällen, nach äußerlichen Merkmalen geordnet, z. B. ob bei flectirten

Wörtern die Association entweder von dem Wortstamme oder den Endungen ausgeht und dergl., ohne die erwähnten Ergänzungen, kaum sonderliche Einsicht schaffen wird.

Was nun eben die Association anlangt, auf der die Gruppen- (Reihen-) Bildung beruht, so erhebe ich auch bei diesem neuen Buche gegen Paul denselben Vorwurf, den ich ihm schon Bd. XII S. 2 flg. gemacht, dass er die Association durch Formanschauung und die Association durch räumliches und zeitliches Neben- und Nacheinander verwechselt resp. die erste Art nicht kennt, in Folge dessen dem Gedächtnisse, das hier ganz außer Frage bleibt, eine ungebührliche Wichtigkeit zuschreibt. Man lese nur S. 30 flg., um sich davon zu überzeugen: »Die Vorstellungen werden gruppenweise ins Bewusstsein eingeführt und bleiben daher als Gruppen im Unbewussten. Es associiren sich die Vorstellungen auf einander folgender Klänge, nach einander ausgeführter Bewegungen der Sprechorgane zu einer Reihe.... Diese wenigstens ursprünglich durch die Außenwelt gegebenen Gruppen organisiren sich nun in der Seele jedes Individuums zu weit reicheren und verwickelteren Verbindungen, die sich nur zum kleinsten Teile bewusst vollziehen.... So associiren sich die verschiedenen Gebrauchsweisen, in denen man ein Wort, eine Redensart kennen gelernt hat, unter einander. So associiren sich die verschiedenen Casus des gleichen Nomens, die verschiedenen Tempora, Modi, Personen des gleichen Verbums .... ferner alle Wörter von gleicher Function .... ferner die mit gleichen Suffixen gebildeten Ableitungen aus verschiedenen Wurzeln .... ferner .... ferner .... Alle diese Associationen können ohne Bewusstsein zu Stande kommen und sich wirksam erweisen, und sie sind durchaus nicht mit den Kategorien zu verwechseln, die durch die grammatische Reflexion abstrahirt werden, wenn sie sich auch gewöhnlich mit diesen decken«. Offenbar macht Paul, dem Bewusstsein und Reflexion, Unbewusstheit und Mechanismus zusammenfallen, zwischen der Reihe: ich sage, du sagst, er sagt, wir sagen, ihr sagt, sie sagen und der Reihe

a b c d e f oder 1 2 3 4 5 6 keinen Unterschied und kennt daher auch keine unbewusst wirksamen, sondern nur durch Reflexion entstandene Kategorien. Aber die erste Reihe hat mit den beiden anderen nichts zu schaffen und beruht auf ganz anderer Einheit: bei der Buchstaben- und Zahlen-Reihe besteht das Band im objectiven Hintereinander, in welchem die Elemente aufgezählt werden; bei der Präsensreihe in der subjectiven Uebung, die sich das Kind hat erwerben müssen, um die Formen im präsentischen Sinne anzuwenden. Nur in wie weit das Kind die Kategorie des Präsens erfasst hat, was sich praktisch in der richtigen Verwendung der Formen zeigt — denn von theoretischer Deutlichkeit kann natürlich keine Rede sein —, gerade so weit bildet sich ein psychisches Ganze, das folglich loser oder geschlossener sein kann. Beweis dafür: man kann die Glieder beliebig versetzen: ich sage, wir sagen, du sagst, ihr sagt, er sagt, sie sagen, ohne die Gruppe zu schädigen, weil der Präsens-Begriff sie zusammenhält; der Begriff wirkt aber nicht außer dem Kinde, welchem es gar nichts nützt, dass ihn seine Umgebung erfasst hat, sondern in ihm nach dem Grade, wie er aufgefasst wurde; diese Gruppe, wiederhole ich jetzt noch, ist eine Tat des kindlichen Geistes, die beiden anderen sind Ereignisse in seiner Seele. Die Kategorie, weit entfernt vom Grammatiker erst geschaffen zu sein, ist vielmehr von Anfang an das Band der Gruppe, nur dass das Kind praktisch und daher unbewusst vollzieht, was der Grammatiker theoretisch mit Reflexion; der Grammatiker kann und soll keine anderen Einheiten abstrahiren, als sie in der Sprache bereits vorgebildet liegen; sein Bewusstsein weicht nicht dem Inhalte, sondern der Form nach vom gewöhnlichen Sprachbewusstsein ab. Das gilt von jeder grammatischen Gruppe, die man eher als Fähigkeit und Fertigkeit sich vorstellen muss, welche stärker und schwächer sein kann, denn als eine Gruppe von Dingen, bei der nur noch Größe und Zahl d. i. Gedächtnis in Frage kommt. Bei Paul freilich organisirt und associirt sich alles von selbst und diese, nicht durch räumliche und zeitliche Anordnung

der Objecte in der Außenwelt, sondern durch gegenseitige Attraction der Vorstellungen in der Seele selbst zu Stande gekommenen Gruppen üben nach S. 61 die productive Tätigkeit aus. Diese sogenannte productive Tätigkeit ist aber nur Mechanismus, der sich in der Seele abspielt, ohne von außen hervorgerufen zu sein, was Reproduction wäre; der Unterschied von Production und Reproduction läuft auf einen Unterschied des Ortes hinaus, dem Wesen nach fallen beide zusammen. Das zeigt S. 63 augenscheinlich: »Bei grammatischer Aneignung einer fremden Sprache lernt man Paradigmen auswendig .... Aber dem Kinde, das die Muttersprache erlernt, sagt niemand, dass *gastes* der Gen. Sg., *gaste* der Dat. Sg., *gäste* der Nom. pl. zu dem Nom. Sg. *gast* sei .... niemand sagt ihm überhaupt, dass eine Beziehung zwischen den betreffenden Formen stattfindet«. Sei doch Paul nicht so grausam und sage dem guten Kinde, *gastes* sei Gen. Sg. u. s. w. und sehe zu, ob es nur daran fehlte! »Vielmehr werden alle Beziehungen derselben auf einander erst von innen heraus geschaffen«. Man lasse sich durch den letzteren hoch gegriffenen Ausdruck nur nicht zum Glauben verleiten, eben so wenig als durch den obigen der productiven Tätigkeit, Paul meine irgend was anderes als das mechanische Aneinanderschießen der Elemente; jede solche Illusion wird an den unmittelbar folgenden Worten zu Schanden: »Es ist eine partielle Gleichheit des Lautes und der Form, wonach sich einerseits Gruppen wie ... *gast - gastes, gaste - gäste* etc., anderseits solche wie ... *gastes - armes - spruches* etc. zusammenschließen. Und zwar entstehen auf diese Weise Parallelreihen« u. s. w. Paul versteht das Genetivische von *gastes* gerade wie das Lautbild als Stoff oder Inhalt; das Element *gastes* hat in seinen Augen zwei Eigenschaften: erstens aus diesen und diesen Lauten zu bestehen, zweitens diese und diese Function zu besitzen, gerade wie eine Rose erstens rot und zweitens wohlriechend ist. Wie nun einerseits mehrere rote Gegenstände und andererseits mehrere wohlriechende Gegenstände je zu einer Gruppe zusammen treten, so vereinigt sich für Paul ebenfalls *gastes*

mit *gast, gaste, gäste, gästen* zu einer Reihe, dann *gastes* mit *armes, spruches, freundes, feindes* wieder zu einer Reihe. Eine solche dingliche Eigenschaft, die an mich herantritt, ist nun eben Function nicht, die vielmehr an den Sprachformen haftet wie die Gestalt am Stoffe und subjectiv gewonnen sein will; Function bezeichnet Weise meiner Selbsttätigkeit, gehört nicht den Worten, sondern dem Redenden. Und ganz gleich von syntaktischen Verhältnissen S. 70: »Wir hören nach und nach eine Anzahl von Sätzen, die auf dieselbe Art zusammengefügt sind und sich deshalb zu einer Gruppe zusammenschließen. Die Erinnerung an den speciellen Inhalt der einzelnen Sätze mag dabei immer mehr verblassen, das gemeinsame Element wird durch die Wiederholung immer von neuem verstärkt, und so wird die Regel unbewusst aus den Mustern abstrahirt«, wie etwa aus den Einzelvorstellungen: Huhn, Ente, Gans, Rabe, Storch der Gemeinbegriff Vogel sich niederschlägt.

Die natürliche Folge davon, dass die Gruppen nicht auf Selbsttätigkeit beruhen, sondern sich von selbst bilden, ist die, dass sie sich nur noch durch Zahl und Größe der sie zusammensetzenden Glieder unterscheiden und das Gedächtnis in den Vordergrund tritt, von dem denn auch bei Paul gar viel die Rede ist; so S. 80: »Die Zweckmäßigkeit der Lautmittel einer Sprache besteht einerseits darin, dass .... anderseits darin, dass das Gedächtnis möglichst durch eine angemessene Gruppirung unterstützt werden kann ..... Falls aber einmal bedeutungslose Verschiedenheiten bestehen, z. B. verschiedene Declinations- und Conjugations-Classen, so ist es den Umständen nach für die Einprägung der Formen am vorteilhaftesten, wenn die verschiedenen Gruppen möglichst reinlich gesondert gehalten werden« u. s. w. S. 81: »Daraus entspringt für die folgenden Generationen eine unnütze Belastung des Gedächtnisses.« S. 107: »Die größere oder geringere Intensität, mit der die einzelnen Formen dem Gedächtnisse eingeprägt sind«. S. 110: »Die Intensität der gedächtnismäßigen Einprägung«. S. 113: »Wenn z. B. sämmtliche

Casus des Sg. sich übereinstimmend sämmtlichen Casus des Pl. gegenüber stellen, so prägt sich dieses Verhältnis leichter und fester dem Gedächtnisse ein, als wenn einige Formen des Sg. mit einigen Formen des Pl. sich zusammen andern Formen des Sg. und Pl. gegenüber stellen.« S. 125: »Die größere Zweckmäßigkeit der neuhochdeutschen Verhältnisse beruht nicht bloß darauf, dass das Gedächtnis ganz erheblich entlastet ist« und so geht es fort. Absichtlich habe ich der Stellen viele ausgeschrieben, damit der Leser ersehe, dass es sich nicht um eine unvorsichtige Redewendung, sondern um eine wahre Grundvorstellung handelt, die man nicht lebhaft genug zurückweisen kann. Im einzelnen wäre vieles einzuwenden; es ist beispielsweise gar nicht so ausgemacht, dass ein einheitlich gestalteter Sg. oder Pl. von vornherein dem Gedächtnisse sich besser einpräge, sondern nur dann, wann die Kategorien des Sg. und Pl. sich genügend befestigt haben. So lange aber die Casusbegriffe an Wichtigkeit den Numerus überragen, so dass die gleichartige Gestalt z. B. von Nom. und Acc. der genauen Scheidung von Sg. und Pl. vorgezogen wird, so lange prägt sich auch die Casusform leichter dem Gedächtnisse ein als die Numerusform; die Kraft des Gedächtnisses richtet sich nach dem Grade des Interesses und der Art der Auffassung. Sonst frage ich jeden, ob er je an sich oder an andern den Eindruck wargenommen, als würde bei Aneignung der Muttersprache das Gedächtnis belastet oder gar überlastet, als käme diese Kraft überhaupt in Frage. Man erkundige sich bei Dienstmädchen und Köchinnen, die auf praktischem Wege dadurch, dass sie sich in eine französische Familie verdingen, französisch lernen, ob sie je das Gedächtnis angestrengt! Keine Fähigkeit oder Fertigkeit macht sich dem Gedächtnis fühlbar, und Formengruppen sind nur der sprachliche Ausdruck grammatischer Fertigkeit. Dafür dass das Gedächtnis bei der Gruppenbildung eine besondere Rolle spiele, könnte man den Umstand anführen, dass Analogiebildungen auch nach kleineren Gruppen stattfinden, wenn diese sehr häufig gebrauchte

Formen enthalten, und das hebt auch Paul gebürend hervor S. 66, 111, 125, Stellen, von denen die mittlere als die deutlichste hier stehen mag: »Die meisten Unregelmäßigkeiten .... gehen daraus hervor, dass die einzelnen Gruppen sich in Bezug auf die Häufigkeit des Vorkommens und damit in Bezug auf die Leichtigkeit, mit der die einzelnen Formen mit ihren traditionellen Unterschieden gedächtnismäßig reproducirt werden können, sehr weit von einander unterscheiden. Die seltensten Wörter unterliegen bei sonst gleichen Verhältnissen der Ausgleichung am frühesten, die häufigsten am spätesten oder gar nicht.« Der Satz ist in so weit berechtigt, als Analogiebildungen, welche von häufiger vorkommenden Wörtern oder von zahlreichen Formen abgeleitet werden, dadurch an Wahrscheinlichkeit für den Leser gewinnen, ohne dass man seltenen Wörtern und vereinzelten Formen eine solche Wirkung ganz absprechen dürfte, wenn nähere Umstände sie glaublicher machen können, indem man etwa die Uebergangsstufen von geringen Anfängen zu größerer Verbreitung oder besonders enge begriffliche Beziehungen oder dergl. nachzuweisen versucht. Das Gedächtnis aber fällt überall außer Betracht; oder will man ernstlich behaupten, dass *sein, haben, werden,* weil sie häufiger vorkommen, fester im Gedächtnisse haften als andere Verben, gleich wie etwa das Vaterunser unauslöschlich sich einprägt? Dennoch zeigt die Erfahrung, dass solche Verben gar oft kürzere Nebenformen aufweisen, die man als »gekürzte« Formen wieder dem häufigeren Gebrauch zuzuschreiben pflegt, so dass man in den Widerspruch verfällt: Diejenigen Wörter, welche wegen ihres häufigen Gebrauches am festesten haften, unterliegen am häufigsten einer Veränderung! Dergleichen allgemeine Behauptungen richtet man immer nach den Bedürfnissen des einzelnen Falles ein. Dass sowohl der häufigere Gebrauch als auch die kürzeren Nebenformen eine Folge davon seien, dass der materielle Gehalt des Wortes sich in Form zu verflüchtigen anfängt, wobei geistigere Sprachen Formwörter auch in ihrem Aeußeren einander zu nähern sich bestreben, habe ich S. 91 f. dieses

Bandes zu zeigen gesucht. Selbstverständlich hätte das dort beigezogene Material leicht verdoppelt und verdreifacht werden können; es sollte eben nur der richtige Gesichtspunkt aufgestellt werden. Ich trage, weil Magyarisch und Finnisch den Ausgangspunkt bildeten, noch das finn. *oisin oisit oisi* und *ois, oisimme oisitte oisivat* neben den vollständigeren Formen *olisin olisit olisi, olisimme olisitte olisivat* »ich wäre, du wärest« u. s. w. nach, von der Wurzel *ol* »sein«, dem Moduszeichen *isi* und den Personalendungen *n t —, mme tte vat;* Anschluss an *on* »ist«, *ovat* »sind« neben *olen* »bin«, *olet* »bist«, *olemme* »wir sind«, *olette* »ihr seid« liegt augenscheinlich vor, obwohl damit nicht alles erledigt ist; *ois* findet sich z. B. kalevala II 91 *ois-ko tammen taittajata* »gäbe es nur einen Fäller der Eiche« (*tamme-*, Nom. *tammi* »Eiche«). In einer so wenig abstracten Sprache, wie das Koptische ist, gelang es mir bloß einen Fall aufzufinden, der hieher gehört: *ovov* und *μμον* »ist« »ist nicht« mit der Präposition *ντε* heißen »haben« und »nicht haben«; vergl. Schwartze-Steinthal § 202, § 204 der Lautlehre und § 76a, § 85 der Formenlehre, Ludw. Stern § 312—317; *ovov ντε* wird nun im Boheir. (früher memphitisch geheißen) zuweilen zu *ovovτε*, im Sahid. regelmäßig zu *ovντε* contrahirt, wie für *μμον ντε* boheir. auch *μμοντε* und im Sahid. *μντε* steht, so dass das Nomen oder Pronomen hinter dem verschmolzenen *ντε* dem Sprachgefühl fast zum Nominativ sich verschob und aus »mir ist« ein »ich habe« sich herausbildete: *ovov ντε φ-νovτι est deo, ovovτε φ-νovτι habet deus, ovov ντηι est mihi, ovovτηι habeo* (*ι* Suffix der 1. Pers. Sg.); deshalb steht denn auch das Subject von »sein« als Object mit *ν*: *ovovτε π-šηϱι μ-φ-ϱωμι ν-εϱšιšι habet filius hominis potentiam;* nach § 482 (Stern) »kann *ν* kein Subject anschließen« und »ist ein eben so entschiedenes Zeichen des Objects wie *νϑε* das des Subjects,« wenn es dem Verb. nachsteht; *νϑε* fehlt nun freilich beim Dat.-Nom., wie übrigens noch in einem Falle nach demselben § 482: *af-ϑων πεκ-νovτι* »wo ist dein Gott?« Die *ν*-Bestimmung bei *šωπι* und *οι* »sein« braucht kein Nominativ zu sein § 496. Jedenfalls stumpfte die Con-

traction den Dativeindruck ab und leitete die Verwandlung in ein Formwort ein.

Das Voranstehende zeigt, dass Paul nicht bloß der Psychologie als Gesetzwissenschaft eine schiefe Stellung anweist, sondern Gesetz selbst nur als Mechanismus versteht, worüber ich mich schon im Aufsatze »Herbarts Sprachauffassung« u. s. w. genügend ausgelassen. Nur empfinde ich es jetzt fast als eine Schuld, dort nirgends Wilh. von Humboldt citirt zu haben, der doch zu Anfang seiner Schrift über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues so erhebend von der menschlichen Geisteskraft spricht, so dass ich der formalen mathematisch-mechanischen Anschauung Pauls nichts Würdigeres entgegenzustellen und meine Besprechung nicht besser zu beschließen weiß als mit den Worten jenes trotz allen Widersprüchen großartigen Denkers: »Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist eben so wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. - - - Man wird am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äußeren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint.«

Bemerkung. Paul billigt S. 193 in Bezug auf die ersten Sprachlaute Steinthals Ansicht, sie seien Reflexbewegungen. Steinthal selbst in der 3. Ausgabe seines Buches »der Ursprung der Sprache« (1877) hält S. 314 und 371 diese Erklärung nicht mehr für ausreichend. Wenn dagegen Paul Wurzelschöpfung auch heute nicht erloschen glaubt, S. 187 flg., so verdient das volle Beachtung. —

Suomalais-Ruotsalainen sanakirja. Finskt-Svenskt Lexicon von Elias Lönnrot. Helsingfors. Erster Teil A-M 1874. Zweiter Teil N-Ö 1880. VIII 1120 und 1083 S. mit Schlusswort. — Das Finnische ist mit deutschen, das Schwedische mit lateinischen Buchstaben gedruckt. Das Werk ist von der finnischen Litteraturgesellschaft veranstaltet (Suomalaisen kirjallisuuden Seura). Mit b c d f g fangen keine wahren finnischen Wörter an, f fehlt sogar überhaupt, weshalb die betreffenden Abschnitte sehr kurz ausgefallen sind.

Das Werk verdient nicht nur wegen seines großen Umfanges, sondern auch wegen des hochberühmten Herausgebers, des Sammlers und Redactors der Kalewala-Lieder, geb. 1802, über den schon der V. Band dieser Zeitschrift S. 37 nähere Angaben machte, die Beachtung auch des deutschen Publicums. Ich übersetze die wichtigsten Teile des schwedischen Vorwortes. »An der Bereicherung des Renvallschen im Jahr 1826 herausgekommenen finnischen Wörterbuches haben mehrere Männer im Laufe der vier letzten Decennien gearbeitet. Die erste Stelle unter ihnen gehört dem verstorbenen Lector der Finnischen Sprache Mag. Carl Nikl. Keckman und nächst ihm dem Lector extraordinarius Carl Gustav Borg, wobei bemerkt werden mag, dass eine Menge neuer finnischer Worte im finnisch-schwedischen Wörterbuch von G. E. Eurén (Tavastehus 1860), sowie im russischen, schwedischen und finnischen Handlexikon (Tavastehus 1851), und im schwedisch-finnischen Handlexikon (Helsingfors 1853) vorkommen. Einige solche trifft man auch im finnischen und schwedischen, sowie schwedischen und finnischen Wörterbuch, ausgearbeitet von Carl Helenius (Abo 1838) .... Auch sind manche neue Wörter und Redeweisen von vereinzelten, der finnischen Sprache eifrig zugetanen Personen aufgezeichnet und teils der finnischen Litteraturgesellschaft in Helsingfors, teils direct dem Unterzeichneten gütig überlassen worden. So weit es möglich ist, sollen ihre Namen erwähnt werden, wenn diese

Arbeit einmal fertig wird; hier kann es genügen, im Allgemeinen ihnen Dank zu erstatten für ihre Obsorge und Mühe, so wie die vornehmsten von ihnen vorneweg zu nennen, nämlich .... Ein durchschossenes Exemplar von D. Juslenii Suomalaisen Sana-Lugun Coetus mit einer Menge darin eingetragener neuer Wörter, die der jetzt verstorbene Hof(rechts)rat C. H. Asp aufzeichnete, bin ich überdies zu Bereicherung des Wortvorrates zu benutzen im Falle gewesen. Alle diese Wortsammlungen habe ich gemäß Beschluss der Litteraturgesellschaft in alphabetische Ordnung gebracht, in Abweichung von der etymologischen Gruppirung oder Stammwörter-Anordnung, die in allen bis jetzt erschienenen vollständigeren finnischen Wörterbüchern ausschließlich zur Anwendung kam. Die einzige Abweichung von der alphabetischen Ordnung, die ich mir gestattet, ist, dass ich zuweilen bei den Verben auf ä zuerst das Verbum und hernach im selben Artikel die davon hergeleiteten Verbalnomina auf *-jä, -minen, -mätön* u. s. w. aufgenommen habe, nämlich in solchen Fällen, wo sie auch nach der strengsten alphabetischen Ordnung ohnehin neben einander zu stehen gekommen wären, sieh z. B. *heikentyä, helkyttää.* Manchmal kann überdies eine unbedeutende Abweichung dadurch geschehen sein, dass ein Diminutivnomen unmittelbar nach dem Stammwort angeführt wurde, und dass die Adverbien auf *-sti* im Zusammenhang mit den Adjectiven vorkommen, von denen sie abstammen. Leider muss ich gestehen, dass die Zeit mir nicht erlaubte, für Bereicherung des Wortvorrates und der Phraseologie alle während der letzten Zeit herausgekommenen finnischen Schriften und insbesondere die finnische Zeitungslitteratur genau durchzugehen, eben so dass es nicht einmal in meiner Macht stand, die in der Hand befindlichen Sammlungen einer so strengen kritischen Behandlung zu unterwerfen, als es wünschenswert gewesen wäre. Die Sammlungen sind von mehreren gemacht, teils von solchen, deren Muttersprache das Schwedische gewesen, und die deshalb leicht den finnischen *e-* und *ä*-Laut haben vermischen können, teils von solchen, welche überhaupt nicht

oder nur unvollkommen das Schwedische gekannt. So ist denn leicht möglich, dass Unrichtigkeiten sich teils in der Rechtschreibung der Wörter teils hinsichtlich ihrer Bedeutungen einschleichen konnten. Durch meine nicht allzu eingeschränkte Kenntnis der finnischen Dialekte habe ich oft das Fehlerhafte berichtigen können, aber in andern Fällen, wo ich von der Falschheit eines Punktes nicht bestimmt überzeugt war, musste man es zukünftiger Forschung überlassen; denn Verschiedenes, das ich in früherer Zeit als unrichtig ansah, das kam, wie ich nachher fand, doch an dem einen oder andern Orte im Lande vor, und diese Erfahrung hat mich veranlasst, nicht alles zu verwerfen, über dessen Unrichtigkeit ich Zweifel hegen konnte. Ich hatte nur zwischen zwei Dingen die Wahl: entweder der Kritik größere Sorgfalt zu widmen, aber dann auch gleichzeitig von der Hoffnung abzustehen, in der noch übrig gebliebenen wenn auch längeren Lebenszeit und Arbeitslust das Werk vollendet zu sehen, oder die in der Hand befindlichen Sammlungen auf solche Weise zu ordnen, wie es jetzt geschehen ist, wo ich dann möglicherweise die Vollendung der Arbeit erleben konnte. Ich wählte das zweite hauptsächlich in der Furcht, dass die kostbaren Sammlungen während einer längeren Bearbeitung verschiedenen Schicksalen preisgegeben sein könnten. Auch nur in dieser Weise ausgeführt hätte die Arbeit für mich allein volle acht Jahre in Anspruch genommen, welche Zeit jetzt gleichwohl auf die Hälfte sollte verkürzt werden, nachdem ich mit Einwilligung der finn. Litteraturgesellschaft in dem Vicepastor Mag. A. Varelius einen passenden Mitarbeiter erhalten. Was mir auf eine merkbare Weise die Arbeit erschwert hat, ist meine mangelhafte Kenntnis des Schwedischen und insbesondere seines Wortvorrates, also gerade der Hauptsache für einen Lexikographen. In Finnland gebräuchliche schwedische Wörter, welche nicht in Dalins Wörterbuch über das Schwedische vorkommen, aber womit die gesammelten finnischen Wörter oft von ihren Aufzeichnern wiedergegeben worden sind, habe ich nach Möglichkeit vermieden, aber dabei oft

mich ratlos befunden wegen des richtigen entsprechenden schwedischen Wortes. Eine andere nicht geringere Schwierigkeit hat sich bei den Interjectionsworten erhoben, deren im Finnischen viele sind, aber im Schwedischen ganz wenige, und eine noch größere Schwierigkeit stellte sich beim Wiedergeben der mannichfaltigen onomatopoietischen Worte ein, welche das Finnische für die Bezeichnung von Lauten und Bewegungen besitzt, während das Schwedische zum größten Teile solcher ermangelt« (siehe S. 425).

»Das habe ich mir erlaubt anzuführen, um einigermaßen die mannichfaltigen Gebrechen der Arbeit zu entschuldigen, und verschiedenes andere ließe sich hinzufügen, das ich aber dennoch übergehe im Bewusstsein, dass die vornehmste Ursache an mir selbst oder an meinem Unvermögen liegt, etwas Besseres zu Stande zu bringen, weshalb ich auch so bald als möglich bereit wäre, die ganze Arbeit anderen tauglichern Händen zu überlassen, wenn sie nur wegen ihrer vielen andern Geschäfte so viel Zeit dazu finden könnten, als ich wegen des gegenwärtigen finde. Außer der oben erwähnten alphabetischen Wortfolge weicht dieses Wörterbuch von allen seinen Vorgängern darin ab, dass, während in den ältern Wörterbüchern von den Nomina auch die Genitivendung und bei den Verben die erste Pers. Sing. Praes. angeführt wurde und hernach der Infinitiv, hier von den Nomina allein der Nominativ und von den Verben der Infinitiv aufgenommen worden ist, gewisse bestimmte Fälle ausgenommen, wo von den ersten auch der Genetiv, und von den letztern auch das Präsens ausgesetzt worden ist. Von allen solchen Nomina und Verba, bei denen allein der Nominativ und Infinitiv angegeben wurde, kann deren Genetiv und Präsens — von jedem Beliebigen — mit Leichtigkeit nach folgender Anweisung gebildet werden, weshalb es nichts genutzt hätte, sie auszuschreiben, sondern es wäre im Gegenteil Wirrwarr entstanden, besonders wenn sie nach dem Brauche früherer Wörterbücher bloß mit ihren Endungen bezeichnet worden wären.«

Es folgt die in Aussicht gestellte praktische Anweisung,

dann einige orthographische Punkte, und letztlich eine Uebersicht der Ableitungen, in denen namentlich der Reichtum des Verbum erstaunlich ist; es werden folgende aufgezählt: 1) verbum comparativum*): *alene-n* »ich werde niedriger«, Infinitiv *aleta,* Comparativ *alemma-n* Genet., *alempi* Nomin., *ala* »unten«; 2) verbum diminutivum: *anneksi-n* »ich gebe wenig«, Infin. *anneksia* von *anna-n* »ich gebe«, Infin. *antaa;* 3) verbum factitivum: *alenna-n* »ich mache niedriger«, Infin. *alentaa; annata-n* »ich mache geben«, Infin. *annattaa;* 4) verbum curativum: *alennuta-n* »ich lasse niedriger machen«, Infin. *alennuttaa; annatuta-n, annatuttaa* von *antaa* »geben«; 5) verbum frequentativum: *antele-n* »ich gebe oft«, Infin. *annella* (= **annel-ta*); *annattele-n* »ich mache häufig geben«, Infin. *annatella,* von *annattaa;* ebenso *alentele-n alennella* von *alenna-n alentaa* »erniedrigen«; 6) verbum imitativum: *arsota-n* »ich wachse frühzeitig«, Infin. *arsottaa,* von *arso* »frühzeitig«; Infin. *eskottaa* »stolz tun« von *esko* »stolz«; 7) verbum instructivum: *airota-n* »ich versehe mit Rudern«, Infin. *airottaa,* von *airo* »Ruder«; *alusta-n* »ich lege Grund«, Infin. *alustaa,* von *alusta* »Grund«; hievon wäre wieder eine Frequentativform möglich, Infin. *airotella alustella;* 8) verbum medium: *antau-n* »ich gebe mich, überlasse mich«, Infin. *antauta* von *anna-n antaa;* 9) verbum moderativum: *ahmi-n* »ich pflege gierig zu essen«, Infin. *ahmia,* von *ahmata* »gierig essen«; *aihkia* »wehklagen« von *aihkata;* 10) verbum momentaneum: *aikahda-n* »ich tue einen Wehschrei«, Infin. *aikahtaa*; *elähdä-n* »ich lebe plötzlich auf«, Infin. *elähtää* von *elä-n* »ich lebe« Infin. *elää*; 11) Verbum subitaneum von ungefähr derselben Bedeutung, nur mehr transitiv: *ahmaise-n* »ich schlucke hastig hinunter«, Infin. *ahmaista; aukaise-n* »ich öffne schnell«, *aukaista* von *auvo-n* »ich öffne«, Infin. *aukoa;* 12) verbum

*) Selbstverständlich können solche Verben nicht von den Comparativen »abgeleitet« sein, wenn sie ihnen auch zur Seite gehen; wie wäre aus *alempa- alemma-* ein *alene-* zu gewinnen? dann findet sich diese Ableitung auch von Verbalstämmen: *lasketa,* 1. Sing. Praes. *laskenen,* »sinken, niedergehen« von *laskea lasken* »loslassen«.

subjectivum: *alennu-n* »ich werde niedriger, sinke«, Infin. *alentua;* 13) verbum translativum: *akastu-n* »ich werde weibisch, weichlich«, Infin. *akastua* von *akka* »Weib«, Genet. *akan.* Darunter sind Nr. 6, 7, 13 deutliche Denominativa; die Möglichkeiten übrigens keineswegs erschöpft, wie man aus den Formen ersieht, welche an *seiso-* »stehen« sich anschließen und in diesem Wörterbuch sich verzeichnet finden: I von *seiso-n* »ich stehe«, Infin. *seisoa* entspringt das Frequentativ (5): *seisoele-n* oder *seisoile-n,* Infin. *seisoella seisoilla;* II *seisoksele-n,* Infin. *seisoksella* (auch mit *sk* statt *ks*) stammt vom ungebräuchlichen *seisoksi-n seisoksia* dem Verb. dimin. (2); III Factitive sind (3): *seisota-n seisottaa* und *seisata-n seisattaa* mit ihren Frequentativen *seisotele-n seisotella* und *seisatele-n seisatella,* resp. »aufstellen, hemmen« beides »stehen machen«; Verb. subjectivum (12) ist *seisatu-n, seisattua* (auch mit *ot* statt *at*) »zum Stehen kommen, sich stellen«; IV Verb. med. (8) *seisau-n, seisauta* »stehen abstehen«, wovon man wieder den Factitiv *seisauta-n seisauttaa* mit derselben Bedeutung wie *seisata-n seisattaa* ableiten kann, Frequentativ *seisauttele-n seisautella;* endlich V was zum verbum moment. (10) gehört: *seisahda-n* »ich stehe plötzlich, mache Halt« Infin. *seisahtaa,* wozu das Frequentativ *seisahtele-n, seisahtella;* das verbum subject. (12) lautet *seisahdun seisahtua,* wovon der Factitiv *seisahuttaa* (Infin.) »plötzlich zum Stehen bringen«.

Die Vorrede schließt mit den Worten: »Die Phraseologie in diesem Wörterbuche ist hauptsächlich so, wie sie sich aus den Sammlungen ergeben. Mit mehr Zeit hätte sie gewiss ansehnlich bereichert und sonst verbessert werden können. Manchmal, wenn auch nicht allzu oft, kann der Objectscasus aus Vergesslichkeit nicht angemerkt worden sein, wie es auch nicht besonders bezeichnet worden, welche Verben transitiv, welche intransitiv sind, weil ein jeder es auch sonst aus den Bedeutungen ersehen kann und ein großer Teil der Verben sowohl das eine als das andere ist. — Nach dem Wunsche einiger die Orte anzugeben, wo ein ungewöhnlicheres Wort gehört und aufgezeichnet wurde,

hätte gewiss von einigem Nutzen sein können; aber weil darin keine Vollständigkeit oder Sicherheit zu erreichen gewesen wäre, da ja auch ein ungewöhnlicheres Wort außer dem Ort der Aufzeichnung weit und breit anderswo verwendet werden kann, so wurde in Helsingfors noch vor Beginn der Arbeit der Beschluss gefasst, keine andern Wörter als solche, welche im Gouvernement Olonetz und in Russisch-Karelien aufgezeichnet worden waren und mit Sicherheit sich innerhalb Finnland nicht vorfinden, in dieser Hinsicht gesondert anzumerken«.

Das Schlusswort des Ganzen lautet: »Mit gemischter Befriedigung sehe ich jetzt diese langwierige Arbeit zu Ende geführt. Auf der einen Seite kann ich nicht anders als mit ganzem Herzen Gott danken, der mich inzwischen bei Leben und Gesundheit erhalten, worauf ich vor siebzehn Jahren, als dieselbe begonnen wurde, mit Rücksicht auf mein schon damals weit fortgeschrittenes Alter kaum hoffen durfte. Weniger zufrieden bin ich dagegen mit der Ausführung der Arbeit, deren mannichfaltige Unvollkommenheiten und Gebrechen ich allzu wohl kenne und erkenne, und unter denen ich jetzt allein die leicht merkbare Unebenheit in der Aufnahme der hergeleiteten und zusammengesetzten Wörter sowie in der Aufnahme erklärender Phrasen hervorheben will. Zeit und Umstände haben mich gezwungen, dieses Wörterbuch in einer Gestalt hervortreten zu lassen, nicht wie ich es gewünscht, sondern so, wie es möglich gewesen. — Im Vorworte habe ich diejenigen Personen bezeichnet, von denen mir damals gesammelte Wörter und Phrasen zugingen. Im Verlaufe der Arbeit kamen mir neue solche zu, mitgeteilt von ... Da nun diese Zusätze teilweise nicht mehr in das Wörterbuch Eingang finden konnten, dessen Druck bereits über die Stelle fortgeschritten war, wo sie hätten eingefügt werden sollen, so blieb kein anderer Rat übrig als sie für ein Supplementheft aufzusparen, das demnächst durch die Fürsorge der finnischen Litteraturgesellschaft herausgegeben werden soll, und für das man von den für die Sache interessirten Personen noch weitere Beiträge zu

erhalten wünscht und hofft. — Es bleibt mir schließlich nur noch übrig, alle diejenigen zu nennen, welche mich als Mitarbeiter bei der Redaction dieses Wörterbuchs unterstützten. Es sind in Buchstabenfolge aufgezählt .... Allen diesen meinen Mitarbeitern finde ich mich verpflichtet hiemit öffentlich meinen aufrichtigen Dank auszusprechen, wobei ich auch nicht einige andere vergesse, die im übrigen mir bei der Arbeit behülflich gewesen. — Mit diesem kurzen Schlusswort übergebe ich also diese Arbeit der Oeffentlichkeit nicht als ein kritisch ausgearbeitetes Wörterbuch über die finnische Sprache, sondern eher als eine alphabetisch geordnete Sammlung aller bei dessen Ausarbeitung zugänglichen finnischen Worte, welches seine wissenschaftliche Bearbeitung von irgend einem Lexikographen erwartet, mit nicht bloß jüngeren Kräften, sondern auch mit umfassenderer Kenntnis der mit dem Finnischen verwanten Sprachen, wozu die gegenwärtigen Forschungen reichliche Hülfsmittel gewähren«.

Diese Bemerkungen Lönnrots charakterisiren den Stand des Wörterbuchs richtig, wenn auch mit fast zu großer Bescheidenheit; in der Tat hätte er von vorneherein besser getan, alle etymologischen Zusammenstellungen namentlich mit indogermanischen Sprachen, die meist jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehren und wohl keineswegs immer Lönnrot zum Urheber haben, einfach zu beseitigen und das um so eher, als auch Vergleiche mit den nächst verwanten Sprachen seltener, mit Ungarisch soweit ich ersehe gar nicht, gemacht worden sind. Eine nicht zu karge Blumenlese solcher Zusammenstellungen bestätige das Ausgesprochene: ***akka*** Genet. *akan* »ältere Frau, Hausfrau, Mütterchen«, skr. *akkā* »Mutter«, das aber in der Litteratur nicht vorkommt; ***aalto,*** Genet. *aallon* »Welle, Woge«, isländ. *alda* deutsch »Welle«; ***heikko,*** *heikon* »schwach, kraft- machtlos, matt, schlaff«, deutsch »weich«; ***heleä*** oder *heliä* »hell lautend, klingend, klangvoll, hell an Farbe, leuchtend, glänzend«, griech. *ἥλιος,* deutsch »hell«, hebr. *halal;* ***hepo*** *hevon* »Pferd«, griech. *ἵππος;* ***hirvi*** *hirven* »Elentier, Hirsch«, lat. *cervus* deutsch »Hirsch«; ***huntu*** *hunnun* »Kopftuch der Frauen von Leinen,

Hauptbinde, Schleier«, griech. *σινδών; kallio* »Berg, Fels, Klippe«, lat. *collis,* schwed. *kulle; kaadun* »ich falle« Infin. *kaatua,* lat. *cădo,* obschon *kaadan* »ich fälle« *kaata* regelrecht zur Seite steht; *karva* »Körperhaar« einzeln u. collect., »Haarfarbe, Farbe«, deutsch »Farbe«; *kehno* »schlecht, untauglich, elend«, griech. *κενός; kinnas kintaan* »Lederhandschuh, Handschuh«, schwed. *vante,* franz. *gant; kulma* »Ecke, Winkel, Kante, Seite, Strich«, lat. *culmen; kylmä* »kalt, kühl« eig. und uneig., schwed. *kall kyla; kysyn* »ich frage«, *kysyä,* lat. *quaeso = quaero; lasken* »ich lasse« (los, frei), *laskea,* deutsch »lassen«, griech. *λάσκω* (!) trotz z. B. *päivä laskenee* »die Sonne geht unter«, *päivän lasku* »Sonnenuntergang«; *laulan* »ich singe«, *laulaa,* deutsch »lallen«, griech. *λαλέω,* wo höchstens gemeinsame onomatopoietische Natur angenommen werden darf; *louhi louhen* »großer Stein, Steinblock«, griech. *λᾶας; lausun* »ich spreche aus, sage, äußere«, *lausua,* russ. *glasitĭ* (altslav. *glasŭ* »Stimme«); *lempi lemmen* »Liebe, Wohlwollen«, deutsch »Liebe«, russ. *ljubitĭ; liian* lautgesetzlich für *liikan* »übermäßig, zu sehr«, griech. *λίαν; luku luvun* »Rechnung, Zahl, Anzahl«, griech. *λόγος,* das doch zu *λέγω* gehört; *marja* »Beere«, deutsch »Beere«, got. *baira* (!); *mesi meden* »Honig, Meth«, griech. *μέλι μέθυ,* lat. *mel,* deutsch »Met«, eine Uebereinstimmung, deren Wert wegen ungar. *méz* Accus. *mézet* dahinfällt (*mede-* : *méz* = *käde-* : *kéz* Hand); *mieli mielen* »Seele, Herz, innrer Sinn«, griech. *μέλλω μέλω; onki ongen* »Fischhaken«, griech. *ὄγκος,* lat. *uncus; pakenen* »ich fliehe, flüchte mich«, *paeta,* russ. *bĕgatĭ,* lat. *fugio; pakkanen pakkasen* »Kälte, Winterkälte, Frostwetter«, griech. *πάγος πάχνη; paksu* »dick, tief« von Schnee u. dergl. »schwanger«, griech. *παχύς; paljo* »viel«, griech. *πολύς* deutsch »viel«; *panen* »ich lege, setze, stelle«, *panna* (aus **pan-ta*), lat. *pōno; paras parhaan* »beste, vornehmste«, schwed. *bra,* lat. *probus; petäjä* »hohe astfreie Föhre«, griech. *πίτυς,* deutsch »Fichte«; *puo* »Hinterteil, Steiß«, lat. *pōdex; ruumis ruumiin* »Körper, Leichnam, Leib«, deutsch »Rumpf«, griech. *χρῶμα; salo* »waldbewachsene Insel, Waldhügel, Waldstrich«, griech. *ὕλη,* lat. *saltus; sika sian*

»Schwein«, griech. *σῦς*, lat. *sus; sonta sonnan* »Dünger, Mist«, deutsch »Schund«, griech. *ὄνϑος; syvä* »tief«, deutsch »tief«; *tuoni tuonen* »Todesgott«, griech. *ϑάνω* (!), schwed. *dö* »sterben«, *dåna* »ohnmächtig werden«; *tuura* »Eisbeil, Spieß, Schwert«, griech. *δόρυ; uros uroon* »ausgewachsener Mann, Held«, griech. *ἄρης*, lat. *vir*, ungar. *úr* Accus. *urat* »Herr« wäre näher gelegen; *vaippa vaipan* »Filz, Decke, Bettdecke«, deutsch »Webe« (?); *vesi veden* »Wasser«, deutsch »Wasser«, russ. *voda*, aber ungar. *viz vizet* zeigt, dass man es mit einem ugrischen Wort zu tun hat, wie eigen auch jene Uebereinkunft sein möge; *vilu* »Kälte, Kühle, Frost«, lat. *gelu*, schwed. *kyla*, welches letztere schon für *kylmä* gedient hatte. Es ist gewiss zu beklagen, dass eine Masse der schlechtesten Etymologien — das gegebene Verzeichnis ließe sich leicht verdoppeln — in das sonst so großartige Werk aufgenommen sind, und ich hätte sie nicht im einzelnen vorgeführt, wenn ich es nicht für nützlich gefunden, zu zeigen, was man außerhalb des Indogermanischen noch vielfach unter Etymologie versteht. Indessen braucht man schließlich diese Vergleichungen einfach nicht zu beachten, sie nehmen ohnehin nicht eben viel Raum ein; wichtiger scheint, dass Schriftwerke, was auch die Vorrede andeutet, wenigstens nicht systematisch ausgezogen worden sind. Um mich tatsächlich zu überzeugen, habe ich die ersten sechs Runo des Kalevala von 50 durchgegangen und folgende Ergänzungen notirt:

alistaa »niedermachen, niederfällen; unterstellen, unterordnen, subsummiren« mit dem Beispiel: *alisti mahdottoman suuren metsän* »er hieb einen unendlich großen *(suure-)* Wald *(metsä)* nieder«; II 254 steht die eigene Wendung: *ilman maan alistamatta* »ohne das Land nieder zu machen« und 260 *mahdottoman maan alisti* »unendlich (viel) Land machte er nieder« für »Bäume des Landes fällen«, was einigermaßen an *τέμνειν τὴν γῆν, τὴν χώραν* erinnert. — *kieroa* »reiben; bereiten, unterhandeln, negociiren über; verunreinigen, beschmutzen«; aber I 57 *päästä heinän hieromia* »von der Spitze des Heus abgerissene«. — *hijoa* »wetzen, schärfen,

schleifen«; III 456 zeigt übertragenen Gebrauch: *hiekka silmiä hiovi* »der Sand beißt (schon) die Augen« (*silmiä* Partitiv Plur.), der nicht ganz mit dem angeführten »der Frühlingswind frisst den Schnee vom Eise weg« übereinkommt. — *kadota* (*katoon* 1. Sing. Praes.) »verloren gehen, verschwinden verkommen, vergehen, aussterben«; *kadonnut* »verschwunden, abhanden gekommen«; allein IV 380. 388. 396 bietet deutlich die Bedeutung »sich stürzen«, die wohl das Ursprüngliche darstellt: *lammas-karjahan katosi* »stürzte sich auf *(-han)* die Schafherde«, *lehmi-karjahan katosi* »stürzte sich auf die Kuhherde«, *hanhi-karjahan katosi* »stürzte sich auf die Gänseheerde«. Beide Bedeutungen vermittelt V 141 *veden kalvosta katosi* »stürzte sich (oder: verschwand) von des Wassers Oberfläche *kiven kirjavan sisähän* »in einen bunten Stein hinein«. — *kohoilla* »allmählich aufgehen, jäsen, schwellen, sich heben« mit dem Beispiel: *hänen rintansa* (= *rintatnsa*) *kohoilivat* »ihre *(-nsa)* Brüste hoben sich«; aber in der Bedeutung »sich hinaufbegeben, aufsteigen« findet man es III 483: *kohoeli korjahansa* »stieg auf *(-han)* seinen *(nsa)* Korbschlitten«, wofür unter dem Grundworte *kohota* das Beispiel: *mustilla pilvillä peljättävästi kohoaa taivaalle* »mit schwarzen Wolken *(pilve-)* steigt er fürchterlich am (zum) Himmel *(taivaha-)* auf«. — *käskeä* »zumuten, bitten, auflegen, vorschreiben« wird mit Ortsbestimmungen auf die Fragen »wohin« und »woraus« verbunden, wofür *käskeä ulos* »hinausweisen«, *-pois* »fort-«, *-pois maasta* »des Landes ver-« angeführt stehen. Belehrend ist IV 238 flg.: *oman lapsesi lupasit* »dein *(-si)* eigen *(oma-)* Kind *(lapse-)* versprachst du *(-t)*« *käskit vanhalle varaksi* »wiesest (es) dem *(-lle)* Alten zur *(-ksi)* Stütze zu« .... *oisit ennen käskenynnä* »hättest du *(-t)* (es) vorher verwiesen« *alle aaltojen syvien* »unter die (eig. in das Untere der) tiefen *(syvä)* Wogen« *sisareksi siikasille* »als *(-ksi)* Schwester den *(-ille)* Salmen (*siikanen* Nom.)«. — *laulaa* »singen, besprechen durch Zauberei«; in letzterem Sinne gilt eine doppelte Construction III 302 flg. *vesat lauloi vempelehen* »Schösslinge *(vesa)* sang er an *(-hen)* den Kummet (Nom. *vemmel*)« *paju-pehkon länkilöihin* »Weiden-busch an

(-hin) die Krummhölzer« .... *lauloi korjan kulta-lai(d)an* »sang den gold-seitigen (*laita laidan* Seite) Korbschlitten« *lauloi lampihin haoiksi* »sang (ihn) zu *(-ksi)* Nadelholzästen *(hako havon)* an den Binnensee« *lauloi ruoskan helmi-letkun* »sang die perlen-schwanke Peitsche« *meren ranta-ruokosiksi* »zu *(-ksi)* Strand *(ranta)*-Rohren des Meeres« u. s. w. — *opettaa* »lehren, unterweisen, instruiren, schulen, einüben« wird auch wie *käskeä* mit Ortsbestimmungen verbunden, wofür *opetan tien* »ich weise den Weg *(tie)*« gelten kann; besser I 305 *opeta miestä ou(d)oilta ovilta* »weise den Menschen *(miehe-)* von *(-lta)* den unbekannten Türen *(ove-)*«. — *oppia* »lernen, studiren, erfahren« u. s. w. bibl. »besuchen« z. B. Kranke, Freunde; die nicht verzeichnete Bedeutung »versuchen, prüfen« zeigt III 133 *saakamme sanelemahan* »lasst uns *(-mme)* beginnen zu *(-han)* reden« *mies on miestä* (Partit.) *oppimahan* »Mann den Mann zu *(-han)* versuchen« *toinen toista voittamahan* »einer den andern zu übertreffen«. — *paeta* (1. Sing. Praes. *pakenen*) »flüchten, retiriren, entweichen, sich entfernen«; *metsä pakenee* »der Wald weicht zurück« wie es dem Fahrenden vorkommt, *tällä hevosella maa pakenee* »mit diesem Pferde weicht die Erde zurück« (so schnell läuft es); dass aber das Wort auch vom Stieben der Funken gebraucht werden kann, scheint nicht so selbstverständlich, II 180 *tuli tuiski kirvehestä* »Feuer sprang aus *(-stä)* der Axt« *panu tammesta pakeni* »Funken flogen aus *(-sta)* der Eiche«. — *peittää* »bedecken, überdecken, verdecken, verhüllen« u. s. w. die Beispiele veranschaulichen nicht den seltenern und doch verständlichen Fall von »verhindern an«, II 87 *piätti pilvet juoksemasta* »verhinderte die Wolken *(pilve-)* am *(-sta)* Laufen« ... *päivän peitti paistamasta* »bedeckte die Sonne vor dem Scheinen« = dass sie nicht scheinen konnte, was Collans schwedische Uebersetzung schön wiedergibt mit: *undan-skymma solens strålar* »hinwegschatten der Sonne Strahlen«. — *puna-suu* »Rotmund, rotmündig« Epithet für die Gans und, füge ich hinzu, die Strümpfe IV 462 *punasuille sukkasille* »zu den *(-ille)* rotmündigen Strümpfen« (*suu* Mund). — *pyöriä* »herumlaufen, rollen, rotiren, wirbeln,

schnurren« u. s. w. Beispiele gerade für die eigentliche sinnliche Bedeutung fehlen, I 42 *minun lasna lattialla e(d)essä polven pyöriessä* »in meinem *(minun)* Herumrutschen vor dem Knie *(polve-)* sc. der Mutter auf der Diele als Kind *(lapse-)*« = »während ich . . . herumrutschte« und VI 168 *hattaroihin pyörivihin* »zu den kreisenden Streuwolken«. — *seisottaa* »stellen, aufstellen«, aber VI 226 *seisottihe selälle-hen* »legte sich auf *(-lle)* seinen *(-hen)* Rücken«, *meren aaltojen ajella* »die Meereswogen zu befahren«, anders als I 332 *seisottui selälle viimein* »stellte sich zuletzt auf einen Rücken«, *niemelle nime-ttömälle* »auf *(-lle)* eine namen- *(nime-)* lose Landspitze« und so wohl auch I 276. — *selittää* »klar machen, ausdeuten, beschreiben, commentiren, warnehmen, unterscheiden, auflösen (Mathem.)«. In der Bedeutung »loslassen, befreien« = *päästää* erscheint das Wort III 350 und 358: *päästä tästä pälkähästä, tästä seikasta selitä* Doppelausdruck für »befreie (mich) aus *(-stä -sta)* dieser *(tä-)* Bedrängnis«, wie auch unter *päläs pälkään* übersetzt wird: *befria från denna svåra ställning.* Die zugehörigen Wörter wie *seljeta* »sich klären, klar werden, deutlich werden, quitt werden« und die dort angeführten Beispiele zeigen, wie berechtigt dieser Sinn auch für *selittää* ist. — *sikäli* adv. »auf dem Wege, auf die Weise, in der Art, so weit, ganz demgemäß; durch den Ort, den Weg, da vorbei«; *täkäli* »hierdurch, gemäß diesem«; III 280 wäre anzuführen gewesen: *panen semmoiset urohot* »ich stelle der*(se-)*lei Helden« *sen sikäli tuon täkäli* »diesen dahin, jenen dahin«. — *tahko* »Kante, Seite, Gegend«, *joka taholta* »von jeder Seite« u. s. w. II 357 steht *tähkät kuu(d)ella taholla* »Aehren mit sechs Zeilen«, schwed. *rader sex på axen.* — *tunkea* »drängen, treiben, stopfen, packen« u. s. w., so auch in den Beispielen; dann ist aber II 69 *tunki heinäset tulehen* »drückte (= brachte) das Gras ans *(-hen)* Feuer« eigentümlich; Collan übersetzt *tänder eld på gröna gräset* »zündet Feuer am grünen Grase«, *Leouzon le Duc: il mit le feu à l'herbe coupée.* — *vetää* bedeutet nicht bloß »ziehen« sondern auch »bestreichen« mit entgegengesetztem Standpunkte, wofür als Beispiele stehen: *veti vettä*

(Partitiv Sing. von *vede-* Wasser) *veitsellä-hän* »bestrich das Wasser mit *(-llä)* seinem *(-hän)* Messer« = hieb ins Wasser mit seinem Messer; *hame vetää maata* »das Kleid fegt den*) Boden«; *vedä kynnet viertehellä* »bestreich die Klauen mit *(-llä)* ... Ein gutes Beispiel wäre auch V 148 flg. gewesen: *jo kutaisi sulkku-nuotan* »und er wob ein Seiden-netz«, *veti vettä ristin rastin* »bestrich das Wasser hierhin dorthin«, *salmen pitkin toisen poikki* »längs des Sundes *(salme-)*, quer über den andern *(toise-)*«, *veti vienoja vesiä* (Partit. Plur.) »bestrich die stillen Wasser«, *noita Väinölän* (Gen.) *vesiä* »jene Wasser von Wäinölä« und mehrere ähnliche Bestimmungen, die folgen. Das Reflexiv *vetihe* »begab sich« erscheint V 36 *vetihe vene-siooille* »begab sich ins Boot« (eig.: zu den Bootstellen) und 140 *vetihe vierähtihe* zusammen »begab sich rasch *(ht)* zur Seite«. Bei *vetäistä* »leicht und hastig ziehen« passt Verweis auf IV 173 *hame verkainen vetaise* »zieh an den feinen Rock« (Object im Nom. wie bei jedem Imperativ), zumal auch beim Grundworte vom Kleiderantziehen nicht die Rede ist. — *vierähtää* eig. »hastig zur Seite kommen« steht für »sich verbreiten, gelangen nach« III 16: *kauas kuuluvi sanoma* »weithin wird die Kunde gehört«, *ulos viestit vierähtävät* »hinaus gelangen die Botschaften« und 19 *viestit vierähti suvehen* »die Botschaften gelangten nach Süden«, *sai sanomat pohjolahan* »es kamen die Reden ins Nordland«.

Das der Ertrag einer aufmerksamen Lectüre von sechs Runo; man mache daraus einen Schluss auf die Ausbeute, die ein systematisches Ausziehen aller fünfzig Runo gewährt hätte! Diesen Mangel können alle Nachträge nicht beseitigen, die nur Versehen berichtigen, Lücken auffüllen, aber nicht, was überhaupt vernachlässigt wurde, ersetzen können. Abgesehen von der äußeren Vollständigkeit hätte eine Aufnahme der Wörter und Wendungen des Kalewala

*) Aehnlich unter dem Frequentativ *vedellä*, 1. Sing. Praes. *vetelen*: *vaatteen helmat vetelevät maata* »die Vorderschöße des Kleides schleppen auf dem Boden nach, berühren den Boden«.

noch einen andern Vorteil geboten, den einer reichen Synonymik, weil, wie man schon aus obigen Beispielen hat warnehmen können, sehr gerne derselbe Gedanke zwei- und mehrfach mit verschiedenen, entweder gleichdeutigen oder schwach modificirenden, Ausdrücken wiederholt wird. Der Herausgeber hat unverkennbar auf diese Seite besondern Fleiß verwendet, so dass das Wörterbuch ein vorzügliches Interpretationsmittel des Kalewala abgibt, auf den es wohl jeder gebildete Deutsche, der sich mit Finnisch beschäftigt, zunächst absieht, und nur den wenigen oben übersetzten Stellen ist dies Wörterbuch bereits zu Gute gekommen. So wird III 302 flg. *pehko* als »alter dicker Busch«, *paju-pehko* als »alter üppiger Weidenbusch« erklärt, *lampi* als »kleinerer Sumpf, kleiner Binnensee ohne Ablauf«, *hako ha(v)on* als »Nadelholzast, von Föhren, Tannen, Wachholder«, *letku* als »etwas gebogenes oder schwankendes, Peitschenstiel«; III 349 *päläs* Genet. *pälkään* »Birkenrinde oder Metallplatte unter dem Fuße an den Schneeschuhen, der den Schnee hindert sich zu ballen«, dann erst »schwere Stellung, Bedrängnis«; dagegen *seika* des nächsten Verses von Anfang an abstract »Umständlichkeit, Affäre, Sache, Verhältnis, Ereignis; Verlegenheit, Beschwerde, Schwierigkeit« u. s. w.; III 47 *suin lumehen päin vitihin* »mit dem Munde, mit dem Kopfe in den Schnee« stehen für »Schnee« zwei Ausdrücke: *lumi lumen* und *viti vidin,* von denen der letztere speciell »den frisch gefallenen feinen Schnee« bezeichnet »besonders bei kälterem Wetter, so dass er beim Gehen darauf einen schwachen Laut gibt«. II 323 flg. und 335 flg. wechselt für Wolke *pilvi pilven* und *lonka longan,* wozu noch *hattara* kommt; das erste scheint der allgemeine Begriff, ungar. *felhö; lonka* »das was aus seiner gewöhnlichen Lage oder seiner ordentlichen Stellung heraus ist; etwas halboffnes, gaffendes; unförmlich niederhängende oder geneigte Stellung; das so niederhängende oder geneigte; eine einzelne Wolke, welche gewissermaßen in der Luft zu hängen scheint«; *hattara* endlich »etwas verwirrtes, zerfahrenes, unordentliches; Streuwolke« (*strö-moln* schwed.). Am meisten gerät man in Verlegenheit

bei Stellen wie II 165 flg., wo eine Gangart beschrieben wird: *astua lykyttelevi, käy(d)ä kulleroittelevi, astui kerran keikahutti, astui toisen torkahutti, kolmannen-ki koikahutti;* die Infinitive *astua käydä* und das Imperfect *astui* bezeichnet im Allgemeinen »gehen, ging«, *kerran* (Nom. *kerta*) »(ein) Mal«, *toisen* »(ein) andres (Mal)«, *kolmannen* »(ein) drittes (Mal)«, *ki* Partikel; die übrigen Wörter specialisiren die Bewegung, über die wir eben unser Wörterbuch befragen müssen: *lykytellä* »immer vorwärts gehen leicht und hastig, leicht und trippelnd gehen«; *kulleroitella* »leicht und rührig gehen«; *keikahtaa* und *keikahuttaa* »eine hastige *(ht)* Biegung, Schwenkung oder Bewegung machen«; *torkahuttaa* »zu hastigem Nicken und Wackeln bringen« (für obige Stelle: »stieg achtlos und unbekümmert«); *koikahuttaa* »hastig schwenken und wenden« (für obige Stelle: »stieg rasch und kräftig«). Man sieht: es handelt sich um ein leichtes, rasches, schlenkerndes Gehen, das man in seinen Eigentümlichkeiten vormachen müsste, um in die aufgezählten Verben einen klaren Inhalt zu legen, der sich nicht begrifflich, sondern nur anschaulich darstellen lässt; trotzdem ist die Bemühung des Lexikographen, mit Worten das *τόδε τι* zu erfassen, natürlich gleicherweise verdienstlich und für solche, denen Finnisch nicht Muttersprache ist, das einzig mögliche. Wie hier das Schreiten, wird IV 211 flg. das Schleichen und Winden und Wälzen dargestellt: *mieli* (der Sinn) *kulkevi**) *kulossa, vesakoissa* (im jungen Gehölz) *viehkuroivi, nurmessa* (in der Grasmatte) *nuhaelevi, pensahassa* (im Busche) *piehtaroivi:* über die Verben erhält man folgende Auskunft, abgesehen von *kulkea,* wie *astua* und *käydä* einem allgemeinen Ausdrucke für »gehen«: *viehkuroita* »wirbeln, sich wälzen, herumschwärmen«; *nuhaella* »in Ecken sich aufhalten, sich schmiegen, kriechen«; *piehtaroita* »sich wälzen, sich rollen, sich tummeln« vom Pferde; das scheint nicht sowohl eine Bewegung zu zerlegen, als vielmehr ver-

---

*) *kulo* wieder vortrefflich prägnant erklärt: »langes Gras, das während des Winters vertrocknet ist, ohne das Jahr vorher abgeweidet oder abgemäht worden zu sein«.

schiedenartige Bewegungen anzuzeigen. Und so ließe sich noch vieles anführen zum Beweise, wie viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Synonymik und genauen Definition zugewendet wurde.

Nichts desto weniger hätte man die Anführung von Synonymen häufiger gewünscht, als es geschehen*) ist, mit Verweisung auf diejenigen Stellen, wo sie einander gegenüber treten; I 53 flg. stehen sechs Ausdrücke für »abbrechen, abreißen, abpflücken«: *tempoa katkoa riipoa vedellä hieroa ratkoa,* von denen die drei ersten einander decken, *vedellä* »ziehen von«, *hieroa* »reiben von«, *ratkoa* »auftrennen« bedeutet, was ins Wörterbuch gut gepasst hätte. Gleich darauf, V. 66 flg., befinden sich für »bringen« neben einander: *saatella tuoda ajaa liitellää* ohne spürbaren Unterschied. Ebenso wechseln für »durch« II 297/8 *lomitse* und *kautta:* »durch des Schöpfers Finger, durch des Allmächtigen Hand«, VI 113/4 *läpi kautta halki* : »durch das Herz, durch die Leber, durch das Schulterfleisch«, wo jedenfalls *lomitse* von *loma* »Zwischenraum, Oeffnung« nicht möglich gewesen wäre, weil es mindestens zwei Dinge voraussetzt. III 495/6 stehen sich gleich *suotta* und *tahalla-si* »mit Wissen und Willen, mit Absicht« und 491/2 *rikki* und *poikki* »entzwei«. Diese Bemerkungen, die mehr auf Geratewohl und nur den sechs ersten Runo entnommen sind, sollen nur zeigen, wie eine consequente Durcharbeitung des Kalewala auch für Synonymik keine verächtliche Fundgrube eröffnet hätte; jedenfalls schiene es angemessen, wenn ein so charakteristischer Zug wie die Variationen desselben Gedankens auch im Wörterbuch entsprechende Berücksichtigung fände.

Mehrfach könnte sich Zweifel erheben, ob das unter ein Wort zusammengestellte wirklich ein Ganzes ausmacht, oder nicht eher in verschiedene Wörter zu zerlegen sei. Unter *polvi polven* sind folgende Bedeutungen aufgezählt: »Knie, Biegung, Krümmung; Ausweichung, Umweg, Einwendung;

---

*) Z. B. bei *kassa* »Haupthaar«, *louhi* »Steinblock« findet man die Synonyma verzeichnet.

Glied, Abteilung, Buchstaben, Versfuß, Casus; Geschlecht*), Generation, Mannsalter, Lebenszeit, lange Zeit im Allgemeinen«. Das findet alles eine hübsche Parallele in der Bedeutungs-Entwicklung von skr. *parus parvan*, *vañça*, die freilich in erster Linie nicht »Knie«, sondern »Knoten, Stengelglied der Pflanzen«, »Rohr besonders des Bambus« bedeuten, aber, wenigstens die ersten beiden, auch auf Gelenk und Glied des Körpers übertragen werden (*angušṭha-parva-mātra* »daumengliedhoch«), während umgekehrt finn. *polvi* auch vom Glied des Halmes (*olki* Genet. *oljen*) verwendet werden kann. Die Bedeutung »Geschlecht, Familie« zeigt bekanntlich *vañça*, »Zeitabschnitt, ein bestimmter Zeitpunkt, Knotenpunkt eines Zeitumlaufs« *parvan*; auch als grammatischer Kunstausdruck sind *polvi* und *parvan* den beiden Sprachen gemein. Dass daraus nicht etwa eine etymologische Verwantschaft folge, ist jedem Vernünftigen klar. — Ob dagegen *tahko* »Kante, Seite, Strich« und *tahko* »runder Schleifstein, der sich umdreht«; ferner ob *haava* »Wunde« und *haava* »Mal« (= *kerta kerran*) dasselbe Wort sind, ließe sich mit Recht bezweifeln.

Diese ausführlichere Besprechung zeigt wenigstens, dass der Referent, dessen Bekanntschaft mit dem Finnischen nicht sehr alt ist, aber doch auch nicht erst von heute und gestern datirt, dem besprochenen Werke eine Aufmerksamkeit gewidmet hat, die mit seiner Vortrefflichkeit und dem Ruhme des Herausgebers in einigem Verhältnisse steht. Was die gerügten Fehler angeht, so vergesse man nicht, dass die Beschaffenheit der Wörterbücher sich nicht über den Stand der bezüglichen Sprachwissenschaft erheben kann, und es durchaus verkehrt wäre, im finnischen dieselben Forderungen zu stellen, die man bei einem Petersburger- oder Grimmschen Wörterbuch erfüllt findet. Halten wir die idealen Ansprüche fest, ohne der gebührenden Dankbarkeit für die

---

*) Nur in diesen und den folgenden Bedeutungen ist *polves* Genet. *polveksen* gebräuchlich; *tällä inhalla ijällä, puuttuvalla polveksella* »mit dieser schlechten Zeit, mit dem gebrechlichen Geschlechte« wird aus Kant. II 264 citirt, steht aber auch Kalewala V 175/6.

reiche Belehrung zu vergessen und ohne auf die Freude zu verzichten, die ein so schönes Werk in jedem, der der Sprache Interesse entgegenbringt, erregen muss.

Koptische Grammatik von L u d w i g S t e r n. Leipzig 1880. XVI 470 S.

Erst aus dieser alle drei Dialekte (boheirisch = memphitisch, sahidisch = thebanisch, mittelägyptisch = basmurisch) umfassenden und Lautlehre, Wortbildung, Formenlehre, Syntax behandelnden Grammatik hat der Unterzeichnete, nachdem er schon früher Uhlemanns (1853) und Schwartze-Steinthals (1850) Grammatiken studirt, von denen die erste selbst für Anfänger zu dürftig, die andere nicht vollendet und in äußerlichen Dingen oft zu weitschweifig ist, und Carl Abels koptische Untersuchungen (1876) durchgearbeitet hatte, welche sehr ausführliche grammatische Abschnitte enthalten, einen zureichenden Begriff dieser eigentümlichen Sprache gewonnen, und wagt, obwohl nur Anfänger, einige neue Gesichtspunkte dieses Buches, das ausdrücklich a u c h für Anfänger bestimmt ist, im folgenden darzustellen. Es möge gleich ein Hauptpunkt, an dem Formenlehre und Syntax gleichen Anteil nehmen, an die Spitze zu stehen kommen: die V e r b i n d u n g s w e i s e v o n V e r b u n d O b j e c t, wobei die Beispiele den eben genannten Büchern, namentlich auch Abel, entnommen sind, ohne nähere Bezeichnung des Dialektes.

Das Subject unterscheidet sich vom Object durch die Stellung, indem das erste dem Verb vorangeht, das zweite nachfolgt und zwar gleicherweise für Nomen und suffigirtes Pronomen: *π-ćωις να-šεν πι-ϑμηι* »der *(π)* Herr wird *(να)* den *(πι)* Gerechten prüfen«, *αϰ-šοπ-τ* »du *(ϰ)* hast *(α)* aufgenommen mich *(τ)*«; auch im seltenen Falle, wo zwei Pronomina suffigirt sind, geht das Subj. dem Obj. voran: *ουνταιf* »ich *(ι)* habe ihn *(f)*«, *ουνταfs* »er *(f)* hat sie *(s)*«. Davon gibt es zwei Ausnahmen: erstens dass das Subj., dem

Verb. nachgestellt, die Partikel *νǵε* vor sich nimmt: *σ-νηου νǵε ου-ουνου* »es (σ fem.) kommt eine *(ου)* Stunde«; zweitens, dass das Obj. vorweg genommen und hinter dem Verb mit dem Pronomen wiederholt wird: *φαι τι-να-αι-f* »dies ich *(ι)* werde *(να)* es *(f)* tun«. Im Satze *να-σαǵι μαρεf-αρεh ερωου νǵε πεk-hητ* »meine *(να)* Worte — es (*f* mask.) mag *(μαρε)* sie *(ερωου)* bewahren dein Herz *(hητ)*« ist die Stellung der beiden Satzglieder umgedreht, wie solche Verstellungen des Objectes z. B. dem Französischen und Italienischen ganz geläufig sind: *cette justice, qui nous est refusée par nos contemporains, la postérité sait nous la rendre; tutta questa historietta me l' ha raccontata la cameriera.* Außer der Anschiebung*) des Nomens und der Suffigirung des Pronomens, die sich dem Sinne nach gleich stehen, können auch Partikeln und Pronominalsubstantive eintreten, und zwar *ν* oder *ε* vor das Nomen, und *μμο-* *ερο-* statt der suffigirten Pronomina, so dass dem Sinne nach *ν* mit Nomen und *μμο-*, dann *ε* mit Nomen und *ερο-* zusammen gehören; *μ-μο* (aus *ν-μο*) und *ε-ρο* enthalten hinten deutlich pronominal verwendete Nomina, von denen jedenfalls *ρο* eigentlich »Mund« bedeutet; man vergleiche mhd. *līp : mīn līp* = ich, *δέμας : ἐμὸν δέμας* »mich« im Drama, lat. *animus : offendere animum ejus, aetati meae = mihi, capiti tuo = tibi* in der Komödie. Diese drei Arten, das Object wiederzugeben, werden von Unterschieden der Form und der Betonung begleitet; bei unmittelbarem Anschlusse des Nomens und bei Suffigirung des Pronomens liegt der Nachdruck auf dem

*) Bei dieser Anschiebung lassen sich genauer zwei Stufen unterscheiden: 1) es verschmilzt Verb und Nomen mit einander zu einem Begriffe wie *τι-σβω* »lehren«, *ǵι-σβω* »lernen« eig. Lehre *(σβω)* geben, nehmen; vergl. Stern § 491; 2) es findet nur enge Beziehung statt ohne Worteinheit z. B. *ε-šεπ πι-σαǵι* »das Wort aufnehmen (*šεπ*)«; bei 1) fehlt meist der Artikel, bei 2) muss er stehen bestimmt oder unbestimmt. Im Schwed. sind derlei Verbindungen sehr üblich; zur Not ließe sich das S. 315 (Stern) angeführte *τι-ρεν* »benennen« (aus *τι* »geben« und *ρεν ραν* »Name«) mit schwed. *namn-gifva* »benennen« vergleichen; cf. auch *jag deltagar* »ich nehme Teil« wegen der ungleichen Stellung! Stern erinnert S. 313 Anm. an das Neupersische.

Object, oder wenigstens nicht auf dem Verb, so dass dieses in der Vocalisation sich erleichtert und zwar mehr vor dem schwereren Nomen als vor den leichten Pronominalsuffixen; dort ist *ε* charakteristischer Wurzelvocal, hier *ο* und *α*, so: *ε šεπ μαρια τεk-σhιμι, παραλαβεῖν* (*ε* Infinitivzeichen) *Μαρίαν τὴν γυναῖκά σου, šαυ-šεπ πι-σαϭι, δέχονται τὸν λόγον; ασ--šoπ-f* »sie *(σ)* nahm ihn *(f)* auf«, *μπετεν šoπ-τ* »ihr *(τεν)* nehmt mich *(τ)* nicht *(μπε)* auf«; *ας-μες ου ρωμι* »sie *(ς)* gebar einen *(ου)* Menschen«, *αυ-μασ-τ* »sie haben geboren mich *(τ)* = ich bin geboren«, *ες-να-μας-f* »sie *(ς)* wird *(να)* ihn *(f)* gebären« u. s. w. Dagegen bei Anknüpfung durch *ν* und *ε* und bei *μμο- ερο-* wird eine vollere Wurzelgestalt erforderlich mit den Vocalen *ω* statt *ε* und *ο*, oder *ι* statt *ε* und *α*, oder mit *ι* hinter der Wurzel, so dass sie zweisilbig wird, und dies, weil das Tongewicht auf dem Verb, jedenfalls nicht auf dem Objecte, ruht; so heißt es denn von denselben Verben: *μμον ουον νιβεν šωπ μ παι σαϭι* »nicht jeder fasst diese *(παι)* Rede«, *φη-ετ-šωπ μμωτεν af-šωπ μμοι* »wer *(φη-ετ)* euch *(-τεν)* aufnimmt, nimmt mich *(-ι)* auf« u. s. w. *ας-μισι ν-ου-šηρι* »sie *(ς)* gebar einen *(ου)* Sohn«, *ου-μισι μμοf εβολchεν π-πνευμα* »sie gebären ihn *(-f)* aus dem *(π)* Geiste« = »er wird aus dem Geiste geboren« u. s. w. Stern stellt durchaus in Abrede, dass zwischen z. B. *šεπ šoπ, μες μας* einerseits und *šωπ μισι* anderseits ein Unterschied des Sinnes bestehe; »ihr Unterschied beruht nur auf der Betonung« S. 161 ob. Letztere wird also wohl auch als der mechanische Grund des Vocalwechsels anzusehen sein, auf den freilich auch die umgebenden Consonanten einwirken, um diese oder jene Schattirung hervorzubringen. Namentlich sind es § 83—86, die die Wirkung der Kehllaute, der Liquidae, des starken Zischers *š* u. s. w. näher präcisiren und für die Lehre des Vocalwandels von entscheidender Bedeutung sind; so tritt häufig und zwar dialektisch verschieden statt *ε* und *ο* von *šεπ* und *šoπ* in Folge von *ch, h, š* ein *α* ein (vergl. § 337 und 343 m.), oder statt des *α* von *μας* erscheint bei Liquiden ein *ε* (vergl. § 344). Die Verschiedenheit der Dialekte auch bei ganz gewöhnlichen

Worten veranschauliche die Wurzel für »schreiben«, welche *šωπ* entsprechend boheir. *σchαι*, sahid. *shαι*, *šεπ* entsprechend boheir. *σchε*, sahid. *σεh*, *šoπ* entsprechend boheir. *σchηι*, sahid. *σαh* lautet. Diese Bestimmungen gibt auch Carl Abel S. 347 flg., mit solchen über active und passive Verwendung untermischt. »Die *ε*-Formen, die immer activisch sind, ... nehmen ihr aus einem Substantiv oder einer vollen (d. i. nicht suffigirten) Pronominalform bestehendes Object ohne präpositionelle Anknüpfung (d. i. ohne *ν* oder *ε*) einfach hinter sich; die gesteigerten *ω*-Formen, da sie activisch und passivisch zugleich sein können, unterscheiden im activischen Gebrauch das Object immer durch präpositionelle Anknüpfung, werden durch jede ihnen unmittelbar folgende ergänzende oder regierende Präposition*) hervorgerufen, stehen übrigens auch activisch ohne alles Object, und passivisch mit den dafür geeigneten Präpositionen. Die *ι*-Formen, wenn gleich selten passivisch, folgen ... den *ω*-Formen in der ausdrücklichen Bezeichnung des Objects. *o* ist die Suffixform für *ω* und *ε*, und *α* die Suffixform sowohl für *ι*, als auch für diejenigen *o*-Laut-Verben, welch *o* statt *ω* im Thema**) führen« u. s. w. Daneben sucht er aber auch einen Unterschied des Sinnes zunächst an den Causativen von S. 328 an aufzustellen, an andern Worten von S. 347 an, wonach dem *ε* die sinnliche Sphäre zukäme, dem *o* und *ω* die sinnlich geistige, *α* am meisten vergeistigt wäre, gerät aber dabei in eine mystische Tiefe der Symbolik, der ich nicht zu folgen vermag. Dass *α* vielfach durch euphonische Einflüsse benachbarter Consonanten statt *ε* und *o* eintritt (siehe die schon citirten § 337 und 343 m.), könnte Abel um so weniger zugeben, als er S. 348 ausdrücklich den Grundsatz

---

*) Näheres über die Wirkung der Präposition gibt S. 333 flg.: »Je näher dem Verbum gestellt, und je ausschließlicher demselben dienend, desto sicherer erwirkt die Präposition das *o*.« Solche Zusätze verstärken die Bedeutung des Verbs, so dass es nicht zur schwachen *ε*-Form sinken kann.

**) Z. B. *νohεμ* = **νωhμ*, mit Suffixen *ναhμε-*; siehe Beispiele weiter unten!

aufstellt, »dass, wo die Verben verschieden vocalisirt sind, nicht Euphonie, sondern eine verschiedene begriffliche Auffassung als der Grund der Erscheinung angesehen werden muss«. Das *α* erscheint aber so regelmäßig von Gutturalen und *š* abhängig, dass eine rein lautliche Auffassung alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, wozu noch kommt, dass die *ο*-Form, welche sich über das sinnliche *ε* schon etwas erheben soll, vom suffigirten Pronomen verlangt wird, dieses aber mit der unmittelbaren Anknüpfung des Objectes, die bei der *ε*-Form stattfindet, auf gleicher Linie steht; hier gesteht Abel S. 333 euphonischen Gebrauch wenn auch nur mit »vielleicht« zu. Schließlich wollen auch keineswegs alle Beispiele dem aufgestellten Grundsatze sich fügen z. B. S. 336, und viele nehmen sich, nach Stern S. 161 verstanden, ungleich natürlicher aus, von denen ich folgende aus Abels reichen und höchst interessanten Sammlungen hervorhebe: S. 372 Johann. 16, 21: *τι-σhιμι ας-šαν-νουι ε-μισι, šας-ερ-μkαh ν-hητ, ǵε ας-ι νǵε τες-ουνου; εšωπ δὲ ας-šαν-μισι μ-πι-šηρι, μπας-ερ-φ-μευι ǵε μ-πι-hoǵhεǵ εϑβε πι-ραšι, ǵε ας-μες ου-ρωμι ε-πι-κόσμος* »die Frau wenn *(šαν)* sie gebären *(ε-μισι)* soll *(νουι)*, empfindet Schmerz (eig. tut *ερ* Weh *μkαh* von *ν* Herz *hητ*); denn *(ǵε)* ihre *(τες)* Stunde ist gekommen *(ι)*; wann *(εšωπ šαν)* sie aber den *(μ-πι)* Sohn geboren hat, gedenkt sie (eig. tut *ερ* das *φ* Andenken *μευι*) nicht an die Mühsal *(hoǵhεǵ)* wegen *(εϑβε)* der Freude *(ραšι)*, dass *(ǵε)* sie einen *(ου)* Menschen zur *(ε-πι)* Welt geboren«. Der Wechsel von *μισι* mit *ν* und von *μες* ohne *ν* ist vollkommen verständlich: »wann sie aber den Sohn geboren hat, gedenkt sie nicht mehr ..., weil sie einen Menschen zur Welt geboren«; am Schlusse ruht der Ton offenbar auf dem Object, daher die schwache Form *μες*, während vorher *μισι* vom Nachdruck gehoben war. Ferner S. 380 flg. Luc. 17, 33 *φη-εϑ να-kωτι νσα νohεμ ν-τεf-ψυχη, f-να-τακo-ς* »wer *(φη-εϑ)* suchen wird *(να)* zu (*νσα* nach) retten seine *(τεf)* Seele, er *(f)* wird *(να)* sie *(ς)* verlieren«; »retten« trägt den Ton, daher Anknüpfung des Objectes mit *ν*, *νohεμ* = **νωhμ* nach Stern § 325, und ganz

ähnlich Luc. 9, 24 *φη γὰρ εϑ να-ουωš ε-νοhεμ ν-τεf-ψυχη, f-να-τako-ς; φη δὲ εϑ να-τako ν-τεf-ψυχη εϑβη-τ, φαι εf-ε-ναhμε-ς.* »Denn wer wollen *(ουωš)* wird *(να)* retten seine Seele, wird sie verlieren; wer aber verlieren wird seine Seele meinet- *(τ)* wegen *(εϑβη-)*, der *(φαι)* wird sie *(ς)* retten«. Scheinbar widerspricht Luc. 23, 35 *αf-νοhεμ ν--hαν-kε-χωουνι, μαρε-f ναhμε-f hω-f* »er *(f)* rettete andere, mag *(μαρε)* er *(f)* sich selbst *(hω-)* retten« und Matth. 27, 42 *αf-νοhεμ ν-hαν-kε-χωουνι, μμον š-ϭομ μμο-f ε-ναhμε-f* »er rettete andere, sich selbst kann er nicht retten«, weil ein Gegensatz der Objecte vorliegt; es lässt sich aber ganz füglich verstehen: »retten konnte er andere, sich selbst kann er nicht«; vergl. Stern S. 161 und 319, wo ähnliche individueller Auffassung unterworfene Beispiele stehen. Dass in den Dauerzeiten des Präsens Imperfectum und beim Participium mit *ef*, eben so immer wenn das Subject mit *νϭε* hinten steht, die *ε*-Form mit unmittelbarer Anknüpfung des Nomens und die *o*-Form mit Pronominalsuffigirung ausgeschlossen ist, versteht sich nunmehr von selbst, weil in allen diesen Fällen das Verb hervorgehoben wird, sieh Stern § 494 und Abel S. 387; diese Ausschließung gilt auch für alle Verben mit unveränderlichem Vocale.

Wenn wir gegenüber Abel Stern beitreten mussten, dass es sich hier nicht um logische, sondern rhetorische Unterschiede handele, können wir uns mit der Anschauung, *ν* sei Genetiv, der dem Accus. unmittelbarer Verknüpfung gegenüber trete, nicht befreunden, sondern meinen, es liege hier überhaupt nichts vor, was einzelnen Casus gleiche; nur der größere oder geringere Anschluss des Objects an das Verb, nicht der Inhalt dieses Anschlusses schwebe dem Sprachgeiste vor, und zwar so, dass die unmittelbare Verknüpfung den engsten, Anknüpfung mit *ν* einen lockerern Anschluss bezeichne, Bestimmung mit *ε* dagegen selbständig hinzutrete; innerhalb einer jeden dieser drei Stufen könnten unsere obliquen Casus wiedergegeben werden, wenn gleich es natürlich ist, dass Accusativ-Bestimmungen eher als etwa locale oder instrumentale der ersten engsten Verknüpfung

zufallen und insofern der Name Accusativ Berechtigung hat, weil er mit der Verwendung stimmt; Genetiv aber als Name von *ν* beim Nomen und von *μμο-* deckt sich mit dem weiten Gebrauche von *ν* so wenig, dass auch die Uebereinstimmung mit dem Accus. als zufällig erscheinen muss. An der Hand von Sterns Grammatik mögen die verschiedenen Gebrauchsweisen dieser Partikel hier zusammengestellt werden: sie bezeichnet 1. ohne Artikel zwischen zwei Nomina im Abhängigkeits-Verhältnisse: Zugehörigkeit und Besitz *ου-μα-ν-αλολι* »ein Wein-*(αλολι)*feld« *ϭιϩι-ν-ℎητ* »Hochmut« eig. Herz-*(ℎητ)*höhe, Inhalt und Stoff *ου-ϭωμ-ν-σchι* »ein Schreibebrief«, *σηfι-ν-χρωμ* »Feuerschwert«, Eigenschaft und Beschreibung *προφητης-ν-νουϭ* »Lügenprophet«, *ου-ρωμι-ν-σωιτ* »ein Mann von Ruf«; im beigeordneten Verhältnisse die Apposition *šφηρ-μ-βωκ* »Mitknecht« eig. Genosse von Knecht, *πα-ϭοειϛ-ν-ιωτ* »mein Herr (von) Vater«. — 2. mit dem Artikel zwischen zwei Nomina den gewöhnlichen Genetiv: *φ-βωk μ-φ-νουτι* »der Knecht Gottes« *νεν-ϭιϭ ν-να-ϭαϭι* »die Hände meiner *(να)* Feinde« u. s. w. — 3. zwischen Nomen und Adjectiv die Attribution, gewöhnlich mit Voranstellung des erstern *πι-ηρπ-μ-βερι* »der neue *(βερι)* Wein«, *νι-ασkοϛ-ν-απαϛ* »die alten Schläuche«, *ου-σαρξ-ν-ουωτ* »ein Fleisch« mit *ου* als unbest. Artikel, seltener des letztern *ου-νιšτι-μ-μηš* »eine große *(νιšτι)* Menge«, *πι-εhοον-ν-chαε* und *π-hαε-ν-hοον* »der letzte (jüngste) Tag« (S. 369 u.), wobei zu bemerken, dass die veränderlichen Adj. sich nach ihrem Nomen richten: *τι-σαιη-μ-πυλη* »das schöne Tor« eig. **la belle de porte,* was alles schon deutlich zeigt, dass ein Genetiv ferne liegt (vergl. § 186 und 187). — 4. zwischen Verbum und Nomen das objective Verhältnis, aber nicht durchaus das accusativische, wofür oben schon hinreichend Beispiele gegeben wurden, sondern Ziel und Zweck nach § 509 *μπερ-ερ-πι-ηι μ-πα-ιωτ ν-ου-ηι ν-šωτ* »macht *(ερ)* nicht das Haus *(ηι)* meines *(πα)* Vaters zu *(ν)* einem *(ου)* Kaufhause«, *kαα-τ νak ν-šηρε* »halt mich *(τ)* dir *(νak)* als *(ν)* Sohn«; Ursache und Mittel nach demselben § 509 fin. § 495 fin. 510 fin. § 533 1): *f-μεh ν-hοτι* »er ist

voll von *(ν)* Furcht *(hoτι)*«, *ε-μουτε ερof μμοου* »ihn damit (*μμοου* plur. mit den Namen) zu nennen *(μουτε)*«, *af-σchaι μ-πεf-τηβ* »er schrieb mit *(ν)* seinem Finger *(τηβ)* u. s. w. Ja § 495 wird als die ursprüngliche Bedeutung von *ν* gerade die instrumentale angegeben; das Wo und Woher nach § 534 *μ-παι-μα* »an diesem Orte«, *φ-μα ε-τι-šoπ μμof* »der Ort, wo ich bin« eig. »der Ort, so ich bin an dem«, »so« als allgemeine relative Verknüpfung angesehen; *ν-τoτ-* »von ... aus, von ... weg« eig. von meiner deiner u. s. w. Hand, *ν-τε-ν* vor Nomina: *σoτ-τεν ν-τoτ-ου ν-νι-εϑνος* »errette uns von ihnen, den Heiden« aus Sterns Gramm. S. 299 ob., *af-φωτ ε-ραr-k ν-τoτ-f μ-πε-cωις* »er floh zu dir von seinem Herrn« eig. zu deinem *(k)* Fuß *(ρατ)* von seiner *(f)* Hand *(τoτ)* aus Stern S. 360 ob., *af-choτchετ ν-τoτ-ου νσα πι-σηου* »er erkundigte sich von (bei) ihnen nach der Zeit« aus Abel S. 385 ob.; vergl. noch Schwartze-Steinthal S. 461 und Stern S. 356 2); die Prädicatsbestimmung bei *šωπι* »werden sein« und *οι* »sein« nach § 496 *ευ-ε-šωπι ν-ου-σαρξ-ν-ουωτ* »sie werden ein Fleisch sein«, wo das erste *ν* »ein Fleisch« mit »sein«, das zweite *ν* »ein« *(ουωτ)* mit »Fleisch« verbindet; und bei andern Verben *ak-ι ν-ρεf-τι-σβω* »du *(k)* kamst *(α-ι)* als *(ν)* Lehrer« eig. Lehre-*(σβω)* geb-*(τι)*er *(ρεf)*; den Dativ vielleicht nach den Zusammensetzungen wie eben *τισβω* »lehren«, *τιρεν* »benennen« (*ραν* Name), *τιωου* »preisen«, *χahϑη-* »vertrauen«, *χαǵιǵ* »Hand *(ǵιǵ)* auflegen« u. s. w., welche vornen *τι* »geben«, *χα* »stellen, setzen, legen« enthalten: *εϑβε ου τετεν-τι-hαπ αν ν-τι-μεϑμηι* »wes- *(ου)* wegen *(εϑβε)* gebt ihr *(τετεν)* nicht *(αν)* Recht *(hαπ)* der *(ν-τι)* Gerecht-*(μηι)*igkeit *(μεϑ)*?«, wenn die Zusammensetzung nicht so dem Bewusstsein abhanden gekommen war, dass »Recht geben« wie »richten« behandelt wurde; gewöhnlich »fällt der nominale Dativ mit dem Genetiv zusammen« (§ 502) und *ν*-Verknüpfung tritt daher bei den Verben des Sagens, Befehlens, Gebens, Willfahrens, Nützens, Schadens u. s. w. ein (§ 503) z. B. *νανους μ-π-ρωμε* »es ist dem Menschen gut« *ουοι μ-πι-κοσμος* »wehe der Welt«; schließlich das obige *ντoτ-* vor Suffixen,

ντεν (= *ν-τε-ν*) vor Nomina nach § 535: *ναf-χη ντοτον hως ον-προφητης* »er *(f)* war *(να-χη)* ihnen (eig. in ihrer Hand) wie ein Prophet«, *hως πι-ονωινι ντεν-θηνον* »so lange euch das Licht ist« (eig. in *(ν)* Hand *(τε-ν)* euch *θηνον*); den Genetiv vielleicht nach den Zusammensetzungen wie *ερ-φ-μενι* »gedenken«, *ερ-π-ωβš* »vergessen«, *ερ-π-šονšον* »loben«, die *ερ* »machen« mit dem bestimmten Artikel *π* und *φ* enthalten; in der Tat wird ein pronominales Object durch das Possessivum wiedergegeben: *ερ-πα-μενι* »meiner gedenken« = das mein *(πα)* Gedächtnis machen, *ερ-πεf-ωβš* »ihn vergessen« = das sein *(πεf)* Vergessen machen; so bietet § 491 noch einige solcher Fälle; es könnte also wohl auch *αf-ǵεμ-τιπι μ-πι-μωον* »er kostete das Wasser« als »er *(f)* fand *(α-ǵεμ)* Geschmack *(τιπι)* des Wassers« verstanden werden natürlich unter der beim vorigen Punkte gegebenen Einschränkung; adverbielle Bestimmungen, unter denen *ν-hητ* (im Herzen) das Verbum verinnerlicht nach § 533: *μενι ν-hητ* »bedenken«, *ćισι ν-hητ* »hochmütig werden (eig. sich erhöhen im H.), *šε ν-hητ cha* »Mitleid fühlen für« S. 362 u. s. w.*) — 5. Adverbien wie *μ-παι-ρητι* »auf *(ν)* diese Weise *(ρητι)*« = »so«, *ν-hovo ν-hovo* »mehr und mehr«, *ν-ον-σηον* »einst« (= zu *ν* einer *ον* Zeit), *μμάν* »daselbst« u. s. w., »wo es sich um häufig vorkommende Begriffe handelt« nach Abel S. 129, der *ν*-Adverbien aufzählt; Stern § 513. — 6. den Zusammenhang von Pronominalsubstantiven mit folgenden Substantiven, was im zweiten *ν* des obigen Satzes *σοτ-τεν ν-τοτ-ον ν-νι-εθνος* der Fall ist; *αι-hovhεν ε-τοτ-ς ν-ον-σhιμι ν-χηρα* »ich befahl ihr (eig. zu *ε* ihren *ς* Handen *τοτ*) einer Wittwe (von) frau« aus Stern S. 294; *α-π-ǵοις-hων ε-τοοτ-f μ-μωνσης* »der Herr befahl *(α-hων)* ihm (eig. zu *ε* seinen *f* Handen *τοοτ*) dem Moses« S. 360, und so ganz gewöhnlich; dieser Gebrauch hätte auch unter die Apposition gestellt werden können. — 7. Den Zusammenhang der suffigirten Nomina

*) Vergl. *animi pendēre fluctuare discruciari* des Lat., *ut falsus animi est* Eunuch 274.

mit folgenden Substantiven: *ρω-f μ-φ-νουτι* »der Mund Gottes« eig. »Mund sein Gottes« oder besser: *φ-νουτι* wird durch *ν* als Erklärung und Apposition von *-f* beigefügt wie in der vorigen Nummer. — Was dann den Pronominalstamm *μμο-* betrifft, der wie gesagt der Verbindung mit *ν* und Nomen gleich steht, so zählt Stern § 298 seine Verwendungen auf: 1. nach unbestimmten Pronomina *hοειvε μμο-ν* »einige von uns *(-ν)*«; 2. nach Adverbien des Ortes, der Zeit, der Art und Weise *ουιναμ μμο-ι* »rechts von mir *(-ι)*«, womit § 534 zu vergleichen, der Beispiele für locativische und ablativische Bestimmungen gibt; 3. nach *μμιν*, das hervorhebt: *τα-ψυχη μμιν μμο-ι* »meine eigene Seele«, wo *μμο-ι* die in *τα* (»die meine«) enthaltene Person gerade so wiederholt, wie das mit *ν* unter 6. stattgefunden hat; 4. für das pronominale Object derjenigen Verben, welche ein nominales mit *ν* anknüpfen: *τι-μει μμωτεν* »ich liebe euch«, denn das dauernde Präsens verträgt keine unmittelbare Verknüpfung oder Suffigirung; 5. zur Wiederaufnahme des Relativs *φη-ετε Παυλος hιωιš μμοf* »der, welchen Paulus predigt« (S. 246) eig. der *(φη)*, so *(ετε)* P. pr. ihn *(f)*; *παι πε πετερε π-ουηηβ ǵω μμοf* »dies *(παι)* ist das *(πε)*, was *(ετε-μμοf)* der Priester *(ουηηβ)* sagt« *(ǵω)* S. 246 für den Objectsaccusativ, *πι-λεντιον ε-ναf-μηρ μμοf* »der Schurz, mit dem er gegürtet war« eig. »so er gegürtet *(μηρ)* war *(να)* damit« für den Instrumentalis, *φ-μα ε-τι-šοπ μμοf* »der Ort, wo (so-an dem) ich *(τι)* bin« für den Locativ, *τι-οι μ-πετε τι-οι μμοf* »ich bin *(οι)* der *(πε)*, wer *(ετε-μμοf)* ich bin« (eig. der, so ich bin er) für Prädicatsbestimmung, Fälle, in denen das unbestimmte Relativ *ετε* der Definirung durch das Demonstrativ bedarf; 6. seltener als partitiver und possessiver Genetiv absolut: *φη-ετε ουον μαšǵ μμοf* »der *(φη)*, welchem *(ετε-μμοf)* Ohren sind *(ουον)*« eig. »der, so Ohren sind dessen« was gleichzeitig die Arten von 5 ergänzt.

Beim Ueberblicken aller Gebrauchsweisen von *ν* fällt auf, dass die genetivische einen verhältnismäßig geringen Bruchteil ausmacht, der nicht berechtigt, *ν* als Genetiv-

exponent anzusehen; dass die Verbindung von Substantiv und Adjectiv oder von zwei beigeordneten Substantiven durch *ν* einer genetivischen Auffassung widerstrebt, wenn auch für das letztere Redensarten wie »ein Teufel*) von Kerl« monstrum hominis sich herbeiziehen lassen; dass sichtlich unser *ν* alle Casusverhältnisse zu bezeichnen fähig ist und daher keines derselben ausdrückt, wie denn *ν-τοτ-* für die entgegengesetzten Casus Dativ und Ablativ gilt; nur der Nominativ scheint ihm fremd und vielleicht doch nicht, weil die Nominativpartikel *νϭε* aus *ν* und *ϭε* besteht und die Prädicatsbestimmung bei *ϣωπι* und *οι* auch Nominativ sein könnte. Diese verschiedenen Bedeutungen eines sogen. Genetivs, dass er z. B. auch instrumental ist, entgehen auch Stern nicht und er macht § 533 die Bemerkung »der Ausdruck des instrumentalis durch die Präposition des Genetivs erklärt sich aus dem nominalen Charakter der koptischen Verba; freilich wechselt *ν* in der Bedeutung »mit« häufig mit dem gewöhnlichern *chεν* (durch)«; hier erscheint der Genetivsinn als ursprünglich und der instrumentale Gebrauch als der Erklärung bedürftig. Dagegen § 495 heißt es: »So ist der Genetiv auch von manchen Adjectiven und Qualitativen abhängig, wie in *f-μεh ν-hοτι* (er ist voll von Furcht), in welchem Falle das Nomen artikellos ist, so dass wir das *ν* als die Partikel der Relation verstehen können; der Bedeutung nach ist sie ursprünglich instrumental«. Nun ist aber nach § 292 auch der allgemein bestimmende Genetiv, der beim Verb allein in Frage käme (der andere mit *ντε* gebildete steht nie bei Verben), eben auch »durch die proklitische Partikel der Relation *ν*« in Verbindung mit dem

---

*) Insbesondere aus dem Französischen: fripon d'enfant, pendard de valet, coquine de servante, diable de femme und Aehnliches; die *ν*-Verbindung bei Adjectiven, insbes. den Fall *τι-σαιη μ-πνλη* verdeutliche man sich an franz. un drôle de corps, une drôle de tournure u. dergl. dann mit Abzug des partitiven Sinnes an griech. *ἡ ἀρίστη τῆς γῆς, πολλὴ τῆς ὁδοῦ, τὸν λοιπὸν τοῦ χρόνου* u. s. w. Die Sparsamkeit und halbe Aehnlichkeit dieser Belege stellt die Eigentümlichkeit des kopt. Gebrauches in helleres Licht. Vergl. Brix zu Menächmi 488.

Artikel bezeichnet und wie wenig man den allgemeinen Genetiv (d. i. *ν* und Artikel) vom bloßen *ν* unterscheiden darf, zeigen Beispiele wie *πε-πνευμα ν-ϱω-f* »der Hauch seines *(f)* Mundes« *(ϱω)*, wo gar kein Artikel steht und doch Genetivbeziehung stattfindet; die Ursprünglichkeit der Instrumentalbedeutung geht somit auch auf den Genetiv über und der Widerspruch zu § 533 ist nicht abzuleugnen; übrigens verstände man vom Instrumentalbegriff aus die genetivische Verwendung und den Gebrauch von *ν* bei der Apposition eines Nomens und der Attribution eines Adjectivs gleich schwer. Lassen wir aber diesen Widerspruch und nehmen wir den Genetiv als das ursprüngliche an, so wird in § 533 diese Ursprünglichkeit durch den nominalen Charakter des koptischen Verbums begründet; schade nur, dass dieser nominale Charakter § 489 eben aus unserer Partikel gefolgert wird: »Die Anknüpfung eines Objects an einen regierenden Verbalstamm ist im Koptischen eine zwiefache — entweder eine unmittelbare oder eine durch Präpositionen vermittelte. Beide Formen zeugen für die nominale Bedeutung, welche dem koptischen Verbalstamme zu Grunde liegt«. Schlagen wir die zwei noch übrigen Stellen nach, die diese Frage betreffen, so wird § 113 nur behauptet, »dass die Grundauffassung der Wurzel im Koptischen eine nominale ist«; eine Begründung versucht bloß § 498, aber eine äußerst schwache: »Die Anknüpfung des verbalen Objects durch den Accusativ und durch den Genetiv trägt einen nominalen Charakter an sich; denn die grammatische Form des stat. constr. (d. i. der unmittelbaren oder accusativischen Anknüpfung) und des Genetivs ist eben so wohl dem Nomen eigentümlich«. Aus der bloßen Gemeinsamkeit folgt aber weder nominaler noch verbaler Charakter, wenn nicht bestimmtere Anzeichen hinzukommen, sondern viel eher ein gemeinsamer Begriff, der der engen Beziehung überhaupt, der auf nominalem Gebiete zu Apposition, Attribution, Genetiv führt, je nachdem Nomen ohne Artikel, Adjectiv, Nomen mit Artikel folgt, beim Verbum zum Object und zu adverbialen Bestimmungen. Schwartze-Steinthal § 180 S. 459 flg.

scheinen durchaus im Rechte zu sein, wenn sie sagen: »So wird z. B. bei dem sogenannten Genetivverhältnisse wie *π-šηρι μ-φ-ρωμι* »der Sohn des Menschen« eben nur die Beziehung des einen Nomens zu dem andern angedeutet und dabei (durch) das syntaktische Verhältnis angenommen, dass das voranstehende Nomen das Regens, das Nachfolgende das Rectum sei. Wird nun die bloße Angehörigkeit ins Auge gefasst, so ist es oft einerlei, ob man die specielle Beziehung des Genetivs oder Dativs vor sich zu haben meine« u. s. w. Allerdings sind die koptischen Nomina und Verba, jeder Flexion entkleidet, nicht immer von einander zu scheiden: *μει amor amare amabilis, μoh plenitudo implere plenus* u. s. w. sieh Abel S. 195; nichts destoweniger kommen doch Wurzelformen wie *σωτπ* fast nur verbal vor, sieh Stern § 146, und umgekehrt die dreilautigen Formen mit hinterem Vocal fast nur nominal (§ 147), intransitive nicht zahlreiche Verben wie *σβok* ausgenommen (§ 327). In der Flexion aber ist der Unterschied zwischen Nomen und Verb, von einigen Nomina wie *ρω* und einigen Verben wie *πεϭα*- abgesehen, welche die possessiven und subjectiven Suffixe hinten annehmen: *ρω-f* »sein Mund« *πεϭaf* »er sagte«, deutlich ausgeprägt und die beiderseitigen Formen nicht mit einander zu verwechseln, so dass die Uebertragung von Nominalconstructionen auf das Verbum gerechtes Erstaunen erwecken müsste. Zudem reicht der Genetivbegriff nicht aus, um Constructionen wie *αι-hovhεν ε-τοτ-ς ν-ον-σhιμι* »ich befahl einer Frau« zu verstehen, wo die Partikel *ν* das Nomen *ον-σhιμι* als Apposition, nicht als Genetiv, oder besser: weder als das eine noch andere, sondern als einfache Erklärung mit *ς* in enge Beziehung setzt, und eben so in der Wendung *ρω-f μ-φ-νουτι* »der Mund Gottes«, welche weder mit »Mund sein, des Gottes« noch mit »Mund sein, dem Gotte« interpretirt werden darf; unsere streng begrenzten grammatischen Termini und Begriffe muss man einfach bei Seite lassen, weil beim Nomen und Verb nur enge Beziehung und nichts weiter in diesem *ν* liegt. Dieser Auffassung war auch Stern nahe genug, wenn er § 498 äußert:

»Accusativ und Genetiv (d. i. unmittelbare und mit ν vermittelte Anknüpfung des Objectes) bezeichnen eine enge und gleichsam natürliche Zusammengehörigkeit des Objects und Verbs« und § 501 »die Construction mit dem Accusativ oder Genetiv ist der mit dem Directiv (mit ε) nicht gleichbedeutend; jene .... sind das nächste Object eines Verbs von allgemeiner Bedeutung, der Directiv hat einen besondern Nachdruck; die Verbindung der ersteren mit dem Verb gleicht einer geschlossenen, die des letztern einer unterbrochenen Wortkette; man könnte ε mitunter durch »nämlich« wiedergeben«. Das ist eine vollständige und ausreichende Erklärung und die Parallelisirung des ν-Objectes mit »des Amtes walten, der Jagd pflegen, des Zieles fehlen« u. s. w. in § 493 irrig und irre führend und wohl daraus zu erklären, dass den Verfasser das nicht verwunderliche Zusammentreffen der nächsten unmittelbaren Verknüpfung mit unserem das nächste Object bezeichnenden Accusativ zur Meinung brachte, es müsse folgerichtig die andere Verknüpfung mit ν auch einem andern Casus entsprechen. Wie die enge Beziehung von ν, zusammenstoßend mit der noch engeren unmittelbaren oder mit einer andern ν-Bestimmung, sich zur Bezeichnung auch entfernterer Verhältnisse verschieben kann, wie im Beispiele »macht nicht das Haus meines Vaters zu einem Kaufhause« und anderen von § 509, dürfte keine Schwierigkeiten machen; und an dieser Betrachtung ändern auch die instrumentalen Fälle von ν in § 533, die auch Schwartze-Steinthal Bedenken erregen, nichts, weil man es schließlich jeder Sprache überlassen muss zu entscheiden, was ihr für nähere oder entferntere Beziehung gelte; in Verbindungen wie »mit den Augen *(ν-νι-βαλ)* sehen« »mit den Ohren *(ν-νι-μαšǵ)* hören« wenigstens sind Auge und Ohr sachlich und daher möglicherweise auch grammatisch mit »sehen« und »hören« so eng verbunden als die Gegenstände der Warnehmung; zur sinnlichen Warnehmung gehört eben beides. Die Adverbien mit ν bilden die einzige ernstliche Schwierigkeit, die ich nicht zu entfernen weiß, es müsste denn durch die oben angeführte Bemerkung Abels geschehen,

dass es sich dabei nur um häufig vorkommende Begriffe handle.

Den Directiv oder die lockere Verbindung mit *ε* resp. *ερο-* von derjenigen mit *ν* (ich möchte sie Adjunctiv heißen) abgesondert und in ihrer eigentümlichen Bedeutung von § 498 an hingestellt zu haben, ist ein besonderes Verdienst unserer Grammatik. Die oben ausgesprochene abweichende Auffassung, dass in allen diesen Verbindungsweisen kein Casusinhalt stecke, bestätigt sich auch hier durch die Mannichfaltigkeit der Bedeutungen, die ich ohne große Aushebung von Beispielen aufzählen will: *ε* bezeichnet 1. das nähere Object bei einer Anzahl »von meist unveränderlichen Verben«; »nach koptischer Auffassung sind sie intransitiv und können einen Accusativ (d. i. unmittelbare Anknüpfung des Objects) meist (d. i. soweit sie unveränderlich sind) nicht annehmen. Es sind besonders Verba von sinnlicher Bedeutung«, wie *ναυ* »sehen« *σωτεμ* »hören«, »oder des Verstandes« wie *εμι* »wissen« *κατι* »verstehen«, »oder des Willens« wie *ουωš* »wollen«, *ερ-hνα-* mit Suffixen »meinen, deinen u. s. w. Willen *(hνα-)* tun = wollen«, »oder endlich manche andere stark active Verba, die im Koptischen als Intransitive gelten« wie *hιουι* »schlagen«, *kιμ* »bewegen«; 2. das Object »nach den Verben der Bewegung, um das Ziel derselben auszudrücken« auch im feindlichen Sinne des »gegen«; 3. »den Zweck und die Bestimmung«, worunter »zitternd wegen *(ε)* des Verderbens *(π-ταko)*« nicht gut passen will; so steht *ε* auch nach *šωπι* »werden, sein« z. B. zu einem starken = *ε-ου-ģωρι;* 4. häufig den Dativ, wenn er »die Beziehung einer Person auf den in sich abgeschlossenen Begriff des Verbs« ausdrückt namentlich bei Impersonalia, und nach den meisten Verbalcomposita »zur Bezeichnung der Person« (§ 504 und 510); 5. Bestimmungen verschiedener Art (§ 536), in einem Beispiele auch den Instrumentalis (S. 335 »ich salbte ihn mit *ε* meinem *πα* heiligen Oele« *ε-πα-νεh ετ-ουααβ*); 6. seltener den Accusativ, von 1. abgesehen, wofür S. 335 ein Beispiel gibt: »alle seine Gebote, welche *(ετ-ερωου)* er unseren Vätern *(ιοτι)* geboten hat«

= *ετ-αf-hovhεν ν-νεν-ιοτι ερωον*, während »allen Menschen alles Gute zu lehren« = *π-τι-σβω ν-ρωμε νιμ ε-hωβ νιμ ν-αγαϑον* in *ε* vielleicht einen Genetiv (Lehre *σβω* geben *τι* von *ε*) enthalten könnte; 7. den Ablativ nach Verben der Trennung und begriffsverwanten (»bewahre mich *(ι)* vor der Hand meiner *(να)* Feinde = *μα-τονǵο-ι ε-τ-ǵιǵ ν-να-ǵαǵε* S. 357); 8. den verglichenen Gegenstand nach Comparativen oder auch bloßen Positiven: *hαν-νιšτι ε-ναι* »größeres als dieses« *hαν* unbest. Artikel im Plur., vielleicht auch ablativisch zu verstehen nach Analogie vieler namentlich indogermanischer Sprachen. Es sieht eben mit *ε* um nichts einheitlicher aus als mit *ν*, weshalb man sich auch hier vom Begriffe der Richtung, welchen der Name Directiv zur Schau trägt und Stern dem »Accusativ« und »Genetiv« gegenüber stellt, losmachen und an denjenigen der lockeren Anfügung überhaupt wird halten müssen. Die beiden letzten Verwendungen: als Ablativ und nach Comparativen, widersprechen dem Begriffe der Richtung zu sehr, und sie einfach unter die Präposition *ε* abgesondert zu stellen ist mehr Kunstgriff als Erklärung. Danach würde auch das Spanische, welches *á* vor den Accusativ setzt, falls man ein lebendes oder vernünftiges Wesen damit bezeichnet, nichts zur Aufklärung des koptischen *ε* beitragen, wie Stern S. 323 Anm. glaubt, obschon sich daran erinnern ließe, dass nach S. 333 flg. *ε* »nach den meisten Verbalcomposita gewöhnlich zur Bezeichnung der Person, auf welche sich die Handlung richtet«, seltener sächlicher Objecte dient, und dass im Koptischen und Spanischen Bedeutungsdifferenzen nach der verschiedenen Construction auftauchen: kopt. *ονωš* mit *ε* »wollen«, mit dem »Accusative« »lieben« (S. 326), span. *querér á un amigo* »einen Freund lieben«, *querér un amigo* »einen Freund suchen«, *perdér á su hijo* »seinen Sohn verderben«, *perdér su hijo* »seinen Sohn verlieren« u. s. w. Im allgemeinen aber kennt das Koptische Unterschiede nach Belebtem und Unbelebtem, was wieder im Slavischen eine große Rolle bei der Rection des Verbs spielt, gar nicht, und verzichtet man noch gar auf den Begriff der

Richtung, so hört natürlich jede Vergleichung auf. Vielmehr ist's nur der engere oder losere Zusammenhang von Verbum und Object, was der Kopte bezeichnet, nicht etwa materielles, was den meisten der indogermanischen Casus inne wohnt; nur ein »dies und das«, nicht ein »woher und wohin« — also eine völlig andere Anschauung. Uhlemann stellt daher den Sachverhalt S. 15 vollkommen richtig dar, wenn er in der Tabelle für den Nomin. *νći (νǵε)*, für Genet. Dat. Accus. Ablat. gleichmäßig *ν μ ε* ansetzt, so sonderbar das für denjenigen aussehen mag, der zum ersten Male an die Sprache herantritt. Aufklärung erteilt er nun freilich keine, die erst Stern gegeben, nur dass bei ihm fremde indogermanische Anschauungen, die sich beigemengt, ausgeschieden werden mussten. — Etwas wie unsere Casus bietet das Koptische nur an zwei Stellen und — charakteristisch genug — nicht einmal durchschlagend: 1. den bestimmten Genetiv mit *ντε* (§ 294) und die dazu gehörige Pronominalbildung: *ντη-ι* »meiner, mir«, *ντα-k* »deiner, dir« (masc.) u. s. w. (§ 299), welche letztere den ursprünglichen Begriff des Besitzes noch handgreiflich aufweist, der beim Nomen zum nachdrucksvollen epexegetischen Genetiv verblasst ist: *πι-šηϱι ντε φ-νουτι* »der Sohn nämlich Gottes« (§ 292) und »im sahid. Dialekt weniger entwickelt als im boheir.«; es ist gleichgültig, wie ich *ου-šφηϱ ντη-ι* übertrage und verstehe: ein *(ου)* Freund von mir *(ι)* oder: ein Freund mir, wofür weniger nachdrücklich *πα-šφηϱ* »mein Freund« genauer: *il mio amico* (ital.). 2. Den Dativ der Pronomina: *νη-ι* »mir«, *να-k* »dir« (mask.) u. s. w., denn bei Nomina tritt *ν* und *ε* ein, und dass jene Pronominalformen rechte Dative sind, erhellt aus ihrem »ethischen« Gebrauche, den Stern § 503 fin. erwähnt und der für *šε* zur Regel geworden ist (*af-šε-ναf* »er ging fort, *ak-šε-ναk* »du gingst«, *αυ-šε-νωου* »sie gingen«, *τεν-να-šε-ναν* »wir werden gehen«, *μα-šε-ναk* »geh« u. s. w.), ohne andern Verben irgend fremd zu sein (*ευ-μευι νωου* »sich denkend«). Eine derartige Verinnerlichung durch Beisetzen des Dativs des persönlichen Pronomens findet sich auch anderwärts z. B. im Gotischen

ohtedun sis = *ἐφοβήθησαν*, *ohta sis* = *ἐφοβεῖτο*, *ogs thus* = *φοβοῦ* u. s. w., *thahta sis* = *διελογίζετο*, *fravaurhta mis* = *ἥμαρτον*, *gaqumthun sis* = *συνέθεντο* u. s. w., wobei allerdings der sonstige weite Gebrauch des gotischen Dativs zu berücksichtigen ist; im Italienischen besonders ausgebildet an einer ganzen Reihe von Verben (*non sapéva dove si fosse, ne cosa si facésse* »er wusste nicht, wo er wäre, noch was er tun sollte«), worüber man Vockeradts Grammatik § 196 vergleiche, der hübsch an Redensarten wie: »ich kann es mir wohl denken« erinnert; mit dem kopt. *šε* wäre *andár-si* »gehen« (nicht = *andár-se-ne* »fortgehen«), *venir-si* »kommen«, *uscir-si* »ausgehen«, *fuggir-si* »fliehen«, mit *μευι* *pensár-si* »denken«, *créder-si* »glauben«, *aspettár-si* »erwarten« zusammen zu halten; im Ungarischen etwas anders: *neki indul* »er setzt sich in Bewegung«, *neki esik* »er fällt (Wrzl. *es* sprich *äš*), dann *neki búsúl* »er wird traurig« (sprich *búšūl*) und so bei andern Verben der Gemütsbewegung; denn *neki* bleibt bei allen Personen und entspricht dem Sinne nach franz. *y*, italienischem *ci* und *vi*, die hinwieder vielfach pleonastisch gebraucht werden. Hier kann man von Verstärkung reden; in den drei andern Sprachen bewirkt der Beisatz des persönlichen Pronomens Verinnerlichung und Vergemütlichung.

Diesen Excurs über die koptischen Casusverhältnisse mag der Leser deshalb zu Gute halten, weil es mir keineswegs gleichgültig scheint, mit welchen Sprachen Vergleiche des Indogermanischen in dieser Beziehung stattfinden. Solche Vergleiche sind nämlich durchaus notwendig, nicht nur zur Aufhellung der Erscheinungen fremdartiger Sprachen, sondern eben so gut zum Verständnis der indogermanischen. Das hat die Litteratur über vergleichende Casuslehre, die zwar eine Menge wertvoller Monographien und Materialsammlungen hervorgebracht, aber doch sonderliche Aufschlüsse über das Wesen der wichtigsten Casus (Genetiv, Dativ, Accusativ) nicht erteilt hat, zur Genüge erwiesen. Zwar hat man die semitischen Sprachen als Parallele beigezogen; ob aber diese Sprachenclasse mit ihrer von Anfang

an beschränkten Casuszahl den acht Casus des Indogermanischen große Hülfe zu bringen im Stande sei, darf man mit Grund bezweifeln; das Koptische müsste, wenn das Vorstehende richtig ist, ganz aus dem Spiele bleiben, weil es nicht Casusbedeutungen, sondern verschiedene Abstände vom Verbum ausdrückt. Dagegen halte ich Vergleichung mit den an Casus sehr reichen agglutinirenden Sprachen für fruchtbar, namentlich wenn sie eine so verschiedene Syntax bieten wie Ungarisch und Finnisch. Wohl möglich, dass bei größerer Sprachkenntnis, als ich bis jetzt habe erwerben können, eine diesen Gegenstand betreffende Arbeit in dieser Zeitschrift, die schon mehrfach auf Casus zu sprechen gekommen ist, erscheinen wird; dafür sei dieser koptische Excurs eine, so zu sagen, negative Vorbereitung.

Nur noch ein specieller Punkt werde erwähnt, um die Besprechung nicht zu weit anszudehnen: wie in vielen andern Sprachen wird das Passiv gerne mit der dritten Person der Mehrzahl umschrieben, dabei aber der eigentliche Sinn vergessen, so dass statt des Nominativs als Subjectes dieses Plurals auch eine Bestimmung »von, durch« eintreten kann, wie wenn wirklich passive Form vorausginge (§ 479); *αυ-σωβι μμοf νϭε νι-μαγος* »es betrogen ihn die Magier« für *ἐνεπαίχθη ὑπὸ τῶν μάγων* ist verständlich und regelrecht; aber sahid. *αυ-σωβε μμοf εβολ-ϩιτν μ-μαγος* (= *ν* plur. best. Art.) »sie betrogen ihn — von den Magiern« ist eigener Mischmasch. Dass nun bei diesen Umschreibungen gar nicht mehr bestimmte Personen vorgestellt wurden, erhellt aus den häufigen Wendungen: *ου-μισι μμοf* »er wird geboren« (sie gebären ihn), das bereits den Sinn von »man gebärt ihn« angenommen haben muss. So wird man denn auch die zweite der obigen Wendungen mit »man betrog ihn durch die Magier« umschreiben dürfen und die Seltsamkeit ist großenteils beseitigt. Dass der Begriff von »man« durch Vergessen des eigentlichen Sinnes einer Umschreibung auch ohne Wörter wie »Mann« franz. *homme* = *on* entstehen und wirksam werden kann, zeigt das Italienische, das ich hier um so lieber anführe, als der Fall gerade die Passiv-

wendung betrifft und die schulmäßige neben der umgedeuteten Form sich vorfindet. Bekanntlich heisst es hier *si legge il libro* »man liest das Buch«, *si leggono i libri* »man liest die Bücher«; *si* mit dem Verb muss durchaus an der Spitze stehen; denn nachfolgend brächte es vielfach eine zulässige reflexive Beziehung hervor: *s'inganna la gente* »man betrügt die Leute«, *la gente s'inganna* »die Leute betrügen sich«; derlei Beispiele entschieden die Stellung auch für Sätze, in denen ohne Schaden und Zweideutigkeit hätte umgestellt werden können, wie in *il libro si legge* = franz. *le livre se lit.* In Folge der ungewohnten Stellung von Verb und Subject verschob sich, und zwar zunächst in singulären Sätzen wie *s'inganna la gente, si abbatte un albero* »man haut einen Baum nieder«, das die Stellung des Objectes einnehmende Subject zum Object, und *si* an der Spitze zum Nominativ, d. i. zu »man«, so dass die grammatische Auffassung mit der deutschen »man«-Uebersetzung übereinstimmte. Dieser Veränderung des Sprachgefühls unterlagen vielfach die pluralen Sätze: auch *si legge i libri, si abbatte gli alberi* ist gestattet — jedenfalls in der Conversation. Dieser Process wurde unterstützt durch die Freiheit, auch sonst bei pluralem Subjecte das Prädicat in den Singular zu stellen — eine Freiheit, die sich auch andere mit deutlichen Pluralformen der Nomina und Pronomina versehene Sprachen*) gestatten; sieh Vockeradt § 161 2). Alle ferneren Consequenzen werden gezogen: dass man einen pronominalen Accusativ unnötig und eigentlich falsch setzt: *la penitenza — si puo farla a casa sua* »Reu und Leid — man kann's daheim machen«; dass das nominativische *si* nähere Bestimmungen enthält: *tutti si può mancare = tutti possiámo mancare* »wir alle können fehlen« (Vockeradt § 201 5). In beiden Sprachen hat die 3. Plur. und das Reflexiv *si* zum Begriffe des »man« umgeschlagen; nur vollzogen sich im Italienischen,

*) So auch Schwedisch und Finnisch, namentlich in der Conversation: *uti dagligt vårdlöst tal* vom erstern, *i talspråket och i poesi* vom zweiten.

wo das Subject wechselte, größere Umwandlungen als im Koptischen, wo es sich nur verflüchtigte und unbestimmt wurde.

Zum Schluss etwas allgemeineres! S. 3 heißt es: »Während die alte Sprache im allgemeinen noch auf der Stufe der isolirenden Sprachen verharrt, ist die koptische bereits eine durchweg agglutinirende geworden, die die grammatischen Elemente, welche im hieroglyphischen noch in erkennbarer Selbständigkeit auftreten, durch innere oder vordere Bildungen zu ersetzen bestrebt ist.« Stern wird kaum bestreiten, dass Ungarisch und Finnisch ebenfalls agglutinirende Sprachen sind; es dürfte daher zweckmäßig sein, die Unterschiede des Koptischen zu diesen beiden Sprachen genauer anzugeben, damit klar werde, wie unbestimmt und leer der Ausdruck »agglutinirend« ist, wenn man nur das darunter versteht, was in der Dreiteilung von isolirenden agglutinirenden, flectirenden Sprachen liegt, d. i. eine losere oder engere Verbindung der Elemente. Gibt man dem Ausdruck nur einigen Inhalt mehr dadurch, dass er einen wirklichen Sprachcharakter oder Sprachtypus bezeichnen soll, wie ihn etwa Steinthal fasst, so ist es rein unmöglich, koptisch »eine durchweg agglutinirende« Sprache zu nennen, und es ist nicht abzusehen, was technische Termini nützen, wenn sie vollständig verschiedene und in keiner Hinsicht vergleichbare Dinge umfassen dürfen. Die im folgenden aufgezählten Punkte gelten übrigens keineswegs bloß von Ungarisch und Finnisch, sondern eben so gut z. B. vom Jakutischen, das Steinthal als Paradigma gewählt hat.

1. Das Geschlecht, nämlich der Unterschied von Männlich und Weiblich, durchsetzt die ganze Sprache; das Neutrum fehlt wie im Semitischen und wird beim Nomen durch die männliche, beim Verbum durch die weibliche Form vertreten. Die beiden andern Sprachen wissen von einem Geschlechtsunterschiede nichts; wenn beim Fragepronomen die persönlichen Formen mit *k*, die neutralen mit *m* anfangen, so hat das mit dem Geschlecht so wenig zu schaffen als: wer und was.

2. Der Vocal der koptischen Wurzel ist wie derjenige der semitischen wandelbar; »durch die vocalische Aussprache wird der Wurzel sofort eine bestimmte grammatische Bedeutung untergelegt« (§ 113); das sind wohl die inneren Bildungen, von denen die Stelle auf S. 3 spricht; man erinnere sich an *šωπ šεπ šoπ* »empfangen«, an *μισι μες μας* »gebären«, wozu noch die »Qualitative« *šηπ* und *μοσι* (Stern S. 187 unt.) kommen; die Gesetze dieses Wandels klar gelegt zu haben in ihrer reinen und durch Lautgesetze modificirten Gestalt, macht einen der Hauptvorzüge von Sterns Grammatik aus. Dass es eine Minderzahl von Verben gibt, deren Vocal erstarrt ist (§ 318 fin.), ändert am Ganzen nichts. Der Wurzelvocal der beiden andern Sprachen ist unveränderlich und selbst phonetische Einflüsse machen sich nur spärlich geltend; so ungar. *vala* »er war« und *volt* »gewesen«, *halni* »sterben«, *holt* »gestorben«, wobei aber nicht zu vergessen, dass hier *a* und *o* ohnehin in der Aussprache einander nahe stehen.

3. Stammbildende Elemente kennt das koptische sehr wenige, vielmehr bildet die bestimmt vocalisirte Wurzel eben den Stamm. Der Ausgang *ι*, *ε* sahid. *ε* der sogen. »schwachen« Formen kann hieher gezogen werden: *šηϱι* »Sohn«, *μισι* »gebären« gegenüber *šφηϱ* »Genosse«, *μες* (für den »Accusativ«), *σαβε* »klug«, *σανε* »schön« und andere namentlich Adjective (§§ 126. 138. 168), für die auch noch der Ausgang *τ* charakteristisch ist: *houιτ* »erster«, Participien auf *ηουτ ωουτ* u. s. w.; dann das *τ* vieler *ι*-Wurzeln bei der Pronominalanknüpfung (§ 340. 341 und 344) z. B. *ανιτ-ου* »führ sie«, auch *af-αιτ-ου* »er tat es«, *af-τηιτ-ου* »er gab es«, *af-ǵοτ-ου* »er sprach es« von *αι- τηι- ǵο-*; eben so schließendes *ς* gegenüber Wurzelformen ohne *ς*: *απς* »Zahl« und *ωπ* »zählen« u. s. w. Abel S. 280—307 hat den hieher gehörigen Stoff tabellenartig dargestellt; es sind deutliche Erweiterungen durch pronominale Elemente, wie namentlich *ǵω* neben*) *ǵος* eig. »es sagen« zeigt, aber

*) Ohne bestimmtes Object; *af-ǵos* »er sagte (es)«, wie etwa im Deutschen »ich hoffe es«, franz. *j'espère.*

ohne eigentliche Regel, mehr verstreut. Wegen des erweiternden ς macht Stern § 497 die Bemerkung »in einigen Fällen steht ς oder *μμος* als pleonastisches Object, wie etwa das engl. *it* in *Lord Angelo dukes it well* oder *foot it, girls* und das franz. *en* in *s'en tenir à ect.*« Zutreffender wäre *la* bei vielen Verben der italienischen Volkssprache (Vockeradt S. 318): *pagárla cara* »es hart büßen«, *pensárla* »gesinnt sein« u. s. w. Wie solche pleonastische Elemente schließlich stammbildend werden können, lässt sich verstehen. — Stammelemente vor der Wurzel wären das *τ* des Causativs und einige nominale Präfixe wie *μετ μεϑ* für Abstracta, *ατ αϑ* für Negation u. s. w., wobei *ρεϕ ρεμ* als materialer Art (»Täter« von *ερ* oder »seiend«, und »Mensch« *ρωμι*) ausgeschieden werden müssten. Mit dieser Armut vergleiche man den Luxus ungarischer und finnischer Stammbildungen beim Nomen und Verb, wovon die Aufzählung der verschiedenen Ableitungen des finnischen Verbums in der vorigen Besprechung eine Vorstellung geben mag. Die natürliche Folge dieses Unterschiedes ist, dass an der agglutinirenden Vielsilbigkeit, die wahre Wortungeheuer erzeugt, das Koptische nicht zu leiden hat, obwohl man oft darüber unklar sein kann, wie weit die Grenzen eines Wortes reichen;*) *μεϑ-ρεϕ-šεμšε-νουτι* »Gottes-*(νουτι)*dien-*(šεμšε)*er-*(ρεϕ)*tum *(μεϑ)*« = »Gottesdienst« und ähnliches dürften wohl zu den längsten Wörtern gehören.

4. Beim Verbum schießen die Endungen als Nominative vornen, als Accusative hinten an die Wurzel: *αι-šοπ-k* »ich *(ι)* habe *(α)* dich *(k)* empfangen«, was ungarisch, welches glücklicherweise über eine Objectiv-Conjugation verfügt, *fogad-ta-la-k* heisst, mit *fogad* als Wurzel, *ta (te)* als Perfectsilbe, *l(a)* als 2. Pers. Sing. und Plur., *k* als 1. Pers. Sing.; *τετεν-να-šοπ-f* »ihr *(τετεν)* werdet *(να)* ihn *(f)* empfangen«, ungarisch: *fogad-and-já-tok* mit *and (end)* futursilbe, *já* »ihn, sie, es, sie«, *tok (tek)* »ihr« u. s. w. Stellung der Endungen vor der Wurzel, resp. Stellung der

*) Sieh hierüber Nr. 4.

Wurzel zwischen den Suffixen ist unerhört, was auch für *μετ μεϑ, ατ αϑ* u. s. w. einen Unterschied ausmacht; die entsprechenden ungar. *(ság ség, atlan etlen)* und finn. *(uude- yyde-, ttoma- ttömä-,* Nom. *uus yys, ton tön)* Silben kommen hinter die Wurzel zu stehen, und nur das Ungarische besitzt Verbalpräfixe in *be ge ki le* — einzig im Ugrischen. Doch nicht genug! Die koptischen Subjectivpräfixe fanden sich in der älteren Sprache hinten angeknüpft, so dass aus der suffigirenden eine präfigirende geworden ist, und den alten Zustand nur einige Verben erhalten haben wie das früher genannte *πεϭαf* »er sagte«, *μαρεf* »er *(f)* möge« u. s. w. — für agglutinirende Sprachen ein ganz unfassbarer Vorgang, der gleichzeitig beweist, dass der Zusammenhang der Flexionselemente mit der Wurzel lange nicht so fest war als z. B. im Ungar. und Finnischen; denn was verwachsen ist, das kann wohl abgeschliffen und zerstört, aber nicht versetzt und von seiner Stelle gerückt werden. Das bestätigen folgende Umstände: 1. Die Verbalpräfixe oder die pronominalen Subjecte können sich, die Bedeutung »sein« einschließend, mit beliebigen andern Wörtern verbinden, Präpositionen und Adverbien (§ 371 fin.); *τι-σωτεμ* »ich höre« und *ανοk* (ich) *τι-νεμμαk* »ich bin *(τι)* bei dir *(k)*«, wofür der boheir. Text instructiv *ανοk τι-χη νεμαk* (*χη* »gesetzt sein, sein«) S. 373 ob.; *f-σωτεμ* »er hört« und *f-νεμηι* »er ist bei mir *(ι)*« u. s. w. Indem nun auch der Artikel *πι τι νι* Existenz einschließt, wird *τι* und *f* mit dem folgenden kaum anders verbunden sein als der Artikel mit seinem Nomen; *f-νεμη-ι* ist kaum fester gefügt als griech. *ὁ σὺν ἐμοί* und dann auch *f-σωτεμ* kaum fester als *ὁ ἀκούων*, d. h. doch keine solche Worteinheit wie ungar. *hallok* »ich höre« oder finn. *kuulen* »ich höre« (mit *k* und *n* als Zeichen der ersten Pers. Sing.). Jene Versetzung der Pronominalaffixe von hinten nach vorne fände eine Parallele darin, dass auch der Artikel in mehreren Sprachen hinten erscheint. 2. An die Stelle des Pronomens kann jedes beliebige Nomen rücken, selbst in der Mitte der Wortform: *f-σωτεμ* »er hört« und *π-ουρο σωτεμ* »der König hört«; *af-σωτεμ* »er hat gehört« und *α + π-ουρο + σωτεμ*

»der König hat gehört« und dafür auch *α π-ουρο αf-σωτεμ;* das ist weder ein Wort noch zwei Worte, dieser Begriff ist hier gar nicht anwendbar, der Gegensatz von Wort und Satz überhaupt nicht vorhanden. Das gleichbedeutende ungar. *a-király hallott* und das finn. *kuningas on kuullut (= ἐστι ἀκούσας)* sind deutlich zwei resp. drei Worte. 3. Die unmittelbare Anknüpfung des Nominalobjects steht, wie schon mehr als einmal erwähnt, mit der pronominalen Suffigirung auf einer Stufe; dann ist aber die Verbindung des obigen *af-šoπ-k* keine engere als von *α π-ουρο (αf-) šεπ νι-σαϭι* »der König hat die Worte aufgenommen«; in den obigen ungar. Verbalformen *fogadtalak* und *fogandjátok* die subjectiven *k* und *tok* oder die objectiven *l* und *ja* durch Nomina zu ersetzen wäre unmöglich, weil es geschlossene Worte sind. Um zu der koptischen Weise Analogien zu finden, muss man sich an solche Verbindungen wenden, wo die Wirkung einer Endsilbe auf viele vorhergehende Wörter sich erstreckt, wie sie den agglutinirenden Sprachen geläufig sind, z. B. ungar. *egy százhatvan-ezer-fö-nyi had* »ein *(egy)* Heer *(had)* von 160000 Köpfen *(fö)*« eig. 160000köpfig, obschon gerade durch die letzte Silbe *(nyi)* eine Bindung stattfindet, wie sie im Koptischen kein einzelnes Wort ausübt. Dasselbe gilt auch für finnische Composita wie*) *hyvän-luonto-inen* »von guter Natur«, *pahan-tapa-inen* »von schlechter Gewohnheit« u. s. w., obwohl hier der erste Bestandteil kein Stamm, wie vorhin, sondern der Genetiv Sing. eines Adjectivs ist: *hyvä* »gut«, *paha* »schlecht«; wörtlich übersetzt heißen diese Gebilde: (guter-natur)-ig, (schlechter-gewohnheit)-lich; eigen nimmt sich aus: *isän-nsä-luonto-inen**) »mit seines Vaters Natur« eig. Vater-*(isä)*-s *(n)* sein *(nsä)* natur-*(luonto)*-ig *(inen)*. Selbst diese lockeren Verbindungen schnürt die letzte Silbe zur Einheit zusammen; ein solcher Träger der Einheit fehlt eben in den koptischen Zusammenstellungen; wesentlich wiegt noch der isolirende Charakter vor; von Agglutini-

---

*) Man beachte die verletzte Vocalharmonie, was bei strenger Worteinheit unmöglich ist.

rung ist deswegen nicht zu sprechen, weil man nicht angeben kann, woran *(adglutinare)* die Elemente kleben, ob sie an die Wurzel vornen (straffere Einheit) oder an die regierende Silbe hinten (losere Einheit) sich anlehnen. Ein Bild von Agglutination könnten die Infinitivconstructionen mit *ϭιν* zu gewähren scheinen, vielleicht das beste, was sich auftreiben lässt (vergl. Schwartze-Steinthal S. 456 und Stern §§ 470—472), weil diese Silbe alles folgende so zusammenhält, wie oben ungar. *nyi* und finn. *inen* das vorhergehende, und gäbe es nur Beispiele wie *ε-π-ϭιν- (αϱεh ε-νεk-εντολη)* »um deine *(νεk)* Gebote zu halten *(αϱεh)*«, *ε π-ϭιν- (kωτ ν-ου-ηι μ-π-εk-ϱαν εϑουαβ)* »um deinem heiligen *(εϑουαβ)* Namen *(ϱαν)* ein Haus *(ηι)* zu bauen *(kωτ)*«, könnte man die Analogie gelten lassen, obgleich die Wortverbindung von dem deutschen »um« mit Infinitiv sich eigentlich doch nicht unterscheidet. Nun werden aber mit *ϭιν* ganze Sätze substantivirt: *chεν π-ϭιν- (ϑϱε νι-ουηβ ι εβολ-chεν π-ηι)* »während die *(νι)* Priester aus dem Hause *(ηι)* gingen *(ι)*« eig. »während des (die Pr. aus dem H. gehen lassen *ϑϱε*)«; *chεν π-ϭιν (ϑϱε πι-ϑμηι δὲ τασϑο-f εβολ-chεν τεf-μεϑμηι)* »wenn der Gerechte *(ϑμηι)* sich abwendet von seiner *(τεf)* Gerechtigkeit« eig. »während des (den Gerechten sich *(f)* abwenden *(τασϑο)* lassen)« aus Abel S. 70 u. s. w. Das zeigt — man übersehe auch nicht das im zweiten Beispiele eingeschobene *δέ* —, dass die Klumpen mit griechischem *ἐν τῷ τοὺς ἱερέας ἰέναι ἐκ τῆς οἰκίας* und *ἐν τῷ τὸν δίκαιον τρέπεσθαι ἀπὸ τῆς δικαιοσύνης* übereinstimmen. Das S. 133 angeführte ungar. *fel-emel-këd-het-end(e)-nek* »sie werden sich erheben können«, obwohl unförmlich genug, ist ein Wort, von einem Accente zusammen gehalten, das keine Einfügungen von Subject, Object, Adverbien u. s. w. gestattet. Selbst die Präfixe *μεντ ατ* u. s. w. bilden dem Principe nach keine Worte; sonst wären Ausdrücke wie *πι αϑ-ναυ εϱοf* »der un-*(αϑ)*sicht-*(ναυ)*bare« eig. »der: nicht (zu) sehen ihn«, *τι αϑ-ναυ εϱος* »die uns.« unmöglich, in denen *εϱοf εϱος* als pronominaler »Directiv« zu *ναυ* (Wrzl. »sehen«) gehört (Stern § 177); ungar. *lát-hat-atlan* und finn. *katsoma-ttoma-*

»unbesehen« sind strenge Einheiten, die man nur ausdehnen *(lát-hat-atlan-ság, katsoma-ttomuude-* Nom. *-muus),* nicht mit beliebigen Bestimmungen durchsetzen darf. Kurz: Koptisch zeigt keine Worte, sondern nur größere oder kleinere, engere oder losere Gruppen von Elementen, die stets dem Zustande der Vereinzelung wieder zustreben, dem sie durch das Bedürfnis der Rede für den Augenblick entrückt worden sind, weshalb auch Abel nicht so übel getan hat, diese Elemente gesondert drucken zu lassen, weil jede Abteilung, um »Wörter« wenigstens vor das Auge zu führen, allerlei Willkür und Inconsequenz nach sich zieht; in agglutinirenden Sprachen neigen die Elemente vielmehr dazu, zu ungebührlich langen Einheiten zusammen zu schießen, die freilich oft mehr die Zunge als der Geist beherseht, die aber mit unsern Wörtern durchaus auf einer Stufe stehen, so dass bezüglich ihrer Schreibung gar kein Zweifel aufkommen kann. Die Absicht, deswegen diesen Sprachen einen Vorzug zuzusprechen, liegt mir natürlich fern.

Mit dem Vorhergehenden ist Sterns Bezeichnung des Koptischen als einer »durchweg agglutinirenden« Sprache, wenn man sich anders unter diesem Kunstausdrucke einen wirklichen Sprachtypus vorstellt und nicht bloß an Zusammenfügung im Allgemeinen denkt, die schließlich selbst den isolirenden Sprachen nicht fremd ist, weil ganz unverbundene Elemente jedes Verständnis ausschließen — ist jene Bezeichnung entweder als völlig leer oder als grundfalsch erwiesen, und es ist kaum noch nötig, hinzuzufügen, dass 5. den beiden als Muster gewählten Sprachen Partikeln wie *ν* und *ε* abgehen, der Gegensatz in der Casusbildung, deren sie zehn bis zwölf inhaltlich gesonderte zählen, gar nicht größer sein könnte, und dass 6. die für das Koptische so charakteristischen Pronominalsubstantive *(ν-μο-, ε-ϱο-, ε-τοτ-)* ihnen gleichfalls unbekannt sind; den finnischen und ungarischen Pronomina haftet keine concrete Bedeutung an. —

Als Dank für die reiche Belehrung, die mir Sterns Grammatik gebracht, gestehe ich offen, dass ich die Be-

hauptung des Recensenten im litterarischen Centralblatt, man werde sie künftig die koptische Grammatik heißen, für nichts weniger als übertrieben halte.

Basel, den 10. October 1881.

Franz Misteli.

Zur vergleichenden Religionsgeschichte.

Von

Dr. K. Bruchmann.

Julius Lippert, 1. Die Religionen der europäischen Culturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer, in ihrem geschichtlichen Ursprunge. Berlin, Th. Hofmann. 496 S. 1881.

2. Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. Eine ethnologische Studie. 181 S.

Noch immer sind uns alle wissenschaftlichen Bestrebungen willkommen, welche die Einheit und Gleichartigkeit der menschlichen Natur beweisen wollen. Einerseits vermindert sich die Zahl der rätselhaften Veranlassungen, welche wir der verschiednen Entwicklung der einzelnen Völker zu Grunde legen, andrerseits kann jene Erkenntnis, wie sie uns über unsre eigne Vergangenheit aufklärt, dazu beitragen uns tolerant zu machen in der Beurteilung aller menschlichen Dinge.

Einen solchen gemeinsamen Zug des religiösen Lebens aller Völker will uns der Verfasser in seinen beiden Schriften vorführen. Knüpfen seine Gedanken auch an bereits bekannte Betrachtungen an, so ist doch sein Gesichtskreis ein weiterer, sein Ziel ein höheres. Jene Beobachtung nämlich, dass die Menschen den Seelen der Toten eine in mannichfachen Veranstaltungen sich ausprägende Rücksicht erweisen, will der Verfasser bei allen Völkern des Erdballs verfolgen,

Ursprung und Folgen jenes religiösen Triebes im einzelnen nachweisen und unsre fast durchweg einer Verbesserung bedürftigen Ansichten über primitive Religion und Mythologie zu Gunsten jener einen Grundanschauung umformen.

Wenn die bisherigen Anschauungen über die ältesten religiös-mythischen Gedanken, soweit sie der Verfasser kennen gelernt hat, irrig sind, so frägt sich, wie verhält sich L. zur Mythologie? Die neueren Forschungen über den Mythos*) der Hebräer erwähnt L. gar nicht: entweder also er hält sie für wertlos oder er kennt sie nicht. Sollte letzteres der Fall sein, so ist weiter nichts zu sagen; kannte er sie aber, so hätte er doch, da er sonst gegen die mythologische Forschung polemisirt, auch auf die Ansichten eingehen müssen, welche bei den Hebräern Mythos constatiren. Entweder wir haben die Mythologie richtig verstanden, es gibt wirklich Mythen: dann muss L. behaupten, jene mythischen und vermeintlich ältesten Vorstellungen seien nicht die ältesten, sondern erst später entstanden. Oder wir glauben nur Mythen zu sehn, wo gar keine sind: dann haben wir um so mehr Veranlassung, nach den ältesten Vorstellungen der Völker zu suchen. Ist aber der Mythos nicht alt, so frägt sich, wer ihn gemacht hat; ob die Göttergestalten, wenn wirklich welche erkennbar sind, vom Volk geschaffen, oder vom Dichter erfunden sind. So sehn wir uns zu der weitern Frage gedrängt, wie überhaupt Götter entstehn und ob es für diese religiöse Betätigung nur einen einzigen oder mehrere Triebe des menschlichen Gemüts gibt.

Sind wir aber darin voreilig gewesen z. B. Gestalten der griechischen und römischen Mythologie bei den Germanen wieder zu finden oder einzelne Sagen mythologisch zu deuten, so sind wir auf diesen Abweg geraten verführt durch das Vorurteil, alle indogermanischen Völker müssten mythologische Systeme von großer Aehnlichkeit haben, und irre geleitet von Ueberzeugungen der vergleichenden Sprachwissenschaft.

*) Vgl. Popper der Ursprung des Monotheismus. Berlin 1879 und die von Popper angeführte Litteratur S. 10—49. Ignaz Goldziher der Mythos bei den Hebräern u. s. w. Leipzig 1876.

Alle diese Bedenken hat der Verfasser mehrfach angedeutet. Wenn er im Gegensatz zu dieser bisher im Großen beliebten Betrachtungsweise die seinige »historisch« nennt, so wird freilich nur das bewiesen, dass die Ansichten über historisches Verständnis verschieden sind. Denn es gibt gewisse theoretische Voraussetzungen über die Entwicklung des geistigen Lebens, deren Bestätigung hartnäckig in der Einzelforschung erwartet wird. So groß ist das Vertrauen zu gewissen Anschauungen über geistige Processe im Leben der Völker, dass nur das als beglaubigte Tatsache anerkannt wird, was jenen Voraussetzungen entspricht, wie ein Ereignis der Natur den physikalischen und chemischen Gesetzen.

So kann man sich wohl auf die Frage einlassen, ob der terminus Dichtung für eine Mythologie erlaubt ist; ob z. B. Herodot ein berufener Kritiker war, als er behauptete (II 53), Homer und Hesiod haben den Griechen eine Theogonie gemacht, indem sie den Göttern Namen gaben, Rang und Kunstfertigkeit unter sie verteilten und ihr Wesen bezeichneten. Dass sie die ersten waren, welche für das Nationalbewusstsein die Mythengestalten zusammenfassten, mag eben so richtig sein, wie dass in diesen Göttergeschichten einiges subjectiv gedichtet ist. Doch lässt sich nur annehmen, dass die Götter aus der Volksmeinung aufgenommen waren, ebenso wie die Sprache dem homerischen Dichter gegeben war. Die homerischen Gedichte stehen auf dem Gipfel epischer Kunst: wie stand es in den Jahrhunderten vorher mit den Göttern? Hätten die Gedichte nicht die volkstümlichen Vorstellungen der Zeit gespiegelt, so würde man sie mit Lachen oder mit Entrüstung aufgenommen haben.

So lange ferner nicht die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft durch die Bank von L. oder einem andern Historiker als hinfällig erwiesen sind,*) werden wir fortfahren, wo es sich z. B. um Griechen und Inder handelt, an gemeinsames, individuell gestaltetes und benutztes mythologisches Eigentum zu glauben.

---

*) 1, 21. 106. VII.

Da ich noch später auf des Verfassers Polemik gegen die Mythologie einzugehen habe, so bezeichne ich jetzt nur den allgemeinen Gedanken, dessen psychologisches Gewicht für ihn bestimmend war.

Er meint, der primitive Mensch habe sich um Ausdeutung der Natur gar nicht gekümmert; es sei ganz falsch, ihm dieses theoretisch gefärbte Interesse zuzumuten. Im Gegenteil sei ihm nur wichtig gewesen und Antrieb eines dürftigen Nachdenkens geworden, was er am Menschen beobachten konnte. Nicht der Himmel mit seinen Sternen oder sonst Dinge und Ereignisse der Natur sei ihm zunächst Gegenstand des Nachdenkens, der Furcht und der Verehrung geworden, sondern die Tatsache des menschlichen Lebens und besonders des Todes. Die »Religion« (2, 88) begann mit dem ersten Sterbefall, welcher das Object des Nachsinnens eines Lebenden wurde, und es gibt kein Volk ganz ohne Religion. Die Persönlichkeit des Toten, wie immer gedacht, war das erste, was Rücksicht beanspruchte und dessen geheimnisvolle Wirksamkeit eine Reihe primitiver Vorsichtsmaßregeln veranlasste, um das Wohlwollen jener gefürchteten Macht zu sichern. Das ist der Seelencult. Werden aus der Zahl dieser abgeschiedenen Geister einige ausgewählt, welche von besondrer Wichtigkeit sind für ganze Geschlechtsverbände oder für einen Stamm, so heißt die ihnen gewidmete Verehrung Ahnencult.

Diese religiösen Vorstellungen sind die ersten, und bei allen uns bekannten Völkern vertreten. Die mythologische Betrachtung, wo sie überhaupt nachweisbar ist, bemächtigt sich erst später dieser bereits vom Seelencult durchzogenen Weltanschauung.

Gleich hier sei den gründlichen und anregenden Arbeiten des Verfassers Achtung und Anerkennung ausgesprochen. Die Zusammenfassung und Ausdeutung der Tatsachen des Seelencults hat wohl vor ihm niemand so vollständig und einleuchtend geleistet. Auch die allgemeinen »historischen« Untersuchungen, welche sein Thema erforderte, werden vielfach Interesse erregen. Und so sei die Lectüre beider Bücher

dem Leser empfohlen. Diese Arbeiten werden, scheint mir, auch dann Wert haben, wenn meine Kritik überall Recht haben sollte. Denn ich bekämpfe nur die Folgerungen, welche L. aus den Tatsachen glaubt ziehen zu können, und vertrete dabei allerdings andre »historische« Voraussetzungen.

Bei aller Würdigung der Meinungen des Verfassers haben wir, denke ich, stets dreierlei zu fragen. 1. Ist die Tatsache eines Cults richtig, und ist dieser Cult die erste religiöse Regung? 2. Ist die Erklärung Lipperts ausreichend? 3. Erklärt seine Hypothese Alles?

Da aber ein großer Teil der von ihm angeführten Tatsachen nicht neu ist, so werde ich in der Wiedergabe um so kürzer sein können.

Zunächst also haben wir nach der Entstehung des Cults und nach der Art, wie er sich äußert, im allgemeinen zu fragen. *)

Wenn der Seelencult Vorstellungen enthält, von denen alle Religionen ausgehn, so müssen gewisse Anschauungen über die Existenz und die Pflege der Seele überall vorhanden sein.

Ueberall, wo die menschliche Intelligenz über bloßes Grausen vor der Tatsache des Todes (oder völlige Gleichgültigkeit dagegen) dazu fortschreitet, über das Ereignis einen Gedanken zu fassen, knüpft sie natürlich an die Eigenschaften an, welche sinnlich den Toten vom Lebenden unterscheiden. So wird denn nach allgemeiner Annahme zuerst der Atem als das besondre Element gefasst, dessen Entweichen aus dem Körper jene Veränderung hervorgerufen hat. Außerdem aber wird ein Erkalten des Leibes wargenommen: die Seele ist also Atem und Wärme; denn ohne den Besitz des Feuers ist noch kein Volk auf der Erde getroffen. Oft aber endet das Leben mit dem Ausströmen des warmen, dampfenden Blutes, also ist der Sitz der Seele im Blut. Doch sehen nicht alle Völker das Blut als Sitz der Seele an. Der natürliche

*) 1, 5. 2, 3 f. 104. 156. Fr. Schultze, Kosmos III, 10. Heft. Jäger, Entdeckung der Seele. 2. Aufl. 1880. Siebeck Gesch. der Psychologie I, 1. S. 2 f.



Tod war dem Menschen noch unbegreiflich und was Krankheit war, wusste er nicht.

Blutsverwante Menschen sind seelenverwant; so nach der ältesten Anschauung das Kind mit der Mutter, nicht mit dem Vater. Nach freier Wahl wird Blutsverwantschaft erzeugt durch Blutmischung. Natürlich wird das Menschenblut oft als die ausgezeichnetste Seelenspeise angesehn; so besonders das Herz, als Quell des Bluts, und das Auge als wesentlichstes Organ für den Außenverkehr der Seele. Dieser Kannibalismus schlägt verschiedne Wege ein. So z. B. verzehrt eine Mutter ihr erstes Kind zum Wiederersatz der verlorenen Kraft und zur Kräftigung für künftige Geburten (2, 156).

Die Seele lebt nach dem Verlassen des Körpers so ähnlich wie sie im Körper gewesen ist. Sie kann aber ihren Wohnsitz wechseln. Sehr verbreitet ist z. B. die Meinung, dass die Schlange der Seele als Wohnsitz dient. Da aber kein Mensch naturgemäß und freiwillig stirbt, so ist seine Seele durch den Tod beleidigt und in feindlicher Stimmung, welche versöhnt sein will. Entweder also suchte man die Seele zu vertreiben oder günstig zu stimmen. Wurde die Seele gepflegt, so musste es so geschehn, wie im Leben. Sie musste einen Wohnsitz, Speise, ja Unterhaltung haben. Wurde der Leichnam verspeist, so wurde seine Seele in die Lebenden aufgenommen. Die Pflege der Seele richtet sich also nach den Lebensgewohnheiten der Ueberlebenden (1, 9).

Die Dinge, welche die Seele bei ihrem beliebigen Umherwandern in Besitz nimmt, nennen wir Fetische. Solche Fetische können z. B. Schlangen, Reptile, Fische, Raubtiere und Vögel sein. Auch den lebenden Körper kann die Seele zeitweilig (im Schlaf) verlassen, um z. B. von einem Tiere Besitz zu nehmen. Zu den Fetischen können auch Bäume, Felsen, Flüsse und die Gestirne gehören.

Auf diese Weise entsteht auch die Vorstellung des Totems, d. h. wenn sich Leute einbilden, dass der Geist ihres Ahnen z. B. in einen Raben gefahren ist, so können sie sich wohl Nachkommen des Raben nennen. Wird die Sonne zum Totem, d. h. glaubt man, dass in ihr die Seele eines Vor-

fahren wohnt, so entsteht die Bezeichnung »Söhne der Sonne« (1, 12).

Alle Acte der Seelenpflege entspringen daher nur aus Furcht und Hoffnung. Wie man verhüten will, dass die zürnende Seele schadet, so hofft man durch ihre Pflege sich Nutzen zu schaffen (1, 8. 2, 162). Durch die Trennung vom Leibe war die Seele freier und beweglicher geworden und ihr erweitertes Wissen konnte ihrem Schützling zu Gute kommen. Dies konnte entweder so geschehn, dass sie still und unsichtbar Beistand leistete, oder so, dass sie persönliche Mitteilungen ergehen ließ, d. h. ein Orakel erteilte (1, 14/15. 398 f.).

Diese fast überall nachweisbaren Vorstellungen stehn im Einklang mit wirklichen Interessen des Urmenschen; hier ist sein Wille energisch beteiligt; Leistung und Gegenleistung stehen sich gegenüber. Dieses praktische, nicht irgend ein theoretisches Bedürfnis, bestimmt die Richtung seines religiösen Triebes. Nicht darum handelt es sich für ihn die Wirksamkeit der Sonne, des Windes, des Regens durch einen Geist, der sie bewohnt, zu erklären (2, 99), sondern darum, irgend einer verehrten oder gefürchteten Seele (eines Toten) einen angemessenen, noch nicht besetzten Platz anzuweisen.

Wie mag sich also bei dieser Voraussetzung der Verfasser die Entstehung der Mythologie denken?*) Lippert meint z. B., auf dem Wege der Verehrung von Naturkräften würde die mit einfachen Elementen ganz richtig operirende Logik des Menschen nicht dahin gekommen sein, das Wohlwollen dieser Kräfte durch Gaben von Wein und Fleisch, Brot und Blut, durch Unterhaltung und Schmaus gewinnen zu wollen. Würde aber auf die anthropopathische Auffassung der Natur hingewiesen, »so verlege man damit schon das ganze noch so einfache Denken des Naturmenschen in einen alles umspinnenden Tropus«. Aber auch geschichtlich sei das unmöglich; denn da die Naturkräfte allenthalben und immer

*) 1, 16. 113. 242. 2, 99. 145.

da sind, so ließe sich der eigentümliche geschichtliche Wandel der Verehrung nicht erklären. Wie hätten z. B. die Bewohner von Arkona, das Meer und die Sonne vor Augen, um Naturkräfte zu ehren — einem unbeholfen zugehauenen Holzblock Nahrungsspenden vorlegen können. Wenn irgendwo, so hätte sich dort ein Cult des Himmels und des Meeres, nicht ein Fetischdienst des Svantovit entwickeln müssen.

Wie übereilt diese Schlüsse sind, wollen wir doch mit zwei Worten hervorheben. Der Verfasser scheint seinen Gegnern folgenden Schluss zu imputiren:

1. Alle Völker verehren die Naturkräfte als göttliche Wesen;
2. überall, wo Völker das Meer und die Sonne vor Augen haben, entwickelt sich Verehrung dieser Naturerscheinungen;
3. die Slaven in Arkona mussten also sowohl Naturkräfte im allgemeinen, als auch Meer und Sonne im besondern verehren.

Indessen ist mir nicht bekannt, dass jemand schon so geschlossen hat. Aber, wird er sogleich einwenden, wenn die Slaven Indogermanen sind, müssen sie doch auch die Sonne und den Himmel verehrt haben! Es ist wohl möglich, dass die linguistische Deutung des Svantovit, obwohl von Zeuss herrührend, nicht unanfechtbar ist. Was folgt aber daraus? Wenn wir trotz mancher Sagen-Sammlungen noch keinen slavischen Mythos construiren können, ist es erlaubt zu schließen, dass die Slaven keinen gehabt haben? Ist es außerdem denn notwendig, dass jedes indogermanische Volk die spärlichen Anfänge aus der gemeinsamen Urzeit zum Mythos umfassend entwickelt? Und ist, wenn nur dürftiger Mythos vorhanden war, nicht denkbar, dass sich die religiöse Verehrung an andre Dinge angeschlossen hat, als an Himmel und Sonne, an die Wolken und den Wind? Der Verfasser imputirt hier wieder folgenden Schluss:

1. alle Indogermanen verehrten Naturkräfte; denn alle Völker verehren die Naturkräfte;

2. also müssen die Slaven auch die Naturkräfte verehrt haben.

Wir indessen sagen so:

Die Mehrzahl der indogermanischen Völker zeigt mythologische Spuren der Verehrung des Himmels und seiner Erscheinungen und so werden wir sie auch bei den Slaven a priori erwarten. Indessen ist es wohl möglich, dass bei ihnen keine Mythologie aus den dürftigen Wurzeln der indogermanischen Epoche gewachsen ist und die Menschen sind keineswegs bloß auf die Verehrung der Naturkräfte angewiesen. Nun aber gar weiter zu schließen mit dem Verfasser: also gibt es keine Naturmythen, werden wir einstweilen noch keine Lust haben. Weder das eine ist wahr, dass alle primitive Religion Verehrung von Naturmächten ist, noch das andere, was der Verfasser beweisen will, dass alles Geistige, was irgendwo in der Natur verehrt wurde oder sonst göttliches Ansehen genoss, ursprünglich Gespenst oder Geist eines Toten gewesen ist.

Wie steht's nun z. B. in Aegypten mit dem Mythos? Da gab's neben den Tier-Fetischen auch Gestirn-Fetische, als höchster galt die Sonne. Diese Stufe der Verehrung der Gestirne müsse erst auf späterer Stufe und vielleicht nicht ganz organisch eingeführt sein (2, 99). Söhne der Sonne nennen sich die ägyptischen Könige als Nachkommen des Ra erst seit der 6. Dynastie; erst zu dieser Zeit müsse der Sonnenfetisch zur Anerkennung gelangt sein. »Fanden wir schon in Westafrika den Kreis der Fetische so erweitert, dass er Regen und Wind und selbst die Brandung des Meeres hereinzog, so konnte man in Aegypten mit den Götterschätzen*) von Jahrtausenden gradezu in die Notlage kommen, die Dinge in ihre Erscheinungen zerlegen zu müssen, um für die Geister Raum und Unterkunft zu gewinnen.« War Ra vorher ein Tier-Fetisch (es ist nicht sicher, dass Ra noch etwas andres bedeutet als die Sonne), warum blieb er es nicht? Warum wurde er Sonnenfetisch? Wer war denn Ra? Welches

*) D. h. mit der Menge von Seelen der Toten.

Bedürfnis sollte denn vorgelegen haben, dieser oder sonst einer Seele einen noch nicht occupirten Sitz zuzuweisen? War es eine Totenseele, warum musste sie einen besondern Platz haben oder ihren Platz wechseln? Haben wir ihn richtig verstanden, so stellt er sich bei den Aegyptern die Sache also folgendermaßen vor. Die Aegypter haben sehr viel Seelen verehrt. Daraus hoben sich durch die Mannichfaltigkeit der localen Culte viele Ahnen (Seelen von besondrer Wichtigkeit) heraus. Aber auch Tiere sah man als Seelenwohnsitze an. Man hatte aber so viel Geister, dass man sich nach festen Plätzen umsah, um sie unterzubringen. Tiere und Bäume (Baumcultus gab es übrigens in Aegypten wohl nicht, da es ein baumarmes Land ist) waren schon besetzt, da blieb nun z. B. die Sonne übrig. Dorthin wurde ein Geist versetzt. Aber wir sehen nicht ein, von wo und von wem jener Geist verdrängt wurde und warum man ihn auf die Sonne brachte, warum endlich dieser Fetisch so mächtig wurde, dass sich die Könige Söhne der Sonne nannten? Irgend etwas wird nach dem Verfasser nur dadurch Fetisch, dass eine Seele eines Toten in jenem etwas Platz nimmt; eine andre, anthropopathische Naturbetrachtung ist nicht gestattet.

Ein allgemeiner Grund ferner, der den Verfasser zu dem Glauben bestimmt, dass der Seelen- und Ahnencult der Ausgang aller religiösen Entwicklung sei, ist der, dass die Gewalt und Wirksamkeit der Götter localisirt ist. Wäre eine Beseelung der Naturkräfte, eine Personificirung von Ideen (!) oder ein Fetisch des Himmels, der Sonne u. dergl. der Ausgangspunkt dieser religiösen Entwicklung gewesen, so wäre die territoriale Umgrenzung der Gottesmacht in den ersten Stadien gar nicht denkbar und selbst in spätern würde sich sicherlich als Rudiment ein Anspruch aller Götter auf universelle Geltung erhalten haben. Hier aber ist deutlich warnehmbar das Umgekehrte der Fall. Wir halten uns sogar berechtigt, überall aus Spuren der localen Beschränkung auf zu Grunde liegenden Ahnencult zu schließen.

Also z. B. Zeus (1, 352 f.) wird nicht überall, wo man

die Abstammung auf ihn zurückführt, einfach der Olympier genannt — so hätte es doch geschehn müssen, wenn es nur einen Zeus gegeben hätte — sondern die Stämme setzen ihren eignen Namen, wo sie meinen von Zeus zu stammen, dem des Zeus hinzu, wie z. B. *Ζεὺς Λακεδαίμων*, *Ζεὺς Φρύγιος*. Daraus geht hervor, dass *Ζεύς* gar kein nom. prop. sondern appellat. ist und etwa Geist oder Herr (d. h. Ahnherr) bedeuten möge, zumal sich die Etymologie (S. 352, 358) bis jetzt vergeblich abmühe, das Wort zu erklären! Wenn es aber heißt (Herod. VI, 68) „bei diesem Zeus, dem Beschützer unsres Hauses", wie solle man da an den einen Olympier denken? Gab es aber einen Zeus Herkeios, so konnte doch unmöglich Homers olympischer Zeus, dem weder Allgegenwart noch Allwissenheit zukommt, als Hausgott eines jeden Hauses und Gehöftes gemeint gewesen sein.

Ja, der Gott der Unterwelt heißt ein *Ζεύς*. Wie kann man hier an den einen Olympier (den Himmel) denken? Was soll es heißen, wenn ein Zeus Asklepios,*) Zeus Agamemnon, Zeus Herakles und Zeus Trophonius verehrt wurde? Dass Zeus den Stammgott (als nom. appell.) bezeichnet habe, beweise auch der Umstand, dass sich so viele *διογενής* und *διοτρεφής* nennen. Ja, wie viel Mythen gibt's nicht über die Geburt von Göttern, und, fügen wir hinzu, sogar über ihren Tod gab es Erzählungen.

Darauf lässt sich wohl erwidern, dass, wenn Zeus Ahnengeist bedeutet, jeder, der seine Abstammung bezeichnen will, *διογενής* ist. Bekanntlich ist es aber eine Auszeichnung der Fürsten und Vornehmen, sich so zu nennen. Ich kann nun nicht einsehn, wie jemand seinen Rang dadurch bezeichnen will, dass er sagt, er stamme von einem *ζεύς* ab, statt dass er seinen Familien-*ζεύς* nennt. Somit kann ich nicht glauben, dass Zeus = Geist oder Ahnherr ist. Dann ist allerdings anzunehmen, dass *διογενής* ursprünglich der hieß, dessen Abstammung vermeintlich bis auf den »Himmelsfetisch« zurückging. Dieser Sinn wurde aber vergessen (ebenso

*) Preller, Griech. Mythol. I S. 428, 3. Aufl. II 361, 362. II 455. 499.

wie der von *διοτρεφής* = von Zeus aufgezogen) und nur der Gefühlston blieb übrig, welcher die Vorstellung zuerst begleitet hatte. Sodass es nicht mehr heißt von Zeus entsprossen (und von Zeus aufgezogen), sondern von Zeus beschützt, von ihm eingesetzt, ehrwürdig. Dann würde der Scholiast Recht haben *διὰ τί διογενεῖς καὶ διοτρεφεῖς τοὺς βασιλεῖς λέγει, οὐχ ὅτι ἐκ Διὸς τὸ γένος ἕλκουσι ἀλλ' ὅτι ἐξ ἐκείνου αὐτοῖς ἡ τιμή*, wie Hesiod sagt (theog. 96) *ἐκ δὲ Διὸς βασιλῆες*. Athene freilich heißt wegen des Mythos wirklich Zeus-entsprossen (Soph. Ai. 91. Aesch. Sept. 129).

Haben wir uns in der *γερουσία* nur Greise zu denken? *Γέρων* heißt freilich der Greis und Greise mögen naturgemäß Würde, Ansehn und Erfahrung besessen haben, so dass sie den Rat bildeten. Später hießen aber auch die, welche, ohne alt zu sein, Rat erteilten wie Greise, *γέροντες*. Was alles wird bei uns himmlisch genannt? Aehnlich geht's mit der Hölle; denn wir sagen sowohl höllisch heiß als auch höllisch kalt. Vielleicht kann hier auch erwähnt werden, dass *παῖς* nicht immer Kind bezeichnet, dass patronymische Bildungen nicht immer die Abstammung bedeuten. Denn Plat. leg. p. 769 B kann man unter den *παῖδες ζωγράφων* nicht die Söhne der Maler verstehen und wo die Asklepiaden erwähnt werden, nicht überall glauben, dass sie als Nachkommen des Asklepios gedacht wurden.

Sobald man anfing, den Zeus (den Himmelsfetisch) als sittliche Persönlichkeit zu denken, und ihm zuschrieb, dass er sich um das sittliche Verhalten des Menschen kümmert, konnte er bei jeder Gelegenheit angerufen werden, wo Recht und Wahrheit verteidigt werden sollte. Dass diese Versittlichung sehr allmählich vor sich gegangen ist, wird niemand bezweifeln.

Glaubt der Verfasser, dass in der homerischen Zeit, wo von Zeus die Rede war, irgend ein Grieche gefragt hat, welcher Zeus denn? Mein eigner Zeus (= Ahnherr) oder der Zeus der Fürsten oder der Zeus der Donnerer? Und so meine ich, dass alle die verschiedenen Beinamen, die er

führt,*) nichts für den Verfasser beweisen. Dass er als dodonäischer besondre Verehrung genoss, ist nur analog den verschiednen Muttergottes-Bildern der katholischen Kirche, von denen einige sich eines besondern Ansehens und Namens erfreuen.

Dass so viele behaupten von Zeus abzustammen, ist nicht wunderbar; denn überall leiten die Völker ihren Ursprung von Göttern her, außer im A. T., wo nur der Hauch Gottes eine Art von Verwantschaft herstellt.

Zweierlei bliebe also noch zu erwägen. Wie man von einem Zeus *χθόνιος* reden konnte und wie jene Namen Zeus Asklepios u. s. w. entstanden.

Preller bemerkt bei diesen Namen (II 361 Anm.) »wenn gelegentlich von einem *Ζεὺς Ἀμφιάραος* die Rede ist, so ist das zu verstehn wie *Ζεὺς Ἡρακλῆς, Ἀγαμέμνων, Τροφώνιος, Ἀσκληπιός,* eine Art von Superlativ der heroischen Verehrung«. Hier erinnert man sich zunächst, dass ja das Geschlecht des Agamemnon bis auf Zeus zurückgeführt wurde. Denn von Zeus kommt Tantalus, von ihm Pelops, von ihm Atreus (Iphig. Taur. init. Il. 2, 104). Wenn also die Sage Zeus und die Pluto zu Eltern des Tantalos macht, so kann in der Benennung Zeus Agamemnon der Sinn von Zeus nicht derselbe sein. Der Zeus, welcher des Tantalos Vater ist, vertritt bereits als Individuum die Stelle des Herschers der Götter und Menschen, ist also nicht mehr Himmels-Fetisch; um so weniger kann dies bei Zeus Agamemnon der Fall sein. Entweder also wir stimmen Preller bei und halten jene Doppel-Namen für ein Ergebnis von localer Verherlichung, oder wir folgen Lippert und erklären Zeus beide Male für Ahnherr. Ersteres erscheint freilich wunderlich, letzteres aber noch unwahrscheinlicher. Denn wenn die Genealogie der Vorfahren mit einzelnen Namen festgestellt ist, wie wird man dann darauf kommen, nun einen einzigen, einen der letzten besonders den »Ahnen« Agamemnon zu nennen? Wenn Agamemnon (Pausan. 7, 5 § 11) in Klazo-

---

*) Preller II p. 536. 537. 3. Aufl.

menä verehrt wird τιμὰς ἔχει, so braucht man nicht an etwas andres als eine Erinnerungsfeier zu denken. Der Vorname Zeus kann dann allerdings nichts andres bedeuten als »der König«, »der Herscher«, weil zu jener Zeit Zeus der Olympier wesentlich unter dieser Vorstellung lebte. Man weiß sonst gar nicht, warum nicht auch andre Heroen, welche im Gedächtnis der Nachwelt fortlebten, den Vornamen Zeus hatten. Von Trophonios wissen wir gar nicht, dass ihm die Sage Nachkommen zuschrieb. Warum sollte denn der grade »der Ahn« benannt werden? Dagegen hatte er vielleicht wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Ζεὺς χθόνιος den Beinamen bekommen, wie Herakles als Sohn des Zeus von der Semele.

Nun endlich Ζεὺς χθόνιος.*) Sieht man davon ab, dass die griechischen Vorstellungen von der Unterwelt zum Teil ursprünglich für den Himmel passen (wohin die Seelen heimkehren oder entrinnen) und dass bei der Wandlung des Schauplatzes ein Lichtgott wie Zeus durch irgend eine Variation der Sage auch mit in die Unterwelt gekommen sein kann, so genügt wohl die von Pausanias bezeugte Tatsache, dass Aeschylus von einem Zeus des Meeres gesprochen hat, zum Beweise, dass Zeus mit der Zeit etwa der Typus des Herschers, des Königs wurde. Man wusste nichts mehr vom »Leuchtenden«, vergaß seinen homerischen Wohnsitz und seinen Beinamen der Olympier, und betrachtete ihn als König, als Herscher, als den Schützer der sittlichen Gebote, der uralten Satzungen u. s. w. War er so zum Typus des Gebieters geworden, so konnte Aeschylus den Poseidon vergleichsweise Zeus des Meeres nennen und so konnte auch von einem unterirdischen Zeus die Rede sein. Diese Erklärung ist alt, aber ich sehe nicht, dass sie schlecht ist.

Sehen wir davon ab, dass viele Redensarten und Geschichten nur verständlich erscheinen, wenn Zeus als »Himmels-

---

*) Preller l. c. I 123 u. s. Pausan. 2, 2 § 8. 2, 24 § 4. Il. 9, 457. Hesiod. op. 465. Aeschylus (beim Pausan.) spricht vom Zeus des Meeres.

Fetisch« betrachtet wird, so müssen wir noch hervorheben, dass wir bei L. eine Andeutung darüber vermissen, wie, wann und warum jemals der ursprüngliche Glaube an die abgeschiednen Seelen, ihr Wohnen in der Erde, in einer Hütte, in besondern Totenreichen sich ändert. Mag die Seele wirklich in einen Baum, in ein Tier versetzt worden sein, wie kam sie denn auf die Sterne? Und wie geht es zu, dass der Sonnen-Fetisch öfters der mächtigste ist? Er sagt nur dies (1, 341): Die Erde als den allgemeinen Wohnsitz der Geister, also als großen Fetisch zu fassen, war so naturgemäß, dass sich dieser Vorstellung gar kein Volk entzog, wenn es nur ein klein wenig über das nächste hinaus zu denken begonnen hatte. Aber Erde und Himmel sind so natürliche Complemente, eine Vorstellung ruft so leicht die andre hervor, dass der Schritt vom Erd- zum Himmels-Fetisch gemacht werden konnte, sobald man sich nur nicht mehr genug dessen bewusst war, auf welchem Erfahrungswege man zur Vorstellung des Erd-Fetisches gekommen sei. Einen recht naheliegenden Anlass gab die Verschiebung der volksphysiologischen Vorstellungen samt deren socialem Einfluss, wie sie sich in der Gottvorstellung durch den Fortschritt von der Urmutter (der Mutterfolge-Vorstellung) zu dem Allherscher und Allvater (der Heroencult-Vorstellung) ausdrückte. War die Erde Urmutter, so lag es nahe den Himmel Urvater zu nennen. Diese Bemerkung mag richtig sein; nur ist damit keineswegs alles erklärt. Denn man hatte nicht genug daran (wie auch im Veda) eine Mutter Erde und einen Vater Himmel zu nennen, sondern die Ereignisse am Himmel, welche mit seiner Eigenschaft als Vater nichts zu tun haben, waren, wie der Rig-Veda bekanntlich lehrt, vom höchsten Interesse für das Volk, unerschöpfliches Thema des Sängers und (wie wir meinen) Veranlassung zu Naturmythen. Nebenbei sei hier erwähnt, dass im Rig-Veda der Himmel als die Heimat der Seele gilt.*)

---

*) Der Rig-Veda, die älteste Litteratur der Inder, von Adolf Kägi. II. Ausg. 1881. In dieser vortrefflich und aufs mannichfaltigste beleh-



wie der von διοτρεφής = von Zeus aufgezogen) und nur der Gefühltston blieb übrig, welcher die Vorstellung zuerst begleitet hatte. Sodass es nicht mehr heißt von Zeus entsprossen (und von Zeus aufgezogen), sondern von Zeus beschützt, von ihm eingesetzt, ehrwürdig. Dann würde der Scholiast Recht haben διὰ τί διογενεῖς καὶ διοτρεφεῖς τοὺς βασιλεῖς λέγει, οὐχ ὅτι ἐκ Διὸς τὸ γένος ἕλκουσι ἀλλ' ὅτι ἐξ ἐκείνου αὐτοῖς ἡ τιμή, wie Hesiod sagt (theog. 96) ἐκ δὲ Διὸς βασιλῆες. Athene freilich heißt wegen des Mythos wirklich Zeus-entsprossen (Soph. Ai. 91. Aesch. Sept. 129).

Haben wir uns in der γερουσία nur Greise zu denken? Γέρων heißt freilich der Greis und Greise mögen naturgemäß Würde, Ansehn und Erfahrung besessen haben, so dass sie den Rat bildeten. Später hießen aber auch die, welche, ohne alt zu sein, Rat erteilten wie Greise, γέροντες. Was alles wird bei uns himmlisch genannt? Aehnlich geht's mit der Hölle; denn wir sagen sowohl höllisch heiß als auch höllisch kalt. Vielleicht kann hier auch erwähnt werden, dass παῖς nicht immer Kind bezeichnet, dass patronymische Bildungen nicht immer die Abstammung bedeuten. Denn Plat. leg. p. 769 B kann man unter den παῖδες ζωγράφων nicht die Söhne der Maler verstehen und wo die Asklepiaden erwähnt werden, nicht überall glauben, dass sie als Nachkommen des Asklepios gedacht wurden.

Sobald man anfing, den Zeus (den Himmelsfetisch) als sittliche Persönlichkeit zu denken, und ihm zuschrieb, dass er sich um das sittliche Verhalten des Menschen kümmert, konnte er bei jeder Gelegenheit angerufen werden, wo Recht und Wahrheit verteidigt werden sollte. Dass diese Versittlichung sehr allmählich vor sich gegangen ist, wird niemand bezweifeln.

Glaubt der Verfasser, dass in der homerischen Zeit, wo von Zeus die Rede war, irgend ein Grieche gefragt hat, welcher Zeus denn? Mein eigner Zeus (= Ahnherr) oder der Zeus der Fürsten oder der Zeus der Donnerer? Und so meine ich, dass alle die verschiedenen Beinamen, die er

führt,*) nichts für den Verfasser beweisen. Dass er als dodonäischer besondre Verehrung genoss, ist nur analog den verschiednen Muttergottes-Bildern der katholischen Kirche, von denen einige sich eines besondern Ansehens und Namens erfreuen.

Dass so viele behaupten von Zeus abzustammen, ist nicht wunderbar; denn überall leiten die Völker ihren Ursprung von Göttern her, außer im A. T., wo nur der Hauch Gottes eine Art von Verwantschaft herstellt.

Zweierlei bliebe also noch zu erwägen. Wie man von einem Zeus *χθόνιος* reden konnte und wie jene Namen Zeus Asklepios u. s. w. entstanden.

Preller bemerkt bei diesen Namen (II 361 Anm.) »wenn gelegentlich von einem *Ζεὺς Ἀμφιάραος* die Rede ist, so ist das zu verstehn wie *Ζεὺς Ἡρακλῆς*, *Ἀγαμέμνων*, *Τροφώνιος*, *Ἀσκληπιός*, eine Art von Superlativ der heroischen Verehrung«. Hier erinnert man sich zunächst, dass ja das Geschlecht des Agamemnon bis auf Zeus zurückgeführt wurde. Denn von Zeus kommt Tantalus, von ihm Pelops, von ihm Atreus (Iphig. Taur. init. Il. 2, 104). Wenn also die Sage Zeus und die Pluto zu Eltern des Tantalos macht, so kann in der Benennung Zeus Agamemnon der Sinn von Zeus nicht derselbe sein. Der Zeus, welcher des Tantalos Vater ist, vertritt bereits als Individuum die Stelle des Herschers der Götter und Menschen, ist also nicht mehr Himmels-Fetisch; um so weniger kann dies bei Zeus Agamemnon der Fall sein. Entweder also wir stimmen Preller bei und halten jene Doppel-Namen für ein Ergebnis von localer Verherlichung, oder wir folgen Lippert und erklären Zeus beide Male für Ahnherr. Ersteres erscheint freilich wunderlich, letzteres aber noch unwahrscheinlicher. Denn wenn die Genealogie der Vorfahren mit einzelnen Namen festgestellt ist, wie wird man dann darauf kommen, nun einen einzigen, einen der letzten besonders den »Ahnen« Agamemnon zu nennen? Wenn Agamemnon (Pausan. 7, 5 § 11) in Klazo-

*) Preller II p. 536. 537. 3. Aufl.

Von Periodisirung der Mythen oder der psychologischen Begründung solcher Perioden ist daher beim Verfasser kaum die Rede. Dies tut seiner Darstellung des Seelenglaubens und Seelencults keinen Abbruch, mir scheint jedoch die wirkliche Entwicklung des sog. religiösen Lebens dabei nicht erklärt.

Wenn es nun Seelenglauben und Seelenpflege gibt, wie äußert sich dann dieser Cult? Zunächst haben wir zwei Reihen von Seelenkult-Vorstellungen zu unterscheiden (I, 389 f.). Die erste, am häufigsten getroffene, Reihe ist die ursprüngliche, die zweite entsteht eigentlich durch einen logischen Fehlschluss. Hestia, die Herdgöttin, ist so entstanden. Wo immer eine Familie um einen Herd wohnt, hat der Schutzgeist seinen Sitz auf dem Herde. Folglich hat jeder Herd seinen Schutzgeist. Wenn Homer die Hestia nicht nennt, so kennt er sie vielleicht nicht; es liegt in ihrer Eigenart, dass sie keinen Mythos hat. Bei Hesiod (Theog. 454) wird sie aber schon neben den höchsten Göttern als Tochter des Kronos und Schwester der Hera genannt, aber ohne Mythos.

Diese zweite Reihe von Seelencult-Vorstellungen »überträgt in scheinbarer Consequenz vorhandene Begriffe auf Gebilde neuer Art, womit die Religionsentwicklung beginnt sich formal von der Realität zu entfernen«. Tausendfache Induction lehrte, dass ein umwohnter Herd ohne Schutzgeist nicht zu denken sei. Dieser Schutzgeist ohne Bezug auf die genealogische Verbindung ist der Herdgeist im allgemeinen, oder »der Herd« nach Analogie des Fetischnamen bezeichnet. Die olympische Hestia ist nur »der Zusammenschluss« aller in eine Person, als solcher eine Schöpfung der Dichtung; aber doch auch wieder nur eine Analogie von Zeus und Hera. Bedeutung gewann die Vorstellung durch die Begründung von Gemeinde-Organisationen, durch die ἑστία κοινή. Löste sich einmal im Volksbewusstsein diese zweite Vorstellungsreihe von der ersten vollständig los, sodass sie

---

renden Schrift ist alles erwähnt, so dass ich einfach die dort gegebenen Citate abschreiben muss: S. 209 Anm. 275.

sich eine selbständige Bedeutung vindicirte, so war überhaupt für eine neue Art der Bildung von Religionsbegriffen der Weg geebnet. Diese Lostrennung ebnete in weiterer Folge auch den Weg zur Personificirung alles geistig Vorgestellten, wie es (wer?) gestattete, allem Sichtbbaren einen Schutzgeist zuzuschreiben, unbekümmert um dessen, d. h. des Schutzgeistes, nationale Herkunft.«

Wie ist die Sache? Es gibt Seelen, die wohnen in der Erde, in Bäumen, in Tieren. Nun sind soviele Dinge von Geistern bewohnt, warum nicht alle? Wie es einen Baumgeist gibt, so gibt es einen Herdgeist. Nur weiß ich nicht, woher der »Zusammenschluss« aller in eine Person kommt. Gibt es einen allgemeinen Baumgeist oder Tiergeist? Dazu ist die Hestia Pausan. 5, 14, 5 nicht ohne Ansehen; in Olympia wird ihr von den Eleern zuerst, dann erst dem Zeus geopfert. Sieht die Hestia aus wie eine Abstraction, wie ein Dichtergebilde? *)

Doch wenden wir uns jener ersten Reihe zu, welche nach L. den Ursprung aller Religion in sich begreift.

Wenn man sich nicht bloß darauf beschränkt die Seele abzuwehren, so muss man sie also versöhnen und pflegen. Im ersten Fall wird der Tote z.B. einfach aus der Nähe der Lebenden weg geschafft. Denn zuerst verweilt die Seele in alter Anhänglichkeit in der Nähe des Leibes. Man schafft den Toten nicht auf dem gewohnten Wege aus dem Hause, damit die Seele den Rückweg nicht findet. Oder man sucht die etwa zurückkehrende Seele durch Lärm zu verscheuchen (2, 10 f.). Wird sie versöhnt, so braucht sie Wohnung und Nahrung. Wohnung hatte sie allerdings auch dann, wenn sie durch Verzehrung des Leichnams in die Ueberlebenden aufgenommen wurde. Die Art der Wohnung ist nun verschieden nach der Art der Lebensweise. Zieht man umher, so wird der zurückbleibende

*) Curtius G. E.[4] S. 400. Roth K. Z. XIX, 218. Carl Bötticher, Die Tektonik der Hellenen. Zweiter Band, IV. Buch 1852 S. 322 f.

K. Z. XIX, 221. XVI, 130. 171 f. VII, 178. Roth und Grassmann legen vas (wohnen) zu Grunde, sodass Vesta die Genie der Heimat, nicht eine Göttin des leuchtenden Feuers wäre.

Leichnam mit Steinen bedeckt. Hat man feste Wohnsitze, so erhält auch die Seele einen solchen (I, 7 f.). Entweder das Haus des Lebenden nimmt den Toten auf, oder man lässt dem Toten die alte Wohnung, oder er erhält eine neue besondere Wohnung. Ein Teil dieser Seelenwohnung ist zum Verkehr mit den Lebenden bestimmt. Meist erhielt die Seele ihren Wohnsitz unter der Erde.

Wie nun Seelenhaus zu Seelenhaus kommt, entstehen mitunter ganze Ansiedlungen, Totenreiche. Geht die Seele in etwas andres über, in ein Tier, einen Baum, so entsteht damit der Fetisch. Diese ältesten Totenhütten, meist vier Pfähle um eine Säule, sind überall verbreitet und daraus hat sich der Tempel, auch der griechische, entwickelt (I, 94, 101). Diese Bauwerke sind vielleicht ursprünglich nur die Umfriedung des Schattenraums von Bäumen gewesen. Damals sei vielleicht die lebende Eiche selbst der Fetisch (d. h. der mutmaßliche Sitz der Seele) gewesen. Der Cult in Hainen und der Baumcult schließt sich überall an den einfachsten Seelencult an (I, 112); aber Schnitzbild und Tempel (in so einfacher Form) ist in dem Gebiet zwischen Weichsel und Rhein nur bei den Nordslawen (z. B. auf Rügen) erwiesen. Warum man gerade Bäume und Haine von Seelen belebt dachte, sagt der Verfasser nicht. Aus den Gräbern entstehn die Heiligtümer des Cults (I, 236); die christliche Kirche der ersten Zeit schuf die Gotteshäuser zu Gräbern um, indem sie die Andacht an die Gebeine der Heiligen fesselte.

Der griechische Tempel schließt sich, wie jede Seelen-Cultstätte, an den Begriff des Grabes wie an den der Wohnung: er ist im wesentlichen eine Wohnstätte des Geistes und ein Verkehrsraum für Gott und Menschen, *τέμενος*, der umfriedete Raum, ist gleich den germanischen und slavischen Anfängen dieser Art. Sehr häufig habe es bei jenen Tempeln unterirdische Gemächer (*μέγαρον, ἄδυτον*) gegeben.

Auch das griechische Götterbild ist vom Fetischpfahl abzuleiten (I, 337). Der Verfasser hätte sich hierbei, wie bei allen Angaben über den Tempel, der Kürze halber auf Carl

Böttichers ausgezeichnete Gelehrsamkeit berufen können, der alles das schon längst erwähnt hat.*) Nirgends sei das Grab so klar die Nachbildung der menschlichen Wohnung wie in Etrurien (I, 415) und der Tempel die Ausbildung des Grabes.**)

Die gepflegte Seele braucht Speise und Trank (I, 12 f.): beides wird in den Grabraum und in den Verkehrsraum gestellt. In Afrika z. B. fand man Gräber mit trichterförmigen Oeffnungen (2, 55 f.), in die man diese Nahrung hineinschüttete.***) Da aber die Seele auch Geselligkeit liebt, so speisen die Lebenden mit ihr. Auch Leichenspiele werden veranstaltet.

Fetisch ist Sitz einer Seele (I, 99 f.). So ist z. B. der Triglav (Dreikopf) bei den Pommern und Elb-Slaven ein solcher Fetisch. Um einen Baum (als Sitz eines Geistes) herum war ein gefriedeter Bezirk; mit der Zeit fing man an den Baum roh zu bearbeiten; dass dieser Triglav grade drei Köpfe hatte, sei ohne alle Bedeutung; es habe auch vierköpfige Bilder gegeben (I, 92). Svantovit aber (I, 96) habe mit »Lichtgott« gar nichts zu tun. Es sei ein Patronynicum und bedeute »einer der Svantover«. So bezeichnen die Slaven einen Fetisch entweder nach seiner Gestalt (Dreikopf) oder nach der Familienzugehörigkeit des Geistes.

Denn Gottheiten für bestimmte Tätigkeitskreise (I, 242) kenne das germanische Altertum noch so wenig wie das slavische. Jedem Gotte wurden diejenigen Leistungen zugemutet, auf welche sein Volk nach der Art seines individuellen Tätigkeits-Kreises Anspruch machte. Durch Verträge, Eroberung und Aufsaugung von Völkerschaften werden mehrere Culte dieser Art Gemeingut eines Volksganzen; lebhafter Verkehr nach außen bringt auch fremde in irgendein Verhältnis zu jenen. Aus dem Versuche diese Tatsachen logisch

*) C. B. Der Baumkultus der Hellenen u. s. w. Berlin 1856.

**) Ueber die Pyramiden und den Tempel in Jerusalem 2, 100. 152. C. O. Müller, Kunstarchäologische Werke III, 139 f. 1873. F. G. Welcker, Kleine Schriften III, 357 f. 1850.

***) Vgl. Ztschr. f. Ethnologie 1881. S. 237 f.

zu ordnen, entsteht die Mythologie. Das System also schafft sie durch Genealogisirung, die Füllung nimmt sie aus der Heldensage.

Der Fetischismus bilde einen wesentlichen Bestandteil der religiösen Vorstellungen bei den Slaven und Germanen wie bei allen andern lebenden Naturvölkern; aber zu der ausschweifenden Wahl der Stoffe wie die durch eine buntere Natur angeregten Völker ist das germanisch-slavische nicht gelangt. Der deutsche Fetisch teile sich in den exuvialen und den Grabfetisch. Exuvien, Ueberbleibsel aus der nächsten Umgebung einer Person, binden leicht deren Seele. So die ältesten Herzeichen. Hauptfetisch anderer Art ist bei den Germanen und Slaven der Baum*), woraus sich das Standbild entwickelt. Das germanische und slavische Opfer ist Seelencult-Spende; das germanische lasse auch eine kannibalistische Grundlage deutlich erkennen.

Ueberhaupt: in der Urreligion der Litauer, Slaven, Germanen ist nichts, das nicht Seelencult oder dessen Entwicklung wäre.

Bei der Seelenpflege musste das Blut, das der Urmensch so hoch schätzte, natürlich auch der Seele besonders angenehm sein; frisches, heißes Blut ihr zur Versöhnung hinzuschütten war daher besonders ratsam (I, 13).

Opfer und Genießen von Menschenfleisch und Blut hat aber einen doppelten Sinn.**) Als etwas verschiedenes kommt es uns doch vor, wenn die Eskimo der toten Mutter den Säugling und wenn die Inselkaraiben dem Toten Sklaven mitgeben. Wurde der lebende Mensch Menschenfresser, so können wir uns nicht wundern, dass er auch der Seele Menschen opferte.***) Teils aber wurden Menschen verzehrt aus Stupidität bei noch gänzlich unentwickelter Pietät; teils nagte man das Fleisch von den Knochen, damit die Seele (2, 61) nicht soviel von den Maden zu leiden habe; teils

---

*) Vgl. Bötticher, Baumkultus bei den Griechen, Römern u. s. w. Kuhn, Herabkunft S. 243.

**) 1, 47 f. 2, 54 f. Peschel, Völkerkunde 169.

***) R. Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie. Leipzig 1873.

konnte bereits der Glaube entwickelt sein, die Seele wohne im Blut und durch den Genuss des Blutes werde sie entweder vernichtet oder die ihr eigentümlichen Kräfte von den Genießenden angeeignet. Sodass z. B. das Herz eine sehr beliebte Speise wird. Die Greise werden nicht nur verstoßen, sondern mitunter auch verzehrt (Kaegi l. c. p. 148 Anm. 50).

Hier müssen wir hinzufügen, dass die Sitte Menschen zu opfern, keinen sichern Rückschluss auf Kannibalismus gestattet: Peschel l. c. S. 165 f.

Menschen werden also getötet, damit ihre Seele andern Seelen zum Dienst u. s. w. beigesellt wird.*)

Wie stellt sich nun der Verfasser vor, dass aus so verehrten Seelen »Götter« werden?**)

»Wie die fortschreitende Lebensfürsorge aus Familien Familienverbände mit beginnender Organisation schafft, tritt aus dem in die Breite gehenden Seelencult die klarere Einheit des Ahnencults heraus. Der Ahnencult wird ein Heroencult im besondern Sinne und dessen Inhalt füllt sich je nach der Geschichte der Völker. Jeder dieser Culte ist kompatibel mit allen ältern Formen, bis der menschliche Geist, in Verhältnissen höherer Ansprüche erzogen, für speculative Tätigkeit genug geschärft und mit Kenntnissen genug gefüllt ist, die ihn einen weitern Kreis (?) übersehen lassen.« So entsteht ein buntes Gewirr von Mythologie, in deren verschiedensten Trieben jedoch Uebereinstimmung zu finden uns nicht wundern könne.

Vielleicht hat auch der Leser das Bedürfnis sich über die wahre Meinung des Verfassers klar zu werden. Wir nehmen also mit dem Verfasser an, dass es bereits Ahnencult gegeben hat. Denn das ist doch nach dem allgemeinen wirren Seelencult die nächste Stufe. Dass der Mensch weitere Operationen in und mit diesem alleinigen religiösen Bewusstsein vornimmt, wird veranlasst durch die höheren Ansprüche, welche er jetzt an die Erklärung der Welt macht. Kennt-

---

*) Ueber Blutbrüderschaft 2, 61 f. 1, 59 f.

**) 1, 15. 69. 242.

nisse und erwachende Speculation treiben ihn an, die Ahnenseele oder überhaupt noch andere Seelen der Toten zur Befriedigung seiner speculativen Bedürfnisse d. h. zur Erklärung der Welt in Anspruch zu nehmen. Sehen wir zu — falls wir den Verfasser richtig verstehn — ob uns seine Theorie ein Beispiel erklärt. Also z. B. Zeus. Erstlich ist dies ein Geist, der nicht nach der Familien-Angehörigkeit benannt ist, wie Svantovit. Sondern Zeus heißt nach L. nur Geist oder Herr. Auch von der Form des Fetischbildes (wie jener Triglav) hat er seinen Namen nicht.

Dann wäre also, müssen wir uns vorstellen, dies der Gedankengang gewesen. Der Zeus d. h. der Ahn wird verehrt; er schützt den Herd, er bewacht die Speisekammer (Preller I, 117), er gibt Orakel in Dodona, er wendet Unglück ab u. s. w. Also wird er auch den Donner machen, den Blitz schleudern und im Aether herschen. Oder genauer: irgendeine von den vielen Ahnenseelen, die alle Zeus hießen, wirkt dort oben als Geist des Himmels. Dort gibts einen Zeus, wie so viele andre hier auf der Erde.

Alsdann bleibt unbegreiflich, wie sich jener Himmels-Zeus eine so große Autorität verschaffen konnte. Hier lässt sich einwenden, man habe ihn Zeus-Vater genannt (als Complement zur Mutter Erde) und so habe er so großes Ansehen erlangt. Aber Vater d. h. Ahnherr war er ja schon vorher. Wie soll also dieser Titel seinen Rang erklären?

Oder wie steht es mit Jahve? Das ist natürlich auch eine Ahnenseele. Allein sie ist wieder wesentlich von Zeus verschieden, wie Zeus von jenem aus dem Geschlecht der Svantover verschieden war. Denn Jahve heißt nicht noch irgend jemand außer dem einen, der bei den Ebräern zu einer gewissen Zeit Himmelsfetisch war. Es heißt nicht Vater-Himmel als Complement zur Erde, denn die heißt nicht Mutter Erde, wenn auch die Vorstellung der seelenbergenden Unterwelt weder den Juden noch andern Semiten fehlt und die Assyrer bekanntlich von einer Göttin der Unter-

welt reden (Diese Ztschr. 8, 345).*) Mag also die erwachende Speculation sich des Jahve bedient haben, um in den Ereignissen des Luftkreises seine Wirksamkeit wiederzufinden, wie kommt es, dass Jahve so oft grade durch Feuer-Erscheinungen charakterisirt wird? Denn sein Aussehen ist hell, er erscheint im feurigen Busch, er lässt Feuer ausgehn, um das ihm wohlgefällige Opfer zu verzehren u. s. w.

Hört man ferner, dass anderswo ein so unverkennbarer Name wie Varunas (der Umhüller v. var) = *οὐρανός***) eine sehr lebhafte Verehrung genoss, so trägt dies mit Recht zur Befestigung der Anschauung bei, dass der Himmel sehr wohl Gegenstand der Verehrung sein konnte, ohne dass man glaubte, es sei eigentlich eine Ahnenseele, welche auch dort oben, wie hier unten auf der Erde, ihre Wirksamkeit entfaltet. Dem tut keinen Eintrag, dass Varuna von Indra verdrängt wurde. Aehnlich war es in historischer Zeit in Griechenland. Demeter und Dionysos spielen im alt-ionischen Epos gar keine besondre Rolle, treten dagegen in der Zeit der Pisistratiden lebhafter hervor und ihr Cult wird integrirender Teil des Staatslebens.

Darf man endlich die Frage erheben, warum von den männlichen Ahnenseelen grade Zeus (der noch dazu bloß Geist oder Herr bedeuten soll) den Himmel bekommt? Die historische Sprachwissenschaft, deren Widerlegung L. freilich nicht unternehmen konnte, die er aber am besten durch seine positive Darlegung widerlegt glaubt, wird hier das bekannte wiederholen, dass Zeus ihr bedeutungsgleich scheint mit djaus und Ziu***), wenn auch nicht damit gesagt ist, dass von Djaus, Zeus und Ziu bei diesen drei Völkern eine gleiche Vorstellung vorhanden war, oder dass eine ziemlich

*) Vgl. O. Henne-Am Rhyn, Die deutsche Volkssage u. s. w. 2. Aufl. Wien 1879. S. 705—712.

**) Roth, Die höchsten Götter der arischen Völker, Ztschr. d. D. M. G. 1852. S. 67 f.

***) Vgl. z. B. Kaegi l. c. S. 167. Anm. 112 a. Kuhn in Haupts Ztschr. 1842. S. 231 f. Steinthal, diese Ztschr. 9, 279 f. hält weder Djaus noch Varuna für alt. K. Z. 1, 457.

scharf umrissene indogermanische Gestalt von Djaus vor der Trennung entwickelt war und nach ihr festgehalten wurde.

Aber, wird L. sagen, um die Vorstellung von Göttern zu entwickeln, muss man die Vorstellung der Seele oder einer geistigen Wirksamkeit vorher besitzen. Und diese Vorstellung wurde erst durch die Erscheinung des Todes gebildet. Was für Geister sollen es denn gewesen sein, diese Götter, wenn nicht solche von Toten, der Mensch kannte ja gar keine andern. Dass der Mensch nur an sich selbst Gelegenheit zu dieser Unterscheidung von Leib und Seele gefunden hat, wird nicht bestritten; aber dass er bei der Beurteilung der Dinge jene Meinung festgehalten hat, es könne nur Geistern von Toten ihre lebendige Regsamkeit zugeschrieben werden, lässt sich nicht beweisen. Wenn auch bei solcher Gelegenheit durchaus keine feste Vorstellung von der Persönlichkeit des wirkenden Dinges entstand, so genügt nach dem psychologischen Organismus die dunkle Vorstellung eines innern Grundes der Erscheinung, wie ihn der Mensch an sich selbst zu bemerken glaubte. Der Schluss, den er vollzogen hat, lautete daher nicht notwendig: weil der Baum rauscht (spricht), wächst, sein Aussehen verändert, wohnt in ihm die Seele eines Toten; sondern weil er dies alles tut, ist er mir ähnlich, ist ein innerlicher Grund seiner Erscheinung vorhanden.

Auch ist die Meinung, dass lediglich die Tatsache des Todes zur Vorstellung der Seele führte (Tylor, Die Anfänge der Kultur; Lippert und Andre) nicht unbestritten.*) Wenn die Litauer (I, 242) etwas von einer Urreligion oder Urmythologie der Indogermanen mitgebracht hätten, meint der Verfasser, so würde es sich wohl erhalten haben. Da wir aber nichts bei ihnen finden als den Seelencult, so dürfen wir auch nur diesen als gemeinsamen religiösen Besitz der Indogermanen vor der Trennung voraussetzen. Da aber nicht jedes Volk eine Mythologie hat, so wäre es wohl mög-

*) Siebeck, Geschichte der Psychologie, I, erste Abteilung. Gotha 1880. S. 2 f. 6 f.



lich, dass die Litauer auch keine entwickelt haben, oder dass uns von den spärlichen Anfängen nichts übrig geblieben ist. Wer dagegen etwas von der vergleichenden Mythologie hält, wird dem Verfasser eine ganze Reihe von Tatsachen entgegenhalten, die nur erklärlich erscheinen, wenn man Verwantschaft der Mythen unter den indogermanischen Völkern voraussetzt. *) (Fortsetzung folgt.)

Joh. Volkelt, Die Farben und die Seele. (Separatabdruck aus der Zeitschr. für Philosophie u. philos. Kr. 79. Bd.) 27 S. 8⁰. Von Steinthal.

Der Verfasser legt sich die Frage vor: »Ist beim Zustandekommen der einfachen, schlichten Farbenempfindungen die Seele mit ursprünglichen, aus ihrer Selbstbetätigung herfließenden Leistungen beteiligt? Entfaltet die Seele auf Anlass der mechanischen Erregung der Sehnervenfasern und ihrer Centralstellen im Großhirn eine Tätigkeit, die über Alles, was mechanische Bewegungen in Nerven und Gehirn zu leisten vermögen, qualitativ und principiell hinausreicht?« Und der Verfasser meint: »Sollte es sich zeigen, dass schon die einfachen Farben-Empfindungen zu ihrer Erklärung der Annahme einer schöpferischen Tätigkeit der Seele bedürfen: um wieviel herrlicher, vielseitiger und reicher wird uns dann die selbsteigene Kraft der Seele bei Betrachtung ihrer höheren Betätigungsweisen entgegenleuchten müssen!« Es kommt also die ganze Existenz der Psychologie in Frage, welche man in neuerer Zeit öfter ganz in Physiologie auflösen zu müssen meinte.

Nun ist erwiesen, dass die Dinge weder leuchtend noch beleuchtet sind, weder rot noch grün, weder weiß noch schwarz. Alles was wir Licht und Farbe nennen, ist in der Außenwelt nichts als Aetherbewegung in ihren Unterschieden. Alle Mannichfaltigkeit farbiger Erscheinungen geht auf in räumlichen und zeitlichen Größen-Unterschieden. Unser Auge, unser Empfinden ist es, wodurch Licht und Farbe als subjectiver Schein über die Dinge gebreitet werden. — Dabei ist es aber höchst merkwürdig, dass die Unterschiede, Aehnlichkeiten, Anordnungen der Farben-Empfindungen von den entsprechenden physikalischen Verhältnissen abweichen. Schwarz ist für die Empfindung eine positive Farbe, wie rot; physikalisch ist es Abwesenheit von Lichtstrahlen, also

*) Hier sei nur verwiesen auf diese Zeitschr. 8, 12 f. und Michel Bréal, Hercule et Cacus, in den Mélanges etc. Paris 1877. S. 1—163.

rein negativ. Weiß ist für die Empfindung so einfach, wie rot; physikalisch ist es eine Zusammensetzung aus allen andern Farben. Purpur kommt im Spectrum gar nicht vor; es ist physikalisch eine Mischung von rot und violett. Während also das Spectrum eine Farben-Linie darstellt, vermittelt die Empfindung die beiden Endpunkte dieser Linie durch Purpur und wandelt sie dadurch in einen Farben-Kreis um. Mischung der Farben besteht überhaupt nur für die Physik, nicht für die Empfindung. Daher hat auch letztere andere Grundfarben und hat solche in anderem Sinne, als die Physik.

Nun ziehe man immerhin die psychologischen Vorgänge hinzu. In jedem Falle handelt es sich hier nur um irgend welche Veränderungen in der räumlichen Lage der kleinsten materiellen Teilchen der Nerven- und Gehirn-Substanz — nicht um Farben.

Ganz vortrefflich führt der Verfasser alles dies weiter aus und kommt zu dem Schlusse, dass der Materialismus ein Irrtum sei, und dass notwendig ein apriorisches, aus sich Qualitäten zu einer Welt der Totalität und Harmonie schaffendes Seelenprincip anzunehmen sei, das sich freilich nur durch physikalische Reize entwickelt.

Wie dies zu dem in diesen Blättern früher von G. Glogau und mir Dargelegten stimmt, überlasse ich dem Leser. St.

Berichtigungen zum Aufsatze: Ueber Analogiebildungen insbesondere im Ugrischen:

S. 112 Z. 5 ob. »sie erwarten ihn«.

S. 115 Z. 13 ob. *kuusi kuutta.*

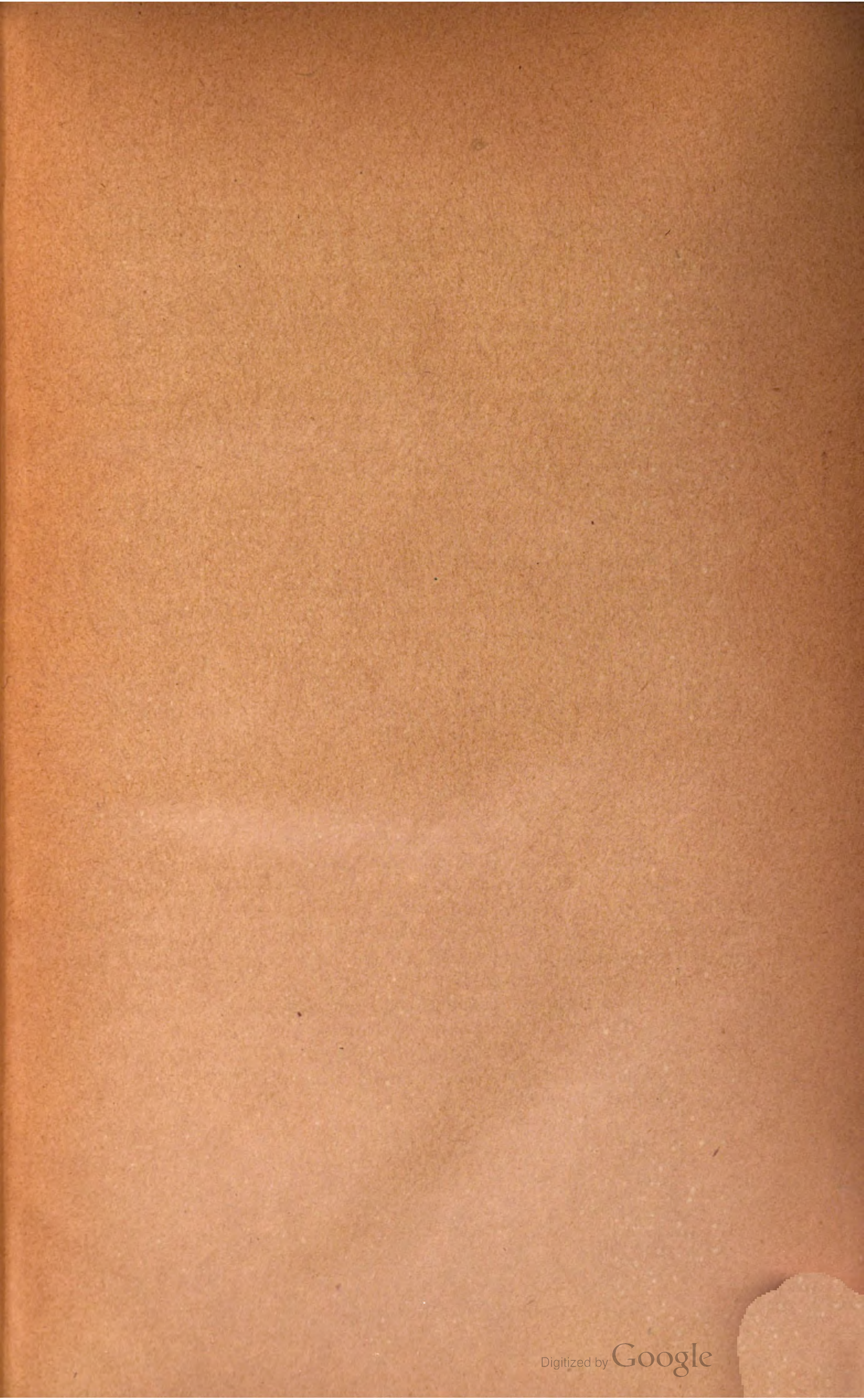
S. » Anm. *kättä* neben *käsiä.*

S. 133 Z. 5 ob. »nicht« ist zu streichen.

Was die neugriechischen Futurformen *θέλω γράψει, θέλει γράψω* anlangt, die ich S. 126 flg. erwähnte, so hatte sich darüber Mich. Deffner in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1877 S. 224 geäußert, wie mich Prof. Jak. Wackernagel nachträglich erinnert. Mit Deffner bin ich in den beiden Hauptpunkten, auf die ich Wert legte, zusammen getroffen: 1. dass die Form *θέλει γράψω* dem mangelnden Verständnis der Infinitive den Ursprung verdankt, 2. dass in *θέλω γράψει* das *γράψει* kein Conjunctiv sein könne. Ob der Uebergang von *θέλω γράψει* zu *θέλει γράψω* durch ein unbelegbares *θέλω γράψω* oder sonst wie statt gefunden habe, berührt den dortigen Zusammenhang nicht.

S. 400 Z. 14 u. geleren.

WEIMAR. - HOF-BUCHDRUCKEREI.


Digitized by Google





